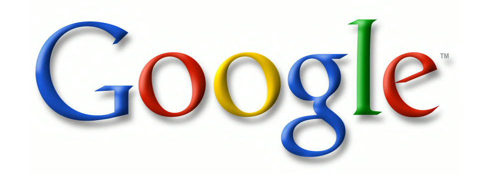












Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Seiner Königlichen Hoheit

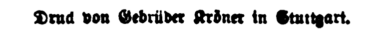
dem Fürsten

Carl Anton von Hohenzollern,

Burggrafen zu Nürnberg, Grafen zu Sigmaringen, Veringen und Berg,
Herren zu Haigerloch und Werstein

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

von dem Verfasser.


Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Seiner Königlichen Hoheit

dem Fürsten

Carl Anton von Hohenzollern,

Burggrafen zu Nürnberg, Grafen zu Sigmaringen, Veringen und Berg,
Herren zu Haigerloch und Werstein

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

von dem Verfasser.

Euer' Königliche Hoheit

haben, als ich vor nahezu einem Jahrzehent die ausgezeichnete Ehre gehabt, Höchstdenselben die Idee zu dem vorliegenden Werke unterthänigst vorzutragen, dieselbe mit lebhaftem Interesse aufgenommen und deren Verwirklichung Höchstdero huldvollste Unterstützung zugesagt. So machte ich mich denn auch freudig an das Werk, wiewohl ich bei dessen Eigenart mir der vielen dabei zu überwindenden Schwierigkeiten von Anfang an wohl bewußt gewesen. Da war es nun, als mir zu wiederholten Malen vergönnt worden, Euer' Königlichen Hoheit und hohen Damen Höchstdero erlauchten Hauses ausgearbeitete Abschnitte verschiedenen Inhalts von dem Werke vorzutragen, vornehmlich der warme Beifall, welcher denselben gnädigst gezollt worden, was mir die in manigfacher Beziehung schwere Aufgabe leichter lösen half. Schließlich aber verzögerte, als das Werk zum größten Theil druckfertig vorgelegen, ein langwieriges körperliches Gebrechen, das mich befallen, die Vollendung desselben. So fühle ich mich denn doppelt glücklich, Euer' Königlichen Hoheit das Werk im

Druck unterthänigst vorlegen zu können, und es bleibt mir nur noch der Wunsch übrig, das Bild, welches ich mit demselben von einem hochgefeierten Ahnherrn Höchstdero erlauchten Stammes und dessen denkwürdiger Zeit entworfen, möchte insbesondere Eurer Königlichen Hoheit erleuchteten Beifall erhalten und mein Werk bei Höchstdenselben gnädige Aufnahme finden.

Tübingen im Ostermonat des Jahres 1879.

Ludwig Schmid.

Vorrede.

Vorliegendes Werk soll weder ein Geschichts- oder Geschichten-Buch noch ein historischer Roman sein, sondern ein interessantes Stück des deutschen Mittelalters, nämlich die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, dem Leser in einem Cyklus von — unbeschadet der Gründlichkeit frei bearbeiteten historischen, zumeist aber kulturhistorischen Bildern vorführen. Von denselben macht fast ohne Ausnahme jedes Bild ein abgerundetes für sich verständliches Ganzes, alle zusammen aber geben in der Hauptsache ein Totalbild des bezeichneten Zeitabschnitts, in welchem Hoch und Nieder, Alt und Jung, das Große und das Kleine in den verschiedensten Verhältnissen und Richtungen vertreten ist. Und zwar haben wir einen berühmten Mann, dessen Wirken fast ganz in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts fällt, zur Hauptperson des ganzen Bilderkreises gemacht, an deren Leben vom zarten Knabenalter an bis zu ihrem Heldentode sich, einem Faden gleich, ein gutes Stück politischer, vornehmlich aber Kultur-Geschichte hinzieht. Derselbe gehörte einem hochadeligen, schwäbischen Geschlechte an, das zu den Ahnen der erlauchten Hohenzollern und Habsburger unserer Zeit in nahen verwandtschaftlichen und sonstigen manigfachen Beziehungen gestanden. Es ist dies jener Graf Albert (Albrecht), welcher nach seinen Hauptburgsitzen und Grafschaften bald von Hohenberg, bald Rotenburg, mitunter auch (namentlich als Minnesänger und von seinen nicht schwäbischen Zeitgenossen) von Haigerloch genannt wurde. Albert entstammte nämlich derjenigen schwäbischen Linie des Grafenstammes Zollern, welche sich gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts von dem-

selben abtrennte, die obgenannten Burgen und Herrschaften als Erbtheil an sich nahm, indeß schon im letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts im Mannsstamme ausgestorben ist. Unseres Helden leibliche Schwester Gertrud (später Anna genannt) aber, welche sich mit dem Grafen Rudolf von Habsburg, dem nachmaligen römischen (deutschen) König, vermählte und die Mutter sämmtlicher Kinder desselben ist, glänzt als die hohe Ahnfrau des Oestreichischen Kaiserhauses, während das Baierische Königshaus als solche Alberts Nichte Mechtilde verehrt. Wenn wir es nun unternommen, diesen Grafen Albert von Hohenberg als Helden eines historischen bez. kulturhistorischen Bilderkreises in besonders auszeichnender Weise auch in weitere Leserkreise einzuführen,* so dürfte diese Wahl vollkommen gerechtfertigt erscheinen. Im Allgemeinen beweist schon der Umstand, daß Alberts Heldentod bei Leinstetten (s. den letzten Abschnitt des zweiten Bandes) sich fast in allen namhaften gleichzeitigen Quellenschriften aufgezeichnet findet, auch fern von Schwabens Grenzen ein so großes Aufsehen erregt, so innige Theilnahme gefunden hat, daß er im ganzen deutschen Reiche als ein Mann von hervorragender politischer Bedeutung gegolten hat. In der That spielte Albert nahezu das ganze letzte Viertel des dreizehnten Jahrhunderts hindurch in engeren und weiteren Kreisen des deutschen Reichs entschieden eine hervorragende politische Rolle, galt als einer der ersten Turnier- und Kriegs-Helden seiner Zeit, erprobte sich als gewiegter Staatsmann und Diplomat, glänzte endlich in zwiefachem Sinne auch als edler Sänger. Dabei zeichneten ihn als Regenten seiner sehr ansehnlichen Grafschaft sowie als Privatmann hohe Tugenden aus in einer Zeit, da vornehmlich auch in den höheren und höchsten Kreisen der Gesellschaft ziemlich allgemein Rohheit und Sittenverderbniß herrschte. So sind denn die Geschichtsschreiber des Mittelalters

* Graf von Stillfried in Berlin, der hochverdiente Altmeister auf dem Gebiete der hohenzollern'schen Geschichte, hat den Verfasser dieses Werkes, nachdem 1853 von ihm eine Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen erschienen, zur Uebernahme der Bearbeitung derjenigen der Grafen von Hohenberg Zollerischen Stammes aufgemuntert, welche nebst Urkundenbuch denn auch unter huldvoller Munificenz Sr. Majestät des Königs Wilhelm I. von Preußen im Jahr 1862 erschienen ist.

wie die der Neuzeit einstimmig seines Lobes voll. Da rühmt einer von jenen besonders Alberts Unbescholtenheit und Rechtschaffenheit, Weisheit und Thatkraft; ein anderer dessen Milde (Freigebigkeit) und Menschenfreundlichkeit; ein dritter preist ihn als hohen Verehrer der Frauen und ein Muster von ritterlicher Galanterie im besten Sinne des Worts; ein vierter hält ihn für den ersten Ritter seiner Zeit, für den Besten an ritterlicher That beim Turnei und auf der Walstatt, und meint, in Schwabenland werde ihm gleich keiner mehr geboren werden; ein fünfter vergleicht ihn gar mit einem der vielbesungenen zwölf Sagenhelden von der burgundischen Königstochter Kriemhilde Rosengarten bei Worms; einer der ausgezeichnetsten Geschichtsschreiber von der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts endlich führt Albert auf als „vir mirificus et famosus.“ Das vollgiltigste Zeugniß aus alter Zeit für Alberts hervorragende Tüchtigkeit als Staatsmann und ritterlicher Feldherr liegt aber darin, daß sein königlicher Schwager, welcher in beiden Beziehungen doch selbst hoch gestanden, sehr Großes auf ihn gehalten und in der schwierigsten Lage seines Lebens sich vornehmlich von ihm Rath und Hilfe dringendst erbeten, wie wir im zweiten Kapitel des neunten Abschnitts vom zweiten Bande S. 408 f. nachgewiesen. Wir erachteten uns daher, wenn auch nicht immer speziell überliefert ist, worin der thätige Antheil bestanden, welchen unser Held an den Berathungen der Reichsangelegenheiten, beziehungsweise Unternehmungen seines königlichen Schwagers genommen, auch vollkommen berechtigt, anzunehmen, daß seine Rolle dabei stets eine hervorragende gewesen. Es wäre aber eine übermäßige Erhebung seiner Persönlichkeit, wenn wir König Rudolf neben ihm irgendwie in Hintergrund stellen würden. So bildet denn dieser insbesondere in den Abschnitten 6, 8, 9, 11, 14 auch die Hauptperson, dabei aber begegnet der Leser in denselben wiederholt unserem Helden und lernt ihn nach seinen politischen Grundsätzen und seiner Wirksamkeit kennen. Und hören wir schließlich, wie Geschichtsschreiber der Neuzeit sich über unsern Helden aussprechen, so genügt daran zu erinnern, daß der leider zu früh dahingegangene Stälin, anerkannt die erste Autorität auf dem Gebiete der schwäbischen Geschichtsforschung, im dritten Bande seiner „Wirtembergischen Geschichte“ S. 72 unseren Helden also einführt:

„Albrecht, Graf von Hohenberg, auch von Haigerloch und Rotenburg, Schwager des Königs (Rudolf I. vom Hause Habsburg), welchen er noch sieben Jahre überlebte, ist in jeder Beziehung eine hervorragende Persönlichkeit. Große Thätigkeit im Frieden und Kriege zeichneten ihn aus; unter den Künsten des Friedens übte er auch die Dichtkunst und glänzt unter den Minnesängern, wie er denn selbst in Dichtungen verherrlicht wurde." Und Albert tritt in seinem auf unsere Zeit gekommenen Gedichte* uns entgegen als sittlich reiner Charakter und treuer Gatte in einer Zeit, da die ideale Frauenminne der edlen Ritterromantik des zwölften Jahrhunderts zu sträflicher Sinnlichkeit herabgesunken war, diese von Dichtern und Sängern ungeschminkt zur Schau getragen wurde, und Verletzung der ehelichen Treue ganz an der Tagesordnung war. Noch haben wir aber die politischen Grundsätze, welche wir ihn im zweiten Bande bei verschiedenen Anläßen vertreten lassen, zu beleuchten, beziehungsweise zu rechtfertigen. Da handelt es sich allererst um Alberts Ansichten in Betreff der italienischen Politik der Staufer und der Ansprüche des deutschen Reichsoberhaupts auf gewisse Oberhoheitsrechte in der Lombardei und Toscana, welche schon ehe das hohenstaufische Haus am Ende des zwölften Jahrhunderts das Königreich Neapel und Sicilien durch eine Heirath erworben, so oft zu Zerwürfnissen zwischen Kaiser- und Pabstthum geführt und dem deutschen Reiche große Opfer an Gut und Blut auferlegt haben, ohne namhaften dauernden Erfolg zu erzielen. In dieser Beziehung müssen wir nun darauf hinweisen, daß, wiewohl unseres Helden Schwager, Graf Rudolf von Habsburg, und Graf Wolferad von Veringen, sein Vetter und Nachbar, sich Konradins Heerfahrt nach Italien angeschlossen, Wolferad insbesondere sehr wahrscheinlich ein Opfer derselben geworden, er, Graf Albert, sich nicht bei derselben betheiligt, obgleich man keinen Grund hat bei ihm, der sich von den von der päbstlichen Partei aufgestellten Gegenkönigen beharrlich ferne gehalten, eine Antipathie gegen das hohenstaufische Haus insbesondere Konradin anzunehmen. Nimmt man noch hinzu, daß andererseits von einem ritterlichen Helden, als welcher Albert unbestritten

* Siehe Band II. S. 318 ff.

gegolten, vorauszusetzen wäre, die große Heerfahrt, zu welcher selbst sein sonst nüchterner Schwager ausgezogen, werde ihm in verlockendem Lichte erschienen sein, so wird man den Grund von seinem Zurückbleiben wohl darin finden können, daß er die Erwerbung des Sicilianischen Reiches von Seiten Konradins, *des muthmaßlichen künftigen deutschen Königs*, als kein Glück für diesen und insbesondere das Reich angesehen. Werfen wir für's Andere die Frage auf, welches wohl die Ansichten unseres Helden in Betreff der Haupterfordernisse eines deutschen Reichsoberhaupts gewesen, wie solches vornehmlich zu seiner Zeit dringend nothwendig war, so ist hervorzuheben, daß Graf Albert (s. den letzten Abschnitt des zweiten Bandes), in strengstem Sinne des Worts genommen, Gut und Blut dafür eingesetzt hat, um seinem Neffen, dem Herzog Albrecht von Oesterreich, die deutsche Krone zu verschaffen. Fragt man nun, was diesen in den Augen von wahren deutschen Patrioten, insbesondere seinem Rivalen, Adolf von Nassau, gegenüber, besonders empfehlen mußte, so ist's in erster Linie der Besitz *einer sehr ansehnlichen Hausmacht im Herzen des Reichs*, und für's Zweite die *erprobte Regententüchtigkeit* und *der Charakter* desselben, den neuere und unparteiische Forschungen bei Weitem nicht in den schwarzen Farben erscheinen lassen, wie es sonst geschehen. So haben wir uns denn berechtigt gesehen, unseren Helden nicht blos die italienische Politik der Könige und Kaiser aus dem Hause der Staufer verwerfen, sondern auch sich über den Nimbus *des römischen Kaiserthums* erheben zu lassen,* und als dessen politischen Wahlspruch aufgestellt: *Deutschland über Alles*.

Im Allgemeinen auf die Art und Weise, wie wir unsere Aufgabe zu lösen gesucht haben, eingehend, sei allererst bemerkt, daß wir glaubten, uns nicht darauf beschränken zu dürfen, unseres Helden Leben und Wirken als Mann zu schildern, sondern, nachdem wir einleitend den Leser mit seinem *Herkommen* von

* Es kann scheinen, er habe sich hierin nicht im Einklang mit seinem königlichen Schwager befunden, welcher noch in den letzten Jahren seiner Regierung nach der römischen Kaiserkrone getrachtet hat, wie *wir* glauben, aber nur deßhalb, um bei seinen Lebzeiten einem seiner Söhne die römische *Königskrone* zu verschaffen und so die Nachfolge im Reiche zu sichern.

Vater- und Mutter-Seite bekannt gemacht, demselben Alberts Vaterhaus und Jugend vorführen zu sollen. Im Leben jeder hervorragenden Persönlichkeit sind das Elternhaus und die Jugendzeit sehr wichtige, bestimmende Faktoren. Und da wenigstens im Allgemeinen der Satz fest steht, daß ein ausgezeichneter Mann auch eine entsprechende Erziehung genossen, so nahmen wir davon Veranlassung mit unseres Helden Jugendzeit dem Leser ein Bild von der Erziehung zu entwerfen, wie solche in den besseren Zeiten des höfisch-ritterlichen Lebens den Kindern hochadeliger Häuser gegeben worden, befaßten uns aber, da eine der Schwestern unseres Helden später eine hohe Stellung eingenommen und würdig ausgefüllt hat, auch mit der Erziehung der Töchter.

Des Grafen Burkard, unseres Helden Vaters, Leben fiel in die Zeiten der größten Zerwürfnisse zwischen Kaiser- und Pabstthum, da letzteres Kaiser Friedrich II., den Staufer, des Thrones für verlustig erklärt und dessen Sohne, König Konrad IV., erst Heinrich, den Landgrafen von Thüringen, dann Wilhelm, Grafen von Holland, entgegengestellt hat. Allem nach nahm Burkard an dem Parteigetriebe seiner Zeit lebhaften Antheil, was für seine Person nothwendig die Folge hatte, daß bei ihm weder Sinn und Geschmack für die edleren Schöpfungen und Vorträge der besseren Dichter und Sänger noch ein gemüthliches und geistig gehobenes Familien- und Hof-Leben hat aufkommen oder gedeihen können. In der That wird, während nachbarliche Zeit- und Standes-Genossen von ihm, die Grafen Hugo von Tübingen, sein Schwager, und Gottfried von Calw von ritterlichen Sängern als Freunde des Minnegesangs gepriesen werden, seiner von denselben nicht gedacht. So mußte denn, zumal in einer Zeit, da das Faustrecht bereits zu herrschen anfieng, bei der Erziehung seiner Söhne sein Augenmerk vornehmlich darauf gerichtet gewesen sein, dieselben durch den Marschalken seines Hofes in der ritterlichen Kunst, in Führung der Waffen, möglichst gut unterrichten zu lassen, was auch ganz gut dazu stimmt, daß sein Erstgeborner, unser Held, als einer der ersten Ritter seiner Zeit gegolten. Daneben konnte in Burkards Augen, welchen uns Geschichte und Sage als gewaltigen Nimrod überliefert haben, nur die edle Waidmannskunst ein würdiger Gegenstand der Unterweisung seiner Söhne sein. So

tritt denn in dem ersten Bande unseres Helden Vater dem Leser entgegen als Repräsentant der Zeit, da die feinere höfische Bildung und Lebensweise Zuständen und Verhältnissen, wie wir solche S. 29 f. kurz geschildert, bereits Platz gemacht hatte. Hienach aber war des Helden Vater nach Charakter und Leben nicht dazu angethan, die ritterliche Kunst ausgenommen, seinem Sohne eine Erziehung geben zu lassen, die einen Mann, wie wir ihn oben einleitend vorgeführt, bilden konnte. Da bewahrheitete sich nun der Erfahrungssatz, daß Mütter nicht selten Männer erzogen haben, welche durch Geist und edlen Charakter geglänzt. Denn Mechtilde, des obgenannten Grafen Hugo von Tübingen Schwester und Mutter unseres Helden, hat an dem Hofe ihres Vaters, des Pfalzgrafen Rudolf II. von Tübingen, der noch die Blütezeit seines Hauses repräsentirte, allem nach eine Erziehung erhalten und ein Hofleben erschaut,* wie man solches aus den besseren Zeiten des höfisch-ritterlichen Lebens kennt,** und wir in unserem zweiten Bande auf unseres Helden Schloß Rotenburg sich werden entfalten lassen. Dabei läßt der heitere, lebensfrohe Ton, welcher unter demselben dort geherrscht, die Annahme nicht zu, Alberts Mutter werde zu jenen frömmelnden Frauen, welche sich einer finstern Lebensanschauung hingegeben,*** gehört haben. Endlich haben wir, da im Mittelalter an den Höfen des hohen Adels neben dem Burgkapellan auch dem Kämmerer ordnungsmäßig ein gewisser Einfluß selbst auf die Erziehung der Töchter zugekommen,† einen einem berühmten Hohenbergischen Dienstmannen-Geschlechte angehörigen Ritter in dieser Eigenschaft und als Beirath, Unterstützung der gräflichen Burgfrau bei der Erziehung ihrer Kinder und insbesondere ihres ältesten Sohnes, sowie als dessen Mentor, und zugleich Gegenstück zu dem Marschalken eingeführt. Beide, Alberts Mutter und ihr Vertrauter, der alte Kämmerer, waren es nach unserer Darstellung auch, welche auf dessen Erziehung an einem fremden Hofe drangen. So erscheinen denn als Hauptaufgaben des ersten Bandes die Charakterbilder von Vater und

* Vergl. S. 26 des ersten Bandes.
** Vergl. S. 205 ff. desselben Bandes.
*** Siehe eben dort S. 29 f.
† Vergl. S. 22 f. des zweiten Bandes.

Mutter des Helden, die Schilderung ihres Lebens, der Erziehung und Jugend ihrer Kinder, namentlich ihrer Erstgebornen, Alberts und seiner Schwester Gertrud. Dabei konnten wir in naher Beziehung zu dem Hause und der Person unseres Helden stehende wichtige Begebenheiten, wie die Verlobung von dessen Schwester Gertrud mit dem Grafen Rudolf von Habsburg, Alberts Ritterschlag durch letzteren u. a. als besondere Bilder einflechten. Ueberdies bot sich uns ungesucht Gelegenheit dar, den Leser mit Rüstung, Waffen und Roß des Ritters, dem Burgen- und Jagdwesen, den Kleiderstoffen und Trachten, insbesondere auch dem Klosterwesen des Mittelalters bekannt zu machen, denselben in Geschichte und Sagen, Sitten und Gebräuche vergangener Zeiten, denkwürdiger Orte und Stätten einzuführen und so dem Kreise unserer kulturgeschichtlichen Bilder eine anregende, wohlthuende Manigfaltigkeit zu geben, welche durch den Wechsel der Schauplätze und der auftretenden Personen noch erhöht wird.

Wenn sich aber hiebei die Bilder des ersten Bandes meist innerhalb der Grenzen von unseres Helden Heimat, in Familien- oder sonst engeren Kreisen bewegen, so verlassen wir im zweiten Bande, da unser Held als Mann- und Reichsstand auftritt, diese engeren Schranken. Denn bei der hervorragenden Rolle, welche derselbe in letzterer Eigenschaft gespielt, findet man, wie wir am Schlusse des ersten Abschnitts vom zweiten Bande übersichtlich gezeigt, ihn sehr häufig und oft auf längere Zeit fern von der Heimat; bald im Westen, bald Osten oder Norden des Reiches. Auch fallen in den Zeitrahmen seines Auftretens als Graf mitunter so wichtige, allgemein interessante Ereignisse, daß wir solche wenigstens theilweise in unsern Bilderkreis aufzunehmen hatten, wenn gleich der Held desselben nicht unmittelbar dabei betheiligt war. Wir haben hiebei Konradins Heerfahrt und den zweiten Feldzug König Rudolfs I. gegen König Ottokar von Böhmen im Auge, welch' erstere wir im fünften, letzteren im neunten Abschnitt des zweiten Bandes unseren Lesern geschildert, indeß beide mit stark kulturhistorischer Färbung und in einer Darstellung, bei der wir auch unseren Helden eingeführt haben, und welche Geschichtsbücher nicht zu geben pflegen. Letzteres gilt auch für die Fassung derjenigen historischen Abschnitte, in denen unser Held als betheiligt

auftritt. In Betreff dieser wie jener dürfen wir aber unseren Lesern die Versicherung gewissenhafter und selbständiger Forschung geben.

Die geschichtlichen Abschnitte (3, 5, 6, 8, 9, 11, 14) sowie die wenigstens auf spezieller historischer Grundlage ruhenden, im Uebrigen aber frei bearbeiteten kulturgeschichtlichen Abschnitte 10, 15, 16, 17 sind in ihrer Zeitfolge aufgeführt. Von den übrigen Abschnitten eröffnet der erste, welcher nach der orientirenden Einleitung den Helden als „Inhaber und Regenten eines mittelalterlichen Kleinstaates“ (einer Grafschaft) einführt, füglich den zweiten Band, da er das Hof- und Regierungs-Wesen, die Thätigkeit desselben als Graf und Reichslandvogt schildert, während der Schluß dieses Abschnitts die Rolle, welche er in weiteren Kreisen, als Reichsstand, gespielt, übersichtlich darlegt und so zu den historischen Abschnitten des Bandes überleitet. Die Bearbeitung dieses ersten Abschnitts von dem zweiten Bande mit vorwiegender Berücksichtigung der Kulturgeschichte war, wie jeder Sachverständige einsehen wird, in dieser Weise eine sehr schwierige Arbeit, welche umfassende, in sehr manigfaltiges Detail eingehende Vorstudien erforderte, und für die dem Verfasser keine ähnliche Arbeit bekannt und zur Hand war. Da dieser Abschnitt den Zweck hat, das Hof- und Regierungs-Wesen unseres Helden als Regenten seiner Grafschaft zu schildern, so hatten wir das Beamten- und Diener-Personal aufzuführen, auch den Leser mit der Stellung und den amtlichen Funktionen desselben bekannt zu machen. Wenn nun so Graf Alberts Person einigermaßen zurücktritt, so lassen wir ihn doch in verschiedenen Richtungen, besonders als höchster Richter und Lehensherr persönlich in das Regiment seines Landes eingreifen. Selbstverständlich geben wir in diesem Abschnitt zugleich im Allgemeinen ein Bild davon, wie die alten Grafschaften des deutschen Reichs, die Kleinstaaten des Mittelalters, regiert worden und das Hofwesen derselben beschaffen war. Die Abschnitte 2, 4, 7 und 12 des zweiten Bandes sind in zwangsloser, jedoch motivirter Folge zwischen die andern eingereiht und tragen so auch dazu bei, in das Ganze eine wohlthuende Abwechslung zu bringen. Der zweite und vierte Abschnitt (jener wenigstens in dem zweiten Kapitel) insbesondere führen heitere Episoden aus dem Leben des

„gemeinen Volks“ vor und lassen unseren Helden als Freund desselben auftreten. An andern Orten, zum Theil schon im ersten Bande, namentlich aber im ersten Abschnitt des zweiten Bandes (s. S. 16 ff.) haben wir bei gegebenen Anlässen das traurige Loos der „armen Leute“ im Allgemeinen geschildert. Im Uebrigen sollen von den zuletzt genannten Abschnitten 7 und 12 das geistig gehobene, dabei aber heitere Leben an des Helden Hofe wenigstens zu einem Theil repräsentiren, und die in denselben gegebenen Unterhaltungen mußten wirklich zwischen die Zeiten fallen, da der Held in Reichsangelegenheiten oder sonst von Hause abwesend gewesen. Dieselben sind von dem Verfasser unter — meist in der ersten Anmerkung gegebener Motivirung eingeführt; es sind wie manche in andern Abschnitten eingeflochtene Episoden mehr oder weniger freie Erfindungen desselben, deren Durchführung aber auf historischer und kulturhistorischer Grundlage ruht, und die wie die Gruppe der Abschnitte 10, 15, 16 und 17* als historische Novellen betrachtet werden können.

Wohl darf man mit Sicherheit annehmen, daß Graf Albert seinen Söhnen und Töchtern eine sorgfältige Erziehung, ersteren insbesondere in der ritterlichen Kunst, hat geben lassen, gleichwohl ist solche, da der erste Band sich hierüber ausreichend verbreitet, im zweiten nur durch Abschnitt 13 ergänzend vertreten, um Wiederholung zu vermeiden und Raumersparniß zu erzielen. Im Uebrigen aber waren hie und da kleine Wiederholungen nöthig, da unser Augenmerk darauf gieng, die Abschnitte so abzurunden, daß sie, ohne häufige Verweise auf andere, für sich verständlich sind und auch einzeln, außer der Reihe, gelesen werden können.

Noch haben wir uns in Betreff beider Bände über einen Punkt besonders auszusprechen. Da zum Charakter einer jeden Zeit auch ihre Litteratur nach Sprache und Inhalt, das, was Hoch und Nieder in Wort und Schrift, in Sang und Erzählung geboten worden, gehört, so haben wir, wo sich füglich Gelegenheit dargeboten, Erzeugnisse der Dichter und Sänger des dreizehnten Jahrhunderts, mitunter auch etwas früherer oder späterer Zeit, wie auch Vorträge von Fahrenden, erstere insbesondere meist in

* Von lezterem Abschnitt wenigstens manche Partien.

der Ursprache, aber alsdann mit den nöthigen Erklärungen eingereiht.

Möchte es uns nun nach vieljähriger, mit Liebe und unermüdlicher Sorgfalt gepflegter Arbeit gelungen sein, ein Werk geliefert zu haben, welches auch in weiteren gebildeten Leserkreisen Eingang und Beifall findet. Wohl sind historische Romane von mehr oder weniger geschichtlicher Treue, mitunter nicht ohne diese oder jene besondere Tendenz an der Tagesordnung. Dennoch glauben wir hoffen zu dürfen, auch unser Werk werde dem Sinn und Geschmack eines zahlreichen Publikums entsprechen. Haben doch Gelehrte wie Gebildete verschiedener Stände und Berufsklassen überhaupt, nicht minder Damen, Partien des Manuscripts mit ungetheiltem Beifall und viel Genuß gelesen, indem sie zugleich ihren früher erworbenen Schatz an historischen oder kulturgeschichtlichen Kenntnissen in ansprechender Weise auffrischten oder erweiterten. Dabei können, wofür bereits spezielle Erfahrungen vorliegen, Lehrer der deutschen Geschichte an mittleren und höheren Schulen durch Vorlesen mancher Abschnitte oder Kapitel des Werkes ihrem Unterricht eine erfrischende Würze geben. Auch kann dasselbe nach Inhalt und Darstellung ohne Bedenken jungen Leuten beiderlei Geschlechts in die Hände gegeben werden, wie denn sich darin selbst für Knaben und Mädchen anregendes findet. Und das Werk dürfte so auch geeignet erscheinen, bei der Jugend Sinn und Geschmack für geschichtliche beziehungsweise kulturgeschichtliche Lektüre zu wecken, nicht minder die Liebe zu dem großen, deutschen Vaterlande zu pflegen und in deutschnationalem Sinne erziehend zu wirken.

Zu Gunsten desselben, das Interesse für dasselbe wesentlich erhöhend, mögen endlich folgende Momente sprechen: Für's Erste haben die darin auftretenden Personen mit wenigen Ausnahmen wirklich und zwar allermeist in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gelebt; der Hauptheld insbesondere ist eine hervorragende Persönlichkeit, welche, wie bereits bemerkt, zu den Ahnen hoher Herrscherhäuser der Gegenwart in naher verwandtschaftlicher Beziehung gestanden; manche andere Personen, die darin eine mehr oder weniger bedeutende Rolle spielen, sind Ahnen jetzt noch blühender Fürsten- oder Adelsgeschlechter. Sodann sind die Haupt-

Schauplätze des Bilderkreises jedem Gebildeten mehr oder weniger bekannte, mitunter auch in anderen Beziehungen interessante Oertlichkeiten. Ferner finden bei der überaus großen Manigfaltigkeit des Stoffes aus dem gesammten Kulturleben, von der schon ein Blick in das alphabetische Register überzeugt, nicht blos alle Altersklassen beiderlei Geschlechter, sondern, wie bereits angedeutet, von dem Gelehrten abgesehen, fast alle Berufsarten: der Welt- und Ordens-Geistliche, der Soldat und der Schulmann, der Jurist und Finanzmann, der Industrielle und Oekonom rc. in dem Werke sie anregende Themata abgehandelt.

Um dem Leser die Benützung des Werkes sowohl als belehrende Unterhaltungslektüre wie auch zu wissenschaftlichen Zwecken möglichst zu erleichtern, hat der Verfasser keine Mühe gescheut, indem er nicht nur jedem Bande ein Inhaltsverzeichniß vorangeschickt, sondern auch ein alphabetisches Personen-, Orts- und Sach-Register angehängt, ferner den Hauptinhalt der Seiten obenan gesetzt, endlich die am Schlusse jeden Bandes gegebenen Anmerkungen so bezeichnet hat, daß sie leicht aufzufinden sind, auch man von ihnen auf den dazu gehörigen Text zurückgehen kann.

Tübingen im Ostermonat 1879.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

Dritter Abschnitt.

Vierter Abschnitt.

Fünfter Abschnitt.

* S. 24 sollte Hugo II. stehen.

Sechster Abschnitt.

Siebenter Abschnitt.

Achter Abschnitt.

Neunter Abschnitt.

Zehnter Abschnitt.

Elfter Abschnitt.

Zwölfter Abschnitt.

Erster Abschnitt.

Des Helden Herkommen.

Erstes Kapitel.

Die Grafen von Zollern, des Helden Albert Ahnen väterlicherseits. Ihre Stammesvetter, die Grafen von Hohenberg.

So ziemlich im Herzen Schwabens, in dem Landstrich zwischen dem oberen Neckar und den diesem zulaufenden Flüßchen Steinlach und Eyach bestanden schon im elften Jahrhundert auf verhältnißmäßig kleinem Geviertraum, in einer Entfernung von nur zwei bis sechs Stunden von einander, vier stattliche Burgen, auf welchen zwei der ältesten und mächtigsten Grafengeschlechter Schwabens ihren Sitz hatten: „Tuingen, Twingen, Tuwingen," woraus später Tübingen geworden, bei der gleichnamigen jetzigen Königlich-Württembergischen Oberamts- und Universitätsstadt; Zollern (seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Hohenzollern genannt) bei dem Städtchen Hechingen; Haigerloch über der Eyach und dem gleichnamigen Städtchen, beide letztere in den nunmehrigen Königlich-Preußischen Hohenzollernschen Landen; endlich Rotenburg, eine Stunde von der gleichnamigen Königlich-Württembergischen Oberamtsstadt, dem Sitze des Landesbischofs.

Auf Tübingen als Stammburg saß schon im zehnten Jahrhundert das darnach benannte berühmte Grafengeschlecht, welchem um die Mitte des zwölften das Pfalzgrafenamt über Schwaben übertragen worden, das aber ganz herabgekommen im siebzehnten Jahrhundert ausgestorben ist. Demselben entstammte, als es noch in seiner Blüte und Machtfülle stand, Mechtilde, die Mutter des Grafen Albert von Hohenberg-Haigerloch-Rotenburg, der Hauptperson des Bilderkreises, welcher sich vor unseren Lesern entrollen wird.

Die Burg Zollern (Hohenzollern) ist die älteste Wiege des-

jenigen uralten Grafenstammes, von welchem die Hohenzollern auf dem Königlich-Preußischen Königs- und nunmehrigen Deutschen Kaiser-Throne sowie die Fürstlichen Hohenzollern ausgegangen sind, und von dem sich am Ende des zwölften Jahrhunderts eine dritte Linie, welche aber schon im fünfzehnten Jahrhundert ausgestorben, abgezweigt hat. Diese schrieb sich vornehmlich nach der bei Spaichingen auf der höchsten Schwabenalb ehedem gelegenen, längst abgegangenen Burg Hohenberg, saß übrigens auch auf den Schlössern Haigerloch und Rotenburg, Nagold und Wildberg im Nagoldthale (Schwarzwald). Dem Geschlechte dieser Hohenbergischen Zollern gehörte unser Held, Graf Albert, an. Er hat allermeist auf dem Schlosse Rotenburg mitunter indeß auch auf Hohenberg und Haigerloch seinen Sitz gehabt, daher er nach allen diesen drei Burgen genannt wurde.

Wir glauben zur historischen Orientirung unserer Leser, besonders derer, welche mit der Geschichte Schwabens und speziell derjenigen der Grafenhäuser Zollern und Tübingen nicht oder nur wenig bekannt sind, einen ganz kurzen Geschichts-Abriß derselben [1] vorausschicken zu sollen. Dabei bietet sich uns auch Gelegenheit dar, Verhältnisse zu beleuchten und Begebenheiten zur Sprache zu bringen, welche unserem Bilderkreis zu Grunde liegen.

Das nach der schwäbischen Burg Zollern benannte Grafengeschlecht wird 1061 erstmals in der beglaubigten Geschichte genannt; man erfährt aber dabei nicht weiter, als daß zwei Glieder desselben, Burkard und Wezel, in dem angegebenen Jahre mit einander eines gewaltsamen Todes gestorben sind. [2] Es geschah höchst wahrscheinlich in Folge einer Fehde, in welche dieselben dadurch verwickelt wurden, daß sie, gestützt auf einen Verwandtschaftstitel, den nördlich an die angestammte Grafschaft ihres Hauses (s. unten) angrenzenden Landstrich um den Zollerberg zu derselben geschlagen und auf dem hohen Felskegel einen neuen Burgsitz, welcher ihrem Hause den Namen gegeben, errichtet haben, [3] denn ihre Nachkommen blieben im Besitz desselben und der mit ihrem Blute erkauften Gebietserweiterung.

In Betreff der Ahnen der genannten beiden Grafen von Zollern ist uns lediglich keine direkte Nachricht überliefert; erhebliche Gründe, auf die wir indeß hier nicht eingehen können, sprechen aber dafür, daß sie auf das mächtige alemannische Geschlecht zurückzuführen sind, welches im zehnten Jahrhundert Alemannien zwei Herzoge des Namens Burkard gegeben hat, die sich als tüchtige Regenten und große Kriegshelden ausgezeichnet haben, und von welchen der zweite, vornehmlich aber dessen Wittwe Hadewig durch J. V. Scheffels Ekkehard in weiteren Kreisen bekannt geworden ist. [4]

Die Grafschaft Zollern umfaßte in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, zu der Zeit, da das Geschlecht in dem ungetheilten Vollbesitz seiner Macht gewesen, beinahe den ganzen Landstrich, der in dem Winkelraum liegt, welcher von der Donau und dem Neckar eingeschlossen und ostwärts von einer Linie begrenzt wird, die jenseits, nicht weit von der Lauchart und Steinlach hinläuft. Und es ist hievon nur der Strich auszunehmen, welcher sich von dem Neckar zwischen Oberndorf und Sulz einige Stunden ostwärts erstreckt. Sie umfaßte also die südwestliche Schwabenalb, deren höchste und rauheste Striche um den etwas über 1000 Meter hohen Oberhohenberg liegen, und deren dem Neckar zugekehrten etwa 350 Meter hohen Steilrand der majestätische Felskegel Zollern („Solre"), einem gewaltigen Erker oder Söller der eine Stunde dahinter liegenden Albmauer gleich, vorgelagert ist. Ferner begriff die älteste Grafschaft Zollern einen Theil des von dem Fuße des Albrandes zum Neckar laufenden Stufenlandes (darauf Spaichingen, Schömberg, Balingen, Binsdorf, Haigerloch, Hechingen u. a.), sodann insbesondere auch den Landstrich, welcher sich von dem Zollern einerseits über Haigerloch nach Rotenburg andererseits das Steinlachthal hin bis in die Gegend von Tübingen zum Neckar erstreckt; endlich gehörte dazu das Donauthal zwischen Tuttlingen und Sigmaringen, diese beiden Städte indeß ausgenommen.[5] Und zwar bestand dieses sehr ansehnliche, fast völlig arrondirte älteste Territorium des Hauses Zollern in der Hauptsache aus der von dem Reiche zu Lehen gegangenen Grafschaft um die Burgen Zollern und Hohenberg, ferner aus einem zweiten großen Lehen von dem Bisthum Bamberg, welches den Landstrich um das Schloß Rotenburg umfaßte, sicherlich aber auch aus reichem Eigengute.

Am Schlusse des zwölften Jahrhunderts blühte der Grafenstamm Zollern, von weiteren Gliedern, welche hier nicht in Betracht kommen, abgesehen, in zwei Häuptern Friedrich und Burkard, welche vaterseits ohne Zweifel Geschwisterkinder gewesen und mit den hohenstaufischen Kaisern, Friedrich dem Rothbart und dessen Sohne Heinrich VI. häufig in den Annalen des deutschen Reiches genannt werden. Dieselben theilten die Grafschaft ihres Hauses in der Weise, daß Friedrich die bis dahin gemeinsam gewesene Stammburg Zollern mit dem um dieselbe her und östlich davon auf dem Plateau der Alb gelegenen Theil der Grafschaft, hiezu den nördlich sich anschließenden Bezirk um die Steinlach bis in die Gegend von Tübingen herab, ferner die Schalksburg mit der dazu gehörigen Herrschaft, welche so ziemlich das heutige Königlich-Württembergische Oberamt Balingen begriff, endlich im Donauthale Burg, Stadt und Herrschaft Mülheim nebst dem Schlosse Bronnen erhielt.

Graf Burkard dagegen fiel die Burg Hohenberg nebst dem südwestlichen (höchsten) und südlichen Theile der Schwabenalb, somit der Landstrich zwischen Spaichingen, Schömberg, Ebingen und der Donau, das jetzige Balinger Amt indeß ausgenommen (s. oben), ferner im Donauthal das Städtchen Friedingen, die Burgen Werenwag, Kallenberg, Wildenstein und Falkenstein, sodann das Schloß Rotenburg mit Zugehör, welche in der Hauptsache das jetzige Königlich-Württembergische Oberamt Rotenburg umfaßte, zu. Endlich nahm die von Burkard ausgegangene Linie zu ihrem Erbtheil Burg, Stadt und Herrschaft Haigerloch, ein Besitzthum, über dem aber noch in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zwischen den Nachkommen beider Grafen blutige Händel ausgebrochen sind, das aber schließlich bei denen Burkards geblieben ist (s. unten).

Zu seinem ansehnlichen Erbtheil von der angestammten Grafschaft in der alten Heimat seines Hauses erwarb obgenannter Graf Friedrich von Zollern durch seine Vermählung mit der Erbtochter des älteren Burggrafengeschlechts von Nürnberg dieses Reichsamt, natürlich unter Zustimmung beziehungsweise Belehnung des Kaisers.[6] Nach seinem Tode theilten sich seine beiden Söhne Konrad und Friedrich so in Amt und Grafschaft ihres Vaters, daß ersterer die Burggrafschaft Nürnberg, letzterer die Burg Zollern nebst der dazu gehörigen Grafschaft erhielt. Die förmliche Realabtheilung erfolgte indeß erst im Anfang der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts.

Obgenannter Friedrich, der Vater, ist also der gemeinsame Stammvater der fränkischen (Burggräflich-Nürnbergischen) und der schwäbischen Linie der Zollern im engeren Sinne, welch' erstere in dem Königlich-Preußischen, letztere in dem Fürstlichen Hause der Hohenzollern noch in unseren Tagen fortblüht. Graf Burkard dagegen ist der Stifter und Ahnherr der vor nahezu 400 Jahren ausgestorbenen Hohenbergischen Linie der Zollern, welcher der Held unserer Bilderreihe angehört.

Führen wir nun zur allgemeinen Orientirung des Lesers die so entstandenen drei Zweige des Grafenstammes Zollern in einem kurzen, übersichtlichen Geschichtsabriß vor.

Die Burggrafschaft Nürnberg gehörte in alten Zeiten zu den angesehensten und einträglichsten Reichsämtern, denn unter ihr stand nicht nur die ansehnliche Kaiser- oder Reichsburg und Stadt Nürnberg,* sondern vornehmlich in Betreff der hohen Gerichtsbarkeit, des Heerbanns

* Diese zwei wenigstens in den ältesten Zeiten.

und Verwaltungswesens, ein großer, in viele Aemter, Vogteien und Pflegen getheilter Landstrich, welcher sich von den Grenzen Böhmens (dem „Egerlande") über Nürnberg hin bis Rotenburg an der Tauber, Dinkelsbühl, Nördlingen und Bopfingen erstreckte. Hiezu erwarben die Burggrafen Zollerischen Geblüts schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts inmitten ihres Amtsbezirks ansehnliche Territorien, insbesondere die Grafschaft Abenberg, Baiereut u. a., spielten bald auch, namentlich zur Zeit des Königs Rudolf I. aus dem Hause Habsburg, eine hervorragende Rolle unter den Reichsständen, so daß ihr Rang dem fürstlichen gleich geachtet wurde, lange ehe (im Jahr 1363) dieselben von Kaiser Karl IV. in feierlicher Weise in den Reichsfürstenstand erhoben wurden.[7]

Unter den Burggrafen von Nürnberg aus dem Hause Zollern ist für uns von besonderem Interesse jener Friedrich, welcher sich noch im Jahr 1266 eines Siegels mit dem quadrirten Zollerschild bediente und ein Zeitgenosse des Grafen Albert von Hohenberg, seines schwäbischen Stammesvetters, gewesen, auch in unserem Bilderkreis wiederholt mit diesem auftreten wird. Derselbe gehörte in erster Linie zu denjenigen angesehenen Männern, welche, als die Kurfürsten des deutschen Reichs im Sommer des Jahres 1273 zur Wahl eines neuen Königs zusammengetreten waren, die Aufmerksamkeit derselben auf den klugen und tapferen Grafen Rudolf von Habsburg gelenkt haben und für dessen Wahl thätig gewesen sind.

Burggraf Friedrich und Rudolf von Habsburg waren blutsverwandt und schon in jüngeren Jahren Waffengefährten gewesen, hatten unter anderem die Heerfahrt zusammen mitgemacht, welche Kaiser Friedrich II. im Jahr 1242 von seinem italienischen Erbkönigreiche Neapel und Sicilien aus gegen Rom unternommen.

Dieser Nürnberger Burggraf Zollerischen Geblüts war es auch, welcher im September 1273 von den Kurfürsten den ehrenden Auftrag erhalten, Rudolf, der damals im Lager vor Basel, dessen Bischof er befehdete, stand, die Botschaft zu überbringen von dem Plane derselben, ihn zum „König des heiligen römischen Reichs deutscher Nation" erwählen zu wollen, nicht, wie man sonst lesen kann, von der bereits erfolgten Wahl. So gehört denn auch, wie schon aus Obigem hervorgeht, die Angabe, dieser Zollergraf Friedrich habe von dem hocherfreuten „Neuerwählten" für diesen Dienst das Burggrafenamt von Nürnberg als „Botenbrod" erhalten, in das Reich der Sage. Uebrigens ist so viel daran wahr, daß König Rudolf sich beeilt hat, die Verdienste des Burggrafen um das Zustandekommen seiner Wahl mit einer Gunstbezeugung zu belohnen, welche eventuell für dessen Geschlecht

von großer Tragweite hätte werden können. Er belehnte nämlich schon am Tage nach seiner Krönung zu Aachen, am 24. October 1273, Friedrich, falls dieser ohne Söhne sterben sollte, dessen mit dem Grafen Ludwig von Oettingen vermählte Tochter Maria, und wenn diese ohne Kinder zu hinterlassen stürbe, Friedrichs übrige Töchter mit der Burggrafschaft von Nürnberg, allen dazu gehörigen Gütern, Nutzungen und Rechten.[8]

Und Burggraf Friedrich leistete, wie wir in unserem Bilderkreise zeigen werden, auch fürder dem ersten Habsburger auf dem deutschen Throne als erfahrener, tapferer Kriegsmann und gewandter Unterhändler (Diplomat) die größten Dienste. Er war neben unserem Grafen Albert von Hohenberg und dem Grafen Heinrich von Fürstenberg, welcher gleichfalls mit König Rudolf blutsverwandt, dabei Alberts Schwiegervater gewesen, dessen Hauptstütze im Reichsregiment.

Von der Burggräflich-Nürnbergischen Linie des Hauses Hohenzollern gieng im Jahr 1415 eine neue, die Hohenzollern'sche Dynastie der Kurfürsten von Brandenburg aus, welche im Jahr 1525 auch das Herzogthum Preußen erwarb und nach der im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts erfolgten Vereinigung desselben mit Kur-Brandenburg im Jahre 1701 die Königswürde von Preußen erhielt, in unseren Tagen aber unter König Wilhelm I. dem Siegreichen den deutschen Kaiserthron bestiegen und eine neue Aera des Reichs unter dem erlauchten Hause Hohenzollern eröffnet hat.

Von den älteren Gliedern des Schwäbisch-Zollerischen Hauses im engeren Sinne ist für unsere Bilderreihe von besonderem Interesse der Sohn des Stifters dieser Linie, Graf Friedrich von Zollern, der Erlauchte, dessen Leben und Wirken fast ganz in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts fällt, und der somit ein Zeitgenosse unseres Helden, des Grafen Albert von Hohenberg, seines Stammesvetters gewesen, mit dem wir ihn auch wiederholt werden auftreten sehen. Die Beziehungen beider waren aber meist mehr feindlicher als freundlicher Art, ja es kam im Jahr 1267 zwischen Friedrich und Albert bei Haigerloch und später zwischen ersterem und Alberts Bruder Burkard bei Balingen zu blutigen Kämpfen. Man stritt sich allem nach um Burg und Stadt Haigerloch, welche schließlich aber in Alberts Besitz blieb, der mitunter — namentlich als Minnesänger — darnach auch Graf von Haigerloch genannt wurde und auf der dortigen Burg hie und da Hof hielt. Zeitweise waren übrigens die Beziehungen zwischen beiden doch besser, denn man findet sie auch in freundlichem brieflichem und sonst persönlichem Verkehr beisammen.[9] Indessen fand das so mindestens gespannte Verhältniß zwischen den beiden Stammesvettern, welchem

zunächst die Frage: was ist mein, was dein? zu Grunde lag, darin weitere Nahrung, daß Rudolf von Habsburg, welcher mit Alberts Schwester Gertrud (Anna) vermählt war (s. unten), nachdem er im October 1273 den deutschen Thron bestiegen, bald darauf seinen Schwager durch Uebertragung der Reichslandvogtei von Niederschwaben und Verleihung von sehr ansehnlichen Reichslehen und sonst in auffälliger Weise begünstigte und auszeichnete. Ein Umstand, welcher bei Beurtheilung der Haltung des Grafen Friedrich von Zollern, des Erlauchten, gegenüber von dem Habsburger als König in's Auge zu fassen ist. Es führt uns dies auf die Stellung, welche derselbe gegen Kaiser und Reich eingenommen hat. Und die Erörterung dieses Punktes sowie der Beziehungen Friedrichs zu Graf Albert von Hohenberg ist für unseren Bilderkreis von besonderem Belang.

Unser Zollergraf gelangte zur Regierung seiner Grafschaft, als das Pabstthum in dem heftigsten Kampfe mit dem hohenstaufischen Hause unter Kaiser Friedrich II. und dessen Sohne, dem römischen König Konrad IV. gelegen, und die meisten schwäbischen Grafen auf seine Seite gebracht hatte. Zu diesen gehörte auch Graf Friedrich von Zollern;[10] doch war er allem nach kein so entschiedener Gegner des hohenstaufischen Hauses wie andere z. B. Graf Hartmann von Grüningen-Landau von der Sippschaft des Grafenhauses Wirtemberg. Man findet ihn nämlich häufiger als jeden andern schwäbischen Grafen in freundlichem Verkehr mit Konradin, dem letzten unglücklichen Sprossen des hohenstaufischen Hauses.[11] Man weiß auch nichts davon, daß er mit den Königen des Zwischenreichs (Wilhelm von Holland und Richard von Cornwallis), welche die päbstliche Partei aufgestellt, in Verbindung getreten ist und, wie es andere Grafen z. B. die von Wirtemberg gethan, daraus Nutzen gezogen hat. Aber auch bei König Rudolf dem Habsburger findet man ihn nur selten und zwar, soweit wenigstens historisch verbürgte Nachrichten uns überliefert sind, nur im Jahr 1276 auf dem Hoftag zu Nürnberg und 1284 bei der Belagerung der Burg Waldeck (s. am Schluß des ersten Abschnittes von dem zweiten Bande).

Wenn aber Friedrich nicht Heeresfolge geleistet, als König Rudolf mit seiner schwäbischen Anhängerschaft, darunter namentlich wieder Graf Albert, im Jahr 1286 Stuttgart belagert hat, um den unbotmäßigen jungen Grafen Eberhard von Wirtemberg zu züchtigen, so hatte dieses Ausbleiben wohl darin seinen Grund, daß nach 1284 der Streit zwischen ihm und Hohenberg auf's Neue ausgebrochen war und er sich und seine Grafschaft vor einem Einfall nicht sicher wußte, wie denn gerade in der Zeit, da der König mit seinem Schwager Albert und Anderen vor Stuttgart gelegen, des letzteren Bruder Burkard in

das altzollerische Gebiet von Balingen eingefallen, und es — wie wir oben bereits bemerkt — dort zu einem blutigen Kampfe gekommen.

Eben deßhalb nun, weil, so weit Nachrichten auf uns gekommen, sich Graf Friedrich von Zollern so gar selten auf Hoftagen des Königs Rudolf eingefunden, auch keinen der Feldzüge desselben mitgemacht hat, vornehmlich aber weil er unter denjenigen schwäbischen Grafen aufgeführt wird, welchen auf dem Tage vor Stuttgart (10. November 1286) aufgegeben worden, nach dem Spruch der bestellten Schiedsrichter „des Königs Huld wieder zu gewinnen,"* stellen ihn sonst bewährte schwäbische Geschichtsschreiber geradezu unter Rudolfs und des Reiches Gegner. Wenn aber die Grafen Eberhard von Wirtemberg, Ulrich von Helfenstein und andere der Auflehnung gegen das Reichsoberhaupt beschuldigt worden, so hat unser Zollergraf des Königs „Huld" sicherlich nur dadurch verloren, daß er seit Jahren mit dessen Schwägern und entschiedensten Anhängern in Fehde gelegen ist. Dabei ist indeß nicht zu übersehen, daß beide Theile wohl gleich viel Schuld an den Zerwürfnissen hatten, wie denn auch, den Kampfplätzen nach zu schließen, bei der Fehde vom Jahr 1267 Zollern, bei derjenigen von 1286 Hohenberg der angreifende Theil gewesen, ferner daß Graf Friedrich in König Rudolf bei Beurtheilung der beiderseitigen Streitigkeiten einen parteiischen Richter gesehen haben mag, und darum sich nicht hat entschließen können, für denselben thätige Partei zu nehmen trotz der Aussicht, er werde wie sein Hohenbergischer und Burggräflicher Stammesvetter dadurch seinem Hause einen Zuwachs an Besitz zuwenden. Uebrigens hat sich der friedliebende König wiederholt eifrig bemüht, die beiden stammverwandten Häuser mit einander auszusöhnen. Zu dem Ende feierte er 1286 das Weihnachtsfest in der schwäbischen Reichsstadt Rotweil und ritt von da zu seinem Schwager Albert auf dessen benachbarte Burg Hohenberg. Die Aussöhnung, welche er in dieser Zeit zu Stande gebracht, war aber höchst wahrscheinlich von nur kurzer Dauer, und erst durch die von Rudolf während seiner Anwesenheit auf der schwäbischen Reichsburg Achalm im März 1289 unter anderem eingeleitete Heirath zwischen einer der Töchter Alberts und einem von Friedrichs des Erlauchten Söhnen ist der langwierige Streit zwischen beiden Häusern dauernd beigelegt worden. [12]

Für die innere Hausgeschichte des Grafen Friedrich von Zollern des Erlauchten verzeichnen wir dessen Erwerbung der Schirmvogtei des Klosters Beuron im Donauthal, welches mit seinen meisten Besitzungen in der alten Grafschaft Zollern gelegen war. Dieses einträgliche

* Siehe den 14. Abschnitt Band II.

Amt — Klostervogteien waren dies immer mehr oder weniger — betrachtete das Haus Zollern daher noch am Ende des vierzehnten Jahrhunderts als zunächst zu seiner Herrschaft Mülheim gehörig und ihm erblich zustehend. Sodann ist die Stiftung des Dominikaner-Frauenklosters Stetten am Fuße des Zollerberges durch ihn und seine Gemahlin Udilhild, eine geborne Gräfin von Dillingen (in Baiern), um das Jahr 1260 zu erwähnen. Daß es aber gerade ein dem Dominikanerorden zugehöriges Kloster gewesen, wirft wiederum ein Streiflicht auf seine politische Stellung vor Rudolfs von Habsburg Zeiten. Dieser Mönchsorden war nämlich just derjenige, dessen sich die Kirche in Schwaben als Hauptwerkzeug gegen die Staufer bedient hat. Es steht aber diese Klosterstiftung unseres Zollergrafen nichts weniger als vereinzelt da, im Gegentheil wurde um die gleiche Zeit noch eine ganze Reihe von Klöstern des genannten Ordens in Schwaben gestiftet, und man hat den Grund dieser Erscheinung vornehmlich in den wirren politischen Zuständen jener Zeit wohl auch mitunter in dem frömmelnden Sinn der zumal den höheren Ständen der damaligen Zeit angehörigen Frauen zu suchen. Es ist darum hieraus auch nicht der Schluß zu ziehen, Graf Friedrich sei ein besonderer Klosterfreund gewesen, wie er denn in seinen Vergabungen an Stetten maßvoll gewesen und selbst der von ihm ausgegangenen Stiftung gegenüber seine weltlichen Interessen zu wahren gesucht hat. Friedrich verfolgte bei diesem frommen Werk überdies noch einen besonderen Zweck: das Kloster sollte nämlich fürder die Begräbnißstätte seines Hauses werden. Zwei Jahrhunderte waren seit jener Zeit, da seine Ahnen das Gruftgewölbe unter der Burgkapelle auf dem Zollerberge hatten erbauen lassen, verflossen; inzwischen waren mehrere Generationen seines Geschlechts zu ihrer ewigen Ruhe eingegangen. Da mußte in der kleinen Krypta Sarg an Sarg stehen, wenn auch einzelne Glieder des Hauses anderwärts beigesetzt worden waren. Unser Zollergraf, welcher im Jahr 1289, wenige Wochen nach der mit seinem Vetter Albert zu Stande gekommenen Aussöhnung, sein vielbewegtes Leben beschlossen, und seine Gemahlin waren wohl die ersten, welche ihre letzte Ruhestätte in dem von ihnen gestifteten Kloster gefunden haben, und zwar im Chor der Kirche, vor dem Hauptaltar, dem bevorzugten Platze der Todten. Aber noch lange nach seinem Hingange, ja bis auf unsere Tage hat sich sein Name in einer Volkssage erhalten, nach welcher er eine höchst abenteuerliche Reise in das Morgenland gemacht haben soll.

Dieser Zollergraf ist eines von den hervorragendsten ältesten Gliedern der schwäbischen Linie gewesen, wie denn derselbe auch von gleichzeitigen hochgestellten Persönlichkeiten das Prädikat „illustris,“ „Er-

laucht," erhalten, er selbst aber den fürstlichen Titel „von Gottes Gnaden Graf von Zollern" geführt hat. Dem entsprechend findet man auch Friedrichs Hofhaltung auf der Zollerburg einer fürstlichen gleich: ritterliche Herren, deren Geschlechter auf Burgen um den Zollerberg her saßen, wie die von Zell, Staufenberg und andere, versahen die Hofämter des Schenken, Truchseßen u. s. w. Auch traf man sicherlich in der Kemenate der Gräfin Udilhild als „edles Gesinde" Söhne und Töchter ritterlicher Dienstmannengeschlechter des Zollerschen Hauses. Und wenn Friedrich der Erlauchte hinwiederum das Amt eines Obermarschalken der reichen Fürst-Abtei Sanct Gallen bekleidete, so ist hierin bekanntlich mehr ein Ehrenamt, eine Auszeichnung, denn eine Dienstbarkeit zu erkennen. Gewiß aber hat Graf Friedrich nur höchst selten, bei ganz besonderen Veranlassungen, dem ritterlichen Fürstabte Berthold vom Geschlechte der Herren von Falkenstein (im Höllenthale), welcher nicht verläugnet hat, daß er mehr zu Schild und Helm als zum Brevier geboren, das Roß vorgeführt und den Stegreif gehalten.

Mit Friedrich des Erlauchten Abscheiden (1289) sank dessen Haus in Folge von wiederholten Theilungen und Mangel an Zusammenhalten, Einigkeit der Linien, deren es anfangs zwei dann drei waren, sehr rasch und kam am Schluß des ersten Viertels vom fünfzehnten Jahrhundert dem gänzlichen Zerfall nahe. Um diese Zeit hatte diejenige Linie, welcher Schloß und Herrschaft Schalksburg mit Mülheim im Donauthal zugefallen war, unbekümmert um das Erbrecht der andern Linien ihren Antheil seit Jahren bereits veräußert, und zwar erstere Herrschaft an das Grafenhaus Wirtemberg, letztere an die Ritter von Weitingen, ein ehemaliges Zollerisches und Hohenbergisches Dienstmannengeschlecht.

Vor dem Schluß des zweiten Jahrzehnts vom fünfzehnten Jahrhundert war von den drei Linien, in welche sich die Nachkommen Friedrichs des Erlauchten im Laufe der Zeit getheilt hatten, nur noch e i n e und zwar diejenige übrig, welche im Besitz der ältesten Stammburg des Hauses war, und deren Grafschaft in der Hauptsache aus denjenigen Ortschaften bestand, welche nachmals das Fürstenthum Hechingen bildeten, nebst den Steinlachorten Belsen, Oeschingen, Mössingen, Nehren und anderen.

Die Träger dieser Hohenzollernschen Linie im engeren Sinne waren zwei Brüder: F r i t z d e r A e l t e r e, g e n a n n t O e t t i n g e r und E i t e l f r i t z, d. i. Fritz ohne Beiname. Es war dies nämlich eine Ausnahme von der Regel, denn der Name Friedrich (Fritz), welcher bis auf unsere Tage der Lieblingsname der Hohenzollern namentlich auch der ganzen fränkischen Linie derselben geblieben, war unter den Nachkommen

Friedrichs des Erlauchten so sehr herrschend, daß Beinamen, darunter ganz absonderliche wie „der Ostertag" durchaus nöthig waren.

Die genannten beiden Brüder wußten bald nach dem Tode ihres Vaters nichts besseres zu thun, als die ererbte Grafschaft, die Zollerburg nicht ausgenommen, unter sich zu theilen, und unter ihnen gieng's mit Riesenschritten dem Zerfall entgegen, ja ihr Haus kam dem Untergang nahe. Bald gab's, da dieselben — so ziemlich einer wie der andere — „unverdreglich, rösch (aufbrausenden Charakters) und unfridlichen holzes" waren, zwischen ihnen mancherlei Streitigkeiten, in denen sie schließlich so weit giengen, daß zuerst Eitelfritz den Oettinger dann dieser jenen aus der Zollerburg warf und beide einander förmlich befehdeten. Vergeblich hatten sich die Grafen Eberhard der Milde von Wirtemberg und sein gleichnamiger Sohn, zu denen der Oettinger in Dienstverhältnissen gestanden, insbesondere auch Friedrich, der erste Kurfürst von Brandenburg Hohenzollerischen Geblüts, bemüht, den heftigen Zerwürfnissen der beiden Brüder ein Ende zu machen. Ganz erfolglos war es auch gewesen, daß das kaiserliche Hofgericht zu Rotweil, vor welchem der Oettinger von seinem Bruder mehrmals verklagt worden, diesen in den Besitz der ganzen Grafschaft eingesetzt, jenen aber wiederholt in die Acht erklärt, dazu den Official des Bisthums Konstanz aufgefordert hatte, über denselben den Bann zu verhängen. Machtlos verhallte der sonst furchtbare Spruch: „ich künde ihn aus dem Frieden in den Unfrieden, verbiete ihn seinen Freunden und gebe ihn und sein Gut den Feinden Preis," welchen der Hofrichter über den Oettinger gefällt hatte. Denn keiner der Fürsten, welche das Hofgericht, um seinen Sprüchen Autorität zu verschaffen, im Namen des Königs Sigismund „ernstlich und vestiglich" aufgefordert hatte, dem Eitelfritz zu seinem Recht zu verhelfen, ergriff gegen den Geächteten das Schwert. Ja selbst die mannhafte Gräfin Henriette von Wirtemberg, Oettingers erbittertste, persönliche Feindin, an welche das Hofgericht das gleiche Begehren gestellt hatte, schritt aus dieser Veranlassung nicht gegen ihn ein. Andererseits ließ sich mancher der Lehensmannen desselben weder durch Acht noch Bann in seiner Treue gegen seinen Herrn wankend machen. Darum bangte dem kühnen Oettinger, als er sich im alleinigen Besitz der Zollerburg gesehen, welche damals als „die Krone aller Burgen in Schwaben," ja „das vesteste Haus in allen teutschen Landen" galt, nicht vor Kaiser und Reich.

Aber bald zog sich von einer andern Seite über demselben und dem Zollerberge ein schweres Ungewitter zusammen, welches sich schließlich so furchtbar darüber entlud, daß die Stammburg seines Hauses in ihren Grundfesten erschüttert und in einen Schutthaufen verwandelt, er

selbst aber zum heimat- und besitzlosen Grafen wurde, welchem neben wenigen Getreuen nur sein unbeugsamer Muth, sein tapferer Arm und sein scharfes Schwert geblieben. Oettingers wiederholte Befehdung der Reichsstadt Rotweil rief nämlich den schwäbischen Städtebund gegen ihn in die Waffen, und diesem schloß sich nun auch die Gräfin von Wirtemberg an. Im Anfang des Sommers 1422 legten sich die Aufgebote beider vor die Zollerburg und nöthigten nach fast einjähriger Belagerung, während welcher Eitelfritz die städtischen Hauptleute mit seinem (!) guten Rath unterstützte, die schwache Besatzung, welcher es bald an Schießpulver fehlte, und die durch Mangel an Lebensmitteln und übergroße Anstrengung am Ende ganz heruntergekommen war, zur Uebergabe. Darauf wurde die Burg nach totaler Ausplünderung von Grund aus zerstört,

„daz fürohin von dort herab nimmer wirt gekriegt,
noch kain graf von zolr me daruff wirt gewiegt."

Dazu sprach König Sigismund den Fluch über den Berg aus und verbot für ewige Zeiten je wieder auf demselben ein Schloß zu bauen.

Die Kriegsobristen der Reichsstädte aber hatten sich in ihrer Rechnung, sie werden „baldt nest und vogel bei ainandern ergreifen," namentlich auch in so weit sehr getäuscht, als es dem Oettinger, nachdem er den Ritter Menloch von Dettlingen von einem alten Zollerischen und Hohenbergischen Dienstmannen-Geschlecht der Besatzung zum Hauptmann gesetzt hatte, schon am Schlusse des Jahres 1422 geglückt war, aus der belagerten Burg zu entkommen. Er wollte versuchen, ob es ihm nicht gelingen würde, einen ihm befreundeten Fürsten, vornehmlich den Markgrafen Bernhard von Baden, welcher es auf Erwerbung der Grafschaft Zollern abgesehen hatte, zum Entsatz der Burg zu bewegen. Seine diesfallsigen Bemühungen waren aber erfolglos. Und nun trieb sich Oettinger meist im Elsaß als ritterlicher Abenteurer und „Freibeuter" herum, bis er dort von Dienern der Gräfin von Wirtemberg ergriffen und in einen festen Thurm zu Mömpelgard gesetzt wurde, wo er eine lange Reihe von Jahren gefangen saß. Im Jahr 1440 wieder frei kehrte er nach Schwaben zurück, verschaffte sich durch Verzichtleistung auf jeglichen Anspruch an die schon 1415 an das Haus Wirtemberg verkauften Steinlachorte von diesem eine namhafte Baarsumme, söhnte sich mit allen seinen Feinden sogar den Rotweilern aus und trat ganz umgewandelten Sinnes eine Fahrt dahin an, wo Christus der Weltheiland gepredigt: „Liebet eure Feinde." Es ist, wie er auch ganz darauf gefaßt war, seine letzte gewesen; denn er beschloß am 30. September 1443 bei den Sankt Johanns Brüdern auf der

Insel Rhodus seine vielbewegte irdische Laufbahn.* Und von ihm, der die Regierung seiner kleinen Grafschaft zwar besonnen und glückverheißend eröffnet, bald aber „saine sachen mertails uf die faust gesetzt, statt mit vernunft auszurichten," dessen Leben eine lange Kette von Streit und Kampf gewesen und der nur unfreiwillig sein Schwert zur Seite gelegt und gerastet hat — von ihm gelten mit vollem Recht unseres großen schwäbischen Dichters Worte in seiner „Frauenwürde," da er sagt:

„Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der Wilde durch das Leben,
Ohne Rast und Aufenthalt.
Was er schuf, zerstört er wieder."

Während sich der Oettinger als fahrender Ritter herumgetrieben und darauf eine lange Reihe von Jahren zu Mömpelgard in Haft gesessen, schaltete sein Bruder Eitelfritz in der alten Heimat, wo er in einem Schlosse zu Hechingen seinen Sitz nahm, mit der Grafschaft Zollern, so viel noch davon übrig gewesen, als deren alleiniger Besitzer, hatte sich aber dabei der Ansprüche von Baden und Wirtemberg zu erwehren. Um sich nun wenigstens mit letzterem, von dessen Gebiet seine Grafschaft fast ganz umschlossen war, einigermaßen auseinander zu setzen und zu retten, was noch möglich, gieng Eitelfritz im Jahr 1429 unter gänzlicher Ignorirung seines Bruders mit dem Hause Wirtemberg, welches sich inzwischen mit Baden abgefunden hatte, den denkwürdigen Gröninger Vertrag ein, nach welchem, falls mit ihm oder einem seiner Nachkommen der Hohenzollerische Mannsstamm aussterben würde, die Grafschaft seines Hauses an dasselbe fallen sollte. Und hiezu war damals auch Aussicht vorhanden: der Oettinger zwar vermählt (mit einer gebornen Gräfin von Sulz), aber die vielfach gestörte, unglückliche Ehe kinderlos geblieben, dabei Eitelfritz zur Zeit noch unvermählt. Im Jahr 1432 durchkreuzte aber dieser vor der Hand die Plane von Wirtemberg dadurch, daß er sich mit der Tochter des Freiherrn Heinrich von Rätzüns (in Graubündten) vermählte, welche Ehe auch bald mit einem Sohne gesegnet wurde. Die von ihm begonnene Ausführung seines Planes, trotz des königlichen Verbots die Zollerburg wieder aufzubauen, wurde von den schwäbischen Reichsstädten gewaltsam hintertrieben. An weiteren Versuchen verhinderten ihn aber seine schlechten Finanzen und sein baldiger Tod im Jahr 1439.

Des Eitelfritz Wittwe vermählte sich bald wieder und zwar mit

* Vergl. G. Schwabs Romanze: „Der Graf von Zollern."

Graf Sigmund von Hohenberg (s. unten), traf auch für ihr beigebrachtes Söhnlein Jos Niklas eine glückliche Wahl, denn dieser gewann an Sigmund einen gewissenhaften Pflegevater, und als er die Regierung seiner Grafschaft, deren Bestand so ziemlich dem des nachmaligen Fürstenthums Hechingen gleichkam, antrat, bei Lösung der schwierigen Aufgabe, sein Haus wieder neu zu gründen, an demselben einen treuen und erfahrenen Rathgeber.

Jos Niklas, „der in eine ganz andre Art schlug," als seine nächsten Vorfahren, glückten auch vornehmlich unter dem kräftigsten Beistand seines Stammesvetters, des Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg, zwei Hauptziele seines Lebens: der Wiederaufbau der Stammburg, begonnen im Jahr 1454, und die Beseitigung des Gröninger Vertrags. Markgraf Albrecht hatte nämlich nicht nur von Kaiser Friedrich III. die Aufhebung des von Sigismund ausgegangenen Verbots erwirkt sondern auch ansehnliche Geldmittel zum Burgbau geschossen. Auch war er es, welcher (1457) die Lösung des erwähnten Vertrags mit dem Hause Wirtemberg gegen eine an dasselbe bezahlte Geldsumme zu Stande gebracht hat. Und bald (1488), eben im Todesjahr des Jos Niklas, machten dessen drei Söhne eine andere letztwillige Verfügung über die Grafschaft Hohenzollern für den Fall, daß sie alle ohne Leibeserben absterben würden: es sollten nämlich alsdann die Markgrafen von Brandenburg ihre Erben sein.

Unter des Jos Niklas Nachfolgern, zunächst seinem vorzüglichen Sohne Eitelfritz II., welcher die alten fast zweihundert Jahre lang vergessenen Familienbande zwischen Hohenzollern und Nürnberg-Brandenburg durch seine im Jahr 1479 erfolgte Vermählung mit Magdalena, der Enkeltochter des ersten Brandenburger Kurfürsten Hohenzollerischen Geblüts wieder angeknüpft und sich als Reichserbkämmerer in Diensten des Kaisers Maximilian I. in weiteren Kreisen ausgezeichnet hat, wurden die früher erlittenen Verluste des Hohenzollerischen Hauses an Land und Leuten durch ansehnliche Erwerbungen ausgeglichen. Diese bestanden in Burg, Stadt und Herrschaft Haigerloch, einem uralten Zollerischen Besitzthum, welches im Laufe der Zeit aber an Oestreich gekommen war, ferner in den Grafschaften Sigmaringen und Veringen, endlich der Herrschaft Werstein. Doch war diese nun sehr ansehnliche Gesammt-Grafschaft nur kurze Zeit in einer Hand, nämlich der des Grafen Karl I., des Ahnherrn des noch blühenden fürstlichen Hauses, denn schon dessen drei Söhne theilten sich, indeß nach vorher zu Stande gekommener Erbeinigung, im Jahr 1576 in dieselbe, und es entstanden daraus die drei Linien Hechingen, Sigmaringen und Haigerloch. Und im Jahr 1623 wurde das Gesammthaus der schwäbischen Hohen-

zollern, deren Ahnen, wie bereits bemerkt, schon im dreizehnten Jahrhundert den Titel von Gottes Gnaden Grafen von Zollern geführt, auch das Prädikat illustris (erlaucht) erhalten haben, von Kaiser Ferdinand II. in den Reichsfürstenstand erhoben. Bald darnach (1634) erlosch die Haigerlocher Linie, deren Herrschaft fiel an die Sigmaringer und in unseren Tagen blüht, nachdem auch die Hechinger 1869 ausgestorben, die schwäbische Linie der Hohenzollern nur noch in dem Hause Sr. Kön. Hoheit des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen fort. Im Frühjahr 1850 aber haben die Hechinger und Sigmaringer Linie auf Grund alter zwischen den fränkischen und schwäbischen Hohenzollern abgeschlossener Erbverträge ihre Fürstenthümer an ihren Stammesvetter auf dem Preußischen Königsthrone abgetreten.

Und auf dem majestätischen Schwabenberge Zollern, auf welchem um die Mitte des elften Jahrhunderts die ältesten historisch beglaubigten Ahnherren des Gesammthauses der Hohenzollern ihren Burgsitz aufgeschlagen, von dem sie ihren Namen erhalten und auf ihre spätesten Nachkommen vererbt haben; auf dem Fels, von welchem am Ende des zwölften Jahrhunderts der hohenzollerische Adler sich zu seinem kühnen Flug nach Franken und darnach „bis zum Meer" erhoben; auf den Grundfesten des Schlosses, in dem Friedrich der Erlauchte, der Ahnherr der schwäbischen Hohenzollern, im dreizehnten Jahrhundert in hohen Ehren fürstlichen Hof gehalten; da, wo die „Krone aller Burgen von Schwaben wyt hat gesehen viber yß" (weit über alles hinaus) und in deren Besitz Graf Fritz von Hohenzollern, der Oettinger, der kühne Recke, Kaiser und Reich Trotz geboten; an der Stätte, wo aber bald darauf aus einem Trümmer- und Schutthaufen der Adler „des heiligen römischen Reichs deutscher Nation" triumphirend über das gelungene Zerstörungswerk emporragte und hoch in den Lüften flatterte, wo in der wiedererstandenen Stammburg der Hohenzollern die Grafen Jos Niklas und Eitelfriedrich II. weise gewaltet und ihres Hauses Wohlfahrt und Ruhm neu begründet haben — Da, auf dieser Stätte sehen wir in unseren Tagen das schwarz-weiß-rothe Banner des unter den erlauchten Hohenzollern wieder ruhmvoll aufgerichteten deutschen Reiches neuer Aera wehen. Denn es hat sich als vollwürdiges Denkmal des hohen Kunstsinnes und vor allem der dankbaren Pietät der königlichen und fürstlichen Hohenzollern für die gemeinsame älteste Wiege ihres Geschlechts wie ein Phönix aus der Asche in der Neuzeit auf dem Zollerberge ein neues wahrhaft majestätisches Schloß erhoben, und wenn schon des kühnen Oettingers Burg gerühmt wird als:

„nobile Zolre castrum"
„fulgens ut astrum"

(edle Zollerburg, glänzend wie ein Stern), so gilt dies mit viel größerem Recht von dem höchst großartigen Prachtbau, zu dessen Herstellung die reichsten Mittel geflossen sind, Kunst und historische Forschung einander die Hand geboten haben, und von dem auch die glänzendste Kaiserburg, welche das Mittelalter gesehen, verdunkelt wird.

Die Grafen von Hohenberg Hohenzollern'schen Stammes.

Es bleibt uns nun zunächst noch übrig, den Lesern denjenigen Zweig des Grafenstammes Zollern vorzuführen, welcher sich mit dem Zollerischen im engeren Sinne in die angestammte Grafschaft des Hauses getheilt und nach der Burg Hohenberg vornehmlich geschrieben hat. Es ist derjenige, welchem der Held unseres Bilderkreises angehört.

Unsere Leser kennen aus einer späteren Zeit bereits den Grafen Sigmund von Hohenberg (s. S. 14), welcher sich als Pflegevater des Grafen Jos Niklas um die Neugründung des Hohenzollern'schen Hauses wie auch um das Grafenhaus Wirtemberg große Verdienste erworben hat. Er war nämlich während der fast einjährigen Gefangenschaft des wirtemberger Grafen Ulrich des Vielgeliebten zu Heidelberg „Statthalter" in dessen Grafschaft. Zu Sigmunds Zeiten, welchem blos noch der Titel Graf von Hohenberg geblieben, waren die sämmtlichen Herrschaften seines Hauses längst meist an Oestreich und Wirtemberg veräußert und er nur noch im Besitz von sehr wenigem u. a. von Ebingen, wo er seinen Sitz hatte, als Pfandschaft von Wirtemberg. Dabei hatte er den Fall der ältesten namengebenden Burgen seines Stammes — Zollern und Hohenberg — erleben müssen, denn auch letzteres Schloß, welches damals als öſtreichische Pfandschaft in den Händen eines Herrn von Hornstein gewesen, wurde von den Rotweilern, welche mit demselben in Fehde lagen, im Jahr 1449 zerstört; doch erlebte er noch die Freude, die Zollerburg wieder erstehen zu sehen. Denn erst viele Jahre später (um 1486) segnete er das Zeitliche und wurde in der Kirche des von seinem Hause gestifteten Klosters Reuthin (bei Wildberg) als der Letzte seines Namens und Stammes mit „schilt und helm" neben dem Hochaltar begraben.

Gehen wir vom Ende zum Anfang, von Sigmund, dem letzten fast besitzlos gewesenen Titulargrafen von Hohenberg, auf den Stifter der Linie zurück, so zeigt schon eine flüchtige Skizze der Geschichte des letzteren nicht nur den Contrast in den Charakteren sondern vornehmlich den großen Unbestand und Wechsel in den Geschicken aller Sterblichen, des Individuums wie ganzer Geschlechter und Völker.

Graf Burkard, der Stammvater der Grafen von Hohenberg Zollerischen Geblüts, war, wie bereits bemerkt, ohne Zweifel Geschwisterkind des gemeinsamen Ahnherrn der fränkischen (burggräflichen) und der Zollerischen Linie im engeren Sinne. Bei seinem Auftreten in der Geschichte erscheint derselbe als Inhaber einer ansehnlichen Grafschaft des Reichs wie auch namhafter Kirchenlehen (z. B. Rotenburg) und Allodialbesitzungen. Man sieht ihn häufig und an verschiedenen, zum Theil von der schwäbischen Heimat weit entfernten Orten des Reichs im Rathe des mächtigen Kaisers Friedrich I. des Rothbarts und dessen Sohnes Heinrich VI. sitzen. Und wenn Graf Sigmund von einem fast gleichzeitigen Chronikschreiber geschildert wird als „ein holselliger, sittiger und frommer graf," so haben wir uns den Grafen Burkard, dessen ältesten Ahnherrn, als einen kriegs- und fehdelustigen Herrn, der am liebsten war, „wo's eisern klang," nicht als einen Mann des Friedens vorzustellen, denn er führte den Beinamen der „Greiner." Das hieß in alten Zeiten der Zänker, der Streitlustige. Er war wohl schon in jungen Jahren einer der Zollergrafen, deren starker Hilfe und Tapferkeit der Pfalzgraf Hugo von Tübingen im Jahr 1164 seinen glänzenden Sieg über das zahlreiche Ritterheer des Herzogs Welf VII. zu verdanken hatte (s. unten S. 25). Und als der greise Heldenkaiser Rothbart im Jahr 1189 an der Spitze eines gewaltigen Heeres, bei dem nach uraltem Recht die Schwaben unter ihrem tapferen Herzog Friedrich, dem Sohne des Kaisers, den „Vorstritt" hatten, nach dem heiligen Lande zog, um dasselbe dem ebenso tapferen als hochherzigen Sultan Saladin von Egypten zu entreißen, da schloß sich unser Graf Burkard von Zollern (Hohenberg), der Urgroßvater unseres Helden Albert, mit Vasallen und Dienstmannen seiner Grafschaft auch an, darunter sehr wahrscheinlich auch der edle schwäbische Sänger Hartmann, dessen Stammburg Owe (Au) ganz in der Nähe der alten Rotenburg zu Burkards Grafschaft gehörte.[13] Vielleicht war auch dabei der Ahnherr von den ritterlichen Mannen, die in Wurmlingen saßen, und hat durch eine der Waffenthaten, durch welche die Schwaben sich in diesem Kreuzzug ausgezeichnet, seinem Geschlechte den Ehrennamen „Maerehelt," d. i. der berühmte Held, verdient. Etwa auch der Ahnherr der in Kilchberg (zwischen Tübingen und Rotenburg) ehedem gesessenen Ritter, die „Lescher" genannt, deren Wappenschild — allerdings in etwas späterer Zeit — einen silbernen Halbmond in rothem Felde zeigte. Auf diesem Kreuzzug hat sich nach einer mehr als fünfhundertjährigen Aufzeichnung unser Graf Burkard als Träger der Reichsfahne in der siegreichen Doppelschlacht, welche der Kaiser und sein Sohn vor Iconium (Connelaut) in Kleinasien im Mai 1190 dem zahllosen Türken-

heere in und außerhalb der genannten Stadt geliefert, u. a. besonders ausgezeichnet (s. den 7. Abschnitt IV. dieses Bandes).

Bekannt ist, daß der alte Rothbart bald darauf in den kalten Wellen des Saleph (in Cilicien) seinen Tod gefunden hat und sein hoffnungsvoller Sohn vor Akkon von einer tödtlichen Krankheit hingerafft worden. Graf Burkard von Hohenberg sah aber die Heimat wieder, denn man findet ihn im Jahr 1191 bei der Stiftung des Klosters Bebenhausen durch Pfalzgraf Rudolf I. von Tübingen (s. unten), mit dessen Schwester Luitgard er ohne Zweifel vermählt gewesen,[14] betheiligt. Er war es, der bald nach begonnener Stiftung mit andern nahen Verwandten in die kleine hinter einem Thurme befindliche Kemenate („caminata") des schwer erkrankten Pfalzgrafen gerufen und um seine Mitwirkung zur Vollendung des frommen Werks angegangen wurde, auch darauf mehr als hundert im Burghofe vor der Kapelle versammelten ritterlichen Tübinger Dienstmannen den bestimmten Willen ihres Herrn kundthat, daß die von demselben begonnene Klosterstiftung auch wenn er stürbe zur Ausführung kommen sollte.

Graf Burkards I. Söhne, Burkard II. und Albert I. werden wie ihr Vater mit Grafentitel theils nach Hohenberg theils nach Zollern, Albert insbesondere auch nach Rotenburg benannt; dabei führt sich dieser noch im Jahr 1225 als Sohn eines Grafen Burkard von Zollern auf — Thatsachen, welche den Ausgang derselben und des Helden unseres Bilderkreises von dem Zollerstamme außer allen Zweifel setzen. Albert I. hat allem nach seinen Sitz auf dem längst abgegangenen Schlosse Rotenburg, eine Stunde von der gleichnamigen Stadt am Neckar (s. den zweiten Abschnitt), sein älterer Bruder Burkard dagegen wahrscheinlich auf den Burgen Hohenberg und Haigerloch gehabt. Von den beiden Brüdern ist insbesondere die politische Stellung, welche sie eingenommen, für uns von Interesse.

Als nach dem Tode Kaiser Heinrichs VI. (1197) die hohenstaufische Partei den milden Herzog Philipp von Schwaben, Bruder des abgeschiedenen Kaisers, die welfische dagegen Otto, den tapfern Sohn Heinrichs des Löwen, zum Könige gewählt hatte und in Folge dieser Doppelwahl zehn Jahre hindurch unselige Spaltung in Deutschland herrschte, bewahrten Graf Burkard II. und sein Bruder Albert (I.) die von ihrem Vater anererbte Treue gegen das hohenstaufische Haus selbst dann noch, als bald nach der Ermordung König Philipps durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach (1208) die meisten schwäbischen Herren sich für König Otto erklärten. Während Burkard sich von dem letzteren durchaus ferne hielt, finden wir ihn dagegen wiederholt in der Umgebung des jungen hohenstaufischen Königs Friedrich (II.), welcher

in den Jahren 1213—1217 häufig in Schwaben, namentlich an den Ufern des Bodensee's (zu Constanz, Ueberlingen) wie auch in Rotweil Hof hielt. Und in der Zeit (1220—1235), da Friedrich sich meist in seinem italienischen Erbreich aufgehalten und Graf Burkard (II.) nicht mehr am Leben war, trifft man dessen Bruder Albert häufig auf Hoftagen von Friedrichs Sohne, dem jungen römischen König Heinrich zu Eßlingen, Ulm, Hagenau und Frankfurt, und zwar noch dann, als die bekannten Zerwürfnisse zwischen Vater und Sohn bereits einen hohen Grad erreicht hatten.

Von ganz besonderem Interesse für unseren Bilderkreis ist aber Graf Burkards (II.) gleichnamiger Sohn, welcher von 1237 bis 1253 in der Geschichte seines Hauses vorkommt, denn er ist der Vater unseres Helden (s. unten), und unter ihm verlebte dieser seine von uns in diesem Bande geschilderte Jugend auf dem Schlosse Rotenburg. Burkards III. Leben und Wirken fällt in die Zeit der größten Zerwürfnisse zwischen dem hohenstaufischen Hause, dem Kaiser Friedrich II. und seinem Sohne Konrad, dem römischen König, einer- und den Päbsten Gregor IX. und Innocenz IV. andererseits. Und letzterer gieng auf dem allgemeinen Concil zu Lyon im Jahr 1245 so weit, daß er den Kaiser aller seiner Ehren und Würden für verlustig erklärte, alle, welche ihm den Treueid geschworen, davon lossprach, demselben als Kaiser oder König zu gehorchen verbot, die Wahlfürsten aufforderte, ihm einen Nachfolger zu bestellen, und sich das Recht vorbehielt, nach dem Rath der Cardinäle über Friedrichs Erbkönigreich zu verfügen.

Den Markgrafen Heinrich von Burgau, die Grafen Rudolf von Habsburg und Ludwig von Oettingen ausgenommen, waren, so viel man weiß, schon vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts alle anderen schwäbischen Grafen im Gegensatz zu den Reichsstädten von dem Kaiser und dessen Sohne abgefallen und hatten sich dem von der päbstlichen Partei aufgestellten Gegenkönige, Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen, zugewandt, so auch, den Traditionen seines Hauses entgegen, Graf Burkard III. von Hohenberg. Darum rühmt der damalige päbstliche Legat in Deutschland die stammverwandten Häuser Zollern und Hohenberg und meint, sie könnten in ihren festen Burgen sogar dem Reiche Trotz bieten. Auch trifft man unsern Grafen Burkard nicht ein einziges Mal bei dem römischen Könige Konrad, welcher doch häufig in schwäbischen Reichsstädten weilte, dagegen im Verkehr mit Mönchen des Dominikanerordens von dem Eßlinger Konvent. Diese waren es aber gerade, welche im Auftrag des Pabstes Innocenz IV. in Deutschland gegen die Staufer das Kreuz predigten und, theilweise begünstigt von Burkard, in dessen Grafschaft (zu Kirchberg, Oberamts

Sulz und Reuthin bei Wildberg) Klöster stifteten und auch durch diese für ihre Zwecke wirkten. Doch zeigte sich nach Geschichte und Sage (s. 10. Abschnitt IV. dieses Bandes) unser Graf bei der Gründung der so eben genannten Klöster den Bestrebungen derselben nicht sonderlich förderlich, wenn er, wie urkundlich überliefert ist, sich für Abtretung seiner jedenfalls nicht ansehnlichen Besitzung Kirchberg zum Zweck der Klosterstiftung durch fünfzig Mark Silber hat entschädigen lassen, bei der Stiftung von Reuthin aber sich sehr säumig gezeigt hat. War nun auch Burkard nicht in dem Grade päbstlich gesinnt, wie die Grafen Hartmann von Grüningen und Ulrich von Wirtemberg, so erscheint es, wenn er auch nicht an der Belagerung von Ulm durch den Gegenkönig Heinrich Raspe von Thüringen Theil genommen haben sollte, dagegen höchst wahrscheinlich, daß, als Heinrichs Partei bald darauf (an Pfingsten 1247) die nahe hohenstaufisch gesinnte Reichsstadt Reutlingen belagert hat, auch er dabei gewesen ist. (S. den 5. Abschnitt dieses Bandes.)

Graf Burkard III. hatte abwechslungsweise seinen Sitz auf den zu seiner Grafschaft gehörigen Burgen Hohenberg, Haigerloch, Rotenburg und Nagold. Nach den ersteren zweien wird er auch mitunter genannt, seine Gemahlin Mechtilde dagegen unter den Wohlthätern des Klosters Bebenhausen als „domina Mechtilda comitissa (Gräfin) de Rotenburg“ aufgeführt. Bei der sehr mäßig hohen Lage des Schlosses Rotenburg auf dem Berge bei dem Dorfe Weiler (s. den 2. Abschnitt dieses Bandes), dem milden reizenden Gelände der dortigen Gegend im Vergleich zur Lage der obgenannten anderen Burgen, insbesondere gegenüber der auf dem Oberhohenberg, dem rauhesten Theile des Heuberges, darf man annehmen, daß Burkards Familie allermeist auf der Rotenburg gewohnt und somit Albert, unser Held, auch da seine Jugendzeit verlebt hat.

Graf Burkard III. vermählte sich im Anfang der dreißiger Jahre des dreizehnten Jahrhunderts mit Mechtilde, der bereits genannten Tochter des Pfalzgrafen Rudolfs II. von Tübingen. Die Heirathsabrede und Bestimmung der Mitgift der Braut geschah nach altem Brauch unter freiem Himmel zu verhandeln, auf einem Gauding, welches deren Vater auf „Birhtinlê,“ der uralten Gerichtsstätte seines Hauses, im schönen, weiten Neckarthal zwischen Tübingen und Rotenburg abhielt (s. im 6. Abschnitt dieses Bandes). Die ansehnliche Mitgift der pfalzgräflichen Tochter bestand aus den Burgen und dazu gehörigen Herrschaften Nagold, Wildberg und Altensteig, welche wie Rotenburg und andere theilweise uraltes Lehen des Bisthums Bamberg waren, ein Umstand, der zu dieser Bestimmung mitgewirkt haben mag.

Daneben kamen durch diese Heirath auch Tübinger Dienstmannen an das Haus Hohenberg, so ohne Zweifel die von Ehingen, welche nun ganz in der Nähe von Graf Burkards Schlosse Rotenburg auf steiler Höhe über dem Niedernauer Thale ihren Sitz aufschlugen und in unserem Bilderkreise oft auftreten werden.

Graf Burkard III. von Hohenberg, unseres Helden Vater, starb eines jähen, schrecklichen Todes: er wurde nämlich am 14. Juli des Jahres 1253 auf freiem Felde bei Deckenpfronn (Oberamts Calw) vom Blitze erschlagen (s. den 12. Abschnitt dieses Bandes). Es ereignete sich wohl auf einem Ritt nach oder von der Burg Wildberg, denn genannter Ort liegt nicht weit davon und dem alten hohenbergischen Orte Gültlingen auf der Höhe rechts über dem Nagoldthale an der Straße nach Herrenberg und in das Ammerthal. Seine Ruhestätte fand er auf Anordnung seines Sohnes Albert in späterer Zeit im Chor des Klosters Kirchberg, wie wir unten am Schlusse dieses Bandes näher ausführen werden.

Aus Burkards Ehe mit Mechtilde giengen drei Söhne — Albert, Burkard und Ulrich — und zwei Töchter — Gertrud und Mechtilde — hervor. Von den letzteren nahm Mechtild den Schleier im Kloster Wald (in den hohenzollern-sigmaringischen Landen) und wurde dort Aebtissin. Gertrud aber vermählte sich um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts mit Graf Rudolf von Habsburg, dem nachmaligen römischen König (s. den 8. Abschnitt dieses Bandes), nach dessen Krönung sie den Namen Anna annahm. Sie ist die Stamm-Mutter des östreichischen Kaiserhauses. Von Burkards III. Söhnen ist Ulrich bald gestorben, Burkard IV. der Stammvater der Nagolder-Wildberger-Altensteiger-Bulacher Linie seines Hauses, Albert der der Hohenberger-Rotenburger-Horber und der Held unseres Bilderkreises.

Zweites Kapitel.

Die Pfalzgrafen von Tübingen, Alberts Ahnen mütterlicher Seite.

Die Ahnenreihe desselben von mütterlicher Seite führt uns nun auf das Geschlecht der Pfalzgrafen von Schwaben oder, nach ihrem Burgsitz genannt, von Tübingen, welches in nicht geringerem Glanze strahlte, als die seiner Ahnen väterlicher Seits, ja noch in höherem. Das Haus der Grafen und nachmaligen Pfalzgrafen von Tübingen ist nämlich mit größter Wahrscheinlichkeit auf das Geschlecht jener alemannischen Volksherzoge zurückzuführen,

welches von den Machthabern des Frankenreichs gestürzt wurde, und deren einer, Theutbald, sein Streben nach Unabhängigkeit mit dem Leben bezahlen mußte.[15] Denn der fränkische Hausmaier Karlmann, welcher mit Heeresmacht in Alemannien eingerückt war, ließ ihn und andere alemannische Große auf der uralten Gerichtsstätte bei Cannstatt hinrichten. Theutbalds Geschlecht, in welchem der Name Berchtolt (Berthold), sonst auch Birhtilo (Birhto) heimisch war, blühte aber noch lange als große Grundbesitzer und Inhaber von Grafschaften in Alemannien fort, wo ein sehr ausgedehnter Bezirk im Südwesten (von Villingen bis Rotenburg) nach ihm den Namen Berchtolds-Baar (davon heute noch die Baar um die Quellen der Donau und des Neckars) erhielt. Und noch bis auf den heutigen Tag haben sich uralte Beziehungen der Gegend von Tübingen und Rotenburg zu jenem berühmten Geschlechte erhalten in der denkwürdigen Stätte Birhtinlê (s. den 6. Abschnitt dieses Bandes), d. i. Hügel (Grabhügel) des Birhto oder Birhtilo. Wir kennen dieselbe bereits als Gaugerichtsstätte der Grafen und Pfalzgrafen von Tübingen, welche, wie schon bemerkt, von dem Stamme der Bertholde oder Birhtilo ausgegangen sind.

Aus dem angegebenen mächtigen und vielverzweigten alemannischen Geschlechte nahm der kluge Frankenkaiser Karl der Große seine Gemahlin Hildegard, die Mutter seines Nachfolgers. Deren Oheim Anselm („Anshelm"), der Pfalzgraf des kaiserlichen Hofes, glänzt unter den zwölf Vorfechtern Karls und war einer von den Helden der vielbesungenen Schlacht bei Ronzeval, wurde aber, als der Kaiser von dem spanischen Heerzuge heimfuhr, mit Roland und anderen in einem Engpaß der Pyrenäen erschlagen. Bekannter ist Gerold, der Kaiserin Hildegard Bruder, der berühmte Waffengefährte und Heerführer Karls, welchem dieser das uralte Recht der Schwaben, im Reichsheere vorzufechten, verliehen haben soll. In seiner alemannischen Heimat bekleidete Gerold Grafenämter in der Berchtoldsbaar und speziell das Grafenamt über den Nagoldgau, welcher zu jener gehörte und seinen Namen von dem kleinen Flusse erhalten hat, in dessen romantischem Waldthale das ehedem so berühmt gewesene Benedictinerkloster Hirsau lag, welches Ludwig Uhland in seiner „Ulme zu Hirsau" besungen. Und die gleichnamige „villa Nagaltuna" (jetzige Stadt Nagold) hat noch aus viel älterer Zeit eine historische Berühmtheit dadurch erlangt, daß sie unter anderem eine Ding- oder Gerichtsstätte eben dieses Grafen Gerold gewesen, welcher im Jahr 786 in Gegenwart seiner Mutter Imma und vieler Zeugen dort eine Schenkung von vielen in der Berchtholdsbaar gelegenen Gütern an das Kloster St. Gallen gemacht hat. Führt das seit Kurzem aus dem Rheinthale über Pforzheim in den Schwarzwald

erbaute Schienengeleise den Leser nach Nagold, so sieht er auf waldiger Höhe sehr ansehnliche Ruinen von namentlich ziemlich gut erhaltenen gewaltigen Thürmen romanischer Bauart von einer ehedem sehr ansehnlich gewesenen Burg ragen (s. den 9. Abschnitt dieses Bandes), welche schon zu Graf Gerolds Zeiten bestanden hat und mit Zugehör von unseres Helden Vater erheirathet worden ist.

Der sonst seltene Name Anselm erhielt sich in dem Geschlechte der Grafen und nachmaligen Pfalzgrafen von Tübingen von der Mitte des zehnten bis zum Schluß des elften Jahrhunderts fort. Und der schwäbische Graf Anselm, welcher im Jahr 1027 auf Kaiser Konrads II. Reichstag zu Ulm gegenüber von dem Schwabenherzog Ernst eine so mannhafte Sprache geführt,* sowie der Stifter des „wunderseltsamen" Jahrstags von Wurmlingen" (s. den 7. Abschnitt dieses Bandes) sind beide sicherlich Grafen von Tübingen gewesen.

Die älteste Grafschaft des Geschlechts verbreitete sich über den Nagoldgau, zu welchem auch der Ammergau, in dem es seinen Burgsitz Tübingen hatte, gehörte. Daneben war es sehr wahrscheinlich schon in den ältesten Zeiten zugleich über den nahen, großen Reichswald Schönbuch gesetzt, welcher später als ein Lehen des Hauses Tübingen erscheint. Das war zumal in alten Zeiten ein „jagdlustig Waldgebirge," reich vornehmlich an Edelwild und Sauen wie auch an reißenden Thieren, Bären und Wölfen. Dazu kamen die ausgedehnten waldigen Reviere des Schwarzwalds zwischen der Nagold und Murg. Kein Wunder, daß die Grafen und Pfalzgrafen von Tübingen in Geschichte und Sage als gewaltige Nimrode geschildert werden, denen die Befriedigung der edlen Passion des Waidwerks über alles gegangen ist.[16] Neben diesem ausgebreiteten Amtsbezirk besaß das Geschlecht große Lehen und zwar von dem Bisthum Bamberg einen namhaften Theil des Landstrichs um die Nagold, sodann von Herzog Welf VI. den Glemsgau mit Asperg, Sindelfingen und die „Filder" zwischen Tübingen und Stuttgart. Zu all' dem kamen noch als altes Erbgut des Hauses schon im elften Jahrhundert die Burgen Hochgerhausen und Ruck im Blauthal, zu welchen ausgebreitete Besitzungen auf der umliegenden Alb gehörten, welche allerdings zu einem guten Theil an das von den Grafen von Tübingen am Ende des elften Jahrhunderts gestiftete Kloster Blaubeuren vergabt worden sind.

Die Blüte des Tübinger Grafenhauses fällt in die Zeit von der Mitte des zwölften bis zu der des dreizehnten Jahrhunderts, gieng also mit dem Tode des mütterlichen Großvaters von unserem Helden

* Vergl. L. Uhlands Herzog Ernst von Schwaben und das 7. Kapitel des 3. Abschnitts, Band II.

zu Ende. Im Beginn dieses Zeitraums, unter der Regierung Konrads III., des ersten Hohenstaufen auf dem deutschen Throne, wurde dem Hause das Amt eines Pfalzgrafen von Schwaben, welches vorher bei dem Geschlechte der Grafen von Dillingen gewesen, verliehen. Doch hatte dieses hohe Reichsamt, mit welchem in alten Zeiten die Gerichtsbarkeit an des Kaisers Statt, das Befehlshaberamt über das kaiserliche Aufgebot ihres Bezirks wie auch die Aufsicht über das darin gelegene Reichs- und Kaisergut verbunden war, zur Zeit, als solches an Tübingen gekommen, sehr an Bedeutung verloren, zumal das Hohenstaufische Haus sein heimatliches Herzogthum selbst in Verwaltung hatte. Doch fehlt es nicht an Beispielen davon, daß ein Pfalzgraf an des Kaisers Statt zu Gericht gesessen, ein andermal einer im Auftrag desselben mit seinen Mannen gegen des Reiches Rebellen an den Rhein gezogen ist. Auch nahmen noch im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts die Pfalzgrafen von Tübingen einen hohen Rang ein, denn der „Staats-Kalender" aus jener Zeit [17] führt nach den Herzogen, deren Reihe der von Schwaben eröffnet, den Pfalzgrafen bei Rhein und nach diesem den von „Tuwingen" auf und erst auf diesen folgen die Markgrafen und Grafen. Unter allen Gliedern des Hauses steht oben an Pfalzgraf Hugo I., der Urgroßvater der Mutter unseres Helden, durch seine hervorragende Persönlichkeit — er war allem nach ein energischer Charakter und großer Kriegsheld — und seine nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem welfischen Herzogs- und hohenstaufischen Kaiserhause, wie er auch durch sein theilweise tragisches Schicksal weit über Schwabens Grenzen hinaus bekannt geworden. Seine Gemahlin Elisabeth war nämlich die Erbtochter des letzten Grafen von Bregenz und Montfort, dessen Geschlecht gleichfalls auf das der Kaiserin Hildegard zurückzuführen ist, und Enkelin des Herzogs Heinrich des Schwarzen von Baiern vom welfischen Hause, somit Nichte des alten Welf (VI.), Herzogs von Spoleto, von Ravensburg, und also auch Geschwisterkind des Kaisers Friedrich I., des Rothbarts, und des jungen Welf (VII.), des letzten Sprossen der schwäbischen Linie seines Hauses. In den Adern unseres Helden rollte somit auch welfisches Blut.

Dieser hoch angesehenen Familienverbindung hatte Hugo I. die Erwerbung des großen welfischen Lehens (s. oben) zu verdanken. Dieses verwickelte ihn übrigens im Jahre 1164 mit den schwäbischen Welfen in eine heftige Fehde, deren erster Akt, „die Schlacht" bei Tübingen, höchst glorreich für ihn geschlossen, die aber in ihrem weiteren Verlauf unglücklich, ja tragisch für ihn geendet hat. Er mußte sich nämlich, wiewohl der alte Welf es gewesen, der nach geschlossenem Frieden die Fehde erneuert hatte, auf den Spruch des Reichstags in

Ulm 1167, beziehungsweise des Kaisers Friedrich I. auf Gnade und Ungnade den Welfen ergeben und wurde von diesen achtzehn Monate lang in Haft gehalten, erhielt indeß mit seiner Freiheit auch das welfische Lehen wieder. Noch in viel späterer Zeit sprach man von dem glänzenden Siege des Pfalzgrafen über den jungen Herzog Welf, denn Wolfram von Eschenbach, ein Franke, der Koryphäe der deutschen Minnesänger, bespöttelte fünfzig Jahre später eine sehr unglücklich ausgefallene kriegerische Unternehmung, indem er sie mit der welfischen Niederlage vor Tübingen verglich.

In seiner Gefangenschaft gelobte der Pfalzgraf „zu Ehren dessen, der ihm den Sieg über seine Feinde verliehen," das Kloster Marchthal an der Donau, welches seine Ahnen ehedem gestiftet hatten, zur Zeit aber ganz heruntergekommen war, wieder aufzurichten und hielt auch getreulich Wort.

Hugo hinterließ zwei Söhne — Rudolf I. und Hugo, von welchen letzterer die von seiner Mutter dem Tübinger Hause angefallene Grafschaft Bregenz-Montfort erbte und der Stammvater der nachmaligen Grafen von Montfort in allen ihren Linien geworden ist, [18] ersterer aber die Pfalzgrafschaft mit dem größten Theil des übrigen Nachlasses seines Vaters erhielt.

Auch Rudolf I. glaubte seinen Namen durch ein frommes Werk verewigen zu sollen. Er stiftete nämlich am Ende des zwölften Jahrhunderts in einem damals abgelegenen Kesselthale des Schönbuchs, wo zuvor ein Klausner Bebo seine Hütte gehabt haben soll, ganz in der Nähe der Stammburg seines Hauses, das Cisterzienser-Kloster Bebenhausen und begabte es reich. Wiewohl diese Klosterstiftung des Hauses Tübingen nun bereits die dritte gewesen, so gehörte dasselbe doch noch zu den mächtigsten Geschlechtern Schwabens und nahm immer noch eine hervorragende Stellung ein. So ist denn eben dieses Pfalzgrafen gleichnamiger Sohn Rudolf II., welchen wir bereits als den mütterlichen Großvater unseres Helden kennen, der einzige schwäbische Große, welcher in dem Schreiben des Pabstes Gregor IX. vom Jahr 1235, durch welches dieser die deutschen Fürsten zu einem Kreuzzug aufforderte, namentlich aufgeführt ist. Pfalzgraf Rudolf II. mag schon damals als frommer und gehorsamer Sohn der Kirche gegolten haben, wie es im Jahr 1247 der Pabst auch von dessen ältestem Sohne Hugo rühmte. Gewiß ist, daß er später, nachdem Kaiser Friedrich II. vom Pabste abgesetzt worden war und die deutschen Fürsten demselben in der Person des Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen einen Nachfolger erwählt hatten, auf die Seite des letzteren getreten ist. Ohne Zweifel war er auch dabei, als Heinrich selbst im Januar 1247 Ulm und im

Mai darauf dessen Partei Reutlingen, welche beide Reichsstädte es mit dem Hohenstaufischen Hause hielten, belagert hat.[19]

Rudolfs II., des mütterlichen Großvaters unseres Helden Zeit gehört noch in die Glanzperiode seines Hauses. Noch wird ihm in der Reihe der schwäbischen Grafen der erste Rang zuerkannt. Fürsten gleich traten bis dahin die Grafen und Pfalzgrafen von Tübingen auf Reichstagen und bei sonstigen festlichen Anlässen mit einem Gefolge von ritterlichen Mannen auf, welches nach Hunderten zählte.[20] Fürstlich war, allerdings nicht zur finanziellen Wohlfahrt ihres Hauses, ohne Zweifel auch ihre Hofhaltung auf der ausgedehnten Herrenburg Hohen-Tübingen. Und noch in den Zeiten, der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, da die Minnesänger über kalte Aufnahme an den Höfen und Kargheit der Herren sich bitter beklagten, pries und besang einer derselben, der ritterliche Tannhäuser, welcher köstliche Reigenlieder gedichtet, am Wiener Hofe seine zweite Heimat gefunden und dort an der Seite des lebensfrohen Herzogs Friedrich mit der Fidel in der Hand dem Tanzreigen vorangeschritten, den Pfalzgrafen Hugo, einen „Twingaere," den Bruder von unseres Helden Mutter, als einen der sängerfreundlichen Herren, während er sonst klagte:

„Diu werlt ist so krank
swaz ich ir ie gesank (sang)
ze Dienste, des seit si mir kleinen Dank."
— — — — — — — — — —
„Ein ander not
klage ich sunder spot
daz rechtiu milte (Freigebigkeit) ist an den Herren tot."[21]

So dürfen wir auch annehmen, daß Gräfin Mechtilde von Rotenburg in ihrer Jugend auf der heimatlichen Burg herrliche Feste mit einem Kranz von minniglichen Frauen und schmucken Rittern gesehen, auch manch' einen ritterlichen Sänger gehört. Und sicherlich hat sie je und je im Kreise ihrer herangewachsenen Kinder von den schönen Zeiten ihrer Jugend erzählt und so in Albert, ihrem Erstgebornen, Sinn und Geschmack für den edlen Minnesang geweckt, wohl auch in ihm den Gedanken angeregt, er wolle, einmal zur Grafschaft gelangt, die entschwundene bessere Zeit des höfisch-ritterlichen Lebens an seinem Hofe wieder aufleben lassen.

Nach Rudolfs II. Tode, welcher noch im Jahr 1247 erfolgte, sank die Macht und das Ansehen seines Hauses rasch. Wiederholte Theilungen,[22] Ausstattung von Töchtern mit Land und Leuten, Erhaltung einer sehr zahlreichen Dienstmannschaft, viele Fehden, eine fast beispiellose Freigebig-

keit gegen Klöster u. a. hatten schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts den Besitzstand und die Einkünfte des Hauses sehr gemindert.

So geriethen die Tübinger Pfalzgrafen mehr und mehr in Schulden, zumal mehrere derselben sehr schlechte Haushälter waren, sich um die Regierung ihrer Grafschaft wenig kümmerten, ja dieselbe als eine Last betrachteten, dagegen sich mit unbändiger Lust vornehmlich der „edlen Passion des Waidwerks“ und dem ausschweifenden Leben des höheren und niederen Adels, das mit dem vierzehnten Jahrhundert begann, hingaben.

Solch' üblen Nachruf hat vor allen jener Pfalzgraf Götz (Gottfried), der dritte dieses Namens hinterlassen, welcher um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Tübingen an Wirtemberg verkauft und sich nur das Recht vorbehalten hat, in den dazu gehörigen Revieren des Schönbuchs jagen und wie von Alters her Jäger und Hunde in's Kloster Bebenhausen zur Herberge und Atzung einlegen zu dürfen. Eben dieser Götz ist es auch, welchen L. Uhland in seinem Gedicht „der letzte Pfalzgraf“ besingt, wie er leichten Sinnes die Stammburg seiner Ahnen hingibt, wenn er nur noch seine Jagenslust befriedigen kann. Götz soll nach Ueberlieferungen, welche sich noch mehrere Jahrhunderte nach ihm erhalten haben, als er zum Thor von Hohen-Tübingen hinausgeritten, sich „umbgekert und ganz frölich“ zu seinen Dienern gesagt haben, „nun frew (freu) er sich von ganzem herzen, das er doch ain mal des wusts (der Last) seie abkommen (ledig).“ Die Zimmerische Chronik aber, welcher wir dieses entnommen, meint in ihrer ungeschminkten, derben Sprache, es sei solches „ain stim mehr ains ochsen oder ains maulthiers dann aines mentschen gewesen,“ hat indeß dem Pfalzgrafen theilweise Unrecht gethan, denn er mag unter dem „wust“ seine große Schuldenlast verstanden haben, welche überdies zu einem guten Theil schon von seinem Großvater * und Vater herrührte. Wenn aber die Chronik ihren bitteren Scheltworten beifügt: „Dem von Wurtemberg war es aine ebne (willkommene) sach, der het wol leiden megen, das alle seine nachpurn disen sinn hetten gehabt,“ so hat sie eine ganz zutreffende Bemerkung gemacht, zu welcher eben auch der kurze Geschichtsabriß der Häuser Zollern und Hohenberg einen namhaften Commentar geliefert.

Dem Verkauf von Tübingen folgte bald auch der von Böblingen gleichfalls an das Haus Wirtemberg und vor Schluß des vierzehnten Jahrhunderts war dieses in den Besitz des bei weitem größten Theils der Grafschaft Tübingen gelangt. Nach dem Verkauf von Böblingen

* Siehe den 10. Abschnitt Band II.

zog sich Götz in die Heimat seiner Gemahlin, einer gebornen Gräfin von Freiburg, zurück, und gründete in der durch diese überkommenen kleinen Herrschaft Lichteneck bei Kenzingen im Breisgau für sich und seine Nachkommen, welche man mitunter als Deutsch-Ordens-Ritter, in Diensten des Kaisers Maximilian I. und vornehmlich des Wirtembergischen Hauses trifft, eine neue Heimat. Dies war nun freilich ein schwacher Abglanz von der alten Herrlichkeit des einst so berühmten Geschlechts in seiner Machtfülle. Doch führte der seltene Ahnenruhm den Titulargrafen von Tübingen und nunmehrigen Herren von Lichteneck noch manch' Ehgemahl aus dem hohen Adel zu, so aus den gräflichen Häusern von Argk, Zweibrücken-Bitsch, Erbach, Leiningen, Westerburg, dem Hause des Heinrich von Fauçogney Vicomte de Vesoul in der Franche Comté und andern, wie denn auch Graf Karl von Salm-Neuburg Elisabetha Bernhardina, das letzte ächte „Zweiglein" des Tübinger Grafen-Geschlechts, zu seiner Gemahlin erkoren hat. Den Mannsstamm desselben aber schließen wir dem uralten Heldengeschlecht würdig mit dem jungen Grafen Georg Friedrich, welcher, „um sich seines Grafen- und Herren-Standes Personen gleich zu machen und etwas zu versuchen," in des Markgrafen Georg Friedrich von Baden Heer eingetreten und mit Andern wie Prinz Magnus von Wirtemberg in der Schlacht bei Wimpfen (1622) den Heldentod gestorben ist.

So haben wir denn in diesem einleitenden Abschnitt unseres Werkes gezeigt, welch' hohen, seltenen Ahnenruhms sich unser Held von väterlicher wie mütterlicher Seite zu erfreuen hatte. Aber er bedurfte, wie unsere Bilderreihe den Leser überzeugen wird, solch' ererbten Glanzes nicht. Verglichen ihn doch seine Zeitgenossen mit einem jener zwölf Recken, von welchen die alten deutschen Heldensagen melden, und bei denen man an jene zwölf „Kämpen im Rosengarten zu Worms" oder an die zwölf Recken des großen Frankenkaisers Karl denken kann, deren einer Alberts Urahn Anshelm mütterlicherseits wirklich gewesen. Wird er doch gepriesen als ein Held im Turnier-Ring und auf der Walstatt wie „in Swâbelant nimmer mere ainer wirt geboren." Und ruhmvoll werden wir (im letzten Abschnitt des zweiten Bandes) ihn für seine Ueberzeugung als Mann und Held fallen sehen.

Noch möge aber, ehe wir den Leser zunächst in unseres Helden Vaterhaus einführen, schließlich zu seiner Orientirung Platz finden eine kurze Schilderung von der Wandlung, welche gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts im Leben der höheren ritterlichen Gesellschaft — und zwar nicht zum Besseren eingetreten ist.

Mit dem Frauen-Kultus, wie solchen, gepflegt von edlen Sängern (Hartmann von Aue, Walter von der Vogelweide u. a.), die ritterliche Gesellschaft im zwölften Jahrhundert bis in das erste Viertel des nächsten herein geübt, war es von da an meist aus. War vordem die Frau mit unbedingter Ergebenheit wie eine Heilige verehrt worden, so wurde sie nun im Allgemeinen vernachlässigt, nicht selten gar verachtet und geschmäht. An die Stelle der alten reinen, idealen Minne war sträfliche Sinnlichkeit und Verführung getreten. Die ritterliche Courtoisie, der feine Ton im Umgang und geselligen Leben der höheren und höchsten Stände, der Sinn und Geschmack für Adel und Anmuth der äußeren Erscheinung war verschwunden. Hatte man früher zur Ehre der Frauen seine Lanze in festlichem Turnei verstochen, oder war man in den heiligen Krieg über's Meer gefahren, so galt jetzt der Waffendienst und die ritterliche Kunst zumeist nur dem Erwerb von Hab und Gut, gleichviel ob in rechtmäßigem Kampf oder nicht, oder zur Befriedigung der Privatrache und Feindschaft. Womit man sich nun zu unterhalten pflegte, war nicht für Herz und Gemüth einer Frau geschaffen. Der zierliche, sittsame Reigen hatte dem wilden, bäurischen „Hoppaldei," an welchem keine „gute" Frau Antheil nehmen konnte, weichen müssen. So sahen sich die „reinen" Frauen aus den gesellschaftlichen Kreisen, in welchen sie vordem den Ton angegeben hatten und der Gegenstand allseitiger Huldigung gewesen waren, verbannt. Dafür konnte man sie nun meist in der Kirche oder in einsamer Kemenate vor einem Andachtsbuch finden und in ihrem Aeußern glichen sie mehr den Nonnen. Darum wirft ihnen der steirische Dichter und ritterliche Sänger Ulrich von Lichtenstein († um 1275) vor:

„Swann (wann) ir mit uns solt tanzen gân,
sô siht man iuch (euch) ze kirchen stân,
beidiu die naht und ouch den tac."

War man sonst an der Seite und in feinem ritterlichem Dienst der Frauen mit dem Falken auf der Linken auf die Reiherbeize geritten, so ritt man jetzt ohne dieselben mit lustigen Rittern und frechen Jagdgesellen auf die Eber- oder Hirschjagd, trieb sich, soweit die Jahreszeit es erlaubte, Tag aus Tag ein im Walde umher. Und war man mit einbrechender Nacht heimgekehrt, so folgte nicht selten ein wüstes Trinkgelage bis in die Mitternacht. Dabei bildeten Glücksspiele und Erzählung von seltsamen Jagdgeschichten und lustigen Ritterabenteuern der Kumpane die Unterhaltung, oder es trug das leichte Volk der Fahrenden seine überschwänglichen Mären von Riesen, Drachen und Kobolden oder seine burlesken Schwänke vor. Wer Minnelieder sang,

wurde verlacht; für Maienlust und Vogelsang hatte man keinen Sinn, kein Ohr mehr.

Es ist hier nicht der Platz, näher auf die Ursachen der im Allgemeinen geschilderten Wandlung einzugehen. Wie ein Extrem immer ein anderes nach sich zieht, so führte die ideale Schwärmerei des Ritterthums in seinem Minnedienst zur Befriedigung der Sinnlichkeit und Verfolgung selbstsüchtiger, greifbarer Zwecke. Hiezu trugen die Bürgerkriege schon unter den Kaisern Philipp, Otto IV. und Friedrich II., sowie die zwischen diesem und seinem Sohne Konrad IV. einer- und den Anhängern des Pabstthums andererseits, insbesondere die wirren Zustände des Zwischenreichs viel bei. In diesen Zeiten des wilden Faustrechts

„sah man die Ritter nur des Raubes pflegen,
der Frauendienst war zumeist todt gelegen,“

wie der bereits erwähnte steirische Sänger und Ritter bitter klagte. Zu all' diesem kam das schlechte Beispiel, welches Fürstenhöfe, z. B. der des jungen römischen Königs Heinrich V. und der von dessen Vater, dem Kaiser Friedrich II. selbst gegeben, sowie der Umstand, daß das Geschlecht der edlen Sänger zumeist gleichsam ausgestorben war.

Indem wir aber im zweiten Bande unseren Leser an den Hof unseres Helden auf der Rotenburg einführen, wird derselbe das Bild von dem feineren Leben der höheren ritterlichen Gesellschaft früherer besserer Zeiten erhalten.

Zweiter Abschnitt.

Das Schloß Alt-Rotenburg, des Helden Vaterhaus und Lieblingssitz von Einst und Jetzt.

Läßt sich der Leser durch das brausende Dampfroß von der schwäbischen Musenstadt Tübingen zu der Königlich-Württembergischen Oberamtsstadt und dem Bischofssitz Rotenburg führen, so hat er zur Linken des weiten, reizenden Neckarthals ein kleines Waldgebirge, vor welchem die Dörfer Derendingen, Weilheim, Kilchberg, Bühl und Kiebingen liegen, und das, von mehreren Thälchen durchzogen, sich rückwärts (gegen Süden) bis Dußlingen, Ofterdingen und Bodelshausen erstreckt. Dasselbe führte noch im fünfzehnten Jahrhundert den Namen „Rotenberg," einzelne Theile davon hießen „Ramhart" (d. i. Ramwald), woraus später der jetzige Name Rammert geworden, während „Rotenberg" ganz in Vergessenheit gekommen ist.

Der dem Neckar zugekehrte, mehrfach getheilte Hauptrücken schließt dem durch L. Uhlands schönes Lied „Droben stehet die Kapelle!" u. s. w. auch in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Wurmlinger Kapellenberge fast gegenüber mit einer gleichfalls ansehnlichen, isolirten Kuppe von beiläufig 540 Meter über dem Meere und etwa 200 über dem Neckar bei der nahen Stadt Rotenburg. Seit mehr als zweihundert Jahren ist dieselbe, an deren südwestlichem Fuße das Pfarrdorf Weiler liegt, vornehmlich unter dem Namen „Weilerburg" bekannt und nun durch einen vor wenigen Jahren darauf errichteten Aussichtsthurm von ansehnlicher Höhe (s. unten) kenntlich.

Dort, auf dem nicht sonderlich hohen Berge, welcher wegen seiner reizenden, eine herrliche Aussicht bietenden Lage vornehmlich auch von den Tübinger Musensöhnen seit lange viel besucht wird, stand in alten Zeiten das hohenbergische Grafenschloß Rotenburg, d. i. die Burg

auf dem Rotenberg, wurde aber, nachdem am Ende des dreizehnten Jahrhunderts ganz nahe über der gleichnamigen Stadt ein zweites Schloß dieses Namens erbaut worden, zum Unterschied von diesem nun Alt-Rotenburg genannt.

Auf letzterem haben, wie wir oben S. 20 nachgewiesen, unser Held Albert und seine Schwester Gertrud ohne Zweifel das Licht der Welt erblickt und ihre Jugendzeit verlebt. Daselbst hat jener als Graf allermeist und die längste Zeit auch Hof gehalten, denn erst in seinen letzten Lebensjahren erbaute er, nachdem der zuvor unbedeutende Ort Rotenburg-Ehingen von ihm beträchtlich erweitert und zur Stadt erhoben worden, bei dieser das bereits erwähnte neue Schloß. Dieses bot bei einer gleichfalls reizenden Lage eine bequemere Zufahrt, vor allem viel größere Räumlichkeiten für seine zahlreiche Familie und gewiß glänzende Hofhaltung als die Burg auf dem Berge bei Weiler, hatte insbesondere zu Waffenspiel und anderem Kurzweil des Hofes ganz nahe einen großen ebenen Grasgarten, worauf im Mittelalter bei Herrenschlössern viel Werth gelegt worden.

Zur Zeit von Alberts Sohne Rudolf I., welcher nächst seinem Vater die bedeutendste Rolle seines Geschlechts gespielt und wie dieser eine sehr zahlreiche Familie, darunter zur Zeit verheirathete Söhne hatte, waren beide Schlösser des Namens Rotenburg bewohnt, doch war das bei Weiler am Ende des vierzehnten Jahrhunderts bereits im Abgang und bot nun das Bild seines Herrengeschlechts dar, welches nach dem so eben genannten Grafen Rudolf I. rasch sank. Denn um die angegebene Zeit war der ehedem so ausgebreitete Besitzstand des Hauses fast ganz zumeist an Wirtemberg und das Erzhaus Oestreich veräußert, und dieses so auch in den Besitz von Alt-Rotenburg, der Wiege seiner hohen Ahnfrau, gekommen, that aber nichts, um den völligen Zerfall des Schlosses aufzuhalten. Im Gegentheil.

Schon im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts war dasselbe baufällig, dazu bei einem Einfall des wilden Zollergrafen Fritz, genannt der Oettinger (s. S. 10 f.), in die vorderöstreichische Grafschaft Niederhohenberg (Rotenburg rc.) stark beschädigt worden, bestand zwar noch am Ende des sechzehnten Jahrhunderts wenigstens in solchem Zustande, daß ein Marschalk (Statthalter) der östreichischen Herrschaft zeitweise darin Herberge beziehen konnte, wann in den umliegenden Wäldern des Rotenbergs gejagt wurde. Nachdem aber der schreckliche dreißigjährige Krieg ausgebrochen, in welchem manch' Schloß und Dorf vom Erdboden verschwunden, schlug auch die Stunde für die alte Rotenburg, aber nicht von Feindes Hand. Denn als um's Jahr 1624 eine reiche Rotenburger Bürgerfamilie, die „Haugen," den frommen

Entschluß gefaßt hatte, in dem nahen Ehingen ein Kapuzinerkloster zu stiften, da gab das Erzhaus Oesterreich die erbetene Erlaubniß zum Abbruch von Alt-Rotenburg, um die besten Steine zum Bau des beabsichtigten Klosters verwenden zu können. Bei den anderweitigen hochwichtigen Fragen und Interessen, welche vornehmlich damals die Habsburger auf dem deutschen Kaiserthrone vollauf beschäftigten, mochte unbeachtet geblieben sein, daß die Stamm-Mutter des Hauses in dem Schlosse das Licht der Welt erblickt hatte. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts standen indeß noch hohe Mauern von demselben, seitdem aber haben der Zahn der Zeit, Wind und Wetter, nicht weniger Menschenhände den Graus der Zerstörung vollendet, so daß in unsern Tagen kaum noch ein Mauerrest vorhanden, ja selbst die Grundlinien und Fundamente der vormaligen Grafenburg in Folge von Verschüttung und Ueberwachsung verwischt und schwer aufzufinden sind. So wird denn der Besucher der Stätte unwillkürlich an Hebels Worte in seinem ergreifenden Gedichte „die Vergänglichkeit:"

> „es wachst do Holder druf, do büechli (kleine Buchen),
> Tanne dört und Moos und Farn (Farrenkraut)"

erinnert.

Nichts desto weniger aber glauben wir, da Alt-Rotenburg und seine reizende Umgebung zu einem guten Theil der Schauplatz der kulturhistorischen Bilder ist, welche sich vor dem geistigen Auge des Lesers entfalten werden, es unternehmen zu sollen, das von der Stätte verschwundene Grafenschloß, den Lieblingssitz unseres Helden, wieder herauf zu zaubern, indem wir dieses monumentale Stück unseres Bilderkreises durch Episoden aus dem Leben, welches einst dort geherrscht, illustriren. Wir machen den Versuch auf Grund wiederholter Besichtigung des Platzes, auf welchem das Schloß gestanden, und anderer wenigstens in Ruinen erhaltenen Burgen, welche ähnliche Terrainverhältnisse haben, namentlich Werstein rechts über dem Neckar zwischen Horb und Sulz, und nehmen zu Hilfe, was sonst Zuverlässiges und allgemein Giltiges über Bau und Beschaffenheit der mittelalterlichen deutschen Burgen bekannt ist,[1] endlich die Schilderungen, welche unsere Minnesänger von solchen machen.

Der Berg, auf welchem das Schloß Alt-Rotenburg gestanden und der, wie bereits bemerkt, seit lange gemeinhin aber mit Unrecht die „Weilerburg" genannt wird, nimmt die südwestliche Ecke des Staatswaldes „Weilerhaag," nach einem Urbar von 1470 ehedem und jedenfalls richtiger „Burghaag" genannt, ein; der Sicherheit wegen aber reichte der Wald höchstens bis an den Fuß des Burgberges, dessen Abhang gegen Südwesten schon im vierzehnten Jahrhundert mit Wein-

reben bepflanzt war. Die Böschung des Berges ist gegen Norden, Nordosten, Osten und Südosten am steilsten, weniger gegen Nordwesten, am wenigsten gegen Südwesten, das Dorf Weiler. Die Scheitelfläche desselben erscheint in der Hauptsache eben, nur gegen Südosten, ehe sie sehr schmal ausläuft und schließt, steigt dieselbe etwas an. Sie hat im Allgemeinen die Gestalt einer Ellipse, deren Längenachse so ziemlich von Nordwesten gegen Südosten, die Breitenachse von Südwest nach Nordost läuft. Dieselbe ist, den so eben erwähnten schmalen Ausläufer abgerechnet, durchschnittlich ungefähr 16 Meter breit und im Ganzen etwa 60 Meter lang.

Das auffälligste Ueberbleibsel der ehemaligen Grafenburg, welche nach den angegebenen Maßen nicht ausgedehnt gewesen sein kann, ist wie sonst auch häufig der Wall, oder vielmehr die Fundamente der Umwallung oder äußeren (unteren) Ringmauer, „Letze" auch „Zingel" genannt,[2] welche mit dem Rande der Scheitelfläche des Berges, beziehungsweise der inneren (oberen) Ringmauer der Burg so ziemlich gleichlaufend, aber gegen 6 Meter tiefer um die oberste Kuppe des Berges herumlief. Der Wall ist jedenfalls künstlich und durch einen Durchstich um die Rundung der Kuppe und Abhebung von Boden und Aufwurf desselben nach Außen entstanden, wodurch man zugleich einen trockenen Graben beziehungsweise Zwinger erhalten hat. Die auf diese Weise steiler gewordene Böschung des Burgberges war ohne Zweifel durch ein sorgfältig aufgeführtes Mauerwerk gestützt und der Graben gepflastert. Hievon ist aber jetzt nichts mehr zu sehen. In Folge des Abbruchs der Burg um der guten Bausteine willen und durch Rutschungen des Bodens im Laufe der Jahrhunderte ist der Graben (Zwinger) ausgefüllt worden und eine mehr oder weniger sanfte Böschung vom Rande des Scheitels zu diesem entstanden. Die äußere Ringmauer, von der sich auf der Nordseite Fundamente erhalten haben, und vor welcher unmittelbar das Terrain mehr oder weniger steil abfiel, um keinen Raum zu Aufstellung von Belagerungs-Maschinen oder Thürmen zu lassen, war bis zu 3 Meter dick und wie auch sonst ohne Zweifel aus starken Quadern aufgeführt, welche statt des Mörtels durch eiserne mit Blei vergossene Klammern zusammengehalten wurden.[3] Die äußere Ringmauer war, wie a priori angenommen werden muß, vornehmlich an etwas vorspringenden Punkten durch runde oder halbrunde Thürme verstärkt und flankirt, wie denn auch auf der nordöstlichen Seite die Fundamente eines solchen Thurmes in einem noch vorhandenen Rondel deutlich zu erkennen sind. Die Plattform dieser Thürme, welche nur mäßig hoch waren, hatte ohne Zweifel einen mit Zinnen versehenen Kranz, wohl auch zum Theil eine Wächterswohnung; die untere Ringmauer

nach außen einen gleichfalls mit Zinnen versehenen und bedeckten Umgang, von dem aus man auch in die Thürme gelangen und so auf der ganzen Umfassung herumgehen konnte.

Einer Urkunde vom Jahr 1335 zufolge führte der immer schmäler werdende Weg zur Burg, die „Burcstraze," durch die südwestlich gelegenen „Wingarten in der Grafenhalde" von dem Weiler her und zwar, wie man jetzt noch verfolgen kann, zuerst etwas südöstlich, dann nordwestlich und schließlich in einem gegen Nordosten gewandten Bogen zur Burg. So konnte, worauf bei der Anlage des Burgwegs immer gesehen wurde, der auf die Burg Zureitende früh genug bemerkt werden und mußte die rechte, nicht vom Schilde gedeckte Seite der äußeren Ringmauer zukehren. Da, wo der Burgweg sich von Südost nach Nordwest wendet, scheint er, aus dem Terrain zu schließen, durch ein kleines Vorwerk gegangen zu sein. In der äußeren Ringmauer war natürlich und zwar ohne Zweifel auf der Nordostseite der erste Zugang, das äußere Thor der Burg mit der schwer aus Eichenholz gefertigten und stark mit Eisen beschlagenen „Porte" angebracht, welches in einem darüber stehenden Thurme lag, in dem der Thorwart wohnte und über dessen Eingang sich eine sogenannte „Pechnase" oder ein Gußerker befand, welcher einen eisernen Gitterboden und einen mit Zinnen für Armbrustschützen versehene Brustwehr hatte. Von da wurde denn der etwa bis zum Thore vorgedrungene Feind beschossen und mit Steinen, siedendem Wasser, Pech u. s. w. überschüttet.[4] Zu dem Thor führte eine Zugbrücke über einen davor ausgehobenen, wenn auch kurzen, tiefen, ausgemauerten Graben, der die Aufstellung eines Belagerungsthurmes u. a. unmittelbar vor dem Thore unmöglich machen sollte. Vielleicht war der Zugang zum äußeren Thore auch noch durch zwei seitlich gelegene Thürme vertheidigt gewesen.

Auf dem Rande der Scheitelfläche erhob sich die zweite, innere Ringmauer des Grafenschlosses. Einen Theil des Raumes zwischen derselben und der äußeren Umfassung, des Zwingers, beziehungsweise des Grabens, nahmen sehr wahrscheinlich niedere Gebäude ein, welche man sonst in der Vorburg trifft, für die es aber bei der Rotenburg keinen Raum hatte. Hiezu eignete sich, wie der Anschein zeigt, besonders das auf der Südwest- und theilweise auch Nordwestseite vom Fuße der Umwallung zum Scheitel mehr oder weniger sanft ansteigende Terrain. In den im Zwinger befindlichen einstockigen Gebäuden, deren hintere Wand durch die äußere Ringmauer gebildet wurde, waren das niedere gräfliche hörige Gesinde — Jäger, Roßknechte u. s. w. — untergebracht; reisige Knechte, gemeine Reitersmänner mögen mit den Burgwächtern bei dem beschränkten Raume ihre Kammern mitunter auch in

den Thürmen der äußeren Ringmauer gehabt haben. Sonst waren noch in den Vorburgen Pferde- und Hundeställe, das Schmiede- und „Schnitzhaus," in welch' letzterem die Verfertigung und Reparatur von mancherlei Waffen, wie Lanzenschäften, Armbrusten, Pfeilen u. s. w. vorgenommen wurde, Vorrathshäuser u. a. m. Wenn Raum dazu vorhanden, waren in dem Zwinger auch eine kleine Reitbahn, eine Schießstätte für Armbrustschützen. Was in dem allerdings beschränkten Raum zwischen der äußeren und inneren Ringmauer an Gebäuden nicht Platz gefunden, wird wohl in dem hart am Fuße der Burg gelegenen „Weiler" gewesen sein.

Die Gebäude, aus welchen die Burg bestanden haben mag und zunächst das innere Thor derselben betreffend, ist für's Erste zu erwähnen, daß auf der Nordwestseite der Scheitelfläche sich früher die Fundamente eines viereckigen Thurmes erkennen ließen. Ganz in der Nähe davon, etwas mehr gegen Norden, zieht sich eine sanft ansteigende Terrasse zum Scheitel der Kuppe hinauf, jetzt der Hauptweg, auf dem man zu demselben gelangt. Dahin, seitwärts, nordöstlich von dem erwähnten viereckigen Thurme versetzen wir das Hauptthor der Burg, welches wie auch sonst in einem dicken Thurm angebracht war, ohne Zweifel noch durch zwei seitliche Thürme vertheidigt wurde, jedenfalls auch einen Gußerker mit Zinnen und Gitterboden hatte und zu einer überwölbten Durchfahrt (Thorhalle) führte, welche noch durch ein Fallgitter („Slegetor") gesperrt wurde. Wie es sonst auch häufig gewesen, nehmen wir überdies noch ein Pförtchen an, welches auf kürzerem Wege in die Burg führte, und setzen daher solches auf die Südwestseite der beiden Ringmauern in die Nähe des Frauenhauses und der Burgkapelle (s. unten).

In dem von uns angenommenen, ohne Zweifel mehrstockigen viereckigen Thurme bei dem Hauptthor übersah man die zur Burg führenden Wege, insbesondere die „Burcstraz," den südostwärts gelegenen Burghof, hatte auch zumal von den oberen Stockwerken, insbesondere dem selten fehlenden Balkon (der „Line")[5] eine weite, herrliche Rundsicht. Nach dem, wie unsere deutschen Minnesänger die Lage der „Kemenate" (Wohngelasse) der hohen Burgfrau, deren Töchter nebst Gespielen und Edelfräulein schildern, von denen aus man die auf die Burg zureitenden Fremden bei Zeit gewahrte,[6] erkennen wir in dem fraglichen viereckigen Thurme bei dem Hauptthor das „Frauenhaus."

Auf der dem Frauenhaus und inneren Burgthor entgegengesetzten Seite, nicht weit von dem südöstlichen Rande der Scheitelfläche und der dortigen inneren Ringmauer zeigt sich eine rundliche Erhöhung von etwa sechs Meter Durchmesser, welche nach dem Anschein von den

Fundamenten eines großen Thurmes herrührt, der isolirt stand und in der Hauptsache die ganze Befestigungsanlage der inneren Burg gegen Südost abschloß. Allem nach dürfen wir in demselben den „Bërcfrit",[7] d. h. diejenige Hauptwehr eines mittelalterlichen Schlosses erkennen, in welche man sich vor dem schon in dasselbe eingedrungenen Feinde zurückgezogen und den äußersten Widerstand versucht hat. Der Eingang in den Bergfrit befand sich gewöhnlich 20 bis 30 Fuß über dem Boden, bei der Rotenburg scheint er von einem ganz nahen kleineren runden Thurme in der inneren südwestlichen Ringmauer aus, vermittelt durch eine kleine Zugbrücke gegangen zu sein, und in letzteren Thurm beziehungsweise auf die dortige Ringmauer gelangte man auf einer wegnehmbaren Freitreppe vom Burghofe aus. Dieser Hauptthurm der Rotenburg war wie bei jeder Hof- und Ritterburg seiner hohen Bedeutung entsprechend aus starken, sorgfältig gearbeiteten und wohlgefügten Quadern aufgeführt, und bestand aus mehreren Stockwerken, welche entweder auf Balkendecken oder Gewölben ruhten,[8] und durch in das dicke Gemäuer eingefügte Wendeltreppen verbunden waren. Das Erdgeschoß war nur sehr spärlich mit Luftlöchern (Schlizen) versehen, darein schien weder Sonne noch Mond; da herrschte Schmutz und Feuchtigkeit, und allerlei wüstes Gewürm hauste darin. Es war das „vanknus" (das Burgverließ);[9] der Gefangene wurde durch eine Oeffnung in der Decke hinabgelassen auch ihm von da die Nahrung gereicht. Die Stockwerke des Bergfrits waren gewöhnlich bewohnt,[10] bei der Rotenburg — wie wir annehmen — von dem Grafen, seinen Söhnen, einigen Hofbeamten und Knappen. In diesen stärksten Thurm der ganzen Burg verlegen wir am füglichsten auch die Waffen- und Schatzkammer sowie das Archiv des Grafenhauses. Auf jeder Seite mag sich ein hohes aber schmales Fenster befunden haben, welches zugleich als Schießscharte diente, darum nach Außen nnd Innen beträchtlich erweitert, mit Glasrahmen auch eisernen oder hölzernen Gittern oder Klappen, immerhin aber von Innen mit ganzen eisernen Läden verschließbar war. Auf der mit einem Zinnenkranz umgebenen Plattform, welche ohne Zweifel auf einem Gewölbe ruhte, befand sich wohl ein kegelförmiges Thürmchen, welches einen freien Umgang gestattete, die Wohnung des Wächters mit der Sturmglocke enthielt, mit buntfarbigen glasirten Ziegeln gedeckt war und mit seiner Spitze in eine vergoldete Kugel auslief.* Da flatterte denn auch wohl zeitweise hoch in den Lüften das weiß-rothe Hohenbergische Banner.

Wie man im Allgemeinen darauf bedacht gewesen, in der Nähe

* Siehe am Schluß dieses Abschnitts.

des Bergfrits womöglich einen Brunnen zu haben, so befand sich nach den Angaben der ältesten Leute des Dorfes Weiler ganz nahe bei demselben ein ausgemauerter Ziehbrunnen mit einer Brustwehr von schön behauenen Quadersteinen. Diese waren aber allzu verlockend, als daß sich dieses Bauwerk der Burg hätte lang erhalten können. Der Kranz des Brunnens ist längst weggeräumt und dieser verschüttet. Indessen wurde gleichfalls nach der Tradition das bessere (Trink-)Wasser durch Esel von dem Dorfbrunnen auf die Burg geschafft. Auch soll sich nordöstlich und in der nächsten Umgebung von dem Schlosse auf einem ziemlich ausgedehnten ebenen Absatz des Burgberges der Schloßgarten mit einem kleinen Weiher, in dem sich das Wasser aus den Eingeweiden des Berges sammelte, welcher indeß Abfluß hatte, befunden haben. In diesem Burggarten wurden ohne Zweifel Heil- und Küchenkräuter auch Blumen gepflanzt. In die Nähe des im Burghof befindlichen Brunnens versetzen wir nach den Schilderungen unserer deutschen Minnesänger die Burglinde, welche nie gefehlt.[11]

Hart am südöstlichen Rande der dort schmal auslaufenden Scheitelfläche des Schloßberges finden sich endlich deutliche Spuren eines weiteren Thurmes von nur drei Meter Grundfläche, welcher ohne Zweifel die sehr hohe Warte oder der „Luginsland" der Burg war. Dort stand der Hauptwachposten, welcher von dem Zinnen-Rundgange aus die Umgebung der Burg scharf beobachtete, bei verdächtigen Anzeichen in sein Horn stieß und das ein für allemal verabredete Alarm-Signal gab, welches von den andern Wächtern alsbald wiederholt wurde. Da legten der Burgherr und seine Ritter das Eisengewand an, banden den Helm auf, ergriffen Schild, Schwert und Lanze, die eigenen Knechte und Sarjante (Söldner) griffen zu Spieß, Armbrust und Bogen, die Zinnen der Ringmauern und vornehmlich Thorthürme wie auch die Gußerker wurden besetzt, die Thorwächter versicherten sich, ob die Zugbrücken aufgezogen, die „Porten" auch wohl verschlossen, ließen die Fallgatter hernieder und alle sonstigen Anstalten wurden getroffen, um den zur Burg vordringenden Feind mit wehrhafter Hand zu empfangen. Und zum abschreckenden Zeichen hieng man auf den Thürmen Schilde aus[12]. Und versetzt sich der Leser in den August des Jahres 1291 zurück, so kann er sich vorstellen, es seie damals auf der Rotenburg wirklich also zugegangen. Um diese Zeit rückten nämlich die Grafen von Wirtemberg und Tübingen in einer Fehde mit dem Helden unseres Bilderkreises von dem Ammer- und Neckarthale her gegen dieselbe an. Da mag bei Tagesanbruch der Wächter auf dem „Luginsland" athemlos seinem gräflichen Herrn die Botschaft überbracht haben: „ich sehe das Land brennen, blinkende

Schilde, Helm' und Halsberg' (Ringpanzer) über Berg und Thal herziehen".[13] Aber sieglos mußten die Feinde von der festen Rotenburg abziehen.[14] Graf Albert sammelte dagegen nach siegreich bestandenem Kampfe seine Ritter zum vollen Becher um sich im Saale des Palas der Burg.

Wo aber dieser, welcher nebst dem Bergfrit das wichtigste Gebäude einer mittelalterlichen Herrenburg gewesen, seinen Platz gehabt, dafür gibt die heutige Beschaffenheit der Scheitelfläche des Berges, auf welchem die Rotenburg gestanden, keinen Anhaltspunkt. Und doch muß man bei der hohen Stellung, welche die Grafen von Hohenberg (Rotenburg) insbesondere unser Held eingenommen, und dem Umstande, daß keiner der Thürme selbst nicht der Bergfrit die für die Zwecke des Palas nöthigen Räumlichkeiten hat bieten können, annehmen, daß auch die Rotenburg ihren Palas gehabt hat. Dieses Gebäude, dessen mittelalterlicher Name lebhaft an den modernen Palast erinnert, enthielt nämlich als Hauptbestandtheil die Halle oder den „Sal", welcher in den Schilderungen unserer Minnesänger von Festen u. s. w. eine so große Rolle spielt.

Dahin berief der hohe Burgherr seine Hofbeamten und andere ihm näher stehende ritterliche Dienstmannen, um sich mit ihnen über dies und jenes zu berathen; dort saß er zu Zeiten, da es nicht wie üblich unter freiem Himmel geschehen konnte, auf hohem Stuhle zu Gericht; es kniete vor ihm der Vasall und der Dienstmann, um ihre Lehen zu empfangen und den Eid der Treue zu schwören. Da empfieng er, umgeben von seinen Vasallen, Rittern und Hofbeamten hohe Gäste und ritterliche Boten; da hub sich bei herrlichem Mahle und vollem Becher lauter Festjubel, es erklangen die Lyra, der Sang des ritterlichen Fahrenden und zu Tanz und Reigen die Fidel der der Musika kundigen Knappen. Da brachte in den älteren besseren Zeiten des höfischen Lebens, wie wir uns solches indeß auch unter unserem Helden vorstellen dürfen, die Herrenfamilie, umgeben von den Edelfräulein, Rittern und Knappen des Hofes bei warmem Kaminfeuer und reicher Kerzenbeleuchtung mit mancherlei Unterhaltung und Kurzweil die langen Winterabende zu. Da auch wurde bei hohen Festen, welche eine große Zahl von Gästen brachten, diesen ein gemeinsames Nachtlager bereitet, nachdem Tische u. a. weggeräumt waren.

Wenn man nun die Frage aufwirft, wo auf der Rotenburg der Palas, das eigentliche Herrenhaus, wohl gestanden, so wird man von vornherein annehmen müssen, daß er eine der Langseiten des Scheitels von dem Berge und zwar den Theil, wo derselbe am breitesten ist, eingenommen haben wird, wohl aber nicht die etwas ausgebauchte süd-

westliche, da er sonst seine mitternächtliche Façade dem Burghof zugekehrt hätte, sondern die nordöstliche, in gerader Linie laufende. Dabei glauben wir, gestützt auf die Angaben unserer Minnesänger in Betreff der Lage des Palas, diesen in die, wenn auch nicht unmittelbare Nähe von dem inneren Burgthor also wiederum auf die Nordostseite setzen zu sollen, so daß der durch Mauern und anderes sehr eingeengte Weg bis zum Palas nur kurz war.

Von der Bauart und inneren Einrichtung des Palas weiß man, daß derselbe ein sehr geräumiges gleich den Thürmen aus Quadersteinen aufgeführtes festes Gebäude war, meist aus einem hohen, gewölbten Erdgeschoß und darauf gesetztem hohem Stockwerke bestand, jenes Schlafgemache des gemeinen Gesindes und die Küche, darunter den Keller, dieses den hohen und weiten „Sal“ (die Halle) enthielt, dem sich mitunter zu beiden Seiten kleinere Schlafgemache für die Burgbewohner oder Gäste anschloßen. Zu dem Saal, zunächst der hohen Porte desselben, führte vom Burghofe aus eine gemauerte breite Freitreppe, an der die Gäste abstiegen und von dem Burgherrn und der Burgfrau, umgeben von ihrem höheren Gesinde, erwartet und begrüßt wurden. Die Freitreppe bildete zugleich meist ein Gewölbe, welches mitunter einem der geringsten hörigen Knechte als Schlafgemach diente, und durch dieses oder zur Seite gieng's in die Burgküche.

Der Palas und der darin befindliche Saal kann auf der Rotenburg nur von geringer Tiefe gewesen sein, daher fehlte bei demselben ohne Zweifel der sonst auf den Burghof gehende Korridor (die Laube) mit den offenen Arkaden, sondern es waren hier wohl gekuppelte rundbogige, schmale aber hohe Fenster mit verglasten Flügeln. Die Rückwand des Palas wurde bei dem sparsam zugemessenen Raum sicherlich durch die dicke innere Ringmauer gebildet, und darin waren dieselben Fenster wie gegen den Burghof, der Sicherheit wegen vor Geschossen aber so hoch angebracht, daß steinerne Stufen zu denselben führten, da sie vornehmlich, indeß auch die auf den Burghof gehenden zugleich als Schießscharten dienten. Vor diesen Fensterpaaren befanden sich in der dicken Mauer Nischen, welche zugleich beliebte Sitzplätze boten, von denen aus man nach Innen in den Burghof, nach Außen in's Freie sehen und das reizende Neckarthal wie auch die dasselbe auf der linken Seite begrenzenden Berge von Wurmlingen an überblicken konnte. Das Gerippe der Decke des Saals bestand, wenn dieser nicht gewölbt war, aus einer sich kreuzenden Balkenlage, das dazwischen liegende Getäfel wie die Ränder der Balken waren bunt bemalt; der Boden war ein Esterich vielleicht auch mit Thonplättchen (Fliesen) bedeckt, welche, etwa in Weiß und Roth abwechselnd, damenbrettartig zusammengesetzt

waren. An der der Porte gegenüberliegenden Seite war der Fußboden sonst meist etwas erhöht. Dort befand sich die Brücke oder Bühne des Saales, auf welcher bei einem Festmahl oder einer sonstigen festlichen Gelegenheit der Burgherr mit seiner Familie und den bevorzugten Gästen ihren Ehrenplatz hatten. Die übrigen Festgenossen nahmen die in dem tieferen Saalraum aufgeschlagenen Tische ein, welche aber hinausgeschafft wurden, wenn sich die Gesellschaft nach dem Mahl mit Tanz und Spiel belustigte. Bei solchen und ähnlichen festlichen Gelegenheiten waren die Wände, welche einfach geweißt oder mit glasirten Thonplättchen bedeckt gewesen, wie auch der Fußboden des Saales mit Teppichen behangen (bedeckt) und die Bänke der vornehmen Gäste mit reichen Polstern versehen. Bei Nachtzeit brannten von der Decke herabhängende und reich mit Kerzen besteckte Kronleuchter, auch an der Wand waren noch solche wiewohl kleinere angebracht, überdies standen auf den Tischen einzelne Leuchter („Kerzstal"). Man sieht, schon im Mittelalter galt eine reiche Beleuchtung als zur Pracht gehörig.

Zu hinreichender Erwärmung hatte der Saal mehrere Kamine, von denen es dem mittleren auf der Bühne nicht an einer gewissen Pracht fehlte. Auch der Palas war mit buntfarbigen glasirten Ziegelplatten gedeckt, daher bot dessen Dach schon von Ferne einen herrlichen Anblick.

Vor dem Palas hatten die Herrenburgen einen freien Platz, welcher bei manchen so groß war, daß darauf vor den Augen der Frauen ritterliche Waffenspiele vorgenommen werden konnten.[13] Bei der Rotenburg kann der Burghof indeß nicht so groß gewesen sein, etwa nur zu sonstigen Spielen Raum geboten haben. Jedenfalls können, wenn man ihn auch klein annimmt, ihm gegenüber an der südwestlichen inneren Ringmauer keine Gebäude gestanden sein, wie man auch nur am Ende der Ausbauchung dorten die Anzeichen von einem weiteren kleineren runden Thurme erkennt (s. oben S. 37).

Noch haben wir von der Rotenburg die Burgkapelle aufzuführen, welche ja die meisten Ritterburgen hatten und um so weniger dort gefehlt haben wird, als das nächste Gotteshaus, in welchem die gräfliche Familie sonst ihre Andacht verrichten konnte, die Sankt Remigiuskirche von Rotenburg=Ehingen, in welche auch der „Weiler" eingepfarrt, eine Stunde von der Burg entfernt war. Handelt es sich nun um den Platz, wo dieselbe gestanden sein mag, so ist zu erwägen, daß die Herrenburgen allermeist ihren eigenen Geistlichen, den Burgkapellan hatten, dem auch andere Funktionen z. B. die eines Lehrers, Archivars u. s. w. zukamen und der als zum Hofe gehörig betrachtet wurde, ferner daß auf derselben jeden Morgen Gottesdienst, sehr frühe die Mette gehalten wurde, welcher zuweilen, jedenfalls aber der spätere

regelmäßig von der hohen Burgfrau, ihren Töchtern und Edelfräulein besucht wurde, endlich daß der Besuch meist auch den nächsten Umwohnern gestattet war. Aus diesen Gründen setzen wir die Kapelle der Rotenburg zunächst dem Frauenhaus, in die Nähe von dem Pförtchen und nehmen an, man habe von dem Frauenhaus auf dem bedeckten Umgang der Ringmauer in dieselbe gelangen können. [14]

Nach dem, wie wir der Terrainbeschaffenheit, den Schilderungen unserer Minnesänger und analogen Verhältnissen entsprechend in Vorstehendem die alte Rotenburg in ihren Hauptgebäuden im Geiste vor dem Leser aufgebaut haben, muß sich dieselbe, zumal von einem günstigen Standpunkte z. B. dem Wurmlinger Kapellenberg aus immerhin imposant ausgenommen haben — mit ihren terrassenförmig über einander aufgestiegenen Ringmauern und bezinnten Brustwehren, den niedrigeren Thürmen der äußeren Umfassung, den alles überragenden größeren, höheren der Hauptburg, vor allem dem massigen und hohen Bergfrit neben der schlanken äußersten Warte, dem mehrstockigen, viereckigen Frauenhaus mit seinen kühn in die Lüfte hinaus gebauten Balkonen. Da sah man Thürme mit von einem Zinnenkranz umgebener Plattform, andere, bei denen sich auf dieser kegel- oder sattelförmige Dächer erhoben. In der Morgensonne glänzten die in jenen Zeiten noch seltenen Glasfenster der Kemenate der hohen Burgfrau, die metallenen Kugeln auf den Wächterhäuschen der Thürme, die auf diesen aufgepflanzten Fahnen in Roth und Weiß und die damals beliebten mit verschiedenfarbigen Ziegelplatten bedeckten Dächer. Und wenn der edle Minnesänger Hartmann von Aue * uns eine Burg unter anderem also schildert:

„die türne gezieret
oben mit golt knophen rôt,
der ieglicher verre (weithin) bôt
in daz lant sînen glast“ (Glanz),

so kann man versucht sein, er habe die Burg seiner Herren, welche er von seinem heimatlichen Schlosse Owe (Obernau) aus gesehen, dabei im Auge gehabt.

Im Jahr 1852 hat der damals entstandene „Hohenberger Alterthums-Verein“ sich die Aufgabe gestellt, auf der Stätte, da einst unser Held Albert seinen Grafensitz gehabt und die Wiege seiner Schwester Gertrud (Anna), Gemahlin des Grafen Rudolf von Habsburg und nachmaligen Königs, gestanden, um beider Andenken zu ehren, ein Denkmal zu errichten. Dazu haben seiner Zeit die Kaiserlich-König-

* In seinem Rittergedicht Erec V. 7864 ff.

lichen und Fürstlichen Hohenzollern wie auch die Habsburger auf dem östreichischen Kaiserthrone in hoher Pietät für ihre Ahnen, erstere für ihren Hohenbergischen Stammesvetter, letztere die Stamm-Mutter ihres Hauses höchst ansehnliche Geldmittel bewilligt. Im Jahr 1872 hat aber gedachter Verein angefangen, sich nach dem längst in Vergessenheit gekommenen Sülichgau, welcher in uralten Zeiten die Gegend von Rotenburg umfaßte, zu nennen, und nun statt eines Denkmals für Graf Albert und seine Schwester in Gestalt eines Thurmes ein „Minnesänger- und Siegesdenkmal" errichtet. Und vergebens sucht der Wanderer, welcher den Berg erstiegen und die historischen Beziehungen der denkwürdigen Stätte kennt, an dem also beliebten Denkmal Namen und Wappen unseres ritterlichen Helden und Sängers. [15]

Dritter Abschnitt.

Die Gräfin Mechtilde von Rotenburg, Alberts Mutter.[1]

Erstes Kapitel.

Die „Kemenate" der Gräfin Mechtilde auf der Rotenburg.

Wir laden nun unsere Leser ein, uns zur „Kemenate"[2] (Wohnung) der Gräfin Mechtilde zu folgen.

Nahe dem inneren Thor hatte die Rotenburg einen viereckigen Thurm (s. im 2. Abschnitt), welcher von dem dritten und vierten Stockwerk aus nach allen Seiten namentlich also auch auf die zur Burg führenden Wege und den Hof derselben eine freie Aussicht gewährte. Auf der mit Zinnen gekrönten Plattform desselben erhob sich eine Wächterwohnung, über deren rothem Dache eine vergoldete kupferne Kugel glänzte. Das ringsum geschlossene kellerartige Erdgeschoß mit ganz schmalen und sehr sparsam angebrachten Lichtöffnungen diente als Vorrathsmagazin und zur Aufbewahrung mancher häuslichen und wirthschaftlichen Geräthe. Im ersten Stockwerke befanden sich die Schlafkammern u. s. w. des besseren weiblichen Gesindes von dem Grafenhofe; der zweite Stock enthielt das geräumige Arbeitslokal desselben, das „Werkgadem;" im dritten wohnten und schliefen die gräflichen Töchter mit ihren zwei Gespielen und ihrer „Zuchtmeisterin" (Erzieherin); im vierten Stockwerk endlich waren die „Kemenate," das Wohn- und Schlafgemach der Gräfin, eine Gewand-, Vorraths- und Geräthekammer. Ringsherum an den Wänden der letzteren standen hohe Schreine mit vielen Abtheilungen und eben so vielen Thüren, alles etwas plump aus Eichenholz gemacht und mit gewaltigen Schlössern versehen. Darin befanden sich kostbare Tischgeräthschaften von Silber, Elfenbein und

Glas, reiche Vorräthe von Leinwand, Seide und Wollenstoffen. Sonst sah man in dieser Kammer Gestelle zum Theil mit fertigen Gewändern behangen. In diesen Thurm — das Frauenhaus — gelangte man vom Burghofe aus zunächst auf einer wegnehmbaren Freitreppe, die auf den mit einem Dache bedeckten Umgang der Ringmauer führte und von dieser aus in das erste Stockwerk. Von diesem führten schmale, in die sehr dicke Mauer eingefügte Stiegen, die gleichfalls abgenommen werden konnten, in die anderen Stockwerke und in das Erdgeschoß. Die rundbogigen Fensteröffnungen in sämmtlichen Stockwerken waren sparsam angebracht, auf jeder Seite ein gekuppeltes Paar mit zierlichen Säulchen, wohl hoch aber schmal, zur Verstärkung des Lichtzuganges nach außen und innen merklich erweitert. Die des „Werkgadems" und der Gesindekammern waren mit hölzernen Gittern und Klappen versehen; die des dritten und vierten Stocks aber hatten Fenster von farbigem Glas und Vorhänge. In allen drei Stockwerken konnten sie von innen durch eiserne Läden verschlossen werden.

Auf zwei Seiten hatte dieser Thurm in der Höhe des vierten Stockwerks, wo die Gräfin wohnte, schmale mit Zinnen versehene Balkone („Linen"), zu denen enge mit eisernen Thüren verschlossene Zugänge führten. Nächst den Fensternischen waren diese Balkone in der guten, schönen Jahreszeit die Lieblingssitze der Burgfrau, deßwegen auch, wenn man sie vor Sonne und Wind schützen wollte, mit Dächern aus Teppichen[3] (heute Marquisen genannt) versehen. Die flache Decke der Kemenate der Gräfin bestand aus einer engen Balkenlage, die mit einem Getäfel von Eichenholz verkleidet war, dessen Felder bunt bemalt und mit vergoldeten Leisten eingefaßt waren. Der Boden bestand aus damenbrettartig vertheilten rothen und weißen Thonplättchen (Fliesen) und war mit gewirkten bunten Teppichen bedeckt. Die Wände waren mit grün glasirten Ziegeln verkleidet, aber gleichfalls mit Teppichen behangen. Die Kemenaten der Burgfrau und ihrer Töchter wurden Winters durch Kamine aus viereckigen Feuerrahmen von Marmor erwärmt und Nachts durch mit Wachskerzen besteckte Kron- und Wandleuchter erhellt. Vor dem Kamine der Gräfin stand eine Bank mit Rücklehne, der trauliche Lieblingsplatz für die hohe Bewohnerin, wenn es draußen eisig kalt, Berg und Thal mit Schnee bedeckt war.

Sonst fanden sich theilweise an den Wänden weitere Bänke mit Rücklehnen, deren Sitze aber zugleich die Deckel von Truhen waren, in welchen Gewänder, Stoffe und Geräthe zu mancherlei weiblichen Arbeiten und anderes aufbewahrt wurden. In jeder der tiefen Nischen vor den Fensterpaaren stand ein sehr solider hölzerner Sessel („Sedel") mit runder Sitzplatte, hoher Rückenlehne aus zierlichem Stabflechtwerk

und niedriger Armlehne. Die senkrechten Pfosten, von denen die der Rückenlehne ungleich höher waren, hatten oben geschnitzte Knäufe, Thierköpfe vorstellend, während sie unten in Tatzen ausliefen. Diese Sessel in den Fensternischen dienten besonders auch als Ehrenplätze der Gäste. Die Sitze derselben waren mit Polstern in grünem Sammt, die der Bänke an der Wand mit solchen von grünem Barragan (Wollenstoff), die Rücklehnen mit bunten Teppichen versehen. Vor jedem der hohen Sessel in den Fensternischen stand ein zierliches Arbeitstischchen und auf dem Boden ein gepolstertes Fußbänkchen („Schemel").

An der der Thüre entgegengesetzten Seite stand das Bett der Gräfin, denn in alten Zeiten und zumal bei beschränktem Raum war auch bei den höheren Ständen das Wohnzimmer meist zugleich Schlafgemach. Ueber dem Bett hieng, an der Zimmerdecke mit eisernen Stangen befestigt, ein großer viereckiger Himmel aus rothem Baldekin (Seidezeug), welcher in reichen Falten herabfiel. So viel man unter dieser Verhüllung von dem Bette gewahr werden konnte, sah man eine hohe, ziemlich breite Lade; die Seitenwände derselben waren mit bunter Malerei bedeckt; die zwei Pfosten am Kopfende sowie die unteren ungleich niedrigeren liefen in vergoldete Kuppelknäufe aus. Von dem Bettzeug selbst waren nur das schneeweiße feine „Leilach," das Kopf- und kleine viereckige „Wangen- (Ohr-)" Kissen aus Zindal (rothem Seidenstoff) und das gesteppte „Decklaken" aus grünem Pfelle (kostbarem Seidenstoff) sichtbar. Der ganzen Länge nach war vor dem Bett ein bunter Teppich ausgebreitet, auf demselben stand eine mit einem weichen Polster bedeckte Bank, vor welcher noch ein besonderer kleiner Teppich lag.

Von Möbeln ist noch ein sehr massiver Tisch aus Eichenholz, dessen Platte auf einem sägebockähnlichen mit etwas Schnitzwerk versehenen Gestelle ruhte, zu erwähnen. Derselbe war mit einem gewirkten, ausnehmend schönen bunten Teppich bedeckt. Darauf stand eine kleine gar künstlich aus Elfenbein gearbeitete Lade, in welcher die Kleinodien der Gräfin aufbewahrt waren.

Dort lag auch ein Psalter in einer schönen deutschen Pergamenthandschrift, mit buntgemalten Anfangsbuchstaben verziert. Der massive Holzeinband in großem Quartformat war mit schwarzem Sammt überzogen, an den Ecken reich mit Silber beschlagen und mit festen, breiten Schließen versehen. In der Mitte der oberen Decke zeigte sich ein kleines Oval aus Silber vertieft eingelassen, auf welchem in zierlicher Umrahmung zu lesen war, daß der Abt Konrad des Klosters Bebenhausen der Gräfin das Buch als Hochzeitsgabe verehrt hatte. Auch lag auf dem Tische eine gleichfalls buntgemalte Pergamenthandschrift

der Legende des „Armen Heinrich“ von dem Minnesänger Hartmann von Aue, von des Dichters eigener Hand geschrieben. Er hatte solche seiner hohen Frauen auf der Rotenburg, welche aber wie er längst gestorben war, gewidmet und das werthvolle Buch war so in den Besitz der Gräfin Mechtilde gekommen. Beide Bücher figurirten aber nicht als Schaustücke, sondern wurden von der hohen Bewohnerin sehr häufig, der Psalter jeden Tag benützt. Der diente ihr, wenn sie aus der Messe zurückgekommen war, zur Privatandacht und auch sonst, in Stunden der Trübsal und Bekümmerniß, griff sie zu dem ihr besonders theuren Buche, um daraus Trost und Beruhigung zu schöpfen. Den „Armen Heinrich“ aber ließ sie je und je, zumal an den langen Winterabenden, im Kreise ihrer Kinder und Edelfräulein von einem dieser vorlesen und labte sich an der „lieblichen idyllischen Legende, aus welcher wie aus reinem Kindesauge ein klarer Himmel von Unschuld und Hingebung leuchtet.“ Sehen wir uns im Geiste noch weiter in der Gräfin Kemenate um, so finden wir an der Wand einen Spiegel aus Glas, ferner einen kleinen Schrein aus Eichenholz, dessen Thürchen bunt bemalt, zum Theil vergoldet war. In demselben waren ein künstlich aus Elfenbein gefertigtes Schachspiel, kleine Handspiegel aus Metall und einige kleine Geräthschaften für weibliche Arbeiten aufbewahrt. Endlich war das Gemach der Gräfin mit einigen zierlichen Faltstühlen ohne Lehnen, unseren Gartenstühlen ähnlich, ausgestattet. In einer Nische der dicken Mauerwand stand in Holz geschnitzt das leibhaftige Conterfeit „wie Sankt Jörg den Drachen erlegt hat.“ Die Gräfin hatte solches von der Pfalz Hohen-Tübingen, deren Schutzpatron der Heilige war, mit auf die Rotenburg herübergebracht. Es erinnerte sie daran, daß derselbe einst einen Ahn ihres Geschlechts im Kampfe mit dem Lindwurme bei Schwerzloch aus der Todesnoth errettet hat (s. 7. Abschnitt I.). An dem Bilde des Heiligen schlangen sich Epheuranken hinauf, welche Zeze (Cäcilie), die Zofe der Gräfin, in ein zierlich geformtes Töpfchen, welches man auf der Altstadt gefunden und das aus der Heidenzeit stammte, gesetzt und sorgsam gepflegt hatte.

Zur Unterhaltung der Gräfin und ihrer Töchter wie zur Belebung der hochgelegenen stillen Wohnung dienten besonders ein kleines Schoßhündchen, der Liebling der jungen Mechtilde, und ein possirlicher Staar in einem seltsam geformten Käfig, welcher in einer Fensternische hieng. Derselbe war von einem armen Kiebinger Vogelsänger in dem dortigen Wäldchen „Vogelsang,“ einem Lieblingsrevier von Drosseln, Staaren und Amseln, noch ganz jung aus dem Neste genommen worden. Während aber zu jenen Zeiten im wonnesamen Maien dort Gehölz und Busch von der Vögel süßem Getön erklungen, zieht in unseren

Tagen und wohl seit lange her der Pflug unter dem Gebrüll des Stiergespanns und dem Peitschengeknall des Landmanns seine Furchen. Der gelehrige, gefiederte Sangesschüler hatte, indeß nicht ohne unsägliche Mühe seines Lehrmeisters, nachdem ihm „die Zunge gelöst worden," einige Verse aus der „Vogelhochzeit," einem alten Gedicht, sprechen gelernt.[4] Da konnte sich denn selbst die Gräfin, wenn es ihr auch gar nicht so um's Herz war, nicht enthalten, zu lachen, wann der Schelm auf einmal anfieng:

„Die Troschel (Drossel) hat ihr Heirat g'macht
Vor einem grünen Walde;
— — — — — — — — — —
Der Gimpel was (war) der Bräutigam
Der Adler auf die Hochzeit kam;
— — — — — — — — — —
Der Pfau mit seinem langen Schwanz
Der führt die Braut wohl zu dem Tanz;
— — — — — — — — — —
Der Emerling, der Emerling,
Der bracht der Braut den Mehelring[5] (Vermählungsring)."

Laune und Vergeßlichkeit des kleinen Virtuosen aber machten, daß der Vortrag häufig lückenhaft ausfiel.

Zweites Kapitel.

Gräfin Mechtilde, eine vornehme Hausfrau aus alter Zeit. Ihre Kinder-Erziehung. Ein Kinder-Waldfest.

Die Gräfin Mechtilde war eine fromme und tugendsame Frau.[6] Jeden Morgen hörte sie mit ihren älteren Kindern, deren Gespielen und „Zuchtmeisterin," wie auch ihren Jungfrauen die Messe in der kleinen Burgkapelle, wo sie zur Vesperzeit gleichfalls niemals fehlte. An Sonn- und Festtagen, besonders in der guten Jahreszeit, ritt sie mit den Ihrigen aber meist zur Sankt-Remigiuskirche bei Ehingen, je und je auch zur Sankt-Johanniskirche von Sülchen, am Gedächtnißtage des heiligen Remigius (am 1. October) dagegen gewöhnlich hinauf zu dessen Kirchlein auf dem Wurmlinger Berge. Sonst aber, zumal bei rauher Witterung, verrichtete sie ihre Andacht, wie bereits bemerkt, stets in der Burgkapelle. Da lag sie manchmal auf den Knieen vor einem uralten Muttergottesbilde, welches ein Ahn ihres Herrn und

Gemahls einst aus Welschland gebracht, und schüttete vor der Gebenedeiten ihr Herz aus. Denn je mehr sich ihr Gemahl dem politischen Treiben und Gezänke seiner Zeit, der Jagd und den darauf folgenden lärmenden Gelagen hingegeben (s. S. 29 ff.), desto mehr wandte sie sich dem Himmel zu und fand ihre einzige Erholung und Freude im Umgang mit ihren Kindern und in der Sorge für dieselben.

So konnte sich denn der Burgkapellan, welcher ihre Kinder — es waren drei Söhne, Albert, Burkard und Ulrich, und zwei Töchter, Gertrud und Mechtilde — theilweise unterrichtete, bei seiner hohen Frau sehr empfehlen, wenn dieselben ihrer Mutter viel aus den Evangelien, dem Psalter, dem Leben der Heiligen oder geistliche Lieder und Gebete auswendig sagen konnten. So trat die hochbegabte Gertrud eines Morgens, als ihre Mutter von der Messe zurückgekehrt war und in fromme Betrachtungen versunken in ihrem Gemach saß, vor dieselbe und sprach mit freudestrahlender Miene: Der Herr Kapellan hat mich ein schön' Lied von der heiligen Mutter Gottes gelehrt; wenn es Euch gefällt, liebe Mutter mein, so will ich solches Euch vorsagen.

Mit Freuden vernehme ich das, laß hören.

Und Gertrud sprach mit gefalteten Händchen das Gebet:

„Ave Maria.

Gegruzet sistu du, marie,
Schoene maget, vrie
Geborn von kuneclicher art;
Genemer mait nie wart,
Den du werliche (wahrlich) bist.
Von dir got geborn ist.

Gratia plena.

Maria alse genaden uol,
Die cristenheit dich loben sol,
Wen (da) du got gebere (geboren)
An (ohne) aller hande swere (Schmerzen)
Vnd doch maget were (Jungfrau bliebest):
Daz ist ein wunder vil groz,
Des hastu mait keine genoz (nicht deßgleichen).
In des himels schöne
Dich loben der engel gedöne.

Dominus tecum.

Maria, got ist mit dir:
Also wis (sei) vrowe mit mir

Durch dine barhercekeit,
Du host den fluech nider geleit,
Der vns allen was gegeben,
Vnd hast vns braht an daz leben,
Des ende nimmermer zu get,
Sunder immer me in vroden (Freuden) stet.

Benedicta tu in mulieribus.

Maria, gesegente vor allen wiben,
Nu gerueche von mir triben
Mines hercen brodekeit (Schwachheit)
Die miner sele ist vil leit:
Des bit ich dich innecliche.
Du bist in himelriche
Aller engel vrowe.
Kuneginne nu schowe (schaue)
Der cristenheit groze not
Durch dines lieben kindes tot
Den er an dem cruce leit
Durch (um) des menschen selecheit.

Et benedictus fructus uentris tui.

Die du mit meitlicher zut (jungfräulicher Reinheit)
Gebere (geboren hast), gelobet si.
Mach uns von sunden vri.
Du bist die rose ane dorn,
Von allen meiben vz erkorn.
Dez laz vns geniezen
Vnde geruche uf zliezen (schließen)
Daz vrone (heilige) himelriche,
Dar (in) wir vroliche
Muozen mit dir immer sin;
Des hilf vns reine kunegin. amen."[7]

Und auch die jüngere Mechtilde erfreute ihre Mutter in solcher Weise, als sie von dieser eines Abends zu Bette gelegt wurde und das kleine Abendgebet sprach, welches der Burgkapellan sie gelehrt hatte und also lautete:

„Ich wil heint (heut) schlafen gehen,
Zwölf Engel sollen mit mir gehen,
Zwen zu Haupten,
Zwen zur Seiten,
Zwen zu Füssen,
Zwen die mich decken,

Zwen die mich wecken,
Zwen die mich weisen
Zuo dem Paradeise. Amen.[8]

Ihre ältesten Knaben Albert und Burkard aber hatte die Gräfin selbst das schöne Morgengebet gelehrt, welches ihre Brüder einst auf Hohen-Tübingen von dem edlen ritterlichen Sänger Walter von der Vogelweide auf Pergament geschrieben erhalten hatten. — Ob der es wohl als Erzieher des kaiserlichen Prinzen Heinrich, in welcher Eigenschaft er allerdings kein Glück hatte, verfaßt, wer weiß es? — Und selbst als die Söhne unserer Gräfin der Schwelle des Mannesalters nicht mehr ferne standen, unterließ sie nicht, mit mütterlicher Liebe daran zu mahnen, sie sollen doch ja nie versäumen, solches jeden Morgen zu beten. Es lautete also:

„Mit saelden (Glück) müeze (möge) ich hiute (heute) ûf stên,
Got hêrre, in dîner huote gên
Und rîten, swar (wohin) ich in dem lande kêre (mich wende).
Krist, dû laz an mir werden schîn (offenbar)
Die grôzen kraft der güete dîn
Und pflic (pfleg) mîn wol durch (um) dîner muoter êre.
Als dîn der heilig engel pflaege
Dô dû in der kripfen laege.“
(Wie deiner der heilige Engel pflegte,
Als du in der Krippe gelegen.) u. s. w.[9]

Aber der Gräfin Mechtilde Frömmigkeit war frei von jener Bigotterie, welche bei den Frauen ihres Standes und ihrer Zeit fast zur Modesache geworden, und stand der Erfüllung ihrer Pflichten als Gattin und Hausfrau, Mutter und Erzieherin nicht hindernd im Wege. Denn sie versäumte, während sie ihre Kinder für den Himmel erziehen ließ, nicht, sie auch zu tüchtigen und würdigen Erdenbürgern heranbilden zu lassen. Und hierin gieng sie denselben mit dem besten Beispiel voran. Nach guter alter Sitte stand sie ihrem Hauswesen selbst vor. Dem entsprechend und wenn es nicht galt, die hohe Stellung ihres Hauses und Ehegemahls zu repräsentiren, war auch ihr Hausanzug einfach, aber wohlanständig und würdig zu Zeiten, da sie in der Küche oder „Gewandkammer,“ im „Werkgadem“ (Arbeitslokal) oder in dem am Abhang des Burgberges auf einer Terrasse gelegenen Wurz- und Blumengarten der Burg Umschau hielt, schaltete und waltete. Da trug sie je nach der Jahreszeit einen Rock (Unterkleid) aus einem leichteren oder schwereren Wollenstoff z. B. aus feinem grünem Barragan oder Fritschal oder dunklem Brunat, welches sich dem Halse anschloß, dem Wuchse des Oberkörpers überhaupt angepaßt war, von den Hüften aber

in reichem Faltenwurf herab fiel und so lang war, daß man von der Fußbekleidung nichts sah. Kleidsam und praktisch waren die Aermel anliegend und reichten bis an das Handgelenk. Hier wie an dem Halsausschnitt war dieses Unterkleid mit einer andersfarbigen oder bunten Borte besetzt. Ueber demselben lag ein in der Hauptsache im Schnitte gleiches Oberkleid, wiederum aus feinem Wollenstoff z. B. braunem Scharlach oder weißem „Buckeram," oder aus einem Seidenzeug z. B. weißem Zindal u. dgl. Dieses Gewandstück hatte aber keine Aermel und war erheblich kürzer als das Unterkleid, hatte auch am unteren Saume eine Borte. Beide Gewänder mußten wie ein Hemd über den Kopf herein angezogen werden und hatten dazu den nöthigen Ausschnitt, welcher alsdann zugebändelt wurde oder mit Knöpfchen versehen war. Ueber dem Oberkleid pflegte die Gräfin einen Gürtel aus feinem rothem spanischem Leder oder einer starken Borte zu tragen, an welchem ein kleiner Schlüsselbund, zur Zeit auch eine Scheere u. a. m. hieng. Auf dem Kopfe trug sie nach der Sitte der Frauen ihres Alters und Standes eine kleine weiße mit Stickerei gezierte barettartige seidene Haube (ein „Gebende"), welche durch ein Kinnband festgehalten wurde. Dem entsprechend war ihr Haar aufgebunden und in ein schleierartiges Kopftuch gehüllt. Das einzige Schmuckstück (wenn man es dafür halten will), welches sie trug, war statt einer „Fürspange" oder einem „köstlichen Heftel an ihrem Busen" ein pater noster aus Gold und Elfenbein. [10]

Darum zog sich aber die Gräfin, wie bereits bemerkt, nicht nonnenartig von der Welt ab, sondern lag neben ihrem fleißigen Kirchenbesuch und Gebet gewissenhaft der Sorge für das große Hauswesen des Grafenhofes ob, und ließ sich's sehr angelegen sein, ihren Kindern und vornehmlich ihren Töchtern auch eine feine (höfische) Erziehung geben und sie zugleich zu tüchtigen Hausfrauen heranbilden zu lassen. Nächst Frömmigkeit und Gottesfurcht, Tugend und Schamhaftigkeit sollte Milde und Bescheidenheit, Anstand und feine Sitte, in Summa Wohlgezogenheit die Zierde, das reichste und schönste Erbtheil derselben sein. So war sie in einer besseren Zeit daheim, auf der Pfalz Hohen-Tübingen erzogen worden, so sollten auch, wenn schon unter ungünstigeren Verhältnissen (s. S. 26. 29) ihre Kinder herangebildet werden. Das war ihre bestimmte Weisung vornehmlich für die „Zuchtmeisterin" ihrer Töchter, deren Bemühungen sie durch ihr edles Beispiel auf's Wirksamste unterstützte. Auch hatte sie, wie es Sitte gewesen, einige Töchter von Vasallen und ritterlichen Mannen ihres Gemahls an den Hof genommen, um solche als Gespielen ihrer Töchter mit diesen erziehen zu lassen.

Die „Zuchtmeisterin“ hatte die gräflichen Töchter insbesondere auch in den feineren weiblichen Arbeiten, im Nähen, namentlich aber im Sticken mit Seide, Goldfäden und Perlen zu unterrichten. Da wurden von den Vorgerückteren Decken, Kissen, Teppiche, Schappel (Kopfbinden) von mancherlei Art, Hauben, Handschuhe, Schuhe, Gürtel, Schildborten, Wappenröcke, Fähnlein für Ritterlanzen u. a. m. gar kunstreich gefertigt. Sodann waren die gräflichen Töchter und deren Gespielen in Verfertigung von Gewändern für Frauen, Ritter und Knappen zu unterweisen. In all' dem war Gräfin Mechtilde auch wohl erfahren und griff selbstthätig ein.

Dazwischen hinein unterrichtete der Burgkapellan auf den besonderen Wunsch seiner hohen Burgfrau die gräflichen Kinder, Söhne und Töchter, in der Kunst und Fertigkeit des Lesens und Schreibens, welche damals, wenigstens bei dem männlichen Geschlechte noch so selten war, daß selbst hervorragende ritterliche Dichter und Sänger wie Wolfram von Eschenbach und Ulrich von Lichtenstein derselben nicht mächtig waren, während sie sich bei dem weiblichen viel häufiger fand, wie denn Töchter nicht selten das Amt der Vorleser übernahmen. Beim Unterricht im Lesen benützte der Burgkapellan Handschriften der Legenden und biblischen Geschichte, namentlich aber der Psalmen und Evangelien, welche er, beziehungsweise seine Gräfin, mitunter von den Klosterbüchereien in Bebenhausen und Hirsau entlehnt hatte. Es waren aber, eben da man nur Handschriften zu lesen geben konnte und bei der früheren Gestalt der Schrift die einzelnen Wörter weit weniger getrennt wurden als heutzutage, von dem Schüler dabei viel größere Schwierigkeiten zu überwinden als jetzt.

Die Schreibübungen wurden auf Wachstafeln mit Griffeln von Holz, Glas, selbst Silber und Gold vorgenommen, indem man mit dem oberen platten Theile das Wachs ebnete („plante“) [11] und mit dem unteren spitzen die Buchstaben eingrub. Erst nachdem so eine gewisse Fertigkeit erlangt war, wurde mit der Feder (dem „Schreibrohr“) und Tinte auf das theure Pergament geschrieben. Die Lehrer in beiderlei Kunst haben aber, und so wird es auch dem Burgkapellan auf der Rotenburg ergangen sein, nach auf uns gekommenen Schilderungen aus jenen Zeiten meist ein schweres Amt gehabt, vornehmlich bei Knaben von ritterlicher oder edler Abkunft, und selbst bei solchen, welche sonst dem Lernen nicht gerade abhold waren. Denn dieselben gaben sich allermeist nur mit Widerwillen dazu her, waren mit ihren Gedanken bereits mehr auf der Rennbahn, sahen in dem Griffel den Speer, in der Feder das Schwert und dachten, wenn sie über den Büchern (Handschriften) sitzen mußten, bereits an Roß und Schild. [12]

Kein Wunder, denn sie hörten die Ritter, ihre Vorbilder, mit Verachtung vom Lesen und Schreiben als der „Kunst der Pfaffen" sprechen.

Auch in andern Fertigkeiten, welche zur geselligen Unterhaltung der damaligen höheren Stände dienten, vornehmlich im Brett- und Schachspiel, ließ Gräfin Mechtilde ihre Kinder unterweisen. Solches übernahm der alte Kämmerer Dietrich, welcher vermöge seines Amtes neben der „Zuchtmeisterin" zum Hüter der Töchter seines Herrn berufen, und berechtigt war in die Erziehung [13] derselben einzugreifen.

Nach zwei Seiten hin aber sah Gräfin Mechtilde mit schmerzlichem Bedauern Lücken in dem, was sie in der Erziehung ihren Kindern geben konnte. Sie vermißte für's Erste die herrlichen Feste, welche sie in jungen Jahren auf ihres Vaters Burg gesehen, bei denen ein Kranz von minniglichen Frauen und schmucken, feinen Rittern in Zucht und Ehren sich ihres Lebens gefreut und gelauscht haben, wie edle Sänger von Minne und Maienlust gesungen [14] oder schöne Mären aus alter Heldenzeit erzählt haben. Das war für sie eine vortreffliche Schule des feinen, höfischen Tons und Geschmacks gewesen, aber bei dem seit Jahren getrübten politischen Himmel, dem Wüthen der Parteien und materiellen Geiste, welcher sich der Gemüther bemächtigt, konnte, das sah sie wohl ein, vornehmlich in einem so zerfahrenen Lande wie Schwaben an keinem Hofe mehr die alte Feststimmung herrschen oder leicht aufkommen. Insonderheit war ihr Ehegemahl nicht von derselben beseelt, und nur in den ersten Jahren ihres Ehestandes hatte die Rotenburg dergleichen Feste gesehen.

Sodann war ihr bei der Stimmung ihres Gatten ein Erziehungsmittel ihrer Kinder benommen, dessen erfolgreiche Wirkung sie an sich selbst erfahren hatte. Mit Freuden, aber auch mit Wehmut erinnerte sie sich an ihre Jugendzeit, da, eingeladen von ihren Eltern, edle ritterliche Sänger wiederholt längere Zeit auf der Pfalz Hohen-Tübingen verweilt, sie und ihre Brüder in dem, was an hohen Fürstenhöfen Brauch nnd Sitte, unterwiesen, in Gesang und Saitenspiel unterrichtet, schöne Lieder und Weisen gelehrt, auch schöne Sagen aus alter Heldenzeit erzählt haben. Aber ihr Herr und Gemahl war kein Sängerfreund, darum konnte sie ihren Kindern von all' dem nur bieten, was in ihren, der „Zuchtmeisterin" ihrer Töchter und des alten Kämmerers Kräften stand. Sie selbst hatte in ihrer Jugend das Harfenspiel erlernt, auch noch dies und jenes Liedchen im Gedächtniß bewahrt, die „Zuchtmeisterin" spielte leidlich die Fidel und der Kämmerer wußte manch' schöne Mär aus alter Zeit. Viel war das freilich nicht.

Dem Grafen Burkard aber lag vornehmlich daran, daß seine Söhne schon als Knaben in all' dem unterwiesen und geübt wurden, was dazu

geeignet war, sie einst zu guten Rittern zu machen. Und der Marschall Bertold von Ehingen, [15] welcher die Herrlein zunächst in den gymnastischen Vorübungen für die ritterliche Kunst unterwies, hatte an ihnen weit willigere und eifrigere Scholaren als der Burgkapellan. Da wurden die Knaben schon vom siebenten Jahre an geübt im Laufen auf ebenem Boden und steile Höhen hinan, im Setzen über Hindernisse mancherlei Art, im „Klimmen“ (Klettern) auf Bäume, an Leitern, Mauern hinauf u. s. w., Schwimmen, Ringen, Werfen eines leichten Speers oder Steines nach einem Ziel, Schießen mit dem Bogen oder der Armbrust nach einer Scheibe, ja selbst im Schwingen auf ein kleines Knappenpferd und im Reiten auf einem solchen u. a. m. Und hie und da nahm der sonst ernste und strenge Ritter mit seinen Scholaren und anderen dazu eingeladenen Edelknaben aus der Nachbarschaft Kriegsspiele vor. Da pflegte er sie in zwei kleine Haufen zu theilen, von denen der eine einen steilen Hügel, ein Stück Wall oder Mauer der „Altstadt“ besetzen, vertheidigen, der andere den Platz erstürmen mußte. Als Waffe hatten sie kleine hölzerne Schwerter, welche der Marschalk durch den „Schnitzer“ der Rotenburg hatte machen lassen. Die über den Kopf gezogenen Kaputzen ihrer „Schapperun“ (Mäntelchen), auf denen die Abzeichen der beiden Parteien angebracht waren, stellten die Helme vor.

Auch in die edle Waidmannskunst sollten nach Graf Burkards Willen seine Söhne schon als Knaben spielend eingeleitet werden. Da war nun wiederum Gottes freie Natur, Feld und Wald, Berg und Thal der hohe luftige Lernsaal der gräflichen Söhne und ihrer Gespielen, in welchem nicht zu Siechthum und Verkrüppelung der Grund gelegt wurde. Und aus solchem Jugendleben mußte ein kräftiges Geschlecht erwachsen. Dabei ward dem alten Jäger Kuno, des Grafen Burkard vertrautestem Jagdkumpan sowie dem Falkner Bertold genannt von Ulm [16] damit eine Aufgabe, welche noch dankbarer war, als die des Marschalken.

Bald zog Kuno, bald Bertold mit Gutheißen ihrer Herrschaft bei guter Jahreszeit mit den Herrlein aus. An beide, vornehmlich aber den alten Jäger waren sie sehr anhänglich und dieser verstand es vortrefflich, sie auch sonst gut zu unterhalten, indem er ihnen heitere Jagdgeschichten erzählte oder Jäger-Räthsel vorlegte oder sie passende lustige Waidmannssprüche lehrte. Häufig zog er mit seinen Scholaren in ein nahes, geeignetes Revier des „Rotenberg“, um sie im Vogelschießen mit Bogen und Armbrust zu üben. Und groß war allemal der Jubel, wenn eine Holzheher oder eine Elster, vom Pfeil oder Bolz getroffen, von einem Baume fiel und der kleine Wachtelhund

den zappelnden Vogel herbeibrachte. Im Spätjahr machte Kuno mit seinen „Junkherren“ auch hie und da einen größeren Jagdausflug auf die große Hochebene, welche sich vom Neckar Wendelsheim und Seebronn zuzieht. Dieselbe war von jeher reich an Hasen, welche um jene Jahreszeit in den vielen Rübenäckern den Tisch herrlich gedeckt fanden. Dort angekommen, ließ man auch alsbald den „Bracken“ (Spürhund) und Windhund laufen. Da waren die jungen Jagdfreunde ganz Auge und Ohr, und fast nie gieng's ohne irgend eine für sie ergötzliche Scene ab. Manchmal stand es ziemlich lange an, bis der von Kuno vortrefflich abgerichtete Spürhund, wie eifrig er auch alles absuchte, einen Hasen aufjagte. Zwar hatte er, wie man wohl sah, meist bald ein Lager aufgespürt, darauf rechts und links gesucht, aber es dauerte oft noch lange, bis ein Hase aufsprang. Bei Witterung der Gefahr hatte nämlich „Meister Lambe“, der nicht so dumm ist, als ihn die Menge verschrien, bei Zeit sein Lager verlassen, war darauf wiederholt bald rechts, bald links gelaufen, hatte dadurch seine ohnedies feine Fährte schwer auffindbar gemacht und sich schließlich in ein Erdloch gedrückt, in welchem er noch von dürren Grasbüscheln verdeckt wurde. Mit gespanntester Aufmerksamkeit folgten die Herrlein allemal dem Lauf des emsigen Spürhundes und der alte Kuno feuerte ihn noch an, indem er seinen Eifer lobend ihm wiederholt zurief: „schön, mein lieber Geselle.“ Vergebens hatte sich der weiße englische Windhund bis daher zum Sprunge bereit gehalten. Endlich schlugen die Gräflein und ihre Gespielen ein Jubelgeschrei auf; zu gleicher Zeit hub der Windhund so schnell wie der Flug einer Schwalbe zu laufen an. Ein großer „Rammler“ war nämlich mit gewaltigem Satz aus einem Rübenacker, in dem er sich's eben noch hatte wohl schmecken lassen, aufgesprungen. In schnellstem Laufe rannte der Schlaukopf einer Anhöhe zu, welche mit Haidekräutern bewachsen war, und drückte sich, nachdem er einen ordentlichen Vorsprung gewonnen, ziemlich abseits von seiner bisherigen Richtung in eine mit niedrigem Gestrüppe verwachsene Vertiefung des Bodens. Da sah die kleine Jagdgesellschaft wohl noch den jagenden Windhund aber nicht mehr den Hasen; jener war in seiner Hitze über den seitwärts liegenden Hasen hinausgerannt und hatte nicht sobald entdeckt, daß er die Fährte verloren. Inzwischen war auf einer anderen Flanke von dem Spürhund abermals ein Hase aufgejagt worden, der weit entfernte Windhund fuhr aber trotz aller Bemühungen des Jägers fort, dem ihm entwischten Hasen nachzurennen. Da versuchte man den zweiten Hasen durch den Spürhund inzwischen verfolgen zu lassen, derselbe merkte aber bald, daß er keinen gefährlichen Feind hinter sich hatte. Der Schelm setzte

sich, nachdem er eine Zeitlang den schnellsten Lauf angeschlagen und so einen großen Vorsprung gewonnen hatte, aufrecht auf seine hinteren Läufe, die Augen dem verfolgenden Hunde zugekehrt, und hub an mit den Vorderläufen und Löffeln allerhand spaßhaft aussehende Bewegungen zu machen. Da brachen die jungen Jäger in ein schallendes Gelächter aus und selbst der alte Kuno mußte lachen, wiewohl er dergleichen von „Lambe" schon mehr gesehen. Bald aber schlug dieser, als er den Hund hatte näher kommen sehen, seinen Lauf wieder an.

Welches der weitere Verlauf dieser Hasenjagd gewesen, ist uns nicht bekannt geworden. Auf der Heimkehr war die drollige Scene mit dem Spürhund und Hasen natürlich der Hauptgegenstand der Unterhaltung der Herrlein. Gräflein Burkard meinte, der Hase habe spöttischerweise dem Hund winken wollen; sein älterer Bruder Albert aber sagte, der Hase werde sich geputzt haben, wie ja auch die Katzen dann derlei Bewegungen machen. Am Ende unterbrach Kuno die Unterhaltung, indem er nach seiner Gewohnheit anhub, seinen jungen Herren Jäger-Räthsel aufzugeben, unter anderen, da sie gerade von einer Hasenjagd kamen, eines über „Meister Lambe." Und solches lautete:

„Waidmann, lieber Waidmann mein,
Welch' Wildpret mag auf fetter Waide am gefräßigsten sein?"

Darauf gab er, nachdem die Junkherren hin und her gerathen. aber dabei nicht an den Hasen, dagegen an ein reißendes Thier, den Wolf, gedacht hatten, die Antwort:

„Ich meine, der Has' ist's vor allen gewesen,
Denn der thut stets mit zwei Löffeln äsen" (fressen).

Der Falkner Bertold richtete für seine „Herrlein" Sperber („Sprinzen") zum Vogelfang ab, und lehrte sie, wie man solche auf der linken Hand tragen und mit denselben unter Beihilfe der kleinen Wachtelhunde Vögel fangen könne. Es war dies die unmittelbare Vorbereitung auf die ehedem bei Rittern und Frauen so beliebte Falkenjagd oder Reiherbeize. Er zog mit den jungen Jägern hinaus auf die benachbarten Getreidefelder und Haiden, in die Gehölze und zu den Altwassern des nahen Neckars, um sie unter seiner praktischen Anleitung mit ihren Sperbern und Vogelhunden Wachteln, Feldhühner, Heher, Krähen, Wildenten und auch kleinere Vögel wie Lerchen fangen zu lassen. Da traf es sich einmal, als einer der Sperber einen „Galander" (eine Haubenlerche) hitzig verfolgte, daß dieser (diese) sich in den Schooß des jungen Albert, der auf einem Steine sitzend den Flug seines Federspiels beobachtete, flüchtete, um vor dem Verfolger Schutz zu suchen, und sich leicht fangen ließ. Und das Gräflein nahm sich auch seines

Schützlings an, brachte die Lerche nach Hause und verehrte sie seiner Schwester Gertrud. Die that sie in ein zierliches „Vogelhäusel", welches von dem „Schnitzer" der Burg gefertigt und dem Schildmaler in Rotenburg bunt bemalt worden, und pflegte ihr gut. Da vergaß das Vögelein seiner „vanknuß und alles leidens" und ließ, wie wenn es froh gewesen wäre, nun vor dem Sperber sicher sein zu können, fast jeden Tag seinen „süeßen gesang" hören.[17]

Und als die Gräflein einmal dem Falkner von ihrer drolligen Hasenjagd auf den Feldern von Wendelsheim erzählten, da versprach er sie mitnehmen zu wollen, wenn er mit seinem darauf abgerichteten Edelfalken gleichfalls Hasen fange. Und bald hielt er auch Wort. Da sahen die Junkherren mit größtem Erstaunen, wie der gewaltige Vogel in langsamem Fluge hoch über den Feldern hinschwebte, plötzlich aber pfeilschnell herabschoß auf einen Hasen, welchen er mit seinem scharfen Auge im Lager hatte liegen sehen. Bald vernahmen sie ein klägliches Geschrei, denn der Falke hatte seine scharfen Krallen tief in des Hasen Rücken eingeschlagen und ihn festgehalten, bis der Hund kam.

Die Unterweisung der Gräflein Albert und Burkard durch den Marschalken, Jäger und Falkner ihres Vaters hatte noch das Gute, daß sie dadurch häufig in die freie Natur hinauskamen. In diese wurden sie und ihre Schwestern aber auch durch ihre Mutter eingeführt, welche hiebei allerdings ganz anderes im Auge hatte als ihr Ehegemahl mit seinen Aufträgen an den Jäger und Falkner.

In ihr war schon frühe ein für die Natur offener Sinn und große Freude an den Reizen, welche dieselbe im Frühling, Sommer und Herbst in Berg und Thal, Wald und Haide dem dafür nur einigermaßen empfänglichen Auge bietet, gepflegt worden. Die herrliche Landschaft um die heimatliche Burg, die Pfalz Hohen-Tübingen, war auch ganz dazu geschaffen. Und nachdem sie als Ehegemahl ihres Burkard in die nicht minder reizend gelegene Rotenburg eingezogen war und wie jedem Sterblichen so auch ihr trübe Stunden nicht erspart waren, da durfte sie erfahren, daß Gottes schöne Natur ein nie versiegender Born ist, aus dem für das bekümmerte und erregte Menschenherz Trost, Ruhe und Fassung geschöpft werden kann. Trat sie in gedrückter, schwermüthiger Stimmung auf die „Line" (den Balkon) ihrer hochgelegenen Kemenate und erhob ihr feuchtes Auge zum wolkenlosen blauen Himmel; senkte sie ihren Blick hinab auf den nahen, schweigsamen Wald, dessen herrliches Grün ihr den Anker aller Betrübten, die Hoffnung auf bessere Tage und Stunden, vorhielt; schallte aus demselben zu ihr herauf der fröhliche Gesang befiederter Sänger, welche weder säen noch ernten und doch sich ihres Lebens freuen dürfen; schwirrte summend vor ihrem Auge

hin ein munterer Käfer oder sah sie um sich her lustig flattern einen bunten Schmetterling, der aber im nächsten Augenblick schon einem Sperling zur Beute ward, dann schämte sie sich fast ihrer Aengstlichkeit und Kleinmüthigkeit und kehrte mit frischem Lebensmuth in ihre Kreise zurück.

Sie hatte in ihrer Jugend auf ihres Vaters Burg manch' einen edlen Sänger den wonnesamen Maien und die schöne Sommerzeit, den grünen Wald und der Vögelein süßes Getön in herrlichen Liedern besingen und preisen hören. Wenn sie nun, da ihr Ehegemahl kein Sängerfreund war, ihren Kindern diese Anregung ihres jungen Gemüthes selten bieten konnte, so erkannte sie, die treue Mutter, es um so mehr als ihre Pflicht, selbst sie in die freie Natur hinauszuführen, um ihnen Sinn für dieselbe einzuflößen. Da machte sie denn nicht selten an schönen Tagen mit ihnen kleinere und größere Ausflüge. So zog sie eines Tages, als nach langem Winter die Linde im Burghof wieder neues Laub gewonnen, begleitet von ihren Edelfräulein, der „Zuchtmeisterin" ihrer Töchter, dem Kämmerer und einigen Knappen mit ihren Kindern und deren Gespielen hinaus auf den „Spilbühel",[18] einen in der Umgebung des Schlosses anmuthig gelegenen Hügel, dessen mittägige Seite mit Weinreben bepflanzt war, auf dessen etwas flachem, mit Rasen bewachsenem Gipfel aber eine große Linde stand, unter der steinerne Bänke angebracht waren. Dort angekommen, ließ sich die hohe Gräfin, ihre Tochter Gertrud, die Edelfräulein, die „Zuchtmeisterin" und der alte Kämmerer auf den Bänken nieder, die mit Polstern, welche die Knechte herbeigebracht hatten, belegt waren. Die Gräflein, deren Gespielen und die Knappen aber lagerten sich dabei auf dem Rasen. Da war es nun Alberts Mutter, welche ihre Kinder auf den lieblich blauen, hie und da mit Silberwölkchen besäeten Himmel, die vor ihnen liegende reizende Landschaft aufmerksam machte: da, am Fuße des Hügels eine blumige Haide, von welcher, getragen von einem sanften Winde, balsamischer Duft zu ihnen heraufstieg; weiterhin zur Zeit ein wogendes goldenes Aehrenfeld, aus dem da und dort eine Lerche trillernd zur Sonne aufwirbelte; in vielfach gewundener Linie sich hinziehende Wälder, da ein Buchwald von heiterem Grün, dort ein Tann in seinem ernsten dunkeln Gewande; in der Tiefe ein mit Dörfern besätes Thal, in welchem silberblitzend ein Fluß sich hinschlängelte; in bläulich duftiger weiter Ferne aber lange Züge von hohen Bergen, auf denen der Rand des blauen Himmelsgewölbes aufzuliegen schien. Da pflegte dann der alte Kämmerer den Cicerone zu machen, indem er der jungen Gesellschaft die umliegenden Dörfer und ritterlichen Geschlechter nannte, welche in den dortigen Schlössern saßen, die Bergzüge deutete, die Namen der

hervorragendsten Punkte derselben und der Burgen, welche sie krönten, angab und mancherlei belehrende Bemerkungen anknüpfte. Doch mußte er sich etwas kurz fassen, denn es ist nie Art der Jugend gewesen, lange in behaglicher Ruhe zu verharren, wenn sich günstige Gelegenheit darbietet, mit einem Spiel sich zu belustigen. In der That schickte man sich, nachdem der Kämmerer mit seiner Erklärung der Rundschau von dem „Spilbühel“ aus zu Ende gekommen war, alsbald unter anderem zu einem Ballspiel an, bei welchem sich die ganze Gesellschaft mit alleiniger Ausnahme der Gräfin und des Kämmerers betheiligte. Und auch diese nahmen insofern daran Theil, als sie dem Gang des Spiels, welches sie lebhaft an die fröhliche Zeit ihrer Jugend erinnerte, aufmerksam folgten.

Und als einmal im Frühsommer ein Tag wie der andere gleich wonniglich sich einstellte und Graf Burkard auf längere Zeit über Land geritten war, da gab der Gräfin Mechtilde ihr liebevolles Mutterherz ein, sie wolle ihren Kindern

Ein kleines Waldfest [19]

bereiten, wie sie in ihrer Jugend hie und da eines im „Ammerwalde“ bei dem Hof „Swertisloh“ mitgemacht hatte.

„Nu sule wir alle fro(v)de han,
die zit mit sange wol began,
wir sehen blumen stan;
die heide ist wuneclich getan.“

„Tanzen, reien, springen wir
mit fro(v)de unn o(v)ch mit schalle,
daz zimet gu(o)ten chinden als iz sol,
nu schimphen (spielen) mit dem balle!“

Carmina Burana. Lateinische und deutsche Gedichte der fahrenden Schüler aus dem dreizehnten Jahrhundert. Sechszehnte Publikation des Litterarischen Vereins in Stuttgart. S. 181 ff.

Von diesem Entschluß machte sie auch alsbald dem alten Kämmerer Dietrich Mittheilung und gab ihm den Auftrag, er solle einen zu dem Feste geeigneten Platz ausfindig machen, das dazu Nöthige fürkehren auch Boten auf die benachbarten Burgen Ehingen, Dettingen, Owe und Wurmlingen senden und die Jugend von dort zu dem Waldfeste mit dem Bemerken einladen, daß man an dem und dem Tage nach der Messe von der Rotenburg aufbrechen werde. Unverweilt ritt der gute

Alte, welcher um der Kinder willen über das Vorhaben seiner hohen Frau sehr erfreut war, mit dem Knappen Bertold, des Marschalken Sohn, dem Oberknecht Michel und dem Jäger Kuno in das Thal des Katzenbachs hinab. Denn dort, in dem einsamen herrlichen Waldthale, sollte — darüber war er alsbald bei sich einig — jedenfalls das Kinderfest gehalten werden. Bei seiner eigenen und seiner Begleiter genauen Kenntniß der Gegend ward auch bald ein ganz passender Festplatz gefunden. Darauf gab er dem Oberknecht und Jäger den Auftrag, auf den bestimmten Tag die und die Anstalten dort zu treffen, auch den holperigen Weg durch den Wald von „dem Weiler" her ausbessern zu lassen. Und auf die Rotenburg zurückgekehrt, erstattete er seiner Gräfin Bericht, traf auch mit dem Truchseßen die nöthigen Verabredungen, denn es sollte bei dem kleinen Feste ein kalter Imbiß gereicht werden.

Großer Jubel hub sich, nachdem die Kunde von dem Kinder-Waldfeste sich verbreitet hatte, auf der Rotenburg bei den gräflichen Kindern, deren Gespielen, den Edelfräulein und Knappen. Ueberglücklich trat das Gräflein Burkard, als man ihm gesagt, der alte Jäger Kuno werde auch mit ausziehen, vor seine Mutter mit der Bitte, es möchte ihm verstattet werden, seine Armbrust mitnehmen zu dürfen. Er dachte an's Vogelschießen. Seine Mutter aber sprach: „ich bereite euch und euren Gespielen das kleine Waldfest, auf daß ihr euch an dem herrlichen grünen Walde, den schönen Blümelein und dem süßen Getön der Vögelein ergötzen sollet, nicht um diese, welche sich jetzt auch ihres Lebens freuen, zu tödten." Alberts Wunsch, das kleine silberne Jägerhorn, welches er von seinem Großvater auf Hohen-Tübingen zum Andenken erhalten, mitnehmen zu dürfen, wurde dagegen gewährt. Er war kein großer Freund vom Vogelschießen, denn er liebte zu sehr den Gesang der gefiederten Sänger. Oft zumal im Maien saß er allein und ohne jegliches Spielzeug unter der Burglinde und wartete in aller Geduld ab, bis der Finke, welcher sein Nest darauf gebaut, seinen kräftigen Schlag erschallen ließ. Und als einstmals ein schöner, buntscheckiger „Stiglitz" (Distelfink), dessen munteres Gezwitscher ihn noch kurz zuvor ergötzt hatte, von dem Bolz seines Bruders Burkard getroffen, todt zur Erde fiel, da weinte er laut auf.[20]

Der Himmel spendete zu dem Kinderfeste einen Tag, so herrlich wie Lenz und Sommer noch keinen gebracht. Schon am frühen Morgen desselben war der Oberknecht mit einigen seiner Untergebenen von der Rotenburg aufgebrochen; zwei davon führten Saumrosse, welche große Körbe trugen, in die der Truchseß Eßwaaren und Getränke in großen Kannen und Krügen, Tischgeräthe, Becher u. a. m. hatte packen lassen;

auch einige Faltstühle waren aufgeladen worden. Dem Oberknecht schlossen sich noch zwei Küchenknechte an.

Nach der Messe und dem darauf im Saale des Palas eingenommenen Imbiß brach der Festzug auf, wie ihn der Kämmerer mit Gutheißen seiner Gräfin angeordnet hatte. Er war groß, schön und seltsam. Voraus ritt als Herold und Führer der Knappe Bertold. Er trug ein bis in die Kniegegend reichendes Gewand von rothem Scharlach, welches sich dem Wuchse anschloß, von der Hüfte aber, wo ein schwarzer Ledergürtel es festhielt, in Falten herabfiel, am Handgelenke und unteren Saume mit einer silbergewirkten Borte besetzt war. Seine Beinkleider waren aus feiner trikotartig gewobener grüner Wolle somit anliegend und reichten bis an die Zehen, staken aber da in schwarzen Lederschuhen. Den blonden Lockenkopf schmückte ein „Schappel" (Kranz) aus Epheuranken und Rosen. In seiner Linken führte er, in einen an dem Sattel angebrachten cylindrischen Becher von starkem Leder gesteckt, eine kleine schön gewachsene Tanne vom üppigsten Grün. Die war reich mit Maschen aus weißen und rothen seidenen Bändern geziert. Auf ihn folgten zwei gleichfalls berittene Knappen der Rotenburg, welche auf Waldhörnern eine lustige Jägerweise bliesen. Andere Weisen hatten sie nicht gelernt. Darnach kam inmitten des Burgkapellans und der Zofe Hildburg die Gräfin. Sie und die Zofe ritten schneeweiße Zelter von sanftwiegendem Gang, und auf dem Schooß der letzteren saß die zarte Mechtilde mit ihrer „Tocke" (Puppe)[21] im Arme. Der Burgkapellan, welcher an Freud' und Leid des Grafenhauses immer innigen Antheil genommen und von seiner hohen Burgfrau zu dem kleinen Kinderfeste eingeladen worden, nahm auch gerne daran Theil und war gleichfalls zu Pferde. Er huldigte, so strenge sonst seine Grundsätze waren, dem Spruche: Fröhlich in Ehren ist Niemand zu wehren. Sich lebhaft bald mit der Gräfin, bald mit der kleinen Mechtilde unterhaltend, sagte er, hocherfreut über den wonnesamen Tag: „den hat der liebe Heiland, der große Kinderfreund im Himmel droben, bescheert." An die Gräfin und deren Begleitung schlossen sich Gertrud, deren Gespielen, die „Zuchtmeisterin" und Edelfräulein des Grafenhofes an; die alle zogen zu Fuß einher und trugen mit Ausnahme der „Zuchtmeisterin" Blumenkränze in den Haaren. Auf diese folgten im Geleite eines Knappen die beiden Gräflein Albert und Burkard; sie trugen Röckchen aus feinem grünen Wollenstoff (Barragan), welche bis in die Kniegegend giengen und an den Hüften durch schmale Gürtel aus weichem rothem Leder festgehalten waren und von da an faltig hinabfielen. Die Aermel reichten nur bis in die Mitte der Oberarme, welche von da an bloß getragen wurden, und waren wie auch der untere Saum der

Röckchen mit einer goldgewirkten rotheingefaßten Borte besetzt. Die Beinkleidchen lagen wie bei dem Herold tricotartig an, waren aber von feurigem Roth; die zierlichen Schuhe aus rothem Korduan. Nach den zwei gräflichen Söhnchen ritten der Kämmerer und Truchsesse; die alten ritterlichen Herren liebten das Gehen auf holperigen Waldwegen nicht, und jener hatte es sich nicht nehmen lassen, das noch sehr junge Gräflein Ulrich zu sich auf das Pferd zu nehmen. Der Kleine aber hatte sein buntgemaltes hölzernes Steckenpferd und sein Peitschchen[22] mitgenommen, um auf der großen Wiese, von der man ihm gesagt, auch herum reiten zu können. Auf die beiden Ritter kam, wieder zu Fuß, die eingeladene Jugend der umliegenden Burgen im Geleite von einem Edelfräulein und Knappen. Und den Zug beschlossen zwei berittene Knechte der Rotenburg; in nicht großer Entfernung aber folgte neugierig fast der ganze Weiler, Jung und Alt.

Auf dem Festplatze angekommen, eilten der Truchseß und ein Knappe herzu, um die Gräfin und die Zofe mit der kleinen Mechtilde von den Pferden zu heben. Bald kam auch der Kämmerer mit dem Gräflein Ulrich an der Hand, um seiner hohen Frauen den Festplatz und die von ihm getroffenen Anstalten zu zeigen. Derselbe war sehr gut gewählt: er lag am Saume des Tannenwaldes, durch welchen man hergeritten war; Gruppen von stolzen Tannen mit dichten Kronen von üppigem Dunkelgrün standen umher; unter ihnen hatte die Natur einen grünen Teppich von weichem Moose ausgebreitet; der Wald senkte sich an dieser Stelle sanft zum vorliegenden Thälchen, welches sich hier etwas erbreitete und wie ein Stück neuen smaragdgrünen Sammtes dalag, denn das hohe Gras war auf Anordnung des Kämmerers am frühen Morgen abgemäht und weggeschafft worden; jenseits an der gegenüberliegenden hohen, theilweise mit lichtgrünem Buchwald bedeckten Bergwand floß in seinem steinigen, zerrissenen Bette der Katzenbach; in einiger Entfernung thalabwärts sah man einen hohen seltsam, wie eine gewaltige Urne gestalteten Fels ragen, auf dessen sonst kahler Krone sich junge Tannen wiegten. Inmitten der Tannengruppen waren zwei Tische und die nöthigen Bänke aufgeschlagen, allerdings höchst einfach; an jedem der ersteren stund obenan ein mit einem Polster bedeckter Faltstuhl, davor ein kleiner Fußschemel, welchen der alte Jäger Kuno aus Flechtwerk, mit schönem Moos bekleidet, gefertigt hatte; an geeigneten Plätzen umher waren aus den reichlich im Walde vorhandenen Moosrasen bequeme weiche Sitze gemacht; in einiger Entfernung hatte man unter dem Schutze eines vorstehenden Felsen eine Art kleiner Keller eingerichtet, um die mitgebrachten Lebensmittel und Getränke unterzubringen und frisch zu erhalten. All' das und noch Anderes war auf Anordnung des

sorglichen Kämmerers durch den Oberknecht und einige seiner Leute wie auch den Jäger Kuno hergerichtet worden, und die darüber hocherfreute Gräfin spendete allen ihren gnädigsten Dank.

Auch die übrigen Theilnehmer an dem kleinen Feste sahen sich auf dem Platze und der nächsten Umgebung um. Da und dort setzte sich ein Knabe oder ein Mädchen auf eine der Rasenbänke nieder, um zu sehen, wie man darauf sitze; andere hüpften auf dem nahen schönen Wiesengrund herum, kecke Knaben wollten den Bach am Walde drüben sehen. Inzwischen hatte der Kämmerer die mitgebrachten Pferde in einem in der Nähe liegenden wohl geräumigen aber ziemlich ärmlich aussehenden Hause unterbringen lassen. Dort mußten auch die Knechte ihre Herberge aufschlagen, um der Pferde warten zu können. Darin wohnte ein „Ziegelaere," welcher zu den Zinsleuten der Grafen auf der Rotenburg gehörte, denn sein ganzes Anwesen mit umliegendem Grund und Boden nebst der Lehmgrube war Eigenthum derselben. Dafür wie für ein gewisses ihm zustehendes Beholzungsrecht in dem gräflichen Walde mußte er seinem Herrn einen jährlichen Zins entrichten auch die benöthigten Ziegel liefern, durfte übrigens sein Gewerbe auch für andere Leute treiben. Des Zieglers Vieh war auf die Waide getrieben, darum sein Stall leer, und die Pferde, welche in diesem nicht Raum fanden, wurden in einem Holzschopf untergebracht.

Nach der Meinung des Kämmerers und der Zuchtmeisterin wollte man — und die Gräfin war damit einverstanden — das kleine Waldfest damit beginnen, daß, ehe die Sonne am höchsten heraufgestiegen, die Kinder unter Anleitung von Edelfräulein und Knappen auf der abgemähten Wiese etliche Spiele machen sollten. Dort hatte zu diesem Behuf der Kämmerer u. a. eine Stange aufrichten, daran in mäßiger Höhe eine Querlatte befestigen und an dieser an einem Strick einen eisernen Reif von geeigneter Größe hängen lassen. Da begann nun bald das „Ballschlagen" der Knaben in der Weise, daß sich einer nach dem andern in — durch ein aufgepflanztes Tannenbäumchen bezeichneter — Entfernung dem Ring gegenüber aufstellte, mit einem besonders geformten Holz dem Ball einen Schlag gab und sein Absehen so nahm, daß derselbe wo möglich durch den Ring fahren sollte.[23] Ein Knappe stellte sich bei dem Tannenbäumchen auf, machte das Kunststück vor und zeigte den Knaben die Vortheile dabei. Und bei jedem gelungenen Knabenwurf blies ein anderer Knappe dreimal in sein Waldhorn, um den Sieg zu verkündigen. Und allemal hub sich lauter Jubel. Auch die Gräfin nahm lebhaften Antheil an dem Spiel, denn sie hatte sich auf ihrem Faltstuhl näher herzugesetzt, ihr zur Seite der Burgkapellan. Der alte Kämmerer hatte der Gräfin das Spiel als ein ritterliches

gepriesen, denn dabei müsse der Ballschläger auch gut zielen wie beim Speerwurf. Und jedem Knaben, welcher den Ball dreimal durch den Ring geworfen, gab die hohe Frau selbst als Preis einen Kreisel (Topf) mit einem zierlichen Geiselchen.[24]

Als das Ballspiel der Knaben zu Ende war, begann nach einer Pause das Spiel der Mädchen:

„Die lustigen Mädchen und ihre böse Zuchtmeisterin.“[25]

So nannte man es. Dasselbe schlug die Gräfin selbst vor. Sie hatte es von ihrer heimatlichen Burg, der Pfalz Hohen-Tübingen herübergebracht und ihre Kinder gelehrt. Und solches gab, ehe es anhub, Stoff zu einer kleinen Unterhaltung zwischen ihr und dem Burgkapellan, welcher begierig war, bei dieser Gelegenheit Näheres über den Ursprung und die Bedeutung desselben zu hören.

„In längst verflossenen Zeiten,“ hub die Gräfin an, „sind, wie mir meine Mutter aus dem Munde ihrer Großmutter oft und viel erzählt hat, die Töchter von Grafen- und Fürstenhäusern ganz anders erzogen und gehalten worden, als jetzt in meiner, meiner Mutter und selbst meiner Großmutter Jugendzeit Brauch war. Da standen dieselben, wenn sie nicht in einem Kloster sondern an dem väterlichen oder einem andern Hofe erzogen worden, unter der strengen Aufsicht einer meist alten „Zuchtmeisterin“ und des Kämmerers, welcher aber wohl nie so gut war wie unser alter Dieterich,[26] lebten mit jener in dem abgesonderten Frauenhause, durften, selbst wenn sie bereits zur Jungfrau herangewachsen waren, nie bei einem Feste erscheinen oder daran Theil nehmen,[27] wie auch keinem Gaste erlaubt war, das Frauenhaus zu betreten. Dabei mußten sie die Handarbeiten, welche man jetzt nur Mädchen aus dem gemeinen Volke auferlegt, wie „Spinnen an der Kunkel,“ lernen und machen; die strenge Zuchtmeisterin unterwies sie darin und hielt unnachsichtig darauf, daß gearbeitet wurde, ohne, wie es meine liebreiche Zuchtmeisterin gethan auch die meiner Kinder thut, während des Stickens 2c. die Zeit durch Erzählen von Mären, Vorlegen von lustigen Räthseln u. a. zu kürzen und das Arbeiten zu versüßen. Wie schlimm es dagegen meine Urgroßmutter, welche mit vielen andern Töchtern aus hochadeligen Geschlechtern als Gespielen der eines Fürsten erzogen worden, unter der strengen allmächtigen Zuchtmeisterin an dem fürstlichen Hofe gehabt, das habe ich oft meine Mutter sagen und beklagen hören. Da hätten sie des Tages mehrere Stunden in einem Saale der Burg spinnen oder gemeine Näharbeiten verrichten müssen, keine hätte ihren Sitz verlassen oder sich mit einer Nachbarin unterhalten oder, wenn man ein Pferdegetrappel vom Burghof herauf

schallen hörte, an ein Fenster treten dürfen. Wer aber den Zorn der mürrischen Zuchtmeisterin auf sich geladen, habe seinen Sitz verlassen und mit seiner Arbeit an die Säule in der Mitte des Saales treten müssen. Und wenn die Gestrenge, was nicht so selten vorgekommen sei, auf eine Zeit den Saal verlassen, nachdem sie viel Arbeit aufgegeben, habe sie den Stuhl der in Ungnade Gefallenen vor die Thüre gestellt und diese von Außen verriegelt. Da hätten sich die armen eingesperrten Mädchen nun manchmal Luft gemacht, Sitz und Arbeit verlassen und seien lustig im Saale herumgetanzt, die aus ihrer Mitte Verbannte aber, welche meist hiezu aufgefordert, habe dann an dem kleinen runden, mit einem Schieber versehenen Guckfenster der Thüre Wache gehalten, und wenn sie die Zuchtmeisterin den langen Gang kommen sah, gerufen, „still, still, die Alte kommt, jedes auf seinen Platz.“ Dabei sei es aber manchmal vorgekommen, daß im allgemeinen Wirrwarr, der auf den Ruf entstanden, die Schelmin, welche an die Säule gestellt worden, den Sitz einer andern eingenommen und so diese beim Eintreten der Zuchtmeisterin keinen Platz gehabt. Da habe nun aber diese kurzen Prozeß gemacht und die sitzlos gewordene statt der andern an die Schandsäule gestellt; „hättest du,“ habe sie allemal gesagt, „deinen Sitz, wie ich befohlen, nicht verlassen, so wärest du nicht darum gekommen.“ So hart nun auch die armen Mädchen allemal ihren Ungehorsam und ihre kurze Lustbarkeit haben büßen müssen, so sei solches doch nicht selten vorgekommen, denn also die verhaßte Zuchtmeisterin zu ärgern, sei gar zu verlockend gewesen und habe doch allemal wieder eine vergnügte Viertel- oder Halbestunde eingebracht. Meine Zuchtmeisterin aber,“ fuhr darauf die Gräfin fort, „lachte jedesmal herzlich, wenn sie von jener harten Collegin aus alter Zeit und der ihr anvertrauten Jugend, die sich ihren fröhlichen Sinn nicht hatte nehmen lassen, erzählen hörte. Ja sie kam auf den drolligen Einfall, für uns ein Spiel daraus zu machen ähnlich dem, welches meine Brüder unter dem Namen: ‚der Abt ist nicht zu Hause‘ zu spielen pflegten. Und oft haben meine Schwestern, ich und unsere Gespielen uns Sommers im großen Garten nahe der Burg, wo die Baumstämme die Sitze bezeichneten, Winters aber im Saale des Palas damit belustigt. Und als einstmals wieder ein fahrender ritterlicher Sänger längere Zeit auf meines Vaters Burg geweilt und das Spiel gesehen, da hat er uns ein Liedchen zum Singen dazu gemacht.“

Als die Gräfin mit ihrer Erzählung fertig geworden, trafen die Zuchtmeisterin und der Kämmerer die Anordnungen zum Spiel der Mädchen. Dazu hatte dieser durch den Jäger Kuno ein ziemlich großes Stück der abgemähten Wiese mit Tannenbäumchen, welche in geeigneter

Entfernung von einander standen, in Kreisform einfrieden und in der Mitte eine Stange aufrichten lassen. Der Tannenbäumchen waren's eines weniger als die Zahl der spielenden Mädchen. Das Wiesenrund sollte den Arbeitssaal, die Bäumchen die Sitzplätze der Mädchen, die Stange die Säule, an welche die Unartige gestellt wurde, vorstellen. Die junge Gräfin Gertrud erbot sich erstmals die Rolle dieser zu übernehmen; ihr gab man eine kleine Glocke in die Hand. Jedes der Mädchen hieng irgend ein leicht erkennbares Unterscheidungszeichen — ein Band, einen Kranz oder Strauß u. drgl. an sein Bäumchen. Da man angenommen hatte, die böse Zuchtmeisterin habe bereits den Arbeitssaal verlassen, so begann nun das Spiel damit, daß die Mädchen, welche traurig die Köpfe sinken ließen, ihren betrübten jungen Herzen Luft machten, indem sie in klagender Weise zweimal sangen:

„An der Arbeit schwitzen,
Lange ruhig sitzen!
Das ist schwer
Allzusehr!“

Darauf sang aber ganz gefaßt, ja heiter die an der Stange stehende Gertrud:

„Nun die Bös' ist fort,
So verlaßt den Ort!
Tanzet, springet,
Jubelt, singet!“

Dazu ließen sich ihre Gespielen nicht zweimal auffordern. Stolz warfen sie jetzt ihre Köpfchen in die Höhe, freudig strahlten ihre Aeuglein und in lustiger Weise im Chor singend — die Gertrud mit —

„Wir tanzen und springen,
Jubeln und singen,“

verließen sie ihre Plätze an den Tannenbäumchen, sprangen, hüpften und tanzten im Kreise herum, indem sie von Zeit zu Zeit wieder sangen:

„Wir tanzen u. s. w.“

Als es so eine gute Weile gedauert und die Fröhlichkeit den höchsten Grad erreicht hatte, gab Gertrud, welche bis dahin immer aufmerksam nach dem in's Thal führenden Weg ausgeschaut hatte, ein Zeichen mit der Glocke und sang mit hellklingender Stimme:

„Die Alte kommt wieder,
Lasset Tanz und Lieder!
Fort, fort, fort,
Jedes an Ort!“

Aber manches Mädchen überhörte in dem tollen Durcheinander Geklingel und Ruf, suchte seinen Platz zu spät auf und am Ende fand eine der Säumigen den ihrigen bereits besetzt durch Gertrud, die Achtlose aber mußte nun an die Stange treten und die Rolle ihrer Vorgängerin übernehmen. So dauerte das Spiel unter allgemeiner Heiterkeit von Jung und Alt der ganzen Gesellschaft, — der Festplatz bei den Tischen war ganz leer geworden — so lange fort, bis fast alle Mädchen an die Stange hatten stehen müssen.

Und nun hub auch die Sonne an, heiß auf den Wiesengrund herniederzubrennen. Darum beriefen die Festordner die Jugend an die Tische, zu denen sich nun überhaupt alles begab. Auch wartete dort ein köstlicher Bissen. Der in der Nähe wohnende „Ziegelaere" hatte nämlich seiner hohen Burgfrauen eine kleine „Verehrung" — einen Topf voll herrlichen Maihonig von seinen „Imen" (seinem Bienenstand) gebracht. Da labte sich nun alles an den Honigbroden, welche der Truchseß durch die ihm beigeordneten Knappen hatte zurichten lassen. Er selbst aber hatte, sich ehrerbietigst verneigend, seiner Gräfin auch eines auf einem blendend weißen, künstlich gefalteten Linnen überreicht,[28] welches er statt eines Präsentirtellers hatte mitnehmen lassen.

Nachdem diese ganz unerwartet gekommene Erfrischung eingenommen war auch köstlich gemundet hatte, wurden die Kinder von den Edelfräulein und Knappen in den Wald geführt, um Blumen und Erdbeeren zu suchen,[29] an denen die Wälder um die sieben Thäler noch heute sehr reich sind. Bei der Gräfin blieben nur der alte Kämmerer, die Zuchtmeisterin, die Zofe Hildburg mit dem kleinen Ulrich und der zarten Mechtilde und der Truchseß zurück, doch gieng der ab und zu seinen Verrichtungen nach, denn es sollte nach der Rückkehr der Kinder vom Walde der kalte Imbis gereicht werden. Zurück blieb auch einer der der Musika kundigen Knappen. Es war nämlich verabredet worden, man wolle ein Zeichen mit dem Waldhorn geben lassen, wann die Ausgezogenen zum Festplatze zurückkehren sollen. Der alte Jäger Kuno geleitete die beiden gräflichen Knaben Albert und Burkard und deren Gespielen auf ihrem Waldgang und da waren dieselben am besten berathen, denn der wußte genau alle Plätze, wo die schönsten Blumen und die meisten Erdbeeren zu finden waren. In verhältnißmäßig kurzer Zeit hatten sie auch viele seltene Blumen und eine große Menge herrlicher Erdbeeren gefunden. Diese hieß er die Herrlein wo möglich mit den Stielen und Blättchen nehmen, denn er wollte daraus einen großen Strauß machen. Bei den Blumen hatte Kuno namentlich den „Attich" *

* „Sambucus ebulus" (Zwergholder).

mit seinen dunkelgrünen Blättern und großen weißen, purpurroth angeflogenen, wie köstlich Gewürz (Vanille) riechenden Blumen im Auge und man traf auch einige reichblühende Stauden davon an. Sodann suchte und fand er auch viele schöne Epheuranken mit üppigem Blattwerk. Und die jungen Herren waren über die reichen, schnell gemachten Funde überglücklich, frohlockten, so gut werde es ihren Kameraden nicht gehen, und meinten, man solle den Rückweg zum Festplatz zu ihrer lieben Mutter einschlagen, um den ersten Strauß bringen zu können. Kuno aber setzte sich unter einer hohen Tanne nieder, machte seinen großen Erdbeerstrauß, indem er nach der zum Theil jetzt noch bei den dortigen Landleuten beliebten Weise eine glatte, etwa einen Schuh lange Haselnußruthe fast in ihrer ganzen Länge rundum damit garnirte. Darnach band er die Attich und andere gefundene Blumen zu einem zierlichen Strauß zusammen und fertigte aus den Epheuranken und herrlichem, smaragdgrünem Moos Kränze. Aufmerksamst und mit freudestrahlenden Blicken sahen die „Junkherren" ihm dabei zu. Nachdem Kuno fertig geworden, brach man auf und er selbst trug seine Kunstwerke. Nicht weit von dem Festplatze aber übergab er den Blumenstrauß dem Gräflein Albert, den mit den Erdbeeren dessen Bruder, von den Epheu- und Moos-Kränzen jedem Gespielen einen, und er selbst behielt auch einen. Die beiden Brüder, meinte er, sollten die Sträuße ihrer „Muoter" geben, er wolle seinen Kranz, welcher offenbar der schönste war, seiner jungen Herrin Gertrud verehren, die übrigen solle man zum Reigentanz bereit halten.

So wurde es auch bei ihrer Ankunft auf dem Festplatze gehalten und machte große Freude. Herzlich umarmte die Gräfin ihre Söhne, dem Jäger reichte sie freundlich dankend die Hand, sagte aber: „meine herzlieben Söhne, ihr kommt zu früh aus dem Walde zurück, das Zeichen dazu ist noch nicht gegeben." „Ja," erwiderte darauf Albert etwas verlegen, „der Kuno hat gesagt, wir sollten in dem Bache drüben auch noch fischen, es gebe da so zierliche Fischlein und Krebse, und das möchten wir wohl." Da lachte die Gräfin und sprach: „wenn man mit einem alten Jäger auszieht, da muß freilich auch etwas gefangen werden und wären's nur Fischlein. Nun in Gottes Namen geht, fanget aber nit den Alten." „Zu Gnaden, meine hohe Herrin," versetzte darauf Kuno, „wir werden auch schöne Blumen bringen, welche im Walde nicht wachsen."

Nun gieng's über den Thalgrund hinüber zum Katzenbach und an's Fische- und Krebsefangen. Und das Geschäft war nicht schwierig, der Bach an manchen Stellen fast ganz eingetrocknet, an anderen bildete er kleine „Gumpen," in welchen sich die Fischchen gesammelt hatten

und sogar mit der Hand zu fangen waren. Da und dort schrie aber einer der Knaben, welche sich an dem Bache zerstreut hatten, laut auf, wenn er seine Beute fest anfaßte und sein Händchen blutig geritzt sah: in dem Bache gab es nämlich auch „Stichlinge,“ welche eine kleine stachlige Rückenflosse haben. So gieng's auch bei dem Krebsfang nicht ganz ohne Lamento ab, wenn der gefaßte Krebs ein Fingerchen in seine Scheere bekam und zwickte.

Nachdem man in einem alten, mit Wasser gefüllten Topfe eine ordentliche Zahl Fischchen und Krebse hatte, gieng's an's versprochene Blumensuchen. Da fand man an dem Bache viel Vergißmeinnicht mit großen himmelblauen Blüten, Weidenröschen mit schön rosenrothen dunkeladerigen Blumen * und im hohen Grase der benachbarten Wiesen viele „Maaßliebchen“ ** mit großen schneeweißen Strahlblumen. Aber horch! das Horn erklingt! sein lieblicher Schall bricht sich an den waldigen Bergen und wird vom Echo verdoppelt. Man eilt zur Mutter und macht mit den Blumen große Freude. „Aus den Vergißmeinnicht kann man,“ bemerkte die Zuchtmeisterin, „wunderschöne Kränze machen, welche im Wasser sich lange erhalten, mit den Maaßliebchen aber mögen die Edelfräulein und Knappen Scherz und Kurzweil treiben.“ Bald langten auch die junge Gräfin Gertrud, ihre Gespielen, die übrigen Mädchen und Knaben mit den Edelfräulein und Knappen, welche mit ausgezogen waren, auf dem Festplatze an. Auch sie brachten mancherhand Blumen, viel Ephen und Moos sowie eine reiche Ausbeute an Erdbeeren. Und nun vertheilte sich nach Anordnung des Kämmerers und der Zuchtmeisterin die Jugend an den Tischen, um den bereit stehenden kalten Imbiß einzunehmen. Bei der Gräfin saßen ihre jüngsten Kinder, Ulrich und Mechtilde, ein Edelfräulein, der Burgkapellan, ein Knappe und die Zofe. Die ältere Gertrud saß mit ihrer Zuchtmeisterin, ihren Gespielen und den übrigen Edelfräulein bei den Töchterlein der benachbarten ritterlichen Herren. Die älteren Gräflein Albert und Burkard aber saßen mit ihren Gespielen, dem Kämmerer und einem Knappen bei den Knaben, welche von den umliegenden Burgen zu dem Waldfeste gekommen waren. Die übrigen Knappen bedienten nach Weisung des Truchseßen die Gesellschaft, die Küchenknechte trugen die Lebensmittel und Getränke herbei. Und der Truchsesse hatte sich nicht knauserig finden lassen. Es wurde in Hülle und Fülle gereicht: Weißbrod, frische Butter, guter Käs und gesottene Eier, welch' letztere drei die gräflichen Maierhöfe des Weilers zu liefern gehabt hatten. Die Eier waren zur Erhöhung der Festfreude der Kinder

* Epilobium Hirsutum.
** Chrysanthemum Leucanthemum.

in der Burgküche bunt gefärbt worden.[30] Endlich Kirschen,[31] Johannis- und Stachelbeeren, welche in den Weinbergen der Grafenhalde gewachsen waren. Für allenfalls zu dem Waldfeste kommende ritterliche Gäste, den Kämmerer und sich selbst hatte der Truchseß ferner etwas Wildbrät mitnehmen lassen, wenn's gleich nur ein paar junge Häslein gewesen sind. Zwar kam nur der „Züttelmann" von Dettingen herüber. An Getränk wurde Wein gereicht, für die Jugend aber mit dem Wasser des uralten Sauerbrunnens vermischt.[32] Knechte hatten solches in großen Krügen von dem nicht weit entfernten Brunnen herbei holen müssen. Und Jung und Alt ließ sich alles wohl schmecken. Die Waldluft schuf Appetit und Durst.

Da erschien, als schon mancher Korb auch manche Kanne geleert war, das Weib des „Ziegelaere" auf dem Festplatze. Sie trat mit einer gewaltigen verdeckten Schüssel im Arm zu der Gräfin, verneigte sich ehrerbietigst und sprach: „geruhet, meine hohe Herrin, von mir, einem armen Weibe, eine kleine Gabe zu Eurem Kinderfeste gnädigst anzunehmen," stellte die Schüssel auf den Tisch nieder und nahm den Deckel ab. Da ragte ein kleiner Berg von duftenden, frisch gebackenen „Krapfen" aus der Schüssel. Bei diesem Anblick verklärte sich der Blick von manch' einem Töchterlein und Söhnlein aus ritterlichem Hause, welches noch vor wenigen Augenblicken auf das gemeine Weib in seinem ärmlichen Aufzug mit Verachtung gesehen. Ihr hemdartiges, nur etwas unter die Knie reichendes Kleid aus rauhem Stoff war von trüber brauner Farbe, stach allerdings gewaltig ab von den in den feurigsten Farben von Gelb, Roth, Blau und Grün prangenden feinen und langen Gewändern der Edelfräulein und jüngeren Festgenossen. Sehr gnädig aber nahm die Gräfin das Weib und die Gabe, welche es gebracht, im Namen der Festgesellschaft auf. Beide waren zudem einander auch nicht ganz fremd, denn das Weib war in jüngeren Jahren auf der Rotenburg Magd gewesen. Da hatte es nicht selten in der Schloßküche den Küchenknechten Handreichung gethan und bei solchen Gelegenheiten von der feinen Kochkunst dies und jenes abgespickt. So auch, wie feine Krapfen zu machen. Die, welche es hier gebracht, waren zwar Fastenkrapfen, auch war dabei etwas von dem Rezept der Grafenküche[33] abgewichen. Das Weib hatte nämlich zu den „in Honig gerösteten ganzen Nußkern" statt „würfeleht" geschnittene „Epfel" Kirschen, die eben gerade zu haben waren, in die Krapfen gefüllt. Aber darum und ob es gleich nicht Fastenzeit war, mundeten dieselben doch Jung und Alt vortrefflich. Nachdem die edle Gräfin auf's Herablassendste mit dem Weib „aus dem armen Volk" dies und jenes über ihren Hausstand gesprochen, entließ sie dasselbe freundlichst mit der Ver-

sicherung, daß sie die Aufmerksamkeit sehr gefreut habe und sie gerne bereit sei, wenn einmal nöthig, zu Gunsten ihres Mannes bei ihrem Herrn und Ehegemahl ein gutes Wort einzulegen.

Große Heiterkeit herrschte an dem ländlichen Festmahle im grünen Waldsaal und selbst die Spielleute fehlten nicht dabei, denn die Sänger der umliegenden Wälder ließen sich, jeder in seiner Weise sehr fleißig hören und bereiteten den Festgenossen auch einen köstlichen Ohrenschmaus. Da ließ die Singdrossel ihr starkes, weithin schallendes Geschmetter, die Amsel ihr melancholisches Flötiren, die Frau Nachtigall vom dichten Erlengebüsch an dem Katzenbach herüber ihr „tandaradei, deilidurei, titidon zizi zi," das Rothkehlchen seine Klagetöne und Stoßseufzer und der Edelfink seinen kräftigen Schlag hören. Und bald kam man am Festtische der Gräfin auf die Vogelwelt, die Lieblinge von Alt und Jung der höheren Gesellschaft und besonders der Dichter des Mittelalters zu reden. Der alte Kämmerer Dietrich sagte, der Fink sei sein Lieblingsvogel, denn der lasse den ritterlichen Ruf: „Reiterzug reit herzu" erschallen. Von anderer Seite ward die Frage aufgeworfen, woher es wohl komme, daß man sage, die Drossel rufe: „Kuhdieb, Kuhdieb?" Darauf wußte der Kapellan Bescheid und erzählte vom Hörensagen also: Einst habe ein Bauer Nachts eine Kuh gestohlen und als er diese durch einen Wald weggeführt auf einmal in der Todtenstille der Nacht den Gesang einer Drossel, von denen manche auch zur Nachtzeit singen, gehört. Da sei es ihm bei seinem schwarzen Diebsgewissen vorgekommen, als rufe ihm jemand „Kuhdieb, Kuhdieb" nach, er habe die gestohlene Kuh springen lassen und das Weite gesucht. Und die ganze Geschichte sei am Ende durch den Bauern selbst ruchbar geworden und so aufgekommen, die Drossel rufe „Kuhdieb, Kuhdieb." Ein heiliges Vögelein aber, fuhr der Kapellan fort, sei das Rothkehlchen, denn das habe einen Dorn aus des Heilandes Leidenskrone gezogen und dadurch die Schmerzen desselben gemildert. Und wenn ein Held unbeweint von den Menschen auf einsamem Kampfplatze erschlagen liege, so traure um ihn wenigstens das liebe Waldvögelein und singe ihm ein Klagelied.[34] „Auch dürfen sich," fuhr der geistliche Herr weiter fort, „unsere Kleinen wohl der Vögelein freuen, denn ihr Heiland war als Kind auch ein Freund derselben, wie die Legende sagt." Da riefen die ihm zunächst sitzenden Knaben und Mädchen: „o Herr Kapellan, erzählet." Und gerne gewährte er die Bitte und hub also an: „Eines Tages nahm der Jesus-Knabe andere Kinder zu sich, gieng hin wo man in der Nähe Leimen (Lehm) grub, und sprach zu seinen Gespielen, sie sollen Lehm graben und ihm herbeitragen, er wolle daraus Vögelein machen. Und er machte sieben kleine wohl-

gestaltete Vögelein. Es war aber an einem Samstag (Sabbat). Da gieng des Weges ein Jude. Der sprach: diesen Tag soll man ehren und feiern; du aber Jesus verachtest unser Gesetz und hast deine Gespielen auch dazu verleitet. Der Heiland hatte aber die von ihm aus Lehm geformten Vögelein zum Trocknen an die Sonne gestellt. Da kam der grobe Jude herzu und wollte sie gar zertreten. Jesus aber klatschte mit seinen Händchen, um die Todten zu erwecken. Also geschah es auch und Jesus gebot ihnen: flieget hinaus in die Lüfte und freuet euch eures Lebens.“ [35]

Während man an den Festtischen von den Vögelein, Blumen und anderem sprach, die Edelfräulein und Knappen mit Zerpflücken der Blumen von den gesammelten Maasliebchen Scherz trieben, indem sie beim Ausreißen der einzelnen Strahlenblümchen sprachen: „Du liebst mich, von Herzen, mit Schmerzen, ein wenig, gar nicht,“ und man sich dazwischenhinein den vorgesetzten Imbiß immer noch gut schmecken ließ, lagen der Oberknecht, der Jäger und „Ziegelaere“ beiseits auf dem Boden am Waldsaume, aßen, tranken und plauderten. Da rühmte der erste das reizende Thal, den saftig grünen Wiesengrund und die prächtigen Wälder umher und meinte der „Ziegelaere“ habe sich doch ein schönes, trauliches Plätzchen ausgesucht. Der aber sagte, hab's auch einmal geglaubt, und wäre alles recht, wenn drüben in dem Walde — er heißt nicht umsonst „Elbenloch“ [36] — nicht kleine böse Geister ihr Revier hätten und von dem aus ihr Unwesen trieben. Ich habe zwar selbst noch keinen von den winzigen Unholden, welche in ein Astloch ja durch ein Schlüsselloch schlupfen können, gesehen und gottlob auch sonst nicht verspürt, wohl aber mein armes Weib, welches schon in mancher Nacht von einem so gedrückt worden ist, daß sie am Ersticken war. Es soll aber auch solche geben, welche den Menschen hold und schön seien wie kleine Engelein, während die bösartigen eine häßliche Gestalt haben sollen. Und es sei, wie die Leute erzählen, schon vorgekommen, daß eines von den guten Geistchen einem Bauern, der in dem Walde drüben eingeschlafen, in die Rocktasche zierliche Steinchen geschoben, welche der, ohne weiter darüber nachzudenken wie sie hineingekommen, mit nach Hause genommen habe, um sie seinen Kindern zum Spielen zu geben. Da seien's, als er sie habe herausnehmen wollen, statt Steinchen lauter glänzende Goldstückchen und funkelnde Edelsteine gewesen, denn in den unterirdischen Felsenkammern, die sie bewohnen, hätten sie große Schätze aufgehäuft. [37] Solche Schenkung, meinte der Jäger Kuno, ließe er sich schon gefallen und wenn er daran schleppen müßte, aber für einen nächtlichen Besuch in seiner Schlafkammer bedanke er sich schön, habe auch keine Angst davor, denn „vor

meinem alten Bracken," sagte er, „der außen an meiner Thüre liegt, kann auch nichts durch das Schlüsselloch herein."

Bald nach dieser Unterhaltung über Wichte und Kobolde erhoben sich die drei Männer, als sie sahen, daß man Anstalten traf, den Reigentanz der Jugend beginnen zu lassen, denn solchen wollten sie auch ansehen.

Auf Heißen der Zuchtmeisterin und des Kämmerers stellten sich nämlich eben die Knaben und Mädchen am Waldsaume in eine Reihe so auf, daß diese mit einem Knaben und zwar dem Gräflein Albert anhub, auf denselben dessen Schwester Gertrud, nach dieser deren Bruder Burkard und nach diesem eine Gespielin der Gertrud folgte, und so immer ein Knabe zwischen zwei Mädchen zu stehen kam. Knaben und Mädchen trugen Blumen-Schappeln, die Mädchen dazu, an den rechten Arm gehängt, Kränze von Epheu und Moos. An die Spitze der Reihe wurde der Herold-Knappe Bertold gestellt. Seine Rechte faßte die Linke Alberts, die Rechte des Letzteren die Linke seiner Schwester u. s. f. Nachdem die Reihe also geordnet und geschlossen war, setzte sich dieselbe unter Vorantritt des Knappen in Bewegung, indem eines das andere an der Rechten nachzog, alle aber dem voranschreitenden Knappen blindlings folgten. Der führte die Reihe nun zunächst wieder etwas in den Wald hinein und so in diesem herum, daß sie sich da um eine Tanne links, dort um eine andere rechts winden, dann sich durch die Gruppen, unter welchen die Festtische aufgeschlagen waren, hindurchschlängeln und diese schließlich umkreisen mußte. Darauf bewegte sich gleichfalls wieder auf manigfach gewundenem Wege die lebendige Kette dem umfriedeten Wiesengrunde zu, schlängelte sich erst zwischen den Tannenbäumchen hindurch und umzog so mehrere Mal den Ring. Sodann führte der Vortänzer die Reihe so, daß die Schlangenlinie durchkreuzt und eine einfache Verschlingung gebildet wurde. Er trat nämlich plötzlich den Rücklauf an und durchkreuzte mit den ihm hiebei folgenden die noch im Vorwärtsschreiten begriffene Reihe allemal zwischen zwei Bäumchen, indem er und seine Nachtänzer unter den aufgehobenen Armen der Nachrückenden durchzogen.

Und so geschah es, wenn die Reihe wieder in ihre alte Schlangenlinie um die Bäumchen herum übergegangen war, wiederholt von verschiedenen Punkten des Rings aus. Während des ganzen Reigentanzes wurde, Pausen abgerechnet, das untenfolgende Liedchen in der Weise gesungen, daß der Knappe und die ihm zunächst folgenden Tänzer und Tänzerinnen die Strophen: „Gepriesen sei" — „Uns tönt" u. s. w. allein, die übrigen mit ihnen darauf allemal den Refrain: „Drum laßt uns" sangen. Während des Gesangs der Vortänzer trat die ganze

Reihe jedesmal zierlich auf der Stelle, bog den Körper hin und her und schwang die Arme vor- und rückwärts, alles gleichmäßig und im Takt. So oft es aber an den Refrain kam, gieng's in sanfter, schwebender Bewegung mit schleifenden Schritten vorwärts.[38] Zwischen hinein aber machte, hingerissen von der allgemeinen Fröhlichkeit, da und dort ein Knabe einen kleinen Luftsprung, um dem Refrain auch ganz nachzukommen. Das Tanzlied, welches die Jugend der Rotenburg von ihrer „Zuchtmeisterin," einer großen Freundin von Tanz und Gesang, gelernt, lautete aber also:

„Gepriesen sei die Jugendzeit,
Die uns so viele Freuden beut!
Drum laßt uns reien, springen
Und fröhlich' Liedchen singen!

Der Mutter zärtliches Sorgen
Erfreuet uns schon am Morgen.
Drum laßt uns reien, springen
Und fröhlich' Liedchen singen!

Uns blüht die Blum' im Wiesengrund,
Uns färben Haid' und Wald sich bunt.
Drum laßt uns reien, springen
Und fröhlich' Liedchen singen!

Uns tönt der Vög'lein süßer Schall
Im grünen Wald, allüberall.
Drum laßt uns reien, springen
Und fröhlich' Liedchen singen!"

Allseitig fand der Reigentanz der Jugend hohen Beifall und machte große Freude besonders der Gräfin. Die reichte dem Reigenführer-Knappen freundlich dankend die Hand und sprach: „mein lieber Bertold, du hast deine Sache gut gemacht." Insbesondere hatte auch das Kinder-Reigenlied wohl gefallen und man lobte darum sehr die „Zuchtmeisterin."

Nachdem der Tanz zu Ende war, hieß man die Jugend sich wieder an die Tische setzen, um nach der nicht kleinen Anstrengung eine Erfrischung einzunehmen und auszuruhen, denn man wollte bald die Heimkehr antreten, da es schon stark dem Abend zugieng. Zuvor aber gab die Gräfin, welche auch in der höfischen Tugend der „Milte" (Freigebigkeit und Wohlthätigkeit) ihren Kindern ein Vorbild war, dem Truchseßen die Weisung, er solle die armen Kinder, welche von den umliegenden Dörfern herbeigeströmt waren, nach ihrem Abgang an die Tische herbeiholen und ihnen was an Getränken und Eßwaren übrig

geblieben, vorlegen lassen. Die Knechte und der Jäger der Rotenburg hatten sich mit dem Apfelmost, Brod und Käse gehörig gut gethan und letzterer hatte dazu noch manch' einen Becher Wein erhalten.

Die Rückkehr erfolgte in derselben Ordnung, wie man ausgezogen war, aber es gieng weit lebhafter und heiterer dabei her, und alle junge Welt hatte sich reich mit Kränzen geschmückt. Die beiden Musikanten-Knappen ließen sich auch viel fleißiger auf ihren Waldhörnern hören und dazwischen hinein ergötzte der alte Jäger, welcher mit heimzog, die ganze Gesellschaft mit seinem „Blättlen," in welchem er eine große Kunstfertigkeit besaß. Er pfiff oder blies nämlich lustige Weisen, indem er sich dabei eines Baumblattes, welches er zwischen die Lippen nahm, bediente.[39] Wohl behalten und höchst zufrieden über den Verlauf des kleinen Waldfestes traf man auf der Rotenburg ein und noch lange sprach man mit großem Vergnügen davon. Für unser Gräflein Albert aber war dasselbe das letzte größere derartige Vergnügen seiner Knabenzeit in der Heimat, denn schon der nächste Sommer traf ihn als Edelknaben am herzoglichen Hofe zu Wien.

Vierter Abschnitt.

Graf Alberts, unseres Helden, höfisch-ritterliche Erziehung.[1]

Erstes Kapitel.

Am herzoglich-Babenbergischen Hofe zu Wien.

Gräfin Mechtilde, unseres Helden Albert Mutter, hat es sich, wie wir im dritten Abschnitt geschildert haben, sehr angelegen sein lassen, ihren Kindern eine möglichst gute und ihrem Stande angemessene Erziehung geben zu lassen. Sie sah aber wohl ein, daß, was für eine höfisch-ritterliche Erziehung und Bildung ihrer Söhne an ihrem Grafenhofe auf der Rotenburg geschehen konnte, unzureichend war (s. oben S. 54). Dieser Meinung war ihr Ehegemahl indeß nicht. Ihm däuchte, sein strenger, in der Reitkunst und im ritterlichen Fechten wohl erfahrener Marschalk Bertold, sein Jägermeister u. a. seiner Hofbeamten seien ganz die Leute, seine Söhne in allem, was zu einem guten Ritter gehöre, zu unterweisen. Gräfin Mechtilde dagegen machte an einen vollendeten Ritter in ihrem Sinne weitere und höhere Anforderungen, als blos die ein guter Reiter, Fechter und Waidmann zu sein. Darum drang sie unabläßig in ihren Gemahl, es sollte wenigstens doch ihr ältester Sohn Albert, welcher sich schon frühe körperlich und geistig herrlich entwickelte, an einem Fürstenhofe erzogen werden, wie es bei ihren Brüdern meist geschehen. Endlich fanden ihre Vorstellungen, welche von dem alten Kämmerer Dietrich, ihrem Vertrauten, nachdrücklichst unterstützt wurden, bei Graf Burkard Gehör, und es fragte sich nun nur, an welchen Fürstenhof Albert gebracht werden sollte. Da war aber die Auswahl nicht groß. Für die Fürstenhöfe im Norden des Reiches hatte man in Schwaben nur wenig Sympathie;

der Mainstrom schien eine Art Grenzscheide zu machen. Anders war es in Betreff der Höfe der Herzoge von Baiern und Oesterreich. Dabei waren diese beiden damals auch berühmt durch ihre Pflege des höfisch-ritterlichen Lebens; aber Herzog Otto der Erlauchte von Baiern († 1253) stand Burkard in zu intimen Beziehungen zu den Hohenstaufen, deren letzter Sprößling Konradin, sein Enkel, eben auch an seinem Hofe seine erste Erziehung erhalten. Es konnte also nur die Rede sein von dem Hofe des Herzogs Friedrich des Streitbaren von Oesterreich. Und für diesen entschied man sich endlich auch und sandte, um die Sache in's Werk zu setzen, einen ritterlichen Boten dahin ab.

Und man kann die Wahl des damaligen Wiener-Hofes im Ganzen wohl eine gute nennen. Herzog Friedrichs Vater, Leopold der Glorreiche, stand im ganzen Reiche in hohen Ehren und war dafür bekannt, daß er die ritterliche Dichtkunst und feine höfische Sitte warm und sorgsam gepflegt hat. Von ihm sang der edle Walther von der Vogelweide, welcher an dessen wonniglichem Hofe gelebt und Friedrichs Erzieher gewesen:

„Leupold, Fürst zu Steier und Oesterreiche,
Keiner lebt, den ich mit ihm vergleiche.“

Herzog Friedrich kam zwar seinem Vater in Ehren und Tugenden nicht gleich, doch nannten seine Lobpreiser auch ihn den „Herrlichsten der deutschen Fürsten“ und priesen ihn als ein Muster jedweder ritterlichen Tugend. Vor allem rühmte man seine Entschlossenheit und Tapferkeit, mit der er in manch' heißem Streit viel Preis erjagt hat. Darum nannte man ihn auch den „Streitbaren.“ Dabei war er, wie es einem edlen Ritter ziemte, ein großer Verehrer der Frauen und ein hoher Gönner der Dichter und Sänger, welche deßhalb seinem Hofe zuströmten und reich von ihm beschenkt wurden. Neidhart von Reuenthal und der Tannhäuser, zwei fröhliche Sänger, sahen in dem Hofe Friedrichs, der auch ein großer Freund von Scherz und Schwank war, ihre zweite Heimat und trugen durch ihre Lieder viel dazu bei, daß dort ein heiterer, lebenslustiger Ton herrschte. Dabei dichtete der Herzog selbst unter anderem lustige Tanzlieder und achtete es nicht unter seiner Fürstenwürde, mit seinem Tannhäuser in dem wonnesamen Maien den Frauen im Reigen singend und fiedelnd voranzuschreiten. Darum war, wiewohl Friedrich auch manch' einen schweren Strauß mit dem Schwerte ausgefochten, sein Hof in den deutschen Landen berühmt durch herrliche Feste, an denen ein reicher Kranz von schönen Frauen und schmucken Rittern aus fast aller Herren Länder zu schauen war, turnirt, bankettirt, getanzt und sonst mancherlei ritterlich' Kurzweil getrieben wurde.

Da der junge Albert, als die Sache so weit gediehen war, bereits das zehnte Jahr hinter sich hatte, man sonst aber schon nach zurückgelegtem siebenten die Söhnlein an die fremden Höfe brachte, so verlor man, als die Nachricht von Wien angelangt war, man nehme das Gräflein gerne auf, keine weitere Zeit und sandte den Knaben nach Wien. Damit aber demselben die lange Abwesenheit und weite Entfernung von dem Vaterhause und der Heimat nicht so gar schwer fallen sollte, war Kämmerer Dietrich, an welchen der Kleine fast mehr anhänglich war als an seinen Vater und der mit anderen vom Hofgesinde der Rotenburg ihn nach Wien geführt hatte, nach dem besonderen Wunsche der Mutter daselbst geblieben, so lange des Gräfleins Aufenthalt dort gedauert, und hütete sein wie seines eigenen Augapfels. Mit Verlauben des Herzogs und der Herzogin durfte Albert in Stunden, welche ihm sein Dienst als Edelknabe und darnach als Knappe freigelassen, mit seinem guten Mentor zusammensein. Da hatte der ihm von der Heimat, von Vater, Mutter, Geschwister und Gespielen erzählt, gute Lehren gegeben und ihn über manches, das sein junges Herz gedrückt, getröstet.

An den Wiener-Hof gebracht trat unser junges schwäbisches Gräflein wie üblich zunächst als Edelknabe in die Dienste der Herzogin. Als solcher hatte er seine hohe Frau bei Tische zu bedienen, mancherlei Aufträge für dieselbe zu besorgen, ihren Boten zu machen, sie auf Spaziergängen, der Jagd und auf Reisen zu begleiten. So war ihm, da er bei allen Hoffesten um seine Herrin sein mußte, deßgleichen wann sie hohe Gäste empfieng, schon im Knabenalter reiche Gelegenheit gegeben, die höfischen Sitten kennen zu lernen, zu hören und zu sehen, wie feine Ritter sich bei Tische, im Umgang mit hohen Frauen, bei Spiel und Tanz zu benehmen pflegten.

Da an einem großen berühmten Fürstenhof in der Regel eine größere Zahl von Edelknaben war, so standen sie unter einem besonderen „Zuchtmeister," einem älteren erfahrenen Knappen oder gar Ritter, der die Aufsicht über sie zu führen hatte. Dies war an Herzog Friedrichs Hofe sicherlich der Fall. So sah sich unser junger Albert unter Altersgenossen aus verschiedenen Geschlechtern und Gegenden beziehungsweise Ländern, was ihm nicht nur den Aufenthalt in der Fremde erleichterte, sondern auch sonst manigfach bildend und anregend für ihn sein mußte.

An solch' größeren Höfen war man auch darauf bedacht, die Edelknaben in gewissen Kenntnissen und Fertigkeiten unterweisen zu lassen. Solches übernahm gewöhnlich ein Geistlicher oder fahrender Sänger der edleren Klasse, der sich gerade längere Zeit an dem Hofe aufhielt.

Man darf sich indeß keinen sonderlichen Begriff machen von einer solchen Edelknabenschule, welche unser junger Albert am Wiener-Hofe genossen haben mochte. Der geistliche Herr beschränkte sich wohl meist auf den Unterricht in der biblischen Geschichte, auf das Memorirenlassen von Psalmen; wenn es etwas höher gieng, so wurde das muntere Völklein im Lesen und Schreiben unterrichtet. Der fahrende Sänger dagegen unterwies dasselbe in Gesang und Saitenspiel, vornehmlich der Fidel und Harfe; und darauf wurde meist größerer Werth gelegt, als auf die Kunst, lesen und schreiben zu können, auch unterzogen sich die jungen Herrlein gewiß gerner jenen Uebungen. Daneben erzählte oder las ihnen der Fahrende Sagen und Märchen meist ritterlich-romantischen Gewandes oder Stücke aus der alten deutschen Heldensage vor. Auch hörten die Edelknaben, da sie als kleine Diener ihrer hohen Herrschaft und deren Gäste bei allen Hoffesten anwesend waren, die Lieder der Dichter über Minne und Maienlust.

So eignete sich unser junger Graf Albert schon als Knabe auch Fertigkeiten an, welche zur Erheiterung und Verschönerung des geselligen Lebens dienten; es wurde in ihm der Sinn für das Ritterlich-Romantische, die Anlage zum Dichten geweckt und seine Phantasie belebt.

Endlich wurden schon die Edelknaben zu Uebungen angehalten, welche den jungen Körper gewandt und kräftig machen und eine Vorschule für die ritterliche Kunst sein sollten. Sie mußten sich unter Anleitung des Meisterknappen im Laufen und Springen üben, lernten reiten und schwimmen, mit Bogen und Armbrust schießen, den Stein und Wurfspieß werfen und anderes mehr. Selbst die Spiele, welche sie mit hölzernen Schwertern bewaffnet unter Anleitung und Aufsicht eines Knappen machten, wiesen auf den künftigen ritterlichen Beruf hin. Auch die Turniere wurden nachgeahmt, wobei eine Abtheilung die Rosse machte, welche die andere als die Reiter trug und anderes mehr. Und der junge Schwabe von der Rotenburg hat sich, dürfen wir annehmen, solchen Uebungen mit großem Eifer hingegeben und für sein Alter große Gewandtheit und Stärke darin erlangt, denn wir werden später hören, daß er, zum Manne herangewachsen, sich als großer Held in Schimpf und Ernst, bei Turnei und auf dem Schlachtfelde berühmt gemacht hat.

Als Albert erst einige Jahre in Wien, somit noch Edelknabe gewesen — es war um die Zeit, da die Mongolen in Ungarn eingefallen und das Land fast zur menschenleeren Wüste gemacht hatten —, kam er eines Tages in der größten Angst zu seinem alten Mentor. Er hatte nämlich sagen hören, die wilden Krieger, welche man ihm als Kobolde mit mehr Affen- als Menschenantlitz geschildert, bedrohen

auch Oesterreich und Wien selbst mit einem Einfall. Ja er fürchtete sogar für die Seinen in der fernen Heimat, denn man hatte ihm erzählt, die Mongolen kämen nicht wie andere Kriegerschaaren zu Fuß oder Rosse, sondern sie flögen durch die Luft und überschritten also hohe Berge und reißende Wasser. Aber der gute Dietrich, der auch von der Schreckenskunde gehört, indeß den Muth nicht verloren hatte, beruhigte seinen jungen Herrn und sprach: dein tapferer Herzog und seine Eisenritter, mit denen auch ich ausziehen würde, werden dem abscheulichen Volke, wenn es sich an den Grenzen blicken läßt, schon den Weg weisen, wohin es gehört, nämlich zur Hölle. Und könnten auch die Mongolen auf ihren zottigen kleinen Gäulen wie der wilde Jäger über Oesterreich und Baiern durch die Lüfte fliegen und gleich Raubvögeln auf unsere Heimat herabstürzen, so würden sie ihre Affenköpfe an den Mauern und Thürmen unserer festen Burgen zerschmettern. Glaube darum all' dies Angstgerede durchaus nicht.

Mit dem vierzehnten Lebensjahre rückte wie üblich unser Albert zum Knappen vor und trat nun in den Dienst des Herzogs. Sehr schwer fiel ihm die Trennung von seiner bisherigen Herrin, die sich seiner immer so mütterlich angenommen hatte. Aber ebenso groß war seine Freude, als ihm dieselbe beim Abschied eigenhändig das Knappen-Schwert umgürtete und ihm es als Andenken verehrte. Darum hielt er solches noch als Mann hoch in Ehren.

An großen Herren- und Fürstenhöfen waren die Knappen in den ersten Jahren ihres Dienstes, welcher ordentlich bis zum einundzwanzigsten Jahre gieng, den vier Hofbeamten — dem Kämmerer, Truchseßen, Schenken und Marschalken — zur Hilfleistung zugetheilt und wurden von denselben in ihre Amtsgeschäfte und die dabei vorkommenden Verrichtungen eingeleitet. Besonders von der Herzogin empfohlen wurde Albert zur persönlichen Bedienung des Herzogs beordert. Da hatte er unter Weisung des Kämmerers seinen Dienst im Schlafgemach seines Herrn, mußte dessen Bett machen, denselben aus- und ankleiden, den Schlaftrunk, den mit Zucker, Zimmt und anderen Gewürzen versetzten Wein (Hippokras), zum Bett stellen, nach Anleitung des Truchseßen und Schenken den Herzog bei Tische bedienen, nämlich ihm die Speisen vorsetzen, den Fürschneider machen, den goldnen Becher mit dem funkelnden Wein füllen und kredenzen, demselben vor und nach dem Mahl das Waschwasser in silbernem Becken und das schneeweiße linnene Handtuch reichen. Und wenn sein Herr zu Pferde stieg, einen Spazierritt machte oder auf die Jagd ritt, hatte er, wie der Marschalk ihn gelehrt, Zaum und Stegreif zu halten, mitunter demselben auf seinem „Runzit“ (Knappenpferd) zu folgen. Bald

mußte er auch anderes für den Dienst seines Herrn lernen z. B. wie Helm und Rüstung dem Ritter aufzubinden und anzulegen, wie die Rosse zu satteln und zu zäumen und anderes mehr.

Bei all' diesen und andern Diensten und Verrichtungen zeigte sich Albert so gelehrig, gewandt und eifrig, daß er bald des Herzogs besondere Gunst gewann. Daneben machte er sich bei demselben, der ein großer Freund von Gesang und Saitenspiel war, durch seine Kunst auf der Fidel besonders beliebt. Der hohen Gunst, in welcher Albert bei seinem Herrn gestanden, und dem Umstand, daß er weit über sein Alter hochgewachsen und kräftig war, hatte er es zu verdanken, daß er, soweit es sein persönlicher Dienst bei dem Herzog erlaubte, vor der üblichen Zeit an den eigentlichen ritterlichen Uebungen — Reiten, Tragen der Rüstung, Laufen und Setzen über Hindernisse in derselben, Führung und Gebrauch von Schild, Schwert und Lanze, in Helm und Stahlgewand, zu Fuß und zu Roß — wie auch an den Knappen-Turnieren Theil nehmen durfte. Auch hatte er, obwohl einer der jüngeren Knappen, das Glück, seinen Herrn zu einem Turnei begleiten zu dürfen, welches der österreichische und steirische Landadel auf Einladung des turnierlustigen Ritters Ulrich von Lichtenstein abgehalten. Dabei wurde ihm die hohe Ehre zu Theil, des Herzogs reichen Helm zu bewahren und auf dem Sattelknopf seines Pferdes nachzuführen. Wie hochgeehrt fühlte er sich durch diesen Ehrendienst! Wie pochte sein Herz, als er das herrliche Waffenspiel vor sich entfalten sah! Wie sehnsüchtig wünschte er die Zeit heran, wo er des Schildesamts würdig geworden!

Bald war ihm aber auch beschieden, den ganzen Ernst des ritterlichen Waffenwerks mit eigenen Augen zu erschauen und kennen zu lernen.

Sein Herr und Fürst war nicht lange nach dem Turnei mit dem Ungarkönig Bela in Krieg gerathen. Beide rückten mit Heeresmacht in's Feld; der Ungar mit einem zahlreichen Reiterheere und großen Schwärmen wilder kumanischer Bogenschützen. Als das ungarische Heer die Leitha überschritten, zog Herzog Friedrich [es war am Sankt Veitstage (15. Juni) des Jahres 1246] mit einer starken Schar stolzer Ritter seiner Lande von Wiener-Neustadt gegen den Feind. Auf dieser Heerfahrt durfte sich unser Albert auf seine besondere flehentliche Bitte dem Gefolge seines Herrn, zunächst einigen älteren Knappen desselben anschließen. Nachdem Friedrich einen Haufen des feindlichen Heeres hatte anrücken sehen, gab er dem tapferen Ritter Heinrich von Lichtenstein Befehl, mit der unter ihm stehenden Schar gegen denselben zu ziehen. Da umringten, als der Herzog die Seinigen eben durch feurigen Zuspruch anspornte, mannlich zu fechten, plötzlich starke feindliche

Reiterschwärme denselben und des Lichtensteiners Schar, und Friedrich wurde in dem Kampfgewühl erschlagen. Wild wogte der Streit über des Herzogs Leiche weg hin und her. Entstellt und seiner kostbaren Rüstung beraubt, fand man dieselbe auf dem Kampfplatze; nur das leinen Unterkleid deckte noch den edlen Leib. Darauf brachte man des Herzogs entseelte Hülle in die Kirche von Neustadt und legte sie mit einem geringen Mantel, der eben bei der Hand gewesen, bedeckt, dort auf einer Bahre nieder. Da war nun der junge Albert, welcher seiner Jugend halb dem Herzog nicht bis auf die Walstadt hatte folgen dürfen, daher in Neustadt zurückgeblieben war, auf die Schreckenskunde auch in die Kirche geeilt und Zeuge eines tief ergreifenden Schauspiels. Er hatte seinen Herzog, den Herrn über manch' schön' Land, als stolzen Ritter in herrlicher Rüstung siegesgewiß ausziehen sehen, nun sah er seine Leiche, dürftig bedeckt, vor sich, das sonst schöne, blühende Antlitz todtblaß, mit Blut bedeckt, von Rosseshufen zertreten; da sah er manchen im Streiten und Fechten grau gewordenen Ritter gleich einem Kinde, das seinen Vater verloren, weinen, dort andere in Verzweiflung sich fast die Haare ausraufen. Und groß Weinen und Klagen hub sich bei allem Volk, das in die Kirche geströmt war. Da darf man sich denn nicht wundern, daß der junge Knappe, welcher seinen Herrn wie seinen Vater verehrt hatte, vor übermäßigem Schmerz an der Todtenbahre desselben zusammengesunken ist und bewußtlos weggetragen werden mußte.

Und als er wieder zu sich gekommen, waren alle Trostworte seines treuen väterlichen Mentors Dietrich, der sich alle Mühe gab, ihm über den großen Jammer hinwegzuhelfen, vergeblich. Albert konnte den Verlust seines guten Herrn nicht verschmerzen; so vieles erinnerte ihn an denselben und hielt ihm sein Bild vor Augen. Da erkannte der gute Dietrich als das einzige und beste Mittel, um die trüben Bilder aus der jugendlichen Seele seines jungen Herrn zu verbannen, wenn er ihn wieder in die Heimat, zu Vater und Mutter, Geschwister und Gespielen bringe. Das führte er denn, ohne erst besondere Weisung von seinem Dienstherrn abzuwarten, auch wenige Wochen nach dem Tode des Herzogs aus. Denn er glaubte sich zum Voraus der Billigung seines Verfahrens von Seiten desselben versichert. Leicht erhielt er auch von der Herzogin die Erlaubniß, mit seinem Pflegling heimzukehren. Es war nicht mehr Alberts vormalige Herrin; von der hatte sich der Herzog nicht lange zuvor getrennt. Nicht ohne Einfluß auf Dietrichs Entschluß, mit seinem jungen Grafen Wien zu verlassen, war es auch gewesen, daß das Leben an Herzog Friedrichs Hofe nicht ganz nach seinem Geschmack, nicht so war, wie er als Edelknabe und Knappe

es an dem von Alberts Großvater kennen und achten gelernt. Der edle höfische Gesang und Ton, wie ihn der Wiener Hof aus den Zeiten von Friedrichs Vater überkommen, verschwand unter dem Sohne mehr und mehr. An die Stelle des edlen Sängers Walther von der Vogelweide traten dort der Tannhäuser, dessen Lebenslust am Ende in Frivolität ausartete, und vornehmlich Neithard von Reuenthal. Dieser hatte nach manchen Wanderungen in Wien gefunden, was er gesucht: einen lustigen Hof und eine für das fahrende Volk stets offene, freigebige Fürstenhand, darum sich dort in seiner zweiten Heimat gesehen. Obgleich von ritterlicher Abkunft hielt er es nicht unter seiner Würde, sich auch häufig in den Bauerndörfern des fruchtbaren Tulner Feldes herumzutreiben, an den unfeinen Belustigungen der Bewohner Theil zu nehmen oder sie boshafter Weise zu stören, und selbst mit Bauernschönen Liebesabenteuer anzuknüpfen, worüber es nicht selten zwischen deren Liebhabern und ihm zu Hader gekommen. Was er bei diesen Wanderungen beobachtet und erfahren, die Zotten und Possen der lustigen Bauern, ihr tölpelhaftes Benehmen, die eigenen Streiche, welche er gespielt, besang er in seinen Liedern und trug sie am Wiener Hofe mit großem Beifall zur Belustigung des Herzogs und seiner Umgebung vor und machte so zugleich den Hofnarren.

Hie und da hatte der junge Albert, welcher als Knappe in des Herzogs persönlichen Diensten nicht selten den Vortrag des Neithart mitangehört, seinem Mentor davon erzählt. Da befürchtete der gewissenhafte Dietrich, ein längerer Aufenthalt seines Pflegbefohlenen, der nun das Jünglingsalter angetreten, in Wien möchte dem noch unverdorbenen Charakter, der Sittenreinheit desselben Eintrag thun. Darum fühlte sich Dietrichs biederes Schwabenherz sehr erleichtert, als er mit Albert und zwei Knechten, welche sie von der Heimat mitgenommen hatten, aus den Thoren der lebenslustigen Stadt ritten. Und auch dem jungen Grafen fiel der Abschied nicht sonderlich schwer: sein verehrter Herr, der Herzog, war ja todt, und die Herzogin, in deren Diensten er sich so glücklich gefühlt, war von ihrem Gemahl verstoßen worden, nicht mehr am Hofe. Zwar wagte Albert nicht, seinen nun verstorbenen Herrn darüber zu tadeln, machte sich aber doch allerlei Gedanken darüber; die böse Wiener Welt dagegen schalt geradezu des Herzogs Unbeständigkeit.

Der junge Graf Albert kehrt im Geleite des Kämmerers Dietrich wieder in die Heimat zurück.

Glücklich und schnell gieng die Fahrt in die Heimat von dannen. Den Schwaben treibt's bei aller Wanderlust, die man ihm schon in

den ältesten Zeiten nachgesagt, doch schließlich wieder in die Heimat. Er findet's nirgends so anheimelnd, so gemüthlich. Das rühmt ja schon unser edler schwäbischer Sänger Hartmann von Aue, der so viele Lande gesehen. So trieben auch, je näher unsere kleine Reisegesellschaft der Heimat gekommen, Herren wie Knechte die Pferde zu schärferem Ritt an und legten in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit den weiten Weg von Wien bis zu der Rotenburg zurück. Um aber die Ueberraschung nicht allzu groß zu machen, hatte der alte Dietrich, als sie in Ulm den letzten für die Pferde nöthigen Rasttag machten, von dort einen der Knechte mit der Meldung ihrer Ankunft auf die Rotenburg vorausgeschickt. Da hub sich, als dieser dort angekommen war und sich seines Auftrags entledigt hatte, großer Jubel und der Bursche wurde von seiner Herrschaft und den Burgleuten mit Fragen aller Art förmlich bestürmt, wobei er aber manche Antwort schuldig bleiben mußte. Der Wächter auf der Zinne des hohen „Bercfrits“ (des Wartthurms) der Burg erhielt den Auftrag, aufmerksam auf die Erwarteten auszuspähen und sobald er sie im Neckarthal ansichtig geworden, drei Hornstöße zu thun; denn man wollte ihnen entgegenreiten. Und schon den zweiten Tag nach der Ankunft des Knechts fiel, als es gegen Abend gieng, das verabredete Zeichen. Da trieb der Marschalk die Knechte an, der jungen Gräfin Gertrud ihren schneeweißen Zelter, Burkard, Alberts jüngerem Bruder, sein kleines Knappenpferd, ihm selbst aber sein Reisepferd zu rüsten und vorzuführen. Auch befahl er, es sollten unverweilt auf dem Thurme seiner hohen Frau und dem „Bercfrit“ die Banner seiner Herrschaft aufgehißt werden. Nachdem die Pferde zur Hand waren, saß alles eiligst auf, ritt durch die Grafenhalde hinab in den Weiler und schlug den Weg zu der alten Heerstraße ein, welche im Neckarthal hin „zur Altstadt“ führte. Zwischen Kiebingen und Bühl fand die Begegnung statt. Ausnehmend herzlich war die Begrüßung der Geschwister, aber ebenso groß auf beiden Seiten auch das Staunen. Man hatte sich beim Abschied in zartem Alter gesehen, nun saß Albert als hochgewachsener Jüngling in ritterlicher Haltung auf seinem Pferde, Gertrud war zur blühenden Jungfrau herangewachsen und lenkte gewandt ihren Zelter und auch Burkard, welcher in wenigen Jahren das Knabenalter hinter sich hatte, tummelte keck sein „Runzit.“ Als man sich von dem ersten Erstaunen erholt hatte, frug Albert alsbald nach Vater und Mutter. Die befinden sich wohl; den Vater aber haben vorgestern Geschäfte auf die Burg Haigerloch gerufen; er wird übrigens schon in einigen Tagen zurückerwartet, belehrte man ihn. Und lebhafte Unterhaltung, Fragen hin und wieder hub sich unter den Geschwistern. Mit herzlichem, kräftigem Handschlag begrüßten sich auch

der Kämmerer und der Marschalk, die beiden alten treuen Diener des Rotenburger Grafenhofes. Und auch sie wußten einander vieles zu erzählen und zu berichten. Inzwischen hatte sich die Gräfin Mechtilde, als man die kleine Reiterschar bei der Altstadt vorbeitraben sah, mit der kleinen Mechtild, welche inzwischen auch herangewachsen war, ihren Fräulein und einigen Knappen vor dem äußeren Burgthor aufgestellt, um ihren ältesten Sohn und Liebling nach langer Trennung zu begrüßen. Dabei stand auch der gräfliche Falkner mit dem Falken auf der Linken, welchen er noch ganz jung Albert kurz vor seinem Abgang nach Wien verehrt und inzwischen auf's beste abgerichtet hatte. Als Albert näher gekommen und seine liebe Mutter ansichtig geworden war, sprang er schnell vom Pferde, um in die Arme derselben zu eilen. Und herzinniglich halsten und küßten sich Mutter und Sohn. Während dieser rührenden Scene blies einer der gräflichen Jäger, der sich mit andern Knechten, welche Tücher schwenkten und Heil riefen, auf der äußeren Ringmauer aufgestellt hatte, zur Begrüßung seines jungen Herrn liebliche Weisen auf seinem Jagdhorn. Während darauf die Gräfin auf den alten Kämmerer zugieng, ihn begrüßte, indem sie ihm gnädigst die Hand reichte, lief ihr eben in die Heimat zurückkehrender Sohn auf den Falkner zu und betrachtete ganz entzückt das schöne Federspiel. Es trug eine Haube aus rother mit Silberfaden gestickter Seide, eine Arbeit von Gertrudens kunstgeübter Hand. Da richtete sich der Vogel hoch auf und warf den Kopf stolz in die Höhe. Ob er damit hat sagen wollen, auch i c h bin inzwischen groß und stark geworden, oder ob die Töne des Horns die Jagdlust in ihm weckten, — wir wollen es nicht entscheiden. Nachdem die Gräfin den Kämmerer begrüßt und ihr Sohn auch dem Falkner Worte des Dankes gesagt hatte, schritt sie Hand in Hand mit ihrem Albert über die herabgelassene Zugbrücke dem inneren Burgthor zu und führte ihn ohne weiteren Aufenthalt in ihre Kemenate. Hier weilten Mutter und Sohn längere Zeit allein und Niemand war Augen- und Ohren-Zeuge von dem, was geschehen und gesprochen worden ist. Schließlich wurde der alte Kämmerer in die Kemenate seiner hohen Burgfrau gerufen. Albert verabschiedete sich von seiner Mutter und suchte seine Geschwister auf. Was zwischen der Gräfin und dem Kämmerer verhandelt worden, ist uns nicht bekannt geworden, wir stellen uns aber vor, der alte Diener werde Bericht erstattet haben über seines jungen Herrn Aufenthalt am Wiener Hofe, wie er sich dort gehalten, wie es ihm ergangen und so weiter, fürnehmlich aber, was ihn (den Kämmerer) bestimmt hatte, den herzoglichen Hof vor der Zeit mit Albert zu verlassen. Und wir glauben, daß die Gräfin auf den erstatteten Bericht des treuen Dietrich dessen

Verfahren gut geheißen hat, um so mehr, als ihr Sohn auch in der Heimat Gelegenheit hatte, seine Vorbereitung auf die Ritterschaft zu vollenden.

Zweites Kapitel.

Wie Alberts ritterliche Erziehung auf der väterlichen Burg vollendet worden.

„Si mohten wol strîten,
wand (da) s'is ze den zîten
niht êrste begunden.
wie wol si strîten kunden
ze rosse und ze vuoze,
ez war ir unmuoſe (unablässige Beschäftigung)
von kinde gewesen ie:
daz erzeigten sî wol hie.“

Hartmann's von Aue Helden: Iwein, der Ritter mit dem Löwen, und Gawein, der vornehmste Recke der Tafelrunde des Königs Artus.

Was Albert, in der Heimat angekommen, von seinem Aufenthalt an dem Wiener Hofe zu erzählen gewußt, — und es war nicht wenig — bildete lange die Hauptunterhaltung in dem Kreise der gräflichen Familie auf der Rotenburg. Dabei konnte er des Lobes der Herzogin, welcher er dort als Edelknabe gedient, nicht satt werden und rühmte besonders die hohe Ehre, welche sie ihm angethan, indem sie in Gegenwart ihres Ehegemahls und ihrer Frauen eigenhändig ihm das Knappenschwert umgürtet und ihm solches zum Andenken verehrt hatte. Und Alberts Mutter bezeugte ihre Freude an der hohen Verehrung, welche ihr Sohn immer noch für seine vormalige Herrin an den Tag legte, bemerkte aber, „bei uns in Schwaben wird der Knappe nicht so leicht der Ehre, ein Schwert zu tragen, theilhaftig. Er muß ja unmittelbar ehe er solches erhält, vor dem ganzen Hofe noch einmal verschiedene Dienste der Edelknaben verrichten, und erhält darauf von dem ritterlichen Herrn, der ihm darauf das Knappenschwert umgürtet, eine derbe Ohrfeige.“ „Ja so was,“ entgegnete Albert, „ist dabei auch vorgekommen; es kam mir aber mehr vor, als wollte die Herzogin mich durch einen sanften Schlag ihrer hermelinblanken Hand auf meine rechte Wange liebkosen, wie ihren Sohn.“

Albert hatte schon nach dem ersten Jahr seines Knappendienstes

Wien verlassen, während desselben dort allerdings manches gelernt, aber nicht gründlich; man hatte es auch nicht so genau genommen, was alles sich bald herausstellte. Darum übergab ihn sein Vater dem Marschalken seines Grafenhofes Bertold von Ehingen, einem strengen Meister in allen ritterlichen Künsten, damit er ihn unterweise in allem dem, was ihm noch zu seiner Ausbildung zur Ritterschaft fehlte.

Der Ehinger, welcher sich nicht nur auf die Dressur sondern auch die Zucht der Pferde gut verstand, war auch über das gräfliche Gestüt und den Fohlenstall gesetzt, welche in der nahen „Altstadt“ waren. Dieser nur von einem gräflichen Maier und seinem zahlreichen Gesinde bewohnte Ort war durch Gräben, Wälle und Mauern geschützt, welche aus der Heidenzeit herstammten. Darum hatte das Grafenhaus das Gestüt dahin verlegt, denn gute Rosse waren auch im Mittelalter ein werthvolles Kapital. Und kein Tag vergieng, ohne daß der Marschalk hinabritt, um scharfe Umschau zu halten. Da schritt er mit gewaltigen Sporen und einer starken Haselnuß-Gerte bewehrt, vor der kein fauler Knecht sicher war, als strenger Gebieter, der sich seines wichtigen Amtes wohl bewußt war, stolz einher. Da es in jenen Zeiten Sitte gewesen, Gäste, ritterliche Sänger und Fahrende mit Rossen und Gewändern zu beschenken, auch die Dienstmannen hiemit auszustatten, wenn man sie zu einer Heerfahrt aufbot, so hatten der Marschalk und Kämmerer darauf zu achten, daß die gräflichen Ställe und die Gewandkammern immer gut versehen waren.

Nicht lange besann sich der Marschalk über den Plan seiner Ritterschule: „was ist ein Ritter ohne Roß und Waffen, und was helfen ihn die, wenn er sie nicht zu lenken, nicht zu führen weiß?“ sagte er bei sich selbst, „darum führe ich meinen Scholaren zuerst in den Stall, hernach auf die Reitbahn, dann in die Waffenkammer und schließlich auf die Rennbahn.“

Und da hieß es: Gedacht, gethan. Schon den andern Tag bei guter Zeit führte Bertold seinen jungen Herrn in die Ställe der Grafenburg und machte ihn zunächst auf die nach Beschaffenheit und Gebrauch verschiedenen Arten von Pferden aufmerksam: da führte er ihn vor ein Streitroß, ein Jagdpferd, einen Zelter (Paßgänger, Reisepferd, namentlich für Frauen), ein kleines Frauen- oder Knappenpferd (Runzit), ein Last-, endlich ein Ackerpferd, und fügte als Kenner und Praktikus überall seine belehrenden Bemerkungen bei. Zwar kannte sein Knappen-Scholare längst diese verschiedenen Pferdearten, aber als Deutscher und zumal Schwabe wollte der Marschalk in seiner Unterweisung eben recht gründlich sein. Darauf führte er seinen jungen Herrn vor das Leibroß seines Grafen, ein Prachtexemplar von einem

ritterlichen Streitroß und wies an demselben die Haupteigenschaften eines solchen nach. Dasselbe stammte nach der Versicherung des Marschalken von einem Hengst aus Arabia, welchen Alberts Ahnherr Graf Burkard von der Kreuzfahrt mitgebracht, in welche er mit dem alten Rothbart ausgezogen war. Der Kopf war dünn und mager und das stattliche Thier trug ihn weder zu hoch noch ließ es denselben sinken; die Mähne war löwenartig, dicht und breit und reichte fast bis auf das Knie; das Stirnhaar einem langen Zopf gleich; die Brust stark und weit, darauf ein Bild eingebrannt, das der Marschalk für das eines Löwen ausgab, denn das Streitroß hieß der Löwe. Der Rücken war stark genug, um den schwersten gepanzerten Ritter zu tragen; die Flanken (Seiten) lang gestreckt; die Hinterbacken stark und voll; der Schweif lang und breit; die Beine gerade und stark, nicht allzu hoch; die Fessel — kurz; Fuß — hoch; die Haarkrone am Huf dünn aber lang; das Haar (die Haut) glänzend wie Spiegelglas. Dabei rühmte er die ausgezeichneten Eigenschaften des „edlen" Thieres: nicht genug konnte er davon sagen, wie unmaßen stark und ausdauernd, wie rasch und schnell, wie muthig, ja wild es sich geberde, wenn es den hellen Schall der Trompete höre, dabei aber doch leicht zu lenken sei. Auch vor dem Reisepferd seiner Herrin, der Gräfin, einem schneeweißen Zelter, verweilte der Marschalk etwas länger und rühmte den Gang des Thieres, wobei es abwechslungsweise zugleich bald die beiden rechten bald die linken Beine hob, als besonders sanft und wiegend, dabei aber doch als schnell.

Als der Marschalk an einem andern Tage wieder mit seinem jungen Herrn in den Ställen war, sprach er von den Kennzeichen des Alters, verschiedenen Fehlern, üblen Gewohnheiten und Krankheiten der Pferde, denn ein rechter Ritter müsse auch all' das gut kennen, wenn er nicht beim Kauf seiner Rosse betrogen sein wolle.

Nachdem der Marschalk also seinen gräflichen Knappen über die Pferde belehrt, auch über Pflege und Fütterung derselben und Anderes das Nöthige gesagt hatte, sprach er eines Tages zu ihm: „nun aber, mein junger Herre, kann ich euch nicht länger ersparen, im Stalle selbst Hand anzulegen, denn wenn ihr nicht selbst einige Zeit den Stall- oder Roßknecht gemacht, selbst auch gelernt habt, wie man den „Strigel" handhaben muß und Anderes mehr, so könnet ihr einst als Ritter und Graf eure Knechte nicht weisen, nicht loben und nicht schelten. Darum übergebe ich euch zur Warte zuvörderst euer eigenes Rößlein und den Zelter eurer Schwester Gertrud und denke, ihr werdet es dabei nicht an Eifer und Fleiß fehlen lassen. [illegible] Michel." sprach der strenge Ritter zu einem der Knechte gew[illegible]ng dem jungen

Herrn zur Hand.“ Und der junge Graf widmete sich auch, wie zu erwarten, dem gemeinen Dienste mit der größten Unverdrossenheit und Gewissenhaftigkeit, und erbat sich, nachdem er seine erste Probe gut abgelegt, sogar von dem Marschalken die Erlaubniß, nun den Zelter seiner Mutter in Warte nehmen zu dürfen.

Nachdem Albert die Stalldienste hinter sich hatte, führte ihn der Marschalk in die Geschirrkammer. Da war ein großer Vorrath von allem, was in jenen Zeiten zur Ausrüstung, zum Zeug oder Geschirr eines Pferdes gehörte, vom einfachen Halfter bis zur kostbaren, kunstreichen Decke. Da ließ nun der Marschalk durch den Knappen, welchem diese Kammer bis daher anvertraut gewesen, Stück um Stück von den Stangen und Nägeln oder aus den Truhen nehmen, wies sie dem jungen Grafen vor und fügte mancherlei zweckdienliche Bemerkungen darüber an. Zuerst kam's an das Kopfgeschirr: geringe Halfter aus Bast und bessere aus Leder; ordinäre Zäume und Zügel gleichfalls aus Seilen, Bast, schwarzen oder braunen ledernen Riemen; kostbarere für die ritterlichen Hofbeamten aus Riemen von rothem Korduan, die der Rosse des Grafen noch mit Silber beschlagen oder mit silbernen Schellen behangen; der Zaum des Zelters der Gräfin war aus einer kunstreich gewirkten bunten seidenen Borte; das Gebiß bei letzterem aus Silber, sonst aus Eisen mit Stacheln oder Zähnen besetzt. Aus einer Truhe nahm der Knappe auch einen prächtigen Pferde-Kopfschmuck von wallenden bunten Federn. Darnach kam die Reihe an das „Fürbüge“, welches von beiden Seiten des Sattels über die Brust, den Bug her lief, jetzt meist nicht mehr gebraucht wird. Die gewöhnlichen Exemplare dieses Geschirrstücks bestanden aus starken, handbreiten Riemen, bei den kostbareren waren diese mit seidenen Borten besetzt, welche mancherlei Zierat hatten, zum Beispiel Zotteln (Quasten) von Silberfaden mit rother Seide umsponnen, oder sie waren mit Silber beschlagen. „Als mein leider allzufrüh gestorbener Herr,“ sagte da der junge Graf, „der Herzog Friedrich von Oesterreich einmal zu einem Turnei ausritt, war die Fürbüge seines Rosses reich mit silbernen Schellen behangen, welche man schon von Ferne erklingen hörte.“ Auf die Wichtigkeit dieses Stücks machte der Marschalk seinen jungen Herrn besonders aufmerksam, indem er sagte: das Fürbüge soll verhindern, daß der Sattel zurückweichen kann. Und wehe dem Ritter, wenn das Fürbüge seines Rosses beim Speer-Rennen oder gar in der Schlacht bricht, denn er wird alsdann meist von dem Stoß seines Gegners hinter das Roß auf den Grund geschleudert und erleidet einen schweren Fall, bei dem es ihm an das Leben gehen kann.

Nun führte der Marschalk seinen jungen Herrn zu der Stelle, wo

verschiedene Sättel auf einer langen Stange hiengen, und ließ der einen von den gräflichen Streitrossen durch den Knappen herabnehmen. Diese gebogenen Stücke, hub er zu erklären an, gewöhnlich aus dem harten und zähen Holz der Hagenbuche verfertigt, welche den Rücken des Pferdes umfassen, nennt man die Sattelbogen, den vorderen und hinteren; sie sind die Hauptteile des ganzen Sattelgerüstes, dem sie Gestalt und Halt verleihen. Die ansehnlichen Erhöhungen, Pauschen oder Lehnen, welche die beiden Sattelbogen haben, sollen bezwecken, daß der Reiter einen bequemen, festen und geschützten Sitz hat und nicht so leicht aus dem Sattel gehoben werden kann. Das Sattelgestell ist wie hier meist mit starkem Leder, sonst auch mit Filz überzogen; die Pauschen sind, wie ihr sehet und es meist bei den Rossen reicher, hoher Herren der Fall ist, reich mit Silber beschlagen, denn wenn die große Roßdecke („Covertiure") aufgelegt ist, so sieht man nur die Lehnen des Sattels. Und bei den Pferden von Königen und Kaisern und deren Frauen sind die Pauschen des Sattels noch viel kostbarer ausgestattet. So sah ich, fuhr der Marschalk fort, als ich im Gefolge des Oheims von eurem Vater, dem ihr nach Albert genannt seid und der auch auf der Rotenburg seinen Sitz hatte, im Jahr 1232 zu Ulm gewesen, das Roß des jungen Königs Heinrich mit so großer Pracht ausgerüstet, daß die Sattellehnen von Gold und Edelsteinen glänzten und funkelten.

Nun hieß der Marschalk auch ein Sattelkissen herbeiholen; das war gut gepolstert und mit feinem Kalbleder überzogen. „Dadurch sollen," sprach er zu seinem gräflichen Knappen gewandt, „Rücken und Seiten des Pferdes vor Druck und Beschädigung geschützt werden," und fuhr in seiner Unterweisung also fort: „Zur Festhaltung des Sattels dienen weiter der „Darmgürtel" (Bauchgurt) und „Afterreif" (Schwanzriemen). Ersterer läuft vom Sattel um den Bauch des Pferdes und soll ihn in dieser Richtung festhalten, letzterer vom Schweif, um dessen Wurzel er geschlungen ist, zum Sattel und soll diesen hindern, sich nach vorn zu schieben. Der „Darmgürtel" ist wie das Fürbüge für die Festhaltung des Sattels sehr wichtig, darum auch, wie ihr sehet, mein junger Herr, aus einem starken Riemen gefertigt, auf dem zur Zierat manchmal noch eine seidene Borte aufgenäht ist. Dabei muß er gut geschnallt sein, wenn der Reiter sattelfest bleiben soll. Ich habe deßhalb an Ritterrossen schon zwei Darmgürtel gesehen, während der Afterreif, welcher gleichfalls aus einem Riemen, manchmal mit aufgenähter Borte besteht, ganz fehlte. Auch findet man hie und da noch einen weiteren Riemen, den „Surzengel", welcher von der Fürbüge zwischen beiden Vorderbeinen durch zum „Darmgürtel" läuft und noch weiter zur Festhaltung des Sattels dienen soll."

Das letzte Geschirr-Stück, welches der Marschalk seinem jungen Herrn erklärte, war der Steigbügel („Stegereif"). Und man wies Albert Stegreife, welche in Gestalt so ziemlich den jetzigen ähnlich, meist aus Eisen und Messing und durch starke Riemen („Stëcleder") und Schnallen mit dem Sattel verbunden waren. Am Sattel des Zelters der Mutter des jungen Grafen hieng ein silberner Stegreif von kunstreicher Arbeit an einer starken seidenen Borte. „Ein guter Ritter aber," fügte hier der Marschalk an, „schwingt sich, wenn es sein muß, selbst ganz gewappnet ohne einen Stegreif in den Sattel seines Streitrosses, und ihr, mein vieltheurer junger Herre, sollt das auch lernen. Zuvor aber müsset ihr im Stande sein, ein Roß regelrecht und gut zu zäumen und zu satteln."

Und für die nächsten Tage hatten der ältere Knappe, welcher den Stall zu beaufsichtigen hatte und der Ober-Roßknecht von dem Marschalken die Weisung bekommen, den jungen Grafen hiezu praktisch anzuleiten. Nachdem aber die Zeit umgelaufen war, erschien der Marschalk eines Morgens mit seinem jungen Herrn im Stall der Streitrosse des Grafen, ließ den „Löwen" desselben herausführen, die verschiedenen Geschirrstücke desselben der Reihe nach herbeitragen, seinen Scholaren nun die Probe ablegen, und prüfte, als derselbe mit seiner Arbeit fertig war, alles mit scharfem Kennerblick. „Ihr habt euer Sach' gut gemacht," sprach er darauf zu Albert, „aber zur völligen Ausrüstung eines ritterlichen Streitrosses fehlen noch, wie ihr selbst schon wisset, zwei wichtige Stücke: die Rüstung und die Decke („Covertiure") desselben. Darauf ließ der Marschalk zunächst erstere von der Waffenkammer herbeiholen. Dieselbe bestand aus Stahlplatten von verschiedener Gestalt und Größe, die mit Riemen, Schnallen und Hacken versehen waren. Hiemit wurden die betreffenden Stücke an die Stirn, den Hals, die Brust, die Seiten und den Rücken, soweit letztere nicht vom Sattel bedeckt waren, angelegt und befestigt. Und mit eigener Hand legte der Marschalk Stück für Stück in der üblichen Ordnung an und wies die Manipulation hiebei seinem jungen Herrn. Darauf ließ er dieselben von ihm der Reihe nach abnehmen und selbst anlegen und dies so oft, bis er alles wohl begriffen und die nöthige Fertigkeit darin erlangt hatte. Darnach hieß der Marschalk den Knappen aus der langen Truhe in der Waffenkammer eine kostbare Roßdecke holen. Die war aus Sammt von smaragdgrüner Farbe gefertigt und mit einer bunten Borte eingefaßt. Darauf sah man an verschiedenen Stellen aus glänzender weißer und rother Seide (Zindal) geschnitten die Wappenschilde des Grafen Burkard aufgenäht. Die Decke war mit Riemen und Schnallen versehen und hatte an den Stellen, wo sie über die

Sattelpauschen, die Ohren und Augen gelegt werden mußte, entsprechende Ausschnitte. Wie die Decke dem Streitrosse anzulegen, wies und erklärte der Marschalk gleichfalls seinem jungen Grafen und leitete ihn an, es darauf selbst zu thun. Bei Kopf und Hals schloß sich die Decke den Formen an, vor dem Sattel und von dem Rücken hinter dem Sattel aber fiel sie über ein gut Stück des Schweifes und zu beiden Seiten bis fast zu den Hufen nieder. Auf den Hinterbacken und zu beiden Seiten des Halses sah man die aufgenähten Wappenschilde. Und als der „Löwe", das edle Leibroß des Grafen Burkard, also ganz ausgerüstet dastand, wie wenn es seinen Herrn zum Turnei tragen sollte, — und das kluge Thier schien es zu glauben, denn es scharrte ungeduldig und hub an zu wiehern — führte man es in den Burghof und der Marschalk ließ den Grafen bitten, zu kommen, um die Kunst seines Sohnes zu sehen. Der erschien auch bald, war hoch erfreut bei dem Anblick seines so herrlich gewappneten „Löwen" und spendete, nachdem er die ganze Ausrüstung genau besichtigt, Lehrer und Schüler großes Lob, schloß aber mit der Frage: „wie steht's aber, mein treuer Marschalk, mit der Reitkunst meines lieben Sohnes?" „Schon morgenden Tages," war die kurze Antwort des Gefragten, „reite ich mit ihm hinab auf die Rennbahn, um ihn dort im Reiten zu unterweisen."

Zwischen dem Weiler und dem Tannenwalde über dem Thale des Katzenbachs war nämlich die Fohlenweide, ein mit einem hohen Zaun eingehegter ebener, zu Sommerzeit schöner grüner Anger, der sich mit einer seiner Langseiten längs des Tannenwaldes, durch welchen der Weg zu der heimatlichen Burg des Marschalken führte, hinzog und von ansehnlicher Ausdehnung war. Diese Fohlenweide diente auch als Reitschule und Rennbahn, da die Rotenburg keinen Raum hiezu bot. Dort übte sich das ritterliche Hofgesinde der Rotenburg im Speerstechen; dort hielt der Grafenhof auch seine Waffenspiele und das Knappenvolk seine kleinen Turniere.

Am folgenden Morgen bei guter Zeit ritten der Marschalk und sein gräflicher Scholare mit einem Knecht auch wirklich hinab zur Rennbahn. Ersterer saß auf einem stattlichen, von ihm gut dressirten Streitrosse seines Herrn, letzterer auf seinem Knappen-Rößlein, sollte aber auf seines Vaters Rosse die ritterliche Reitkunst lernen. Darum hieß ihn der Marschalk, nachdem sie beide abgestiegen waren, und das Rößlein dem Knecht übergeben worden, zu dem großen Pferde herantreten und begann seinen Reit-Unterricht damit, daß er zeigte, wie der Ritter regelrecht sein Roß zu besteigen habe. „Der linke Fuß ist mit der Spitze in den Stegreif zu setzen und mit beiden Händen sind die Sattel-

bogen zu fassen, darauf schwingt man sich in den Sattel," erklärte der Marschalk, machte es vor, und hieß seinen Schüler also thun. Und gleich beim ersten Versuch gelang es diesem vollkommen. „Manche machen es," fügte der Marschall noch bei, „auch so: sie ergreifen mit der linken Hand den Zügel, setzen die linke Fußspitze in den Stegreif und fassen mit der Rechten den hinteren Sattelbogen." Und bemerkte noch: „hilft aber ein Knappe oder ein Lehensmann seinem Herrn beim Auf- und Absteigen, so hält derselbe mit der einen Hand den Zügel, mit der andern den Stegreif."

Mit gleicher Sorgfalt wurde der junge Herr unterwiesen, wie man regelrecht abzusteigen habe. Darnach mußte er sich auch darin üben, das Roß ohne Stegreif zu besteigen. Und bald gelang auch dieses dem gewandten kräftigen jungen Herrn ganz gut. „Wenn ihr aber später in voller Rüstung dieses Reiterstück machen müsset, wird es nicht so leicht gehen, und doch habt ihr auch das zu lernen," bemerkte der strenge Marschalk. Darauf wurde der junge Graf gelehrt, wie man „die Stegreif behalten," fest im Sattel sitzen, die Beine anlegen, die Sporen gebrauchen, die Zügel und Reitgerte fassen und handhaben müsse, fürnehmlich eindringlich davor gewarnt, Zügel und Stegreif zu verlieren und sich dafür an dem Sattelbogen zu halten, „zu wippen und zu lupfen," hinüber- und herüber zu schwanken und in die Höhe zu hüpfen, was alles man nur bei schlechten Reitern sehen könne. Er mußte lernen, wie man nach ritterlicher Art kunstgerecht im Schritt reitet („stapfet"), „drabet", „kalopieret" („walopieret") oder den Galopp („Walop") reitet („schiuftet"), „hurtet" (stoßweise rennt), „leischiret" (dem Pferde den Zügel schießen läßt) und zuletzt im Carrière („den Rabbin") reitet. Insbesondere übte der Marschalk seinen Scholaren, von dem Galopp in den Rabbîn überzugehen, auch darin, wie das Roß selbst im schnellsten Lauf herum zu „werfen", rechts und links zu wenden, in dieser Richtung fortzujagen, oder „die Kehre" zu machen und zurück zu reiten.

Mit diesen Uebungen der ritterlichen Reitkunst gieng der ganze Sommer hin, denn der Rotenburger Marschalk war ein viel gründlicherer und strengerer Lehrer als der, bei welchem der junge Graf in Wien seine ersten Reitstudien gemacht hatte. Jener verlangte nicht nur, der junge Graf sollte in schöner guter Haltung zu Pferde sitzen, sondern auch bei den schwersten Uebungen keine Anstrengung merken lassen. Und diese war für denselben keine geringe, wenn der Marschalk, welcher auf einem Streitroß mitritt und alles vormachte, nach den erstmaligen Uebungen in der Regel verlangte, der junge Herr solle thun, wie er, und selbst im „Rabbin" nicht hinter ihm zurückbleiben. Aber der

Schüler that sein möglichstes und ließ auch bei den strengsten Anforderungen seines Lehrers seinen Eifer nicht erkalten.

Und als nach Beendigung des Reitunterrichts Alberts Vater mit einigen Rittern, Knappen und Knechten eine Fahrt in's Elsaß hinüber, in sein Albrechtsthal[2] machte, um dort einige Wochen auf seinen Burgen Ortenberg und Beilstein Hof zu halten, durfte Albert auch mitreiten. Da sah er zum ersten Mal in seinem Leben den Grafen Rudolf von Habsburg, welcher seinen Vater auf Ortenberg besuchte. Großen Eindruck machte auf ihn der Herr in seiner hohen, ritterlichen Gestalt mit der stark hervortretenden Adlernase und den schlauen, stechenden Augen. Natürlich ahnte er nicht, daß der einst sein Schwager, sein Freund und am Ende gar sein König werden würde.

Als Albert wieder in die Heimat zurückgekehrt war, begann der Marschalk wieder seinen Knappen-Unterricht. Und zwar führte er seinen jungen Grafen nun in die Waffenkammer der Rotenburg. Sie begleitete der Knappe, dessen Unteraufsicht dieselbe anvertraut war. Zunächst wurden Albert die verschiedenen vorhandenen Ringpanzer, „Platten", Kettenröcke, Eisenhosen, Handschuhe und andere zur Rüstung gehörige Stücke, verschiedene Helme und Waffen — Schwerter, Dolche, Speere, Schilde und dergleichen — vorgezeigt und erklärt.[3] Der Hauptzweck des Besuchs der Waffenkammer aber war, für den jungen Grafen eine passende schöne Rüstung und die verschiedenen Schutz- und Trutzwaffen auszuwählen. Der Marschalk entschied sich mit Zustimmung seines jungen Herrn zunächst für einen Ringpanzer, bestehend aus Kettenrock und „Eisenhosen." Bei beiden war ein dichtes Geflecht von kleinen Stahlringen auf Streifen von Zwillich genäht und diese durch andere ganz schmale Streifen von starkem Leder mit einander verbunden. Der „Kettenrock" hatte Aermel, reichte bis an die Kniegegend, wo er, um Spannung zu verhüten, Schlitze hatte und wurde an den Lenden mit einem ledernen Gürtel befestigt. Die „Eisenhosen" reichten unter den Kettenrock hinauf, waren unterhalb des Knies durch einen Riemen festgehalten, reichten bis zu den Zehen und hatten da Sohlen von starkem Leder, um auch beim Gehen gebraucht werden zu können. Am Gesäß und an der innern Seite der Eisenhosen fehlte das Ringgeflecht, dafür fand sich hier ein sehr starker gefütterter Lederbesatz, über welchen hin Riemen liefen, welche die „Eisenhosen" festhielten. Zu den beiden aufgeführten Stücken wählte man eine „Brünne" oder „Platte." Diese bestand aus kleinen Platten von Stahl, welche auf starkes Leder befestigt waren, wurde als besonderer Brustharnisch über dem Kettenrock getragen und durch Riemen festgehalten. Ferner Scheiben von Stahl, welche dem Knie angepaßt waren, auch metallene Leisten für das

Schienbein und Spangen, welche über die Schultern, wo sich die Aermel des Kettenrocks anschlossen, herabliefen. Die Handschuhe, welche ausgewählt wurden, waren aus starkem aber dehnbarem Leder gefertigt und mit kleinen Stahlblechen beschlagen. Von den vorhandenen Helmen aus Stahl wählte der Marschalk für seinen jungen Herrn einen von cylindrischer oben abgerundeter Form. Der Vordertheil desselben, das „Barbier," welches das Gesicht vom unteren Stirnrande an bis unter das Kinn, also Augen, Nase und Mund bedeckte, war gleichfalls aus hartem Stahl, noch durch Spangen verstärkt, hatte für Mund und Augen Schlitze, war über die Mitte des Gesichts hin etwas ausgebaucht und durch besondere Bänder mit dem übrigen Theile des Helmes verbunden. An den unteren Rand des „Barbiers" schloß sich in gleicher Linie der des übrigen Helms an, so daß der Hals in seiner ganzen Ausdehnung geschützt war. Der Marschalk nannte dieses wichtige Stück der ritterlichen Rüstung halb scherzweise, aber ziemlich zutreffend ein „Helmfaß," das man über den Kopf hereinstürze. Auch die Sporen wurden nicht vergessen; sie waren aus Stahl, mit Riemen zu befestigen und liefen so ziemlich wie die jetzigen in gezackte, übrigens etwas plumpe Rädchen aus.

Darnach hieß der Marschalk einen der vorhandenen Schilde herbeibringen. Dieselben waren mit einem Riemen oder einer Borte, welcher (bezw. welche) an der innern Seite befestigt war, an der Wand aufgehängt und die kostbareren davon mit einem Ueberzug („Hülft") versehen. Der von dem Marschalk für seinen jungen Herrn ausersehene war so ziemlich von der Form eines gleichseitigen Triangels von etwas gekrümmten Seiten; wie derselbe ausdrücklich bemerkte, aus sehr festem Holz gefertigt, mit Leder überzogen und auf der etwas gebogenen Außenseite in den Wappenfarben des Rotenburger Grafenhauses bemalt, und zwar die obere quere Hälfte silberweiß, die untere roth. Dort hatte er in der Mitte einen erhabenen Beschlag von Stahl (eine „Buckel"), welcher mit vier starken Nägeln von ziemlich weit sichtbaren Köpfen befestigt war; von da liefen zu dem stahlbeschlagenen Rande Spangen von eben diesem Metall. Auf der inneren, dem Gegner abgekehrten Seite war er mit rothem Scharlach gefüttert. Dort war auch die Borte, an welcher er aufgehängt wurde, befestigt; auch hatte er daselbst zwei Riemen, an welchen er gerade unter der „Buckel" mit der linken Hand gehalten und regiert wurde.

Nach dem Schild schritt der Marschalk zur Wahl des Schwerts. Die Klinge des ausgewählten war aus feinem Stahl gefertigt, wie bei allen damaligen Ritterschwertern zweischneidig, in der Mitte etwas vertieft, nach der abgerundeten Spitze allmählig schmäler, vier Fuß lang

und glänzend polirt, wie Spiegelglas. Der Griff („Helze,“ „Gehilze“) war von Holz, gewunden ausgekerbt und mit Leder überzogen, der Knopf wie auch die Parirstange von Stahl, dabei groß und stark. Der Gurt bestand aus einem starken Riemen, der umgeschnallt wurde. Die Scheide war aus einer starken, bunten Borte verfertigt und mit polirten Stahlplatten belegt.

Nebst dem Schwert sollte der junge Graf auch ein Speer erhalten. Das von dem Marschalk für ihn ausgewählte hatte eine Länge von acht Fuß und war als Turnierlanze oben abgeplattet oder lief vielmehr in einen kugeligen Wulst aus. Der aus starkem Eschenholz gefertigte Schaft war weiß und roth geringelt gefärbt und hatte oberhalb der Stelle, wo er mit der Hand gefaßt wurde, eine Art Scheibe, welche dieselbe verdeckte.

Nachdem die Auswahl der ritterlichen Ausrüstung des jungen Grafen Albert getroffen, auch das Untergewand, auf dem die Rüstung getragen wurde — tricotartig gewobene Hosen aus feiner Wolle von der Hüfte bis zu den Zehen, ein gestepptes Wamms aus Leder und die aus gefüttertem Zeug gefertigte Helmhaube, das „Hütlin“ — beschafft worden, wies der Marschalk den Knappen an, er solle seinem jungen Herrn das Eisengewand sammt Helm anlegen und befestigen und alsdann wieder abnehmen. Nachdem solches geschehen war, mußte Albert dieses Geschäft, welches nicht so leicht war, unter Beihilfe des Knappen und in Gegenwart des Marschalken selbst verrichten.

Nachdem der junge Graf hierin Fertigkeit erlangt hatte, empfahl ihm der Marschalk, in voller Rüstung, vorderhand aber ohne Schild und Schwert folgende Uebungen zu machen: Laufen bergan und bergab, über Hindernisse setzen, an einer gegen eine Mauer gelehnten Leiter so auf der innern Seite hinaufsteigen, daß blos die Hände, beziehungsweise Arme gebraucht werden, einen schweren Stein und das Speer nach einem Ziele werfen, sich auf ein Streitroß schwingen, ohne Stegreif zu benützen und anderes mehr. Und fleißig übte sich hierin Albert in Gesellschaft und wetteifernd mit andern Knappen seiner väterlichen Burg. Zum Lehrer in der Ringkunst und im Fechten mit dem Schwert aber bestellte ihm der Marschalk den alten Sarjante Kunz, der als Söldner in Diensten von Alberts Vater stand. Das war ein im Waffenhandwerk grau gewordener Kriegsmann, in Gewandtheit, Stärke und Kühnheit aber noch einem Jüngling gleich und in genannten Künsten manchem Ritter überlegen. „Wenn der,“ sagte der Marschalk zu seinem Junkherren, „ritterlicher Abkunft wäre, würde er dem Schildesamt oder der Ritterschaft Ehre machen. Ja, er wäre wohl zum Ritter geschlagen worden, wenn er es gesucht und das Glück ihn sonst

begünstigt hätte." Und der Sarjante Kunz ließ sich's sehr angelegen sein, seinen jungen Grafen in alle Vortheile und Künste beim Ringen und Fechten gut einzuschulen. „List hilft dabei," pflegte er zu sagen, „so viel als Stärke." Daneben ließ der Marschalk seinen Scholaren seine Reitkunst nun auch in Rüstung und Waffen üben. So hatte der junge Graf für die kühleren Herbsttage Arbeit genug.

Dazwischen hinein machte der Marschalk mit seinem jungen Herrn aber auch manchen Ritt in die Nachbarschaft, zu den Sanct Johannis Rittern in dem nahen Hemmendorf, den „Züttelmannen" in Dettingen, den Rittern, die in Owe (Obernau) und Wurmlingen saßen. Er machte diese Ausflüge, um Albert Erholung zu gewähren, benützte sie übrigens auch, um als Lehrer der Reitkunst ihm gelegenheitlich weitere praktische Winke und Lehren zu geben. Häufig ritt er mit seinem Scholaren auch zu seiner väterlichen Burg Ehingen. Und dies war demselben der liebste Ausflug. Hatten sie da den ihnen angebotenen Imbiß eingenommen, so stiegen sie in der Regel zu dem Thurme hinab, welcher auf dem zum Katzenbachthal steil sich hinabsenkenden Vorsprung der Burg stand und der festeste Theil derselben war. Da setzten sie sich häufig bei schöner Witterung auf die Steinbank der mit Zinnen gekrönten Plattform des Thurmes, so einmal auch an einem warmen Herbsttage. Immer war es dem jungen Grafen eine süße Augenweide, das schöne Thälchen zu sehen, das sich zwischen den tannbewaldeten Höhen hinschlängelt, wiederholt durch querliegende Bergrücken geschlossen zu sein scheint und noch im Herbst in lichtem Grün prangt, das zu dem Dunkelgrün der Wälder umher angenehm absticht. Schon als Knabe war er oft an dem steilen Thalabhang zu dem zeitweise wilden „Katzenbach" hinabgestiegen, um einen Strauß von den schönen Vergißmeinnicht zu holen, welche zur Sommerszeit dort in üppiger Fülle die zerrissenen Ufer desselben schmücken, und seiner lieben Schwester Gertrud damit eine kleine Verehrung zu machen. „Die sind," sagte er dann sie neckend, „so schön blau wie deine Aeuglein, auf die du so stolz bist." War er aber wie nun an jenem schönen Herbsttage mit dem alten Marschalken, der ihm bald dieses bald jenes aus dem ritterlichen Leben erzählte, auf dem Platze, so stieg er nicht hinab. Dieses Mal aber war derselbe anfangs wortkarg. Da lauschte Albert, wie das junge Volk der Drosseln und Amseln, Staaren und Finken, welches zum ersten Mal die blasse Zeitlose im Thalgrunde hatte blühen sehen und sich in der Nähe herumtrieb, zwitschernd und trillernd sich in der Sangweise versuchte, welche die Mutter Natur ihnen verliehen. Auf all' dies achtete der alte Marschalk aber sehr wenig. Er sah lieber einen Wald von Speerschäften, einen Anger besät mit Waffentrümmern,

zerhauenen Schilden und abgerissenen Stahlringen; er hörte gerner das Dröhnen des Erdbodens unter den Hufen der schweren Ritterrosse beim Turnei, das „Hämmern“ auf die Helme, das Krachen der Speere beim Tjost, den betäubenden Ruf der Streiter, die ihre Speere verstochen und ihren Knappen zuschrien: „wâ nû sper? wâ nû sper? diz ist hin, ein anderz her.“

Und beim Anblick des Thalgrundes, welcher aussah, wie wenn er mit einem Teppich von grünem Sammt bedeckt gewesen, war ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf gefahren: da wäre gut speerstechen; der vom Stoß des Gegners hinter das Roß gesetzte Ritter würde nicht so hart fallen; auch könnte in diesem abgelegenen Thalgrunde ein ritterlicher Zweikampf in aller Stille ausgefochten werden. Dabei stieg eine Erinnerung aus seiner Jugendzeit in ihm auf. Lebhaft stand vor ihm, wie er zu jener Zeit, da er Knappe auf der Rotenburg gewesen, den Sänger Hartmann im Saale des Palas einen mörderischen Kampf zweier berühmten Helden in kunstvollen Reimen hatte schildern hören.[4] Von diesen war ihm zwar kein einziger mehr im Gedächtniß, aber wie es nach der Erzählung des Sängers dabei hergegangen, das wußte er alles noch haargenau, denn er war ganz Aug' und Ohr und der Vortrag für ihn als Knappen, ja noch als Ritter sehr lehrreich gewesen und darum treu im Gedächtniß bewahrt worden. So dünchte es ihm ganz am Platze zu sein, wenn er, der Lehrer seines jungen Herrn in der ritterlichen Kunst, zur Belehrung und Unterhaltung desselben jenen Zweikampf erzählen würde. Und bald hub er also an: „Der grüne Anger in dem abgeschiedenen Waldthale, welches wir vor uns sehen, erinnert, mein junger Herre, mich lebhaft daran, wie der längst gestorbene Sänger Hartmann, welcher in der Burg Owe drunten im Neckarthal das Licht der Welt erblickt hat, im Saale des Palas der Rotenburg vor eurem Großvater, dessen Ehegemahl und ritterlichem Hofgesinde von einem Zweikampf zweier Ritter, die doch gute Gesellen gewesen, auf Leben und Tod erzählte. Der eine davon hieß Gawein und war der tapferste Ritter an dem Hofe des Königs Artus von Britannien, der andere hat Iwein geheißen, war aber vornehmlich unter dem Namen „der Ritter mit dem Löwen“ bekannt. Er hatte nämlich einem Leuen, der mit einem fürchterlichen Drachen im Kampfe gelegen, geholfen; dafür dankbar folgte ihm sein Schützling als treuer Kampfgenosse auf allen seinen Ritterfahrten.

„In fernen Landen,“ also fuhr der Marschalk zu erzählen fort, „lebte ein reicher Graf, den man ‚von dem schwarzen Dorn‘ nannte. Der hinterließ bei seinem Tode nur zwei Töchter, so schön wie man sie nirgends sonst finden konnte. Aber die ältere war lieblosen Gemüths

und wollte ihre Schwester mit Gewalt von dem väterlichen Erbe verdrängen. Da sprach die jüngere, als sie alle ihre Bitten und Vorstellungen vergeblich gesehen: willst du mich meines Guts berauben, so setze ich mich dagegen zur Wehr und gewinne, da ich ein Weib bin, einen Ritter, welcher für mich ficht. Einen solchen werde ich wohl an des Königs Artus Hofe finden. Entweder mußt du mir mein Erbtheil lan oder auch einen Kämpen für dich stellen. Diese in kindlich arglosem Sinne gesprochene Rede merkte sich die ältere wohl, schwieg indeß dazu. Heimlich aber machte sie sich auf und ritt an des Königs Artus Hof. Da gewann sie dessen Neffen, den Helden Gawein, zu ihrem Kämpen, doch mußte sie ihm geloben, niemanden etwas davon zu sagen. Darnach kam auch die jüngere zu des Königs Hofe, einen Ritter für sich zu gewinnen; aber Gawein, auf den sie alle ihre Hoffnung gesetzt hatte, sprach: ‚ich kann euch nicht zu Hilfe sein, da ich anderwärts große Mühe und Arbeit übernommen, wäret ihr früher gekommen, so hätte ich euch geholfen.‘

„Als sich keiner der Ritter an Artus Hofe bereit gezeigt, für das Recht der Jungfrau zu kämpfen, trat sie bitter darüber klagend vor den König selbst und sprach: ‚mir ist die große Mannheit des Ritters mit dem Löwen gerühmt worden, find' ich den bereit, mein Kämpe zu sein, so ist mir geholfen.‘ Da versetzte Artus: ‚Hiezu habt ihr, wie bei uns Sitte, eine Frist von vierzig Tagen.‘ Darauf verließ die Jungfrau mit Urlaub des Königs Hof und ritt durch ferne Lande, den Ritter mit dem Löwen zu suchen. Nach langer vergeblicher Irrfahrt war sie siech geworden und genöthigt bei einem Verwandten einzusprechen und auf dessen Burg ihre Genesung abzuwarten. Dem vertraute sie den Grund ihrer Fahrten und ihren Kummer an. Da sandte derselbe an ihrer Statt seine eigene Tochter aus, den „Ritter mit dem Löwen“ zu suchen; unter anderem Namen war derselbe auch dieser nicht bekannt. Die war wirklich so glücklich, ihn zu finden und von ihm die Zusage zu erhalten, er wolle für die bedrängte Jungfrau kämpfen.

„Auf den von dem Könige Artus zum Zweikampf angesetzten Tag ritt Iwein, aber ohne seinen Leuen und darum unerkannt, begleitet von seiner Schutzbefohlenen zur bestimmten Kampfstätte. Da hatte sich der König Artus mit seinem ganzen Hofe und ritterlichen Gefolge bereits eingefunden, um Zeuge des Zweikampfs zu sein. Gawein aber war schon vorher von dem Hofe weggeritten unter dem Vorgeben, er könne und wolle wegen anderweitiger Fahrt den Zweikampf nicht mit ansehen, aber mit der älteren hartherzigen Tochter des Grafen ‚von dem schwarzen Dorn‘ bereits da, doch unerkannt. Er war nämlich mit bereits ‚verstürztem‘ Helm angeritten gekommen; auch konnte niemand

in ihm den Helden Gawein vermuthen noch weniger erkennen, da Rüstung und Wappen ganz anders waren als die, in welchen er sonst zu fechten pflegte.

„Die beiden Kämpfer ritten bald in den ringförmigen Kampfplatz. Der lag in einem Thalgrunde und war von aufrechten Pfählen und dazwischen gefügten Stangen eingeschlossen. Auf dem sanft ansteigenden Waldsaume hin waren unter den weitreichenden Kronen alter Eichen hölzerne Bänke errichtet für Artus und sein Gefolge, wie auch die beiden Schwestern. Man hatte die Sitze aber mit weichen Polstern bedeckt. Die Köche des königlichen Hofes waren auf Geheiß des Schenken und Truchsessen mit kostbarem Tischgeräth, großen Vorräthen an köstlichen Weinen, mancherhand Wildbrät und feinem Gebäck zu einem Imbiß der hohen Herrschaften mit ausgezogen.

„Als die Zuschauer die beiden Kämpfer ersahen, sagte jeder seinem Nachbar, es gebe keinen Ritter, der ihnen an Gestalt, Stärke und höfischem Gebahren gleichkomme. Es wäre jammerschade, wenn einer von ihnen erschlagen würde; ob denn das nicht abzuwenden sei. Darum legte man dem König Artus die Bitte für, er möchte die ältere der beiden Schwestern zum Nachgeben bestimmen. Die gieng aber nicht hierauf ein, weil sie fest darauf vertraute, ihr Ritter werde obsiegen. Darnach hieß der König den ‚Ring‘ von dem inzwischen eingedrungenen Volk räumen und den unabwendbaren Zweikampf beginnen. Und keiner der Helden zeigte sich zage hiezu, auch ihre guten Rosse wieherten kampflustig.

„Zu Rosse hub sich wie bei jedem ritterlichen Fechten der Streit mit dem Speer. Jeder ritt, um einen möglichst weiten Anlauf zu haben, bis zum Umring des Kampfplatzes, stellte sich dort beiläufig in eines Roßlaufes Entfernung seinem Gegner kampfbereit gegenüber und säumte sich nicht länger, auf das gegebene Zeichen den Kampf zu beginnen.

„Die Rosse wurden mit den Sporen zu einem guten ‚Galop‘ angetrieben, die Speere gesenkt, unter den Arm geschlagen, mit der Scheibe fest an die Brust gesetzt. Dabei nahm jeder sein Absehen so, daß er mit seinem Stoß den Gegner zwischen dem oberen Schild- und unteren Helmrand treffen sollte. Darauf trieben sie die Rosse mit den Sporen vom ‚Galop‘ in die ‚Rabbin‘ und jagten einer ‚Windsbraut‘ gleich in herrlichem ‚Puneiz‘ auf einander zu. Da brachen bei dem heftigen Zusammenstoß die Speerschäfte beider Ritter in hundert Stücke; sie aber blieben, wiewohl sie etwas zurückgestoßen wurden, doch im Sattel sitzen. Und großer Jubel ob dem herrlichen ‚Tjost‘, wie man solchen vordem nie gesehen, hub sich unter den Zuschauern. Da schrieen

die beiden Kämpen: ‚wâ nû sper? wâ nû sper? diz ist hin, ein anderz her!‘ Darauf liefen unter lautem Rufen flinke Garzûne (Knappen) jeder mit zwei oder drei Speeren herzu und gaben jedem der Ritter ein frisches Speer. Aber auch die wurden alle zerstochen und flogen in hundert ‚Trunzûne‘ (Splittern) in die Luft, ohne daß einer der Streiter weder verwundet noch hinter das Roß gesetzt wurde. Nun stiegen sie als gute Ritter ab, um zu Fuße den Schwertkampf zu beginnen. Würden sie im Sattel geblieben sein, so wäre das der armen Rosse, die ihnen ja nichts zu Leide gethan, Tod gewesen. Nur tölpelhafte Bauern hätten den Kampf zu Rosse fortgesetzt.

„Und als sie auf dem Wiesengrunde zu weiterem Streiten zusammentraten, da galten nach guter Rittersitte die Schwertschläge den Schilden, nicht dem Eisengewand, womit ihr Leib bedeckt war. Auch hatten sie deß Acht, daß keiner ihrer Hiebe unterhalb des Knies fiel, wohin die Schilde nicht reichten. Da wurde manch' wuchtiger Schlag ausgetheilt; keiner blieb dem andern aber einen schuldig. Und große Ehre warben sie. Aber die Schilde wurden, nachdem es so lange auf sie allein losgegangen war, beiden Rittern von der Hand gehauen, und es blieb ihnen zum Schutze des Lebens nur noch das Eisengewand mit der Helmkaputze. Und nun galten alle Schwertschläge diesen. Sie wurden auch da und dort durchgehauen, so daß die Ringe anfiengen vom Blute roth zu werden. Doch giengen die Wunden nicht bis auf's Leben.

„Als so der harte Streit vom Morgen bis nach Mittag gedauert, waren die beiden Ritter von der übergroßen Anstrengung todtmüde, schieden gemüthlich von einander und setzten sich nieder, um so lange zu ruhen, bis sie wieder frische Kräfte gesammelt hatten. Die Rast hatte aber noch nicht lange gedauert, da sprangen sie auf, liefen einander wieder mit so ungeschwächter Kraft an, daß ihr Streit vor Mittag mit diesem gar nicht zu vergleichen war. Wuchtiger und schneller fielen die Streiche auf beiden Seiten. Und der erfahrenste Kampfrichter hätte mit gutem Gewissen nicht sagen können, welcher von beiden dem andern überlegen sei. Darum huben die Zuschauer an, Rath zu halten, wie man mit Ehren für beide Ritter dem Streite ein Ende machen könnte, ehe einer erschlagen würde oder gar beide das Leben dabei einbüßten. Selbst König Artus versuchte es nochmals, die ältere der beiden Schwestern zum Nachgeben zu bewegen. Aber es war abermals vergeblich. Da trat die jüngere, welche mit großem Kummer und Schmerzen gesehen, was die beiden Ritter gelitten, mit edler Selbstverleugnung zu ihrer hartherzigen Schwester und sprach freundlich und liebreich also zu ihr: „lieber soll unser Land und ich mit zu Grunde gehen, ehe ein so hochgeehrter Ritter für mich das Leben oder die Ehre ver-

lieren soll. Nimm lieber auch mein Erbtheil — Gott segne dir's — und heiß' den Kampf einstellen." Da ward alles ihres Lobes voll und nochmals bat man den König, er möchte die ältere bewegen, daß sie ihrer Schwester wenigstens ein Drittel ihres Erbtheils geben sollte. Aber er konnte sich nicht mehr dazu entschließen, denn er war zu sehr über die ältere hartherzige erbost. So dauerte der Kampf fort, bis die einbrechende Nacht ihm ein Ende machte. Inzwischen durfte sich jeder Ritter das Zeugniß geben, daß er mit Ehren gefochten, mußte indeß auch gestehen, daß er einen ihm ebenbürtigen Gegner gefunden. Da war es der Ritter „mit dem Leuen," welcher mit dem andern, Gawein, ein Zwiegespräch anknüpfte und etwa also sprach: „Wir haben nun unser erbittertes Spiel eingestellt; ich darf darum sprechen, was ich will. Sonst freute ich mich immer des lichten Tages viel mehr als der Nacht, da Mannheit und Waffen schlafen. Nun aber muß ich sagen: für die Nacht sei Gott gedankt und gelobt, denn ihr habt euch so mannhaft gegen mich gehalten, daß, wenn der Tag auch nur noch zu drei Hieben gereicht, ich Ehre und Leben verloren hätte. Dazu verleiht mir die Nacht die nöthige Ruhe und Kraft. Denn es wartet meiner noch ein schwerer Tag, an dem ich, wenn mir's Gott nicht erlassen will, den allerherrlichsten Ritter, welchen ich je kennen gelernt, bestehen soll. Gott bewahre mir Leib und Ehre. Für die hat mir sonst noch nie so gebangt. Dabei gestehe ich euch, daß ich noch mit keinem Mann zu thun gehabt, dessen Namen ich sogerne hätte wissen mögen, als den eurigen." Darauf sprach der Ritter Gawein: „mir ist ganz so wie euch; ihr seid mir mit eurer Rede zuvorgekommen; hättet ihr die nicht gethan, so wäre es von mir geschehen. Euere Besorgniß war auch die meinige; noch nie hat einer mich am Ende so kampfmüde und schwach gemacht, wie ihr, und würdet ihr vor Einbruch der Nacht noch zwei Schläge gethan haben, so hättet ihr den Sieg davon getragen. Sehnlichst habe ich die Nacht herbeigewünscht. Muß ich morgen nochmals mit euch streiten, so wartet meiner Schande oder Tod. Ich wollte, die Sache der zwei Jungfrauen möchte geschlichtet sein und wir wären gute Gesellen. Ich sage euch meinen Namen — ich heiße Gawein." „Gawein," wiederholte der andere Ritter mit Staunen und sprach: „gewiß würde ich von euch nichts zu leiden gehabt haben, hätte ich mich bei Zeit genannt, denn wir sind alte Freunde: ich bin Iwein." Da warfen beide die Schwerter von der Hand, umarmten und küßten sich auf Augen, Wangen und Mund tausendmal. Und als die Kunde von diesem seltsamen und friedlichen Ausgang des Zweikampfes für den König Artus gekommen, berief er die beiden Ritter und sprach: „ich freue mich, daß es also ergangen,

nun aber müsset ihr die Beilegung des Streites der beiden Schwestern mir überlassen. Es soll nach Recht und Billigkeit und auch zu eurer Zufriedenheit geschehen." „Also endete," schloß der alte Marschall, „dieser Zweikampf der zwei Ritter auf Leben und Tod. Möget ihr, junger Herre, manche nützliche Lehre für eure Ritterschaft daraus entnehmen und wohl beherzigen."

Die Mahnung war aber gar nicht von Nöthen, denn der junge Graf hatte der Erzählung des Marschalken mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört. Für den schönsten Vogelsang würde er kein Ohr gehabt haben, und gleichgiltig hatte er, während der Marschall gesprochen, auf Wald und Wiesengrund gesehen. Ihm hätte kein größerer Genuß bereitet werden können. Und daß ihm die Erzählung des alten Ritters von dem Zweikampf sehr lehrreich vorgekommen, beweist der Umstand, daß er, als sie wieder zu Pferde saßen und mit einander der Rotenburg zuritten, anhub, allerlei Fragen an seinen Lehrer in der „Ritterschaft" zu richten. „Wird denn immer," das war seine erste Frage, „der Speerstoß auf die Stelle zwischen Helm- und Schildrand gerichtet; beim Speerstechen der Knappen in Wien sagte man uns, der Stoß sei auf die Schildbuckel oder die vier Nägel dort zu richten." „Ist auch," entgegnete der Marschalk, „ganz richtig, geschieht aber zumeist nur beim Speerkampf zu Schimpf, weil es für den Gegner nicht so gefährlich ist, als die erste Art. Deßhalb wird der Schild auch zur Deckung des Halses heraufgenommen. Doch kann auch der Speerstoß auf die vier Nägel, wenn er sehr gewaltig ist, der Gegner nicht sehr sattelfest sitzt und sein Roß nicht stark genug ist, sehr unheilvoll werden. Es ist beim Turnei schon vorgekommen, daß Roß und Mann auf der einen oder gar auf beiden Seiten bei solch heftigem Anprall auf die „Hähsen" (Kniebug am Hinterbein) zu sitzen kamen oder gar zu Boden stürzten und schwer beschädigt wurden. Sehr gefährlich ist der Speerstoß auch, wenn er auf die Löcher des „Barbiers" gerichtet, diese trifft. Darum geschieht solches eben auch nur bei dem Kampf auf Leben und Tod," fügte der Marschalk an. Darnach frug der junge Graf: wenn beiderseitig die Schilde von der Hand gehauen, auch die Schwerter zertrümmert sind, hat dann der Kampf ein Ende? „Nein," entgegnete der Marschalk, „dann beginnt, wenn es auf Leben und Tod geht, der Ringkampf. Und schrecklich ist es anzusehen, wenn einer der Kämpfer den andern zum Fall gebracht hat, ihm dann auf die Brust kniet und mit dem Dolch den Todesstoß gibt. Die Kunst des Ringens ist von Engelland zu uns herübergekommen und muß wie das Fechten mit dem Schwert gut erlernt und fleißig geübt werden, denn bei beiden muß sich Kraft mit List paren, wenn man obsiegen

will. Beim Schwertkampf muß man vornehmlich wissen, wie man sich mit Schild und Schwert gegen die Hiebe des Gegners „schirmt“ oder sie auffängt. Man läßt den Gegner hitzig zuhauen, ohne seine Streiche zu erwidern; ist er aber müde geworden, oder gibt er sich in seiner Hitze Blößen, so versetzt man ihm einen wuchtigen Hieb.“ „Es ist,“ erzählte endlich der alte Ritter, „auch schon vorgekommen, daß, nachdem die Schwerter in Stücke gegangen waren, die festen Schilde aber in der Hauptsache unversehrt geblieben, die beiden Kämpfer einander mit den Schildbuckeln grimm angelaufen sind. Auch habe ich schon davon gehört, daß ein Streiter, dessen Schild und Schwert noch wohl erhalten waren, ersteren auf den Rücken geworfen, das Schwert in beide Hände genommen und damit wie ein Berserker auf seinen Gegner eingehauen hat.“

Nach solch' für den jungen Grafen ebenso lehrreich als anstrengend gewesenem Sommer und Herbst fiel der Winter, der rauhe Geselle, früher als sonst in's Land ein, und bannte Jung und Alt der Rotenburg meist hinter Thür und Mauer. Da war es, wenn Weg und Steg tief verschneit waren, wenn es draußen eiskalt stürmte, Albert, welcher die um das Kaminfeuer des Saales versammelte Grafenfamilie, Vater, Mutter und Geschwister, die Gespielen und das ritterliche Hofgesinde, die Knappen nicht ausgeschlossen, nicht selten mit Erzählung seiner Erlebnisse in Wien, mit Schilderung von Hoffesten und anderem mehr unterhielt, wobei der alte Kämmerer Dietrich, der mit ihm dort gewesen, in seiner derben, aber gemüthlichen Schwabenweise hie und da auch einen Brocken einwarf. Und wenn Graf Burkard, der an Dichtkunst und Sang keine absonderliche Freude hatte, auf die Jagd geritten war, oder mit seinen Rittern im Saale des Palas beim Becher und Würfelspiel saß, wobei der alte Marschalk und der gräfliche Jägermeister zwischenhinein auch Ritter- und Jagd-Abenteuer erzählten, so sang Albert vor Mutter und Geschwistern und deren Gespielen unter Begleitung mit der Fidel manch' schön Lied, welches er in Wien am herzoglichen Hof gehört hatte, von süßem Vogelsang und von dem wonnesamen Maien, wonach sich gerade alles so sehr sehnte. Da traf er ganz die Stimmung seiner Zuhörer, wenn er frühlingssehnsüchtig sang:

„Uns hât der winter geschâdet über al:
heide unde walt die sint beide nû val (fahl),
dâ manic stimme vil suoze inne hal (sehr süße erklang),
saehe ich die mägede (Jungfrauen) an der strâze den bal
werfen, sô kaeme uns der vogeleschal.

Möhte ich verslâfen des winters gezît!
(O daß ich des Winters Zeit verschlafen könnte!)
wache ich die wîle, sô hân ich sîn nît,
(muß ich so lange wachen, so werde ich ihm böse)
daz sîn gewalt ist sô breit und sô wît,
(daß seine Herrschaft so lange dauert)
weiz got, er lât noch dem meien den strît:
(wenn er dem Maien das Feld räumt)
sô lise ich bluomen dâ rîfe nû lît
(so pflücke ich Blumen, wo Reif nun liegt).

Oder wenn er den Wonnemonat, wie wenn er schon eingerückt gewesen, also besang:

Nu schowet (schauet) wie des meien zît
gezieret hât den grüenen walt
und schowet wie diu heide breit
mit wünneclîchen bluomen stât.
Die vogel singent wider strît (in die Wette):
ir freude ist worden manicvalt.
vil gar (ganz) verswunden ist ir leit:
der meie si getroestet hât."

Und er unterließ, nachdem er geendet, nicht, zur Belehrung seiner Zuhörer zu bemerken: Das erste schöne Lied hat der edle Sänger Walter von der Vogelweide gedichtet; der lebte lange am Wiener Hofe und war auch einer der Lehrer und Erzieher meines seligen Herzogs Friedrich. Letzteres ist von dem ritterlichen Sänger Ulrich von Lichtenstein aus Steier, den ich in Wien selbst gesehen. Der hat viele Sing- und Tanzweisen gedichtet, war hoher Verehrer der Frauen und dabei großer Freund von Ritterspiel. Ja er ist als König Artus, von dessen Recken wundersamen Abenteuern die Fahrenden viel singen und sagen, ein andermal gar als Königin Venus in seltsamem Aufzug und mit großem Gepränge durch Steier und Oesterreich gefahren, hat die Ritter aufgefordert, mit ihm Speere zu verstechen, und denen, die sich mannhaft gehalten, goldene „Vingerlin" geschenkt.

Unsere Leser dürfen aber nicht glauben, der junge Graf habe im Winter, wo man sich nicht auf der Reitbahn tummeln konnte, die nüchterne, praktische Seite seines Knappenstandes außer Acht gelassen, oder der alte Marschalk habe sich in dieser Zeit um seinen Scholaren nicht bekümmert. Im Gegentheil. Jeden Morgen besichtigten sie miteinander die Ställe, häufig auch die Hufschmiede und das „Werkgadem" oder Schnitzhaus der Burg, wo in Holzarbeit erfahrene Knechte unter Aufsicht des Sarjante Kunz, welcher auf seinen Söldnerfahrten schon viele Werkstätten gesehen und dabei ein praktischer Kriegsmann war,

Schildbretter, Speerschäfte aus Eschenholz, Bogen und Armbruste, Sattelgerüste aus Hagenbuche und anderes verfertigten. Und als schon der Hornung und noch mehr der Lenz bessere Wege und heitere, ja warme Tage brachten, ritten die beiden mit einander zur „Altstadt," um dort das Gestüt und den Fohlenstall zu besichtigen, je und je von da auch zum Städtlein Rotenburg und besuchten die Werkstätten des „Stahelaere," des Waffenschmieds, des „Schiltaere und Satelers." Da sahen sie zu, wie die geschickten Meister Kettenhemde und Isenhosen, Brünne (Platten) und Helme, Schwerter, Dolche, Speer- und Pfeil-Spitzen, Armbruste verfertigten, die Schildbretter vollends zu Schilden machten, indem sie solche mit Leder überzogen, bemalten, die Buckel, Stahlspangen, den Randbeschlag anbrachten und anderes mehr. Bei diesen Besuchen in Rotenburg sprachen sie gewöhnlich bei dem Amman des Städtchens ein, der ein Vetter des Waffenschmieds war, und nahmen den ihnen angebotenen frugalen Imbis ein. Und die Rotenburger freuten sich allemal, wenn sie den jungen Grafen in ihr Städtchen einreiten sahen, denn er war ein gar lieber Herr, welcher den Gruß von Jung und Alt freundlich und leutselig erwiederte. Die Mädchen vollends waren ganz in ihn vernarrt, worüber sich unsere Leser nicht wundern werden, wenn wir ihnen ein Conterfeit davon vorlegen, wie die damaligen Schönen von Rotenburg ihn an einem warmen Frühlingstage einreiten sahen. So vergegenwärtige man sich denn zuvörderst im Allgemeinen einen Jüngling von hohem schlankem Wuchse, in schöner Haltung zu Rosse sitzend. Eine barettarige Mütze von smaragdgrünem Sammt, über der stolz eine weiße, in eine kostbare Agraffe gefaßte Reiherfeder wehte, bedeckte sein Haupt, und darunter drängten sich goldblonde sorgfältig gepflegte Locken hervor, welche in üppiger Fülle über die Schläfe fielen und bis zum Nacken niederwallten; aus dem jugendlichen Gesichte, so frisch, wie Milch und Blut, hob sich eine mäßig gekrümmte edle Adlernase und blitzte ein dunkles Augenpaar, welches schwärmerisch und freudestrahlend in die hoffnungsgrüne Zukunft blickte. Der junge Graf war an dem herrlichen, warmen Frühlingstage, da die Sonne schon kräftig in das schöne Neckarthal herniederbrannte, ohne „Schapperun" (Kaputz-Mantel) in einem nur bis an die Knie reichenden, dem Oberkörper angepaßten, mit rothem Zindal (Seide) gefütterten Rock von grünem Fritschal (feinem Wollenstoff) ausgeritten. Derselbe war am Handgelenk und am unteren Saume mit einer bunten Borte besetzt und um die Hüfte durch einen mit edlem Metall beschlagenen Ledergürtel festgehalten. So zeigte sich der schlanke Wuchs des jungen Herrn. Der kurze Knappen-Rock ließ aus hochrother feiner Wolle trikotartig gewobene Beinkleider sehen,

welche nach damaliger Tracht der Männer aus den höheren Ständen von der Hüfte bis zu den Zehen reichten, dort als Sohle eine Unterlage von Leder hatte, und einen kleinen zierlichen Fuß, wie ihn der junge Graf hatte, vortheilhaft hervorhob. Und stolz hieng ihm zur Seite das Knappenschwert.

Wie die alte knorrige Eiche neben der jungen schlanken Tanne, so bildete der Marschalk, eine untersetzte breitschulterige derbe Mannesgestalt, einen auffallenden Contrast zu der reizenden Erscheinung seines Scholaren, diese noch vortheilhafter hervorhebend. Gegen die damals herrschende höfische Sitte trug der Marschalk einen Vollbart, in dessen dunkle Locken die Fülle der Jahre schon manche weiße Flocken geworfen hatte. Und in das also eingerahmte knochige und wettergebräunte Gesicht hatte das Alter tiefe Furchen gegraben. Er trug auch an dem warmen Frühlingstage seine hohe Mütze von Marderpelz, mit einer auf einer Seite hinaufgeschlagenen Krämpe, daran eine Auerhahnenfeder in einer Agraffe steckte, und einen „Schapperun" von braunem Scharlach, welcher seinen faltenreichen bis auf die Knöchel reichenden Rock von grünem Barragan (Wollenstoff) ganz verdeckte und kaum die hohen schwarzen Lederschuhe sehen ließ. Die stark buschigen Brauen verliehen seinen ohnedies strengen Gesichtszügen vollends einen finsteren Ausdruck. Doch spielte hie und da ein freundliches Lächeln um den scharf geschnittenen Mund. So oft er nämlich beobachtet hatte, wie eine Rotenburger Schöne sich in seinen jungen Herrn „verguckt" hatte, und deren Wangen sich plötzlich mit tiefem Roth bedeckten, wenn sie bemerkt hatte, daß der Blick des strengen Marschalken auf sie gerichtet war. Wenn also auf Augenblicke die heitere Frühlingssonne auch das Gesicht des Alten verklärte, so stand vor seiner Seele wohl jene Zeit, da auch er im Maien seines Lebens gestanden, auch ihm schöne Augen entgegengestrahlt haben, ja manch' süßer Kuß von rothem Munde ihn minneselig gemacht hat. Und weit entfernt, wie es mitunter vom Alter geschieht, die bevorzugte Jugend mit scheelen neidischen Augen anzusehen, freute er sich vielmehr über die Huldigungen, welche seinem jungen Herrn von den Schönen dargebracht wurden. Und mit einem stillen Seufzer sprach er dann wohl bei sich selbst: wird bei ihm auch anders sein, wenn er zu meinen Jahren gekommen.

Als aber vollends der wonnesame Mai eingezogen war, die Linde im Burghofe zu grünen anhub und die Lerche sich wieder trillernd in die Lüfte erhob, da regte sich bei der Jugend der Rotenburg gewaltig die Wander- und Tanzlust. Unser junger Graf, seine Gesellen, die Knappen der Rotenburg, die junge Gräfin Gertrud, deren Gespielen zogen an schönen Tagen hinaus zum „Spilbül," einem nahen, anmuthig gelegenen

Hügel, um dort sich mit Ballspiel und anderem Kurzweil zu unterhalten. Paarweise, Albert als Vorsänger mit seiner Schwester voraus, zog man mehr hüpfend als gehend unter Absingen eines Liedchens hinaus, das von dem lustigen Sänger Neithart in Wien „zuo loufens“ gedichtet worden und also lautete:

„Uf dem berg und in dem tal
hebt sich aber (wieder) der vogelin schal
hiure, als e (heuer mehr als vormals) gruener kle:
rume ez, winter, du tuost we!

Die boume, die da stunden gris (grau)
die habent all ir niuwes ris (Reiß)
Vogelin vol,
daz tuot wol,
da von nimt der meie den zol.

Ein altiu mit dem tode vaht (rang),
beide, tak und ouch die naht,
diu sprank sider (darnach)
als ein wider (Widder),
unt stiez die jungen alle nieder.“

Dabei gieng's so schnell dem Hügel zu, daß wenn der alte Kämmerer Dietrich, welcher die kleine Ausreise als Ehrenwächter — wiewohl es nicht nöthig gewesen — mitgemacht, nicht zu Pferde gewesen, er zurückgeblieben wäre.

Als die fröhliche Gesellschaft mit dem guten Dietrich auf dem Spilbül angekommen war, stieg dieser vom Pferde, übergab es dem mit ausgezogenen Knechte und setzte sich behaglich auf die Steinbank nieder, welche unter der gewaltigen Linde, die auf der Spitze des Hügels stand, errichtet war. Das junge lustige Völklein aber schickte sich zum Ballspiel an. Dieses war in alten Zeiten bei Alt und Jung beiderlei Geschlechts besonders beliebt, eignete sich auch sehr für die Candidaten der Ritterschaft, die Knappen, denn es forderte Sicherheit des Auges und der Hand, und übte so die körperliche Gewandtheit. Und unsere Ballspieler verfuhren dabei also: Sie theilten sich in zwei Partien; die Spieler der einen warfen der Reihe nach den Ball so weit wie möglich, die der andern suchten ihn aufzufangen und bewarfen damit die erste Partie. Wer davon getroffen wurde, mußte zu der fangenden übertreten, und so gieng's fort, bis alle von der werfenden getroffen worden. Nachdem man genug gespielt hatte, setzte man sich in den kühlen Schatten der Linde, plauderte und scherzte, schweifte auch in dem nahen Wald umher, um Blumen zu suchen, und sich

gegenseitig mit „Schappeln“ zu schmücken. Mit herzlicher Freude sah der gemüthliche Kämmerer dem heitern Spiel und Scherz der seiner Obhut anvertrauten Jugend zu und fröhlich zog man schließlich wieder heim.

Eines andern Tages lud Albert seine Schwester Gertrud und deren Gespielen Agnes von Blankenstein, Hildegard von Werstein und Richenza von Isenburg ein, den Reigen zu tanzen mit einigen Knappen, Menloch von Dettlingen, dem jungen Lescher von Kilchberg, Hermann von Owe und Friedrich von Weitingen. Er, Albert, erbot sich, den Vorsänger und Vortänzer dabei zu machen. Nicht unterlassen hatte er, allererst seine zärtlich geliebte Mutter einzuladen, von ihrem Ehrensitze aus unter der Linde dem Tanze zuzusehen. Da sprach sie: mein lieber Sohn, herzlich gern soll es geschehen, aber ihr tanzet keinen „Hoppaldei,“ wie du solchen in Wien gesehen, sondern einen anmuthigen, sittsamen Reigen wie es bei uns guter Brauch ist. Und freundlichst folgte man allseits der Einladung und sammelte sich im Saale des Palas, um nach Alberts Unterweisung einen Reien singen zu lernen, welchen der Sänger Neithart von Reuental zur Verherrlichung des Maien gedichtet, und er (Albert) am Wiener Hofe oft gehört hatte.

Wir glauben einem stillen Wunsche der Leserinnen entgegen zu kommen, wenn wir, bevor wir den Tanz beginnen lassen, kurz die Toilette beschreiben, in welcher unsere Fräulein bei demselben im Hofe der Rotenburg erschienen sind. Wie der Augenschein gezeigt, hatten sie zwei Gewänder angelegt. Das Obergewand hatte, wie man jetzt zu sagen pflegt, eine hohe Taille, war um den Hals und den untern Saum mit einer bunten Borte verziert und so lang, daß kaum die Spitzen der zierlichen Schuhe von Korduan sichtbar waren, dazu noch mit einer kunstreich in Falten gelegten Schleppe versehen. Es schloß sich durch einen Gürtel, dessen verzierte Enden lang hinabfielen und der aus rothem Leder oder einer gewirkten seidenen Borte bestand, dem Wuchse an, während es sonst in reichem Faltenwurf niederwallte. Dem Umstande, daß das Obergewand keine Aermel hatte, war es vornehmlich zu verdanken, daß man von dem gleichfalls langen Unterkleide wenigstens die Aermel sah. Doch wurde dieses auch sichtbar, wenn, wie es die feine Sitte damals verlangte, die rechte Hand das Oberkleid unter der Hüfte etwas emporhob, wodurch sich der Faltenwurf desselben noch schöner machte. Die Aermel waren anschließend, am Handgelenk mit einer breiten bunten Borte geziert, beide Gewänder aus feinen Wollenstoffen (Barragan, Fritschal oder Sei) oder aus Seide (Zindal, Palmat oder Baldekin) von brennenden aber verschiedenen Farben verfertigt, so daß man roth und grün, roth und gelb oder roth und weiß beisammen sah. Von letzteren Farben, denen des Grafen-

hauses Rotenburg, und aus Seide waren die Gewänder der jungen Gräfin Gertrud. Die zierlichen, hermelinblanken Hände stacken in Handschuhen von weißer Seide oder feinem weißem Leder. Darüber sah man mitunter kostbare Ringelein glänzen. Die meist goldblonden Haare der Fräulein waren in der Mitte sorgfältig gescheitelt und durch einen Kranz (eine Schappel) aus Epheu und Frühlingsblumen festgehalten. Sie fielen an den Schläfen und Ohren in kürzeren und gedrehten, auf den Nacken aber in längeren und freieren Locken herab.

Als die Tänzerinnen und Tänzer gehörig eingeschult waren, zogen sie in den Burghof und bildeten um die Linde einen Kreis, indem sich Fräulein und Knappen in bunter Reihe züchtig bei den Fingerspitzen faßten also, daß jeder Knappe inmitten von zwei Fräulein stand. Da trat nun die Tanzgesellschaft, indem sie das von dem Vorsänger in kleinen Absätzen meist nach dem Reim vorgesungene Lied nachsang, nach dem Takt abwechslungsweise bald zierlich auf der Stelle, dabei sich hin und her biegend, bald gieng sie in sanfter schwebender Bewegung und mit schleifenden Schritten in der Runde herum, bis das Lied abgesungen war. Und dasselbe lautete also:

In' (ich nicht) gesach die heide nie baz (besser) gestalt,
An liehter ougenweide den gruenen walt,
Bi (bei) den kiesen (schauen) wir den meien:
ir megde (Jungfrauen) ir sult iuch zweien (einen Gesellen, Tänzer suchen)
gegen dirre (zu dieser) schoenen sumer zit, ir wol gemuoten leien!

Lop von mangen zungen der meie hat,
Die bluomen sint entsprungen an manger stat,
da man hiure (heuer hier wohl: vordem) keine kunde vinden,
geloubet stent die linden,
ez hebt sich, als wir'z han vernomen, ein tanz von hübschen kinden.

Die sint sorgen ane (ohne) unt vröudenreich,
Ir megde wol getane unt minnecleich,
Ir zieret iuch, daz iuch's die Beier danken,
die Swaben unt die Vranken,
ir priset (schnüret) iuwere stolzen lip mit siden uf die lanken (an den Hüften).[5]

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als das Lied also dreimal abgesungen worden, war der Rundtanz zu Ende. Der Kreis löste sich, die jungen Tänzer und Tänzerinnen plauderten und scherzten zwangslos, aber in Zühten (feinem Anstand) mit einander. Und der Tanz hatte der hohen Burgfrau, der „Zuchtmeisterin" und dem ritterlichen Hofgesinde, das sich mit ihr im Schloßhofe eingefunden, wohl gefallen und große Freude gemacht. Selbst der gestrenge Marschalk hatte sich daran ergötzt; bei ihm hatte der

„Reie" darum besonders Gnade gefunden, weil der Dichter auch in dem fernen Oesterreich die Schwaben darin nicht vergessen.

Doch meinte er, es sei für seinen jungen Herrn jetzt auch die Zeit gekommen, im Eisengewand mit Speer und Schwert den Waffentanz zu lernen, und das Haupt mit dem Helm zu zieren. Und gerne verzichtete Albert auf Reigen und Tanz und war nun wieder der eifrige Scholare seines Lehrers. Da ritt er fast jeden Tag, gewappnet mit Schild, Speer und Schwert, auf einem gleichfalls gerüsteten Streitrosse mit dem Marschalken hinab zur Rennbahn, lernte, wie der Schild zu Brust und Hals heraufzunehmen, das Speer einzulegen und auf den Gegner zu richten, wie das Roß zu rechter Zeit vom „Galop in die Rabbine" überzuleiten u. s. w. Von dem allem hatte er bereits in Wien gehört und seitdem von dem Marschalken darüber schon so viele Winke und Belehrungen erhalten, daß es sich nun nur um die praktische Anwendung derselben handelte. Und in kurzem war Albert hierin so weit gekommen, daß der Marschalk erst ältere Knappen mit ihm tjostiren (Speere verstechen) ließ, dann selbst sich ihm als Gegner gegenüberstellte, soweit es ohne Gefahr für seinen Schüler geschehen konnte, und dabei ihn nicht schonte. Waren drei Speere verstochen, so stiegen der junge Graf und sein Gegner von den Rossen und der Streit wurde nach der Unterweisung des alten Sarjante Kunz, der immer gegenwärtig war, mit dem Schwert fortgesetzt und mit dem Ringkampf geschlossen.

Zum Schlusse der Ritterschule unseres jungen Grafen Albert veranstaltete man ein Speerstechen, bei dem kleine Scharen gegen einander rannten, was man „Buhurd" nannte. Der Marschalk und ein anderer Ritter waren die Kampfrichter und hatten darauf Acht, daß keiner der Streiter einen Schaden nahm. Drei Speere sollte jede Schar verstechen und jüngere Knappen trugen als „Garzune" die Reserve-Speere herzu. Zu dem Waffenspiel der Jungen hatte der Graf seine umwohnenden Lehens- und Dienstmannen mit Frauen und Töchtern geladen, denn die Söhne derselben, soweit sie nicht bereits Ritter waren, nahmen daran Theil. Alberts Vater, Mutter, Schwester Gertrud und Bruder Burkard, sowie die geladenen Gäste sahen von der in der Rennbahn errichteten Schaubühne dem Waffenspiel zu. Die Ritter-Candidaten warben großes Lob und ein fröhliches Fest auf einer grünen Wiesenplatte in dem nahen Walde folgte dem Knappen-Turnei. Dabei schmückten die anwesenden Schönen die jungen Helden mit Siegerkränzen, welche sie aus Epheu-Ranken und Waldblumen gewunden hatten. Natürlich waren sie so galant, keinen leer ausgehen zu lassen, und ein fröhlicher Reigen, den die gekrönten Helden mit ihnen auf

dem grünen Anger tanzten, war ihr Lohn. Graf Burkard aber sprach zu seinem Sohne Albert: „du sollst eines meiner schönsten und besten Streitrosse sammt schöner Ausrüstung haben und bald den Rittergurt führen. Mögest du dann in Schimpf und Ernst viel Preis erjagen, und wenn ich längst zu meinen Vätern gegangen, als ritterlicher Held und tapferer Recke besungen werden." Der alte Marschalk dagegen erhielt ein neues Eisengewand und einen prächtigen Mantel aus Veh (buntem Pelzwerk) mit rothem Scharlach gefüttert und kostbarem Zobel besetzt. Und schließlich gieng auch der Fechter Kunz beim Dank des Grafen nicht leer aus; er erhielt in einem neuen Beutel dreißig Tübinger Silber=Schillinge. Ein reiches Geschenk für jene Zeit, denn unsere Leser mögen bedenken, daß ein solcher damals etwa so viel war, als eine Mark heutzutage, die Metalle aber dazumal einen vierfachen Werth gegen jetzt hatten.

Fünfter Abschnitt.

Graf Burkards Sommer-Aufenthalt auf seiner Burg Hohenberg.[1]

Es war im Jahr 1249. Bei völlig wolkenlosem Himmel hatte schon im Juni die Sonne glühend heiß auf Berg und Thal herniedergebrannt, und so war selbst durch die dicken Mauern des „Bergfrits" der Rotenburg, in welchem Graf Burkard gewohnt, allmählich Sommer-Schwüle eingedrungen. Da sehnte sich der hohe Herr nach der auch in solchen Zeiten auf der luftigen Höhe des Oberhohenbergs herrschenden Frische und Kühle. Deßhalb ritt er mit dem Marschalken Bertold, einigen Knappen, Jägern und Knechten auf seine dortige Burg, um daselbst vollends den Sommer zuzubringen. Etwa vorkommender amtlicher Geschäfte halber nahm er auch seinen Notar und dessen Schreiber mit.

Allerdings war bei der großen Hitze und den schlechten Wegen, die fast beständig bergauf und bergab führten, der weite Ritt dahin über die Hohenbergischen Burgen und Städte Haigerloch, Binsdorf und Schömberg, und als es vollends die lange steile Steige nach Deilingen und von da zur Burg hinauf gieng, für Reiter und Rosse äußerst beschwerlich und anstrengend.

Zur Orientirung des Lesers schicken wir einiges über die Lage und allgemeine Beschaffenheit der ehemaligen Burg Hohenberg voraus. Etwa neun Kilometer ostwärts von der vormaligen schwäbischen Reichs-, jetzt Königlich-Württembergischen Oberamtsstadt Rotweil erhebt sich als einer der höchsten und gewaltigsten Berge der Schwabenalb aus dem Winkel zwischen den Ortschaften Gosheim, Wehingen, Dellhofen und Deilingen hinter einer Vorterrasse von waldigen Bergen in einer mehrfach gewundenen, in der Hauptsache von Nordwest nach Südwest

streichenden Richtung der „Hohenberg," welcher auf seinem Scheitel eine beiläufig zwei Kilometer lange und ungefähr 300 Meter breite Hochfläche trägt, die fast nach allen Seiten gleich steil abfällt. Nordwestlich schließt sich an den Hohenberg eine noch höhere, nordöstlich streichende Bergkuppe an, welche von demselben durch eine ziemlich tiefe Einsattlung getrennt, nur 10—100 Schritte breit und 300 Schritte lang ist. Diese nordöstliche Schlußkuppe, der „Oberhohenberg" genannt, fällt nach allen Richtungen, namentlich aber nach Nordost steil ab, und erreicht eine Höhe von beiläufig tausend Meter.

Auf dem „Oberhohenberg" stand die Burg Hohenberg, nach welcher das Geschlecht unseres Helden sich vornehmlich geschrieben, nachdem es sich im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts als besondere Linie von dem Grafenstamme Zollern abgetrennt hat. In dem Schlosse Hohenberg hat man ohne Zweifel die älteste Hauptburg im Scherragau, im „comitatus montium" (Grafschaft der Berge — Hohenberg), wie eine Aufzeichnung aus dem elften Jahrhundert die Grafschaft derselben ganz zutreffend bezeichnet, zu erkennen und dieselbe bestand höchst wahrscheinlich lange vor der Burg Zollern, nach welcher die ehemaligen Scherragau-Grafen sich von der Mitte des genannten Jahrhunderts an schrieben.

Nach den noch erkennbaren Grundlinien des Baues auf dem Ober-Hohenberg und der Beschaffenheit des Terrains muß die Hauptburg auf der nordöstlichen höchsten Kuppe des beschriebenen schmalen Bergrückens gestanden sein, und zu derselben gelangte man durch einige Außenwerke, welche als Vorburg dienten und durch mehrere Gräben von einander geschieden waren. Wie sich aus der sehr geringen Breite des Rückens ergibt und auch noch zu erkennen ist, erhob sich die äußerste Umfangmauer hart auf dem Rande desselben, beziehungsweise der Kalksteinfelsen, aus denen der Berg besteht.

Wie zu erwarten, fehlte unter den Hauptgebäuden einer Herrenburg, wie wir solche von der Rotenburg her kennen, auch auf Hohenberg nicht die Burgkapelle, welche wenigstens in späterer Zeit, als die, in der Graf Burkard gelebt, ein sehr altes Christusbild hatte, welches nun über der Taufkapelle in der Pfarrkirche zu Rotweil hängen soll.

Die Burg Hohenberg hatte in alten Zeiten ihren eigenen Kämmerer, Marschalken, Truchseßen und Schenken, welche, wenn die Grafen dort wohnten, die Hofhaltung zu besorgen und sonst in Friedenszeiten mit wenigen Reisigen zugleich die Burghut hatten, während es einem gleichfalls dort wohnenden Vogt oblag, die Interessen und Gerechtsame der Herrschaft zu wahren.

Am Abhang des Berges stand ein ummauerter Maierhof, welcher die gräfliche Küche u. s. w. mit dem nöthigsten versah und aus dem

bald ein „Stättlein“ wurde, in welchem die zur Befriedigung der nächsten Bedürfnisse der gräflichen Hofhaltung nöthigen Handwerker und sonstigen Hintersassen unter der Aufsicht eines Maiers (villicus) ihren Wohnsitz hatten. Dabei waren auch die nächsten umliegenden Ortschaften zu Naturallieferungen an die Hofhaltung der Burg und zu Frondiensten namentlich bei Jagden und mancherlei Leistungen verpflichtet. So mußte z. B. der Müller von Dellhofen für die Burg umsonst mahlen, die von Rathshausen hatten die zwei großen zu denselben gehörigen Waldwiesen zu mähen, das Heu in die Burg zu schaffen, andere mußten den Dung aus den Ställen der Burg auf die umliegenden herrschaftlichen Güter führen.

Längst aber sind die Umwohner von diesen Diensten und Lasten befreit, denn um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wurde die Burg, welche damals von dem Hause Oesterreich als Inhaber der Grafschaft Hohenberg an Jos von Hornstein verpfändet gewesen, von den Rotweilern, welche mit diesem in Fehde gelegen, erobert und zerstört. Darum findet, wer in unseren Tagen den Oberhohenberg besteigt, fast keine Spur mehr davon, daß dort einst eine Grafenburg gestanden und drei Betrachtungen sind es wohl vornehmlich, welche sich dem Besucher des Platzes, auf welchem neuerdings ein Belvedere von Holz errichtet worden, aufdrängen. Für's Erste: es müssen böse, für Sicherheit von Leben und Freiheit, Hab und Gut schwere Zeiten gewesen sein, als ein mächtiges Geschlecht Adlern gleich dort seinen Sitz aufgerichtet hat, auf einem der höchsten und rauhesten Punkte der Alb, in dessen Revieren umher, dem berüchtigten Heuberg, Schwabens Blocksberg, der Aberglaube von jeher und bis auf unsere Tage herab die finsteren Mächte der Hölle und die sich ihnen verschrieben ihr Unwesen treiben läßt. Für's Andere, welch' geringe Ansprüche müssen die Herren der Burg Hohenberg und deren Familien, welche doch dem hohen Adel Schwabens angehört, an das Leben gemacht haben in Bezug auf Bequemlichkeit und Annehmlichkeit, auf all' das, was wir jetzt sehr bescheidenen Comfort nennen. Endlich — stellt man sich im Geiste auf die unwirthliche Höhe des Oberhohenbergs, welche einen sehr kurzen Sommer hat, der nur wenig warme und windstille Tage zählt, welchem dagegen ein ungewöhnlich langer und kalter Winter folgt; versetzt man sich in Gedanken in die luftigen, den scharfen Winden ausgesetzten Räume, in die Wohngemächer der Burg mit ihren dicken kahlen Mauerwänden, fliesbedeckten Böden und schmalen, sparsam angebrachten Fenstern von sehr mangelhaftem Verschluß — so muß man sich sagen, das Geschlecht, welches mit Weib und Kind dort gewohnt hat, muß einem kräftigen Menschenschlag angehört haben, welcher von manchen Leiden

und Krankheiten der jetzigen verweichlichten Generationen nichts oder nur wenig gewußt hat!

Als den Hofbeamten der Burg Hohenberg durch einen mehrere Tage vor dem Aufbruch des Grafen von der Rotenburg abgeschickten reisigen Knecht angesagt worden war, daß ihr Herr demnächst dort eintreffen und längere Zeit Hof halten werde, that jeder derselben was seines Amtes war. Da hatten der Vogt, Kämmerer und Keller für baar Geld und Naturallieferungen, für Herbeischaffung mancherlei Vorräthe für Küche, Keller und Stall zu sorgen. Es wurde den Vögten zunächst der umliegenden Dörfer aufgegeben, eilends und mit aller Strenge einzutreiben und an den herrschaftlichen Keller einzuliefern alles, was von den durch das Vogtgericht verhängten Freveln, von Hauptrecht und Sterbfall in Geld, von Maien- (Walpurgis-) Steuer, Abzug- und Einzuggeldern, Hofstatt-, Garten- und Wiesenzinsen u. s. w. noch ausgestanden, und wo möglich auch die noch nicht verfallene Herbst- (Martini-) Steuer beizuschaffen. An Naturalien mußten nach Bedarf auf die Burg geliefert werden alle verfallenen Leib- und Maien- zum Voraus auch die Herbsthühner und Gänse, Eier, viele Malter Vesen und Haber;[2] den Inhabern der benachbarten herrschaftlichen Mühlen wurde aufgegeben, große Quantitäten von Mehl, denen der Fischwasser nach Bedarf Fische zu liefern; die Jäger wurden auf Rehe, Hirsche und Sauen ausgeschickt und dergleichen. Dabei wurden — wegen der großen Hitze nächtlicherweile — einige Wagen nach der benachbarten Reichsstadt Rotweil geschickt, um von dem guten Bier zu holen, das seit einigen Jahren einer aus Constanz dort braute. Und herzlich froh war der Schenke, daß das vorhergehende Jahr der Wein bei Rotenburg so gut und in Hülle und Fülle gewachsen. Von dort hatten wie üblich die Bauern von Schwenningen in der Frohn viele Wagen voll herbeigeführt und nur wenige der großen Fässer des Burgkellers waren leer. Der Kämmerer und Marschalk hielten in den Kemenaten und Ställen der Burg Umschau und ließen für die Beherbergung des Herrn und seines Gefolges und der weiter zu erwartenden Gäste, wie auch für die Unterbringung der Rosse alles in guten Stand setzen.

Nach diesen und anderen Vorbereitungen und Zurüstungen ritt der Marschalk Burkard mit einigen Knappen und Knechten nach Schömberg, um dort seinen Herrn zu erwarten und dann auf die Burg zu geleiten. Ihm hatten sich die ritterlichen Dienstmannen angeschlossen, welche auf den um Hohenberg liegenden sechs Burgen saßen, unter anderen die von Wehingen.

Und als der Wächter auf dem äußersten Thorthurm durch einen

Hornstoß die nahe Ankunft des Grafen verkündet hatte, stellte sich der Kämmerer Friedrich, der Truchseße Heinrich und der Schenke Otto mit dem Jägermeister, dem ersten Falkner und einigen Knappen vor dem Thore der Vorburg auf, um ihren Herrn ehrerbietigst zu begrüßen. Wiewohl sie wußten, daß es für sie nun viel und mancherlei zu thun geben werde, so freuten sie sich doch, denn jetzt hörte die Langeweile und Stille auf, welche den langen bis in den Mai angedauerten Winter auf der abgeschiedenen Burg geherrscht. Man hatte Gäste zu erwarten und freute sich darauf, nach langer Abgeschiedenheit auch einmal wieder etwas von der Welt zu hören; man durfte auf fröhliche Gelage, lustiges Jagen und manchen Ritt da und dorthin rechnen.

So beeiferte sich, als der hohe Gebieter bei der Zugbrücke über dem ersten Graben angekommen war, jeder ihm nicht nur seine Ehrerbietung sondern auch Freude über seine Ankunft zu bezeugen. Und äußerst gnädig und leutselig bot der Graf jedem der Anwesenden von dem Rosse herab die Hand und fügte einige freundliche Worte bei. Und als man durch die Vorburg ritt und in die Nähe des Hundezwingers kam, da schlugen die Thiere laut an. Sie mochten gewittert haben, daß es nun wieder hinausgehe in Feld und Wald.

Im Burghof angekommen, stieg alles von den Rossen, wobei der Marschalk von Hohenberg, wie seines Amtes war, seinem Herrn den Stegreif hielt. Der Graf begab sich nun sofort unter dem Vortritt des Kämmerers und Leibknappen in die in dem großen Thurm befindliche, sonst von ihm bewohnte Kemenate, entkleidete sich mit Hilfe des Knappen, um das für ihn bereit gehaltene warme Bad einzunehmen, legte darnach ein bequemes Hauskleid an und streckte sich, um von dem beschwerlichen Ritt auszuruhen, auf dem Spanbette (Sopha, Divan) aus, bis der Truchseße erschien und meldete, daß der Abendimbiß bereit stehe.

Die nächsten Tage hielt der Graf Rast. Mit Wohlbehagen schlürfte er die kühle, frische Luft ein, die ihm an seinem offenen Fenster und noch mehr auf den Zinnen der Thürme und Mauern entgegenwehte. Er verließ die Burg nicht, sondern hielt vornehmlich in den Ställen, dem Hundezwinger und „Falkengertle“ Umschau. Im Hundezwinger verweilte er am längsten und mit besonderem Wohlgefallen ruhte sein Auge auf den zahlreichen Koppeln von „Bracken“ (Leithunden), „jagenden“ Hunden (darunter besonders Saufinder), Windhunden und Hatzrüden, von welch' letzteren und den „Saufindern“ namentlich Prachtexemplare vorhanden waren. Und großes Lob spendete der Graf dem Jäger und Rüdenknecht, welche die Dressur und Pflege derselben besorgten.

Für die Falken hatte derselbe nicht das gleiche hohe Interesse, da er kein besonderer Freund von der Jagd mit denselben war. Sie dünkte ihm nicht „manlich“ genug, doch betrachtete er mit besonderem Interesse zwei Falkenarten, welche aus den Donaustrichen seiner Grafschaft stammten und Pilgrin- und Blaufußfalken genannt wurden, hörte auch mit Aufmerksamkeit an, was der Falkner darüber berichtete. „Vorigen Sommer haben verwegene Gesellen dieselben als Junge bei der Burg Falkenstein ausgenommen, wofür ihnen der Marschalk zwei blanke Silberschillinge gegeben, und hieher gebracht.[3] Das war eine halsbrecherische Arbeit, denn die Nester waren in „Hilinen“ thurmhoher Felsen, und die Bursche mußten von ihren Kameraden an langen Seilen heruntergelassen werden, um zu den Nestern zu gelangen, welche sich in halber Höhe der Felsen befanden. Und beide Arten haben sich bis daher bei meinem Abrichten zur Beize gut angelassen und versprechen gutes Federspiel zu werden. Diese Falkenarten besonders der Blaufußfalke werden zwar,“ bemerkte der Falkner, „gemeinhin nicht hoch geachtet,[4] doch wird der Pilgrinfalke ganz geschickt zur Beize auf den Antvogel (wilde Ente), und wenn er stärker und kühner geworden, auch auf den Reiher; der Blaufußfalke aber fürnehmlich auf Elstern, Heher und Krähen, und der ersetzt durch List, was ihm an Stärke abgeht.“

Schon nach einigen Tagen trat der Vogt, als er seinen gräflichen Herrn guter Dinge und von den Strapazen des weiten Ritts ganz erholt sah, vor denselben mit einer dringenden Streitsache. In dem nahen Dorfe Wehingen besaßen nämlich die alten und reichen Klöster Reichenau und Sanct Gallen Güter und Hörige, Burkard aber, als Grafen von Hohenberg, stand die Vogtei über dieselben zu, ein Verhältniß, welches den Klöstern immer sehr ungelegen war und wie sonst so auch hier häufig zu gegenseitigen Streitigkeiten und Klagen geführt hatte. Der Graf forderte, nachdem er seinen Vogt, Kämmerer und Notar, wie auch seinen Dienstmann, den Ritter Hugo von Wehingen über den Fall gehört hatte, diese auf, für beide Seiten billige Vorschläge zur Beilegung des Streits zu machen. Dieser war ihm, was Reichenau anbelangte, besonders unlieb, da von uralten Zeiten her bei seinem Hause das Oberschenkenamt des Klosters war, wiewohl es höchst selten vorkam, daß ein Graf von Hohenberg dem Abte den goldenen Becher mit dem Klosterwein, dem köstlichen Schlaitheimer, kredenzte. Solches thaten allermeist als „Unterschenken“ die Ritter vom nahen „Salenstain“ (im Thurgau).[5] Und als man sich zur Beendigung des Streits über gewisse Hauptpunkte geeinigt hatte, wurde der Notar beauftragt, dem entsprechend ein Schreiben aufzusetzen, mit dem gräflichen Siegel zu versehen und durch einen sichern Boten an die Aebte zu senden.

Auch mancherlei andere Geschäfte gab es zu erledigen. Der Graf hatte auf vorgefallene Todesfälle Belehnungen vorzunehmen, sollte seine Zustimmung ertheilen zu Verkäufen, beziehungsweise Schenkungen von Gütern, welche von ihm Lehen oder Eigenthum von Dienstmannen waren, die aber als solche nicht selbständig darüber verfügen konnten. Dieses und anderes wurde nach dem Rath der Hofbeamten und des Notars abgemacht, und auch darüber von diesem eine mit dem gräflichen Siegel versehene Urkunde ausgestellt. Es erschienen auch, als sich die Kunde verbreitet hatte, der Graf halte auf Hohenberg Hof, Vasallen und Dienstmannen einfach in der Absicht, ihn ehrerbietigst zu begrüßen. Der bei Burkard in besonderer Gunst stehende Pfarrer von dem benachbarten Dorfe Wehingen war einer der ersten Gäste, welche ihre Aufwartung machten und ihre Freude über des Grafen Ankunft bezeugten. Und der geistliche Herr gieng nicht ohne eine besondere Gnadenbezeugung Burkards für seine Kirche, eine Schenkung von Gilten aus einem gräflichen Hofe von dannen.

Nachdem seit des Grafen Ankunft auf Hohenberg so mehrere Wochen hingegangen waren, trafen die Hofbeamten ohne Heißen ihres Herrn mit dem Jägermeister alle Vorbereitungen zu einer großen Jagd in dem „Forst uf der Scher," welcher von Burkards Ahnen, den Grafen des vormaligen Scherragau's, auf ihn gekommen war, und eine sehr große Ausdehnung hatte, denn die südliche Grenze lief jenseits der Donau, die nördliche von dem Einfluß der Schlichem in den Neckar über Balingen, die westliche diesem Flusse und die östliche der Lauchart entlang hin. Und dieses große Jagdrevier war reich an Wild für die ritterliche Jagd — an Hirschen und Sauen. Selbst reißende Thiere, wie Bären, an denen sich Stärke und Kühnheit erproben konnten, fehlten dazumal nicht. Noch erinnern daran die alten Schlagnamen um Hohenberg „Bärenbrunnen" (zwischen Hohenberg und Goßheim), der „Hirschbühl" bei Wehingen, der „Schweinsbach" bei Goßheim und andere mehr.

Als alle Vorbereitungen zu einer mehrere Wochen andauernden Jagd getroffen waren, traten der Marschalk und Jägermeister vor den Grafen und erstatteten umständlichen Bericht davon, welcher höchst beifällig und gnädig aufgenommen wurde, denn Graf Burkard liebte die Jagd über die Maßen, und es war nun — man hatte den August angetreten — just die rechte Zeit, auf Edelwild (Hirsche) zu jagen, wiewohl man es dazumal hierin nicht so genau genommen.

Auf Heißen des hohen Jagdherrn wurden wie üblich die Vasallen und ritterlichen Dienstmannen in den Strichen um Hohenberg zur Theilnahme an der Jagd eingeladen, die Bauern aber zu Leistung ihrer

schuldigen Jagdfrohnen aufgeboten. Die mußten theils auf Wagen und Karren den Jagdzeug, darunter auch Zelte, ferner Truhen mit Lebensmitteln, Kleidern und Tischgeräthe, Faltstühle und anderes mehr nachführen, theils als Treiber Dienste leisten, theils die Koppeln der Hunde führen, wobei sie für jeden durch ihre Schuld zu Grunde gegangenen Hund eine Geldentschädigung zu zahlen hatten. Die Bauern der Ortschaften, in deren Nähe die Jagdgesellschaft eine zeitlang Rast machte oder übernachtete, hatten Jäger und Hunde zu beherbergen und zu verköstigen (füttern). Hiebei war auf einen Hund ein Laib Brod zu rechnen; den etwa mitgenommenen Falken mußte — jedem ein Huhn, wo möglich ein schwarzes, zu fressen gegeben werden. Der Graf und die ritterlichen Jäger nahmen auf benachbarten Burgen Herberge, wo man sie nach besten Kräften bewirthete, der gräfliche Küchenmeister aber, welcher mit dem Truchseßen und Schenken die Jagd mitgemacht hatte, für gute Bereitung des mitgebrachten Wildbräts Sorge trug.

Um die Mitte des Augusts war der Graf höchst zufrieden mit dem Verlauf der Jagd nebst einem Theil der Gäste wieder auf seine Burg Hohenberg zurückgekehrt, und mehrere Tage lang waren bei den bis Mitternacht andauernden Gelagen im Saal des Palas die mancherlei Jagdabenteuer der Gegenstand der Unterhaltung im Kreise der lustigen Gesellschaft. Nachdem aber die fremden Herren abgezogen waren, trat wieder Stille auf der Burg ein. Es wurden unter dem Vorsitz des Grafen von seinen Beamten kleine Regierungsgeschäfte erledigt, ab und zu auch Ritte in die nächste Umgegend gemacht.

Ein Brautwerber.

Da geschah es, daß in diesen Tagen der Ruhe, an denen der Wächter auf dem Lugin'sland der Burg selten zu seinem Horn zu greifen gehabt, um zu verkünden, daß Jemand der Burg zuziehe, derselbe auf dem lang gestreckten Plan des Hohenbergs mehrere ritterliche Bewaffnete und einige reisige Knechte mit zwei Saumpferden, welche mit großen Körben bepackt waren, gewahr wurde. Da nahm er sein Horn von der Wand und blies gewaltig hinein, sandte auch unverweilt seinen Knaben zu dem Marschalken Burkard, um Meldung davon erstatten zu lassen. Bei diesem war eben auch keuchend ein Knecht des Ritters eingetreten, dem die Hut der Vorburg, welche vor der mittägigen Spitze des Hohenbergs lag, anvertraut war und der die Ankunft von ihm unbekannten Bewaffneten eiligst melden ließ. Darauf bestiegen der Graf

und sein Marschalk die Plattform der hohen Warte, wo des Wächters Häuschen stand, um selbst nach den Ankömmlingen auszuschauen und zu erfahren, wer dieselben, die in Rüstung und Waffen der Burg zuritten, wohl sein könnten. Bald hatte ihr Hin- und Herrathen ein Ende. Denn als die kleine berittene Schar näher gekommen war und einer der Ritter derselben den Grafen Burkard auf der Warte erkannt hatte, rief er mit gewaltiger Stimme hinauf: „Herr Graf, Rudolf von Habsburg, euer Nachbar aus dem Elsaß, entbietet euch seinen freundlichen Gruß und bittet um Einlaß für sich und sein Gefolge." Der weithin schallende Ruf wurde von Burkard auch gehört und verstanden. Und als die Ritter noch näher herangekommen waren, sprach er zu seinem Marschalken: „Der Voranreitende ist wirklich der Graf von Habsburg, ich erkenne ihn an der hageren hohen Gestalt und der stark hervortretenden Adlernase.[6] Der heißt nicht umsonst Graf von Habsburg, d. i. Habichtsburg, wenn er mich auf solch' große Entfernung erkannt hat." Und fuhr höchlich erstaunt also fort: „Wie kommt mir aber dieser Besuch? Wohl kennen wir uns vom Elsaß her, waren indeß nie sonderliche Freunde, denn der Habsburger steht in dem großen Streit, welcher das Reich entzweit, nicht auf meiner Seite. Was mag den nun zu mir führen und was ist nun zu machen? Ihm auf Gruß und Bitte den Einlaß verweigern, geht doch wohl nicht an. Ich liege ja nicht mit ihm in Fehde, und wollte er mich und mein Gut je schädigen, so läge ihm mein Albrechtsthal[7] im Elsaß nahe genug. Sollte er aber, was ich seiner Ritterehre nicht zutraue, doch einen hinterlistigen Anschlag im Schilde führen, so sind wir unser so viel als sein kleiner Haufen und leicht könnten unsere umwohnenden Mannen uns auf verabredete Zeichen zu Hilfe eilen." „Ja, mein Herr," hub darauf Marschalk Burkard an, „Vorsicht wird nichts schaden in unserer wirren, unfriedlichen Zeit, wo man nicht selten Ritterwort und Eide gebrochen, wo Freund gegen Freund, selbst Bruder gegen Bruder steht, zumal wenn damit Gewinn an Geld und Gut zu erjagen ist. Ich halte dafür, es sollte Marschalk Bertold, welcher mit euch von der Rotenburg gekommen, unverweilt auf die umliegenden Burgen reiten und die dort wohnenden Ritter dahin verständigen, sie sollten Acht haben und auf ein verabredetes Zeichen von unserer Burg — bei Tag eine starke Rauchsäule, bei Nacht aber ein auflodernden Feuer — in Rüstung und Waffen eiligst uns zuziehen." „Solches magst du — aber ganz geheim und in größter Stille — anordnen, jetzt aber müssen ohne Säumen die Zugbrücken niedergelassen und die Thore der Burg, eins nach dem andern, geöffnet werden," erwiederte darauf der Graf.

Bei diesen Worten stieg der Graf von dem Lugin'sland in den

Burghof hinab und eilte dem äußeren Thore der Burg zu, um den Grafen von Habsburg zu begrüßen, ihm nach der Marschalk Burkard. Der fremde Gast ritt auch in Kurzem heran, stracks auf den Burgherrn zu und bot ihm vom Rosse herab freundlich die Rechte, indem er sprach: „ihr seid, Herr Graf, mit Recht über den seltenen Besuch aus ziemlich weiter Ferne erstaunt.“ „Dem ist so, ich heiße Euch aber darum nicht weniger willkommen; Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber die Leut', sagt ein schwäbisches Sprichwort,“ erwiederte Graf Burkard mit einem kräftigen Handschlag. Und nun nannte der Habsburger dem Grafen von Hohenberg die ritterlichen Herren seines Gefolges, dieser seinerseits stellte den Gästen seinen Marschalken Burkard vor, welcher nun aber eilends in die Burg hinein gieng, um seinen Collegen die Ankunft der Gäste zu melden und das Nöthigste vor der Hand fürkehren zu lassen. Die Angekommenen dagegen ritten unter dem Geleite des Burgherrn über mehrere Zugbrücken, welche über Gräben gelegt waren, dann durch den äußeren Thorthurm zum Hauptthor und von diesem durch die darin befindliche gewölbte Halle hin zum Burghof. Hier stiegen sie ab, wobei der Marschalk Burkard dem Grafen von Habsburg den Stegreif hielt, während Knappen und Knechte der Burg sich der Rosse annahmen. Darauf führte Graf Burkard seinen Gast und dessen ritterliche Begleiter in den Saal des Palas, wo die übrigen Hofbeamten bereit standen, von ihrem Herrn den Gästen vorgestellt wurden und der Schenke denselben den Willkommwein kredenzte. Bald darauf setzte man ihnen auch einen kleinen Imbiß, bestehend aus Weißbrod und Käse vor. Inzwischen sorgten der Kämmerer und Marschalk für deren Unterbringung und insbesondere warme Bäder für dieselben. Und als alles bereit war, übergaben der Graf von Habsburg und seine Ritter ihre Waffen dem Kämmerer der Burg,[8] begaben sich in ihre Gemache, wobei der Burgherr mit einem Knappen selbst seinen gräflichen Gast begleitete, während dessen Ritter von Knappen dahingeführt wurden. Hier legten sie unter Beihilfe der letzteren Rüstung und Gewand ab und stiegen in das Bad. Und nachdem dieses eingenommen, frische, schneeweiße Wäsche, für welche Burkards Kämmerer gesorgt, angelegt war, wurde in bequeme Hausgewänder geschlüpft, die man in den Körben der Saumpferde mitgebracht hatte. Darauf streckten sich die Gäste, von dem Bad gestärkt und wie neugeboren, auf den Spanbetten (Ruhebetten) aus bis zum Abendimbis.

Dieser wurde mit Einbruch der Nacht im Saale des Palas eingenommen, und an demselben nahmen auch der Marschalk und Kämmerer der Burg Hohenberg nebst mehreren Rittern aus der Nähe, welche kurz vorher angekommen waren, Theil. Dabei wurde der gräf-

liche Gast, welchem der Ehrenplatz angewiesen worden, von dem Truchsessen und Schenken in eigener Person bedient, den übrigen Gästen warteten Knappen auf. Der Imbiß bestand aus Eiern, „Straubeten“ (spezifisch schwäbisches Schmalzgebackenes), Wildbrät und Fischen, und als Getränk wurde das kräftige, nach Constanzer Art gebraute Rotweiler Bier gereicht, fand auch allseitig besonders bei dem Habsburger, welcher das Bier sehr liebte, großen Beifall.[9] Dasselbe that auch, nachdem mancher Becher davon geleert worden, seine Wirkung: die Unterhaltung der hohen Gesellschaft, bei welcher hüben und drüben anfangs eine gewisse Zurückhaltung und Spannung geherrscht, wurde ungezwungen, lebhaft, ja warm. Der Graf von Habsburg brachte dieselbe damit in Fluß, daß er in ritterlicher Galanterie sein großes Bedauern darüber ausdrückte, nicht die Ehre zu haben, seines freundlichen Wirthes hohes Ehegemahl und liebliche Tochter Gertrud, welche er voriges Jahr im Elsaß zu sehen das Glück gehabt habe, bei diesem seinem ersten Besuche auf einer hohenbergischen Burg begrüßen zu dürfen. Freilich meinte er, dieses Adlernest auf hohem Felsberg sei auch zur Sommerszeit kein einladender Sitz für Frauen. Darauf richtete er sich in seiner ganzen Länge auf, erhob seinen hohen, vergoldeten Becher, der bis zum Rande mit schäumendem Gerstensaft gefüllt war, und rief laut in den Saal: „Zum Gruß aus der Ferne und ehrenden Andenken der hochedlen Gräfin und ihrer reizenden Tochter leere ich meinen Becher bis auf den Grund, lade auch den hohen Wirth und seine Ritter ein, ein Gleiches zu thun.“ Da blieb denn auch keiner der Herren zurück. Darnach berichtete er von seiner Reise und dem Weg, den er gemacht, auch wie es gekommen, daß er statt auf die Rotenburg, wie er im Sinne gehabt, auf Hohenberg geritten. „Von Windisch, nicht weit von meinem Schlosse Habsburg,“ erzählte er, „bin ich auf der alten Heerstraße aus der Heidenzeit nach Zurzach geritten, habe da den Rhein überschritten, bin weiter dieser Straße gefolgt und so nach Hüfingen im Schwarzwalde und von da nach der Reichsstadt Rotweil gekommen,[10] habe da Herberge bezogen und erfahren, daß Graf Burkard zur Zeit in der Nähe, auf der Burg Hohenberg, Hof halte. Auf meinem Ritt hieher bald durch enge Thälchen, bald steile Berge hinan, meist durch Wälder, da und dort überragt von einem festen Thurme, war ich, ehrlich gestanden, doppelt froh, daß ich, zumal in unseren gegenwärtigen Zeitläuften, mich für den weiten Weg vorgesehen, in Rüstung und Waffen mit Rittern und Knechten ausgeritten bin.“ „Mein Thurmwächter und der alte Dienstmann auf der Vorburg, am Fuße des Berges,“ entgegnete darauf Graf Burkard, „scheinen, als sie Euch Herr Graf und Euer Gefolge haben

heran reiten sehen, auch Schlimmes für mich und meine Burg gefürchtet zu haben, bevor sie Eure zwei mit Körben bepackte Saumpferde, wie man's bei fahrenden Krämern sieht, erblickt. Doch hätte das ja auch eine Kriegslist sein können." „Zugegeben, Herr Graf, Ihr sollt indeß morgen bestimmt erfahren, daß ich in durchaus guter freundlicher Meinung zu Euch geritten bin, nun aber sehne ich mich auf die lange, beschwerliche Reise nach der Nachtruhe," erwiederte der Habsburger, wünschte Burkard gute Nacht und begab sich unter Vortritt des Kämmerers und eines Knappen in seine Kemenate.

Den andern Morgen besuchte Graf Rudolf mit seinem Wirth und einigen Rittern die Messe in der Burgkapelle, darauf wurde im Saale des Palas das Frühstück eingenommen. Es bestand vornehmlich aus Eiern, Geflügel (Wildenten) und Hirschziemern, dazu setzte der Schenke auf Heißen seines Herrn von dem köstlichen Wein vor, welcher in dessen Weinbergen bei Endingen im Breisgau [11] gewachsen war. Nach eingenommenem Imbis bestiegen beide Grafen die Plattform des Lugin's-lands der Burg. Es war auf Anregung des Habsburgers geschehen, der, wie er vorgab, die weite Aussicht von dort genießen wollte. In Wahrheit aber wünschte er mit dem Grafen Burkard allein zu sein, um unbelauscht über eine hochwichtige Sache mit demselben zu verhandeln. Darum sagte er halb scherzweise zu dem dort postirten Wächter, er könne nun abtreten, er (der Habsburger) wollte Wache halten. Auf einen Wink von seinem gräflichen Herrn verließ derselbe mit seinem Knaben auch die Plattform und stieg die Warte hinab.

Darauf setzten sich die beiden Grafen auf die steinerne Bank nieder, welche sich zwischen dem thurmartigen Wächterhäuschen und dem Zinnenkranz des Lugin'slands befand. Und der gräfliche Wirth hub an seinem hohen Gaste die großartige Fernsicht zu weisen. „Dort," gegen Abend deutend, sprach er, „sehet ihr die Spitzen der hohen Thürme der kleinen, aber sehr festen Reichsstadt Rotweil, und dahinter in blauer Ferne die dunkeln Berge des Schwarzwaldes und deren höchsten, den Feldberg. In den vorliegenden Strichen, uns viel näher, liegt auch der Fürstenberg, auf welchem Euer Vetter, Graf Heinrich sitzt; bei klarem Wetter sieht man die Thürme seiner Burg." Gegen Mitternacht weisend sagte Burkard: „da streckt sich die lange Kette der hohen Felsberge unserer Schwabenalb, auf deren einem, dem Zollern, meine Vetter sitzen. Würden wir hellen Himmel haben, so könnte ich euch gegen Mittag auch die Schneeberge eurer Heimat zeigen; was ihr in dieser Richtung sehet, sind die Gipfel von den gewaltigen Bergen des Hegau's, des Hohentwiel, des hohen Hewen und anderer." Als Graf Burkard mit seinem Cicerone-Amt zu Ende war, ergriff nach kurzer Pause der Habs-

burger das Wort und sprach: „Ihr habt, Herr Graf, Eure Verwunderung darüber, daß ich aus ziemlich großer Entfernung hergeritten gekommen bin, um Euch zu besuchen, nicht verbergen können, finde Eure Ueberraschung aber erklärlich und gerechtfertigt. Wir stehen in dem unheilvollen Streit zwischen Kaiser und Pabst auf verschiedenen Seiten, sind aber darum doch nie mit den Waffen in der Hand einander gegenüber gestanden, haben im Gegentheil zu wiederholten Malen bei zufällig erfolgtem Zusammentreffen im Elsaß freundnachbarlich mit einander verkehrt. Da stieg bei unserer letzten Begegnung in Straßburg, als Ihr dort mit Eurer Tochter Gertrud und Eurem Sohne Albert in Herberge laget, der Gedanke in mir auf, ich sollte Euch einmal auf Eurer Burg besuchen, im Kreise Eurer Familie begrüßen und Eure Freundschaft suchen. Doch wozu unter Männern Umschweife und viele Worte machen? Ich bin, wie Ihr, edler Graf, wohl doch wisset, noch ohne Weib, aber nicht Willens, länger also zu bleiben und, kurz gesagt, in der Absicht zu Euch gekommen, um Eure züchtige, liebreizende Tochter Gertrud zu freien.[12] Ueberleget nun, Herr Graf, meine Mittheilung, aber lasset mich nicht ohne Eure Zusage von dannen reiten." „Ihr erweiset, hochedler Herr," erwiederte darauf Graf Burkard, „meinem Hause viel Ehre; daß wir bis daher verschiedene Wege gegangen sind, däucht mir bei Erfüllung Eures Wunsches kein Hinderniß zu sein, und schon oft hat die Minne sogar offene Feindschaft in Freundschaft verkehrt. Doch erbitte ich mir für meine Person Bedenkzeit bis heute Abend, überdies haben, wie Ihr selbst einsehen werdet, mein Weib und meine Tochter auch dabei ein Wort mitzureden, darum werdet Ihr Euch in Betreff der endgiltigen Antwort wohl noch einige Zeit gedulden müssen, sie soll Euch aber möglichst bald durch einen sichern Boten auf Eure Habsburg gebracht werden." „Ich danke Euch," entgegnete der Habsburger, „für den vorläufigen freundlichen Bescheid und werde weder Euch noch die Eurigen mit der Entscheidung drängen, denn gut Ding, sagt ein Sprichwort, braucht lang' Weil'; doch lasse ich Euer Gemahl wie auch Eure Tochter bitten, meine Geduld nicht allzusehr auf die Probe setzen zu wollen."

Darauf stiegen die beiden Herren von der hohen Warte in den Burghof herab. Dabei hatten sie bis zu dem rundbogigen Eingang derselben etwa 30 Fuß über dem Boden erst die wegnehmbaren hölzernen Stiegen zu passiren, dann über eine zum Umgang der nahen Ringmauer gelegte Fallbrücke zu gehen und alsdann auf einer gleichfalls wegnehmbaren Freitreppe in den Hof zu steigen. Nun wünschte sich der Graf von Habsburg in dem Schlosse etwas umzusehen, wobei ihm der Marschalk Burkard als Führer diente, der Burgherr aber begab

sich in seine Kemenate, um die Eröffnung seines Gastes reiflich zu überlegen. Wiewohl er aber für seine Person bald zu dem Resultat gelangt war, er wolle dem Habsburger seine Tochter zusagen, so meinte er doch, er sollte einige ihm näher stehende getreue Diener seines Hauses auch über die hochwichtige Sache hören und berief deßhalb den Vogt, Kämmerer und Marschalken von Hohenberg wie auch den von der Rotenburg und seinen Notar [13] zu sich in seine Kemenate und machte ihnen vertrauliche Mittheilung von der Absicht, in welcher Graf Rudolf von Habsburg gekommen war.

Da gab's nicht wenig erstaunte Gesichter, doch sagte der Kämmerer, er sei nicht so sehr überrascht und habe schon bei dem Abend-Imbis solchen Plan des hohen Gastes, der, wie er wisse, unbeweibt sei, vermuthet. „Denn ich habe," sagte der kluge Hofbeamte, „wohl beobachtet, wie die stechenden und sonst eher abschreckenden Augen des Grafen von Habsburg von Feuer gestrahlt haben, wie über sein hageres, blasses Gesicht eine leichte Röthe geflogen ist, als er von unserem schönen Fräulein Gertrud gesprochen hat." Und bald stimmten alle anwesenden Räthe dem Entschlusse ihres Herrn bei, er für seine Person sei entschlossen, dem Grafen von Habsburg seine Tochter zuzusagen. Derselbe sei ja, meinten sie, ein mächtiger und tapferer Graf und solch' hohe ritterliche Gestalt, wie die des Habsburgers gefalle sicherlich auch ihrem Fräulein Gertrud. „Ja," versetzte darauf der alte Marschalk von der Rotenburg, eine derbe, gerade Schwabennatur, „und daß er durch die Schmähungen hab- und herrschsüchtiger Pfaffenfürsten (ich meine den Basler) und das Zettergeschrei alter Betschwestern von Klöstern in üblen Geruch gekommen, das hat nicht viel auf sich; ohnedies wird er, einmal in mein Alter gekommen und vollends an der Seite eines zarten, frommen Weibes schon zahmer werden." „Und daß," warf endlich ein anderer der Herren ein, „Graf Rudolf als Anhänger des alten Kaiserhauses gilt, welches dem Reich und unserm Schwaben, dem es entstammt ist, so viel Ruhm eingebracht hat, ist auch kein Makel für den Eidam unseres Herrn. Die Sache genau besehen, wer weiß auf wessen Seite — der des Kaisers oder des Pabstes — das Recht steht?" Nachdem noch manches hin und wieder geredt worden, brachte der Graf die Frage von der seiner Tochter zu gebenden Mitgift zur Sprache und forderte seine Räthe und Diener, insbesondere seinen Kämmerer und Notar auf, ihm darüber ihre Meinung zu sagen. Da sagte zuerst der Kämmerer: „mein Herr, die Mitgift Eurer Tochter in baar Geld zu geben wird nicht möglich sein, da Eure Kasse noch immer durch die Bezahlung der Schulden in Anspruch genommen wird, welche Ihr gemacht habt, als Ihr mit einem zahlreichen Haufen von

Rittern und Reisigen nebst großem Rüstzeug zu dem verstorbenen König Heinrich aus Thüringerlande zur Belagerung der Reichsstadt Ulm und nach dessen Tode vor Reutlingen gezogen seid.[14] Man wird liegendes Eigen geben oder solches dafür verpfänden, beziehungsweise die Einkünfte von solchem dafür anweisen müssen." „Der Meinung," warf nun der Notar ein, „bin auch ich, und zwar nehme man dazu weit ab von der Grafschaft meines Herrn gelegene Besitzungen; dabei denke ich vornehmlich an unser Albrechtsthal im Elsaß, welches dem künftigen Habsburger Eidam doppelt willkommen sein wird, und worauf es derselbe, von dem man sagt, daß er so sehr auf Landerwerb ausgehe, vielleicht bei dieser Wahl seines Ehegemahls gerade abgesehen hat. Auch die Besitzungen meines Herrn im Breisgau würden sich dazu eignen, dem Grafen von Habsburg aber vielleicht weniger genehm sein." Mit diesen Vorschlägen war Graf Burkard ganz einverstanden. Schließlich wurde beschlossen, den folgenden Tag den Marschalken Bertold auf die Rotenburg mit dem Auftrag zu senden, der Gräfin Mechtilde ausführlichen mündlichen Bericht zu erstatten von dem hochwichtigen Familienereignisse, der zustimmenden Meinung ihres Ehegemahls und dessen Räthe, und sie zu bitten, die Sache auch wohl zu überlegen, den alten Kämmerer Dietrich darüber zu hören, ihrer Tochter Gertrud aber vor der Hand nichts davon zu sagen, wie der Graf und die von ihm eingeweihten Räthe bis auf weiteres auch Stillschweigen darüber beobachten wollten.

Nach diesen Verhandlungen suchte Graf Burkard seinen hohen Gast in dessen Kemenate auf und machte ihm die Mittheilung, daß er für seine Person ihm seine Tochter zum Weibe zusage, unterließ auch nicht, denselben in Betreff der zu erwartenden Mitgift in der besprochenen Weise vorläufig zu verständigen. Und mit sichtlich großer Freude nahm der Habsburger die Eröffnungen des Grafen Burkard auf. Darauf besiegelte ein fester, herzlicher Handschlag der beiden Herren die angeknüpften Familienbande; es wurde aber verabredet, gegenseitig die Sache vor der Hand für sich zu behalten.

Den Tag darauf bei guter Stunde verließ der Graf von Habsburg die Burg Hohenberg. Graf Burkard gab mit dem Marschalken und Kämmerer, den Rittern Hugo und Burkard von der nahen Burg Wehingen, einigen Knappen und Knechten seinem Gaste das Ehrengeleite. Als dieser an der Seite seines künftigen Schwiegervaters durch die Thorthürme und über die Zugbrücken der äußeren Gräben geritten war, rühmte er die ausnehmende Festigkeit der Burg, meinte zwar, es seie wie seine Habsburg im Uebrigen eben auch ein enges Adlernest, wo nicht der Feind aber Sturm und Wetter überall Einlaß

finden. Und als sie zur Vorburg hinabgeritten waren und der alte Dienstmann ehrerbietigst grüßend am geöffneten Thore stand, sprach zu ihm der Graf von Habsburg, indem er ihm freundlich die Hand reichte: „guter Geselle, du siehst, daß du für deinen Herrn und seine Burg von mir nichts zu fürchten hattest.“ Im Weiterreiten erzählte er aber lachend dem Grafen Burkard, der treue Diener habe Bedenken getragen ihm das Thor seines Burgstalls zu öffnen. Von diesem schlug sich die Ritterschar der alten Straße zu, welche von Wehingen aus dem Beerathal herkommend gen Rotweil führte. Während des ziemlich langen Ritts dahin kamen die beiden Grafen und ihre ritterlichen Begleiter auf dieses und jenes zu sprechen. Unter anderem führte das zufällige Zusammentreffen auf der Straße mit einem hausirenden Krämer, welcher einen mit Waren bepackten Esel mit sich führte, und auf Befragen, woher er sei, Reutlingen als seine Vaterstadt angegeben, namentlich auf die damals noch in ganz frischem Andenken gewesene fruchtlose Belagerung der genannten Stadt im Mai 1247. Grimme Blicke warfen die Hohenbergischen reisigen Knechte, welche unter ihrem Herrn dieselbe mitgemacht hatten, auf den Hausirer und manch' Schimpfwort fiel auf ihn und seine Vaterstadt. Derselbe wurde, wenn wir recht berichtet sind, gemeinhin nur der „Lamparter“ genannt, denn seinen Vater hatten Handelsgeschäfte von „Lamparten“ (der Lombardei) nach der eben in Gewerben und Handel aufblühenden jungen Reichsstadt geführt. [15] Die Herren hatten den Hausirer ungeschoren gelassen, besprachen aber, nachdem sie an ihm vorbei waren, jene Fehde mit den Reichsstädtlern. Der Marschalk Burkard machte dabei vornehmlich den Sprecher. Sein Herr wäre gern mit Stillschweigen darüber weggegangen; da aber sein zukünftiger Eidam sich so begierig zeigte, näheres davon zu erfahren, so mußte man darauf eingehen. Und der Marschalk erzählte, nachdem er auf einen Wink seines Herrn an des Habsburgers linke Seite geritten, also: „Euch, hochedler Graf, ist sattsam bekannt, daß Innocenz, der vierte dieses Namens, welcher in unserer Zeit auf dem Stuhl von Rom sitzt, Kaiser Friedrich, des großen Rothbarts Enkel, seiner Kronen und Reiche entsetzt, auch Konrad, Friedrichs Sohn, den deutschen König als solchen und Herzog von Schwaben verworfen und den Pfaffenfürsten am Rhein, dem von Mainz, Köln und Trier, aufgegeben, ein anderes ihm genehmes Reichsoberhaupt zu küren, daß endlich auf Betrieb derselben der Landgraf Heinrich von Thüringen sich bereit erklärt hat, die Wahl anzunehmen und auch gekrönt worden ist. Dieser Fürst war uns Schwaben ein fast unbekannter Herr, aber unsere Pfaffen haben ihn geschildert als den, welcher das Reich wieder zu Ehren bringen werde. Hätte Kaiser Friedrich, unser

Landsmann, der ein gar weiser und nicht minder tapferer Mann sein soll, seiner schwäbischen Heimat und dem deutschen Reiche nicht den Rücken gekehrt, die Zügel der Regierung desselben nicht seinen schlechtgearteten Söhnen überlassen, während er seit vielen Jahren in seinem Erbkönigreich in Welschland drinnen sitzt, würde er von seiner Stammburg aus — Ihr habt, Herr Graf von unserem Lugin'sland wohl den Berg gesehen, auf dem sie steht — und von andern herrlichen Burgen des deutschen Landes am schönen Rheinstrom drunten das Reich selbst regieren und hätte Welschland — Welschland sein lassen, so wäre trotz allen Bemühungen der Päbste kein Haupt gegen ihn aufgekommen, wir Schwaben vorweg hätten immer treu zu ihm gehalten und der Thüringer würde keinen Anhang unter uns gefunden haben. Wie die Dinge aber gegangen, so kam es anders.

Der neue König rückte mit einer ansehnlichen Streitmacht in Schwaben ein und forderte auch seine Anhänger zum Zuzug auf, so meinen Herren und dessen Sippen, die Pfalzgrafen von Tübingen, um die wenigen, welche es noch mit Kaiser Friedrich und seinem Sohne Konrad hielten, zu züchtigen und auf seine Seite zu bringen. Es waren dies neben wenigen Grafen und Herren vornehmlich die Reichsstädte Ulm, Eßlingen, Reutlingen u. a. Vor erstere legte sich Heinrich, um sie zu erobern — es war vor zwei Jahren im Winter — aber die muthige Gegenwehr der Ulmer, großer Mangel an Lebensmitteln in seinem Heere und schneidende Kälte nöthigten ihn, die Belagerung aufzugeben und abzuziehen. Auch wir zogen heim. Bald darnach starb König Heinrich nach kurzem Regiment auf seinem Schlosse Wartburg. Aber die zu ihm und gegen den Staufer Konrad gestanden wechselten als Männer ihre Farbe nicht und fuhren fort die Anhänger des Kaiserhauses zu befehden. Frohlockend über die Schlappe, welche König Heinrich vor Ulm erlitten, erhoben die hohenstaufisch gesinnten schwäbischen Reichsstädte stolz ihr Haupt, vor allen Reutlingen, welches Kaiser Friedrich und sein Sohn Konrad zu einer Stadt des Reichs erhoben und mit mancherlei Freiheiten begabt hatte. Ja die Reutlinger ließen gegen die umwohnenden Grafen und Ritter, insbesondere meinen Herrn und die Tübinger herausfordernde Worte fallen. Das konnten diese nicht so hinnehmen. Sie rückten verstärkt durch andere Zuzüge mit vielen Rittern und Knechten auch großem Zeug vor die Stadt. Diese war wenige Jahre zuvor mit hohen starken Mauern und Thürmen, einem tiefen Wassergraben und anderen Wehren umgeben worden. Auf Zugbrücken, welche durch Bollwerke nach Außen vertheidigt werden, geht's über den Graben zu festen Thürmen, deren hallenartiger Durchgang durch schwere Thore und eiserne Fallgitter versperrt werden kann.

Und viel Volks, das sich auf seine festen Fäuste verläßt und mit stolzem Trotz an den Staufern festhält, welche aus den „Karsthansen" Stadtherren gemacht, saß in dem wohlverwahrten und mit Lebensmitteln reichlich versorgten Neste, entschlossen, dasselbe auf's Aeußerste zu vertheidigen. Dabei verließen sie sich nicht wenig auf den staufischen Vogt der über ihrer Stadt liegenden festen Burg Achalm. Auch konnten, von uns ungehindert, Boten aus- und eingehen, denn es führt, wie wir aber erst später erfuhren, ein unterirdischer Gang aus der Stadt weit hinaus in das Freie zu einem geheimen, unbekannten Ausgang. [16] Die auf der Achalm aber konnten alle unsere Belagerungs-Anstalten leicht auskundschaften und den Städtern davon Kunde hinterbringen. Dem ist es theilweise zuzuschreiben, daß dieselben meist vereitelt oder nutzlos gemacht worden sind und unsere „Antwerke" (Maschinen), selbst unser gewaltigster Sturmbock, der, wenn ich's noch recht weiß, 126 Fuß lang war, [17] gegen die unmaßen dicken Mauern und Thürme über den breiten Graben weg nur wenig ausgerichtet haben.

So gieng's mit der Belagerung nicht vorwärts. Inzwischen zog sich von Außen her ein Ungewitter über uns zusammen. Mehrere schwäbische Reichsstädte, namentlich Eßlingen und Ulm rüsteten im Geheimen, um Reutlingen zu entsetzen. Dazu half der Vogt auf der Achalm aus allen Kräften. Nächtlicherweile und von uns ganz unbeachtet füllte sich allmählich die große Burg mit den über die Berge hergezogenen Hilfsscharen. Und als sie sich gesammelt und gerüstet hatten, wurde verabredet, die Reutlinger sollten an einem bestimmten Tage auf ein von der Burg gegebenes Feuerzeichen zur Mitternachtsstunde aus ihrer Stadt heraus- und die Hilfsvölker von der Achalm herabbrechen und unser Lager überfallen. Und so wurde es auch ausgeführt. Unsere gegen die Stadt und Burg, wie auch zum Schutze des Lagers ausgestellten Wachen wurden überrumpelt, niedergemacht oder gefangen genommen; mit furchtbarem Geschrei brachen die Feinde von zwei Seiten durch unsere Wagenburg in das Lager ein, wo beinahe alles im Schlafe lag. Was sich nicht bei Zeiten aufraffen und durchschlagen oder unter dem Schutze der Nacht entkommen konnte, wurde erschlagen oder geknebelt. Glücklicherweise hörten die zwei Wachen des Zeltes, in welchem unser Herr lag, und vor dem wie üblich an einer hohen Stange sein Schild aufgehangen war, bei Zeit das Geschrei der heranstürmenden Haufen; sie weckten ihren Herrn und halfen ihm die Rüstung anlegen; auch wir, seine um sein Zelt her lagernden Ritter, wappneten uns eiligst, scharten uns um unsern Grafen und brachen durch die heranziehenden Feinde, wobei wir nur einige reisige Knechte verloren. [18] An die Wegführung unseres Ungeheuers von Sturmbock

und anderer „Antwerke“ dachte natürlich niemand, wäre auch nicht möglich gewesen. Und mein ritterlicher Freund, welcher auf der Burg bei Salmendingen, nicht weit von Reutlingen sitzt, den man von einer Kreuzfahrt her, die er mitgemacht, nur den Pilgrim heißt, der auch später von Reutlingern selbst die Anstiftung des nächtlichen Ueberfalls erfahren, hat mir voriges Jahr erzählt, daß dieselben während der Belagerung das Gelübde gethan hätten, sie wollten, wenn ihre Stadt gerettet werde, der Mutter Gottes, welche bis daher bei ihnen nur in einer bescheidenen Kapelle verehrt worden, eine große Kirche bauen, und die soll nun so lang werden, als der von uns zurückgelassene Sturmbock, welchen sie nach unserem Abzug in feierlichster Prozession mit Kreuz und Fahnen und unter großem Jubel in ihre Stadt hineingezogen hatten. So ergieng's, Herr Graf, schloß der Marschall seine Erzählung, „mit unserer Heerfahrt gegen Reutlingen.“ Darauf entgegnete der Habsburger kurz nur: „war eben auch sehr schlimm, daß Ihr zwei Feinde gegen Euch gehabt, die feste Burg Achalm und die Stadt; hättet jedenfalls jene allererst in Eure Gewalt bringen sollen.“ Darauf knüpfte er ein lebhaftes Gespräch über ein ganz anderes Thema mit seinem zukünftigen Schwiegervater an, welcher bis daher, ohne ein Wort zu reden, einhergeritten war, denn die Reutlinger Geschichte war ihm peinlich und verhaßt. Bald langte die hohe Gesellschaft auch vor Rotweil an, und da kein Schwabe ohne einen tüchtigen Abschiedstrunk ein herzliches Lebewohl sagen mag und kann, so ritt man in die Herberge, wo das gute Constanzer Bier ausgezapft wurde. Damit schwemmte Graf Burkard auch seinen wiedererwachten Groll über die Reutlinger Schlappe hinab. Nachdem man sich, Grafen, Ritter und Knechte, recht gütlich gethan, sagte man sich ein warmes Lebewohl und jeder Theil zog seine Straße. Der Habsburger über die Rotweiler Altstadt der Schweiz, Graf Burkard wieder der Burg Hohenberg zu.

Die übrige Zeit seines Aufenthalts in den oberen Strichen seiner Grafschaft brachte letzterer aber nun meist in den Donaugegenden zu, wo er zunächst in dem ihm gehörigen Schloß und Städtchen Friedingen an der Donau seinen Sitz aufschlug. Auf dem Ritt dahin durch das wildromantische Beerathal (im Volksmunde Bärathal) besuchte er seine in und bei demselben gelegenen Ortschaften. Von Friedingen aus wollte er mit seinem Gefolge ab und zu auch seine Burgen Kallenberg, Wildenstein, Werenwag und Falkenstein, [19] wo Vasallen und Dienstmannen von ihm und seinem Stammesvetter saßen, besuchen. Wer von seinem Gefolge diesen Strich des Donauthals, in welchem der junge Strom, nachdem er das genannte Städtchen in einem Halbzirkel umflossen, sich durch ein Labyrinth von Felsen so gewaltsam Bahn

gebrochen, daß er an manchen Stellen kaum zu einem Fußpfad Raum gelassen, wer die mächtigen, pittoresken Felspartien, natürlichen Felsenthore und die genannten stolzen Burgen zum ersten Mal gesehen, der staunte nicht wenig. Da schaute rechter Hand von einem wilden Seitenthal der Donau auf einem von drei Seiten frei stehenden hohen Fels zu ihnen herüber die Feste Kallenberg, deren gewaltige Thürme und Mauern aus Steinen aufgeführt waren, welche — wie die Herren meinten — nur Riesen hätten herbeischaffen können. Dort ragte gleichfalls rechts auf einem hohen steilen Felsvorsprung, mit dem festen Lande nur durch eine Zugbrücke verbunden, wie ein Vogel in den Lüften schwebend, das Schlößchen Bronnen, eine Besitzung der Grafen von Zollern. Bald darauf ritten sie an dem uralten Kloster Beuron vorüber, das auf sanfter anmuthiger Anhöhe über der Donau aber von wilden Felspartieen umgeben gar traulich und still da lag.

Und nun dauerte es nicht mehr lange, so sah man rechts von der Donau zwei Burgen ragen, von denen die eine auf einem gewaltigen, ganz isolirt aus dem Thale aufsteigenden hohen Felsen stand, die andere auf dem gegenüber liegenden nahen felsigen Bergrücken sich erhob, und nur durch eine schmale aber sehr tiefe Spalte von jener getrennt war. Da machten sich nun die Herren, welche zuvor nie in die Gegend gekommen waren, über die erste der Burgen, welche mehr einem Adlerneste denn einer Behausung von Menschen glich, allerhand Gedanken, Graf Burkard aber rief: das ist Wildenfels und Wildenstein[20] und dahin wollen wir reiten. Bald darauf vernahm man starkes Pferdegetrappel. Die Ritter Heinrich von Wildenfels und Friedrich von Wildenstein[21] kamen mit einigen reisigen Knechten auf dem schmalen Thalwege dahergeritten, um den ihnen schon den Tag zuvor angesagten hohen Besuch zu empfangen und auf ihre Burgen zu geleiten. Nachdem die gesammte berittene Schar auf einem vom Thale aus in manigfachen Windungen sich steil hinauf ziehenden Felspfad eine gute Zeit mühsam hinangeritten, und endlich auf der Höhe angelangt war, sah sie rechtshin eine große, wellenförmige Ebene, bedeckt mit Waideplätzen, Ackerfeld und Wald und zur Seite, links derselben, Thürme und Mauern ragen. Es war die auf dem Bergkamm rechts über der Donau liegende Burg, von der man schon vom Thale aus einen gewaltigen Thurm gesehen. Auf diese ritt man hin, zunächst aber unter dem Geleite der beiden heimischen Ritter zu einer majestätischen Buche, welche in der Nähe der Burg auf der Ebene stand, und unter der sich steinerne Bänke befanden. Hier erwarteten, wie die ritterlichen Insaßen der beiden Burgen mit einander verabredet hatten, nämlich Ulrich und Arnold von Wildenfels ihren hohen Herrn. Als

er in die Nähe gekommen, giengen sie ihm entgegen, begrüßten ihn und halfen ihm von dem Rosse. Darauf reichte ihnen der Graf freundlich die Rechte. Als aber alles abgestiegen war und die Knechte sich der Rosse angenommen hatten, schritt man dem Thorthurme zu, welcher in die hohe mit Zinnen versehene Ringmauer eingebaut war, die rechts und links je einen halbrunden Thurm hatte und, wie die fremden Ritter bald sahen, von da rückwärts bis zum Felsenkamm des Bergrückens lief, auf dem die Burg stand. Von dieser selbst war sonst nur der sattelförmige Giebel eines weiteren Thurmes sichtbar. Der Burg nahe gekommen, sahen der Graf und seine Ritter bald einen ausgemauerten Graben vor sich, über welchen bereits die Zugbrücke herabgelassen war. Ueber die hin schritten sie zum geöffneten äußeren Burgthor. Da stand in ehrerbietiger Haltung der alte Thorwart, einen schweren Schlüsselbund in der Linken und die Pelzmütze, welche er auch im Sommer zu tragen pflegte, in der Rechten; bei ihm sein erwachsener Sohn, ein stämmiger Bursche, welcher ihm behilflich gewesen, die schwere Zugbrücke vom Thorthurme hernieder zu lassen.

Als die Herren in die Burg eintraten, waren Knechte eben damit beschäftigt, einen mit zwei Joch Ochsen bespannten Wagen mit „Oehmd" von den Burgwiesen im Donauthal abzuladen. Dabei hielt, das Geschäft mit herrischer Miene überwachend, zu Pferd der Maier, doch hatte er, als er die fremden Ritter erblickt, seinen groben Strohhut mit sehr breiter Krämpe abgenommen. Die äußere Burg diente nämlich und zwar zugleich auch für die Felsenburg zu Zwecken, welche sonst die Vorburgen hatten, denn in derselben gewahrte man außer den Thürmen nur niedrige, meist unansehnliche Gebäude — Häuschen, in denen die zu beiden Burgen unmittelbar gehörigen Leibeigenen mit ihren Familien wohnten, Ställe für Rosse, Rindvieh, Schafe und Hunde, Vorrathshäuser, Scheunen mit Traschtennen, ein Werkhaus u. a. m. und inmitten von all' diesem das etwas stattlichere Wohnhaus des Maiers der zur Burg gehörigen Güter. Nicht zu vergessen ist endlich ein ziemlich großes, ausgemauertes Becken, in dem das Regenwasser gesammelt wurde. Das bessere Wasser mußte ein Knecht täglich auf Eseln aus dem Thale herauf schaffen.

Ohne weiteren Aufenthalt schritt die ganze Gesellschaft einem weiteren aber viereckigen Thurme zu, welcher sich auf der dem Thorthurme entgegengesetzten Seite befand, und in dasjenige Stück der Ringmauer eingebaut war, welches sich auf dem Felsenkamm des Bergrückens gegen das Thal hinunter erhob. Es war der Thurm, welchen die fremden Ritter schon von demselben aus angestaunt hatten. Er war in der That das gewaltigste Bauwesen der ganzen äußeren Burg, in zwei

Dritttheilen seiner sehr ansehnlichen Höhe aus kolossalen, ziemlich roh zugerichteten Felsblöcken aufgeführt, zugleich Bergfrit und Thorthurm, denn durch die unter ihm angebrachte Halle gelangte man auf die Zugbrücke zwischen der äußeren Burg und der auf dem isolirten Fels gelegenen Hauptburg. In diesem inneren Thorthurm der äußeren Burg, welcher nur gegen diese zur Vertheidigung eingerichtet war, wohnte auch der Wildensteiner mit seiner Familie, denn der Thorwart hatte nebenan seine höchst bescheidene Behausung. In den obgenannten runden Eckthürmen waren die Kammern der reisigen Knechte, welche die kleine Besatzung der Burgwache bildeten.

Um den Einzug des hohen Gastes mit seinem Gefolge bequem sehen und denselben begrüßen zu können, hatte man den altanförmigen Gußerker (die „Pechnase“) über dem Eingang des inneren Thorthurmes und der Wohnung des Wildensteiners durch Bretter, welche man über den eisernen Gitterboden desselben gelegt, zur Schautribüne der jüngeren Kinder der ganzen Rittersippschaft hergerichtet; die Frauen dagegen hatten sich mit ihren erwachsenen Töchtern auf der gegen den Burghof mit einem Zinnenkranz umgebenen Plattform des Thurmes aufgestellt. Jung und Alt kamen in ihrer Abgelegenheit von der Welt die Gäste höchst willkommen, darum hub sich, als der Graf in die äußere Burg eintrat, nicht enden wollender freudiger Zuruf der Kinderschar, welche Kopf an Kopf stand, die Frauen und Töchter aber grüßten sichtlich erfreut durch fleißiges Schwenken von bunten Tüchern. Da lachte einer der fremden Ritter über den reichen Kindersegen in diesem abgelegenen Winkel Schwabens, ein anderer meinte, eine solche „Minneburg“ wäre wohl auch eines Sturmes werth. Und der Graf und seine Ritter waren so galant, im Angesicht dieser seltsamen Besatzung des Thurmes einen kleinen Halt zu machen, und manch' freundlicher Blick wurde zu den Thurmzinnen hinaufgeworfen, da und dort fiel auch ein Scherzwort an die Kinder.

Darnach gieng's durch die Thorhalle auf die Zugbrücke, welche zur Felsenburg „Wildenfels“ führte. Auf derselben standen die fremden Ritter unwillkürlich stille, denn sie sahen sich über einer schwindelerregenden Tiefe und die jenseits des Abgrundes sich erhebende Burg erfüllte sie mit größtem Staunen. Die Ringmauer und der vor ihnen aufsteigende gewaltige Thorthurm derselben erschien mit der, wie man wohl sah, von Natur aus zackigen Felskrone wie verwachsen; erstere war treppenförmig sogar noch über den Fels hinaus gerückt und der ganze Bau offenbar um ein Namhaftes höher und fester als die äußere Burg. Als man auch hier die Halle des Thurmes, welche durch ein schweres Thor und starkes Fallgitter, beide aus Eisen, geschlossen

werden konnte, hinter sich hatte, sah man sich im kleinen Burghof der Burg Wildenfels. Da erkannten die fremden Ritter alsbald, daß, wenn dieselbe auch von einem zahlreichen Rittergeschlecht bewohnt war, man insbesondere gegenüber von der äußeren Burg Wildenstein, welche, wie sie sich überzeugt hatten, für die ganze Sippschaft zugleich als Vorburg diente, hier doch mehr eine Wehrburg vor sich habe, welche in Nothfällen auch der anderen Ritterfamilie eine Zufluchtstätte gewähren konnte. Den Burghof umschlossen neben einer sehr hohen Warte, welche dem Thorthurm gegenüber lag, lauter ganz aus Stein aufgeführte Gebäude, welche alle zur Vertheidigung eingerichtet waren, und deren äußere Wandung der Raumersparniß wegen durch die einzige sehr dicke Ringmauer gebildet wurde. Man konnte auch nur von dem nach Außen mit Zinnen versehenen und einem Dache bedeckten rings herum laufenden Umgang der Ringmauer in das oberste Stockwerk der Gebäude wie auch den Wartthurm gelangen. Auf jenen aber führten vom Burghofe aus mehrere wegnehmbare Stiegen. Vom Hofe aus sah man an den ihn umgebenden Gebäuden keine Eingänge, sondern nur wenige schmale aber hohe, nach Innen und Außen erweiterte Mauerschlitze, welche als Schießscharten zur Vertheidigung, aber auch als Fenster dienten, mit hölzernen, auch eisernen Gittern oder Klappen, wenige mit Glasrahmen geschlossen werden konnten. An einigen befanden sich auch Lauben, bedeckte Bogengänge, auf welche es von den Wohngemächern aus führte. Glasfenster und Lauben hatten aber nur die Kemenaten der Frauen und der kleine gemeinschaftliche Rittersaal der Wildenfelser und Wildensteiner. Auch nach Außen hatten die Thürme und übrigen Gebäude der Felsenburg, von welchen besonders die Waffenkammer sehenswerth war, die beschriebenen Mauerschlitze, auch mitunter „Linen" (Balkone), von denen aus man in der schönen Jahreszeit eine herrliche Aussicht hatte. Angenehme, beliebte Sitze boten in solcher Zeit auch die tiefen Mauernischen vor den schmalen Fenstern.

Graf Burkard hatte die Absicht, nur einige Stunden auf Wildenstein zu verweilen. Als sich aber bald schwere schwarze Wolken in das enge Thal hereinzogen und in lang andauerndem, strömendem Regen entluden, es auch schon dem Abend zugieng, mußte man sich entschließen, in den beiden Burgen die Nacht zuzubringen. Da leisteten nun die ritterlichen Wirte mit ihren Frauen das Aeußerste, um den hohen Gast und sein Gefolge möglichst gut zu bewirten und zu beherbergen, auch ihm den wider Willen genommenen längeren Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Und es fehlte, da der hohe Besuch schon den Tag zuvor angesagt worden, bei dem in dem kleinen Rittersaal eingenommenen Abendimbiß sogar nicht an Leckerbissen: eine Hirsch-

keule, Wildenten und gute Fische aus der nahen Donau, alles köstlich und pikant zubereitet, wurden aufgetischt, in den großen Bechern aber schäumte kräftiges Bier, welches ein Laienbruder in dem nahen Kloster Beuron gebraut und von welchem man ein stattliches Faß voll hatte holen lassen. Dem sprach man auch tüchtig zu. Ueberdies wurde Seewein vorgesetzt, den fand der Graf aber etwas säuerlich und nicht so gut wie der von der „Grafenhalde“ am Fuße seiner Rotenburg. Den mit dem Grafen und seinen Rittern gekommenen Knechten setzte man in der großen Gesindestube der äußeren Burg eine gewaltige Schüssel mit Haberbrei und geräucherten Speck in Hülle und Fülle vor, reichte ihnen auch von dem Klosterbier, welches ihnen besser mundete als daheim ihr saurer Apfelmost.

Die zwei Knappen des Grafen benützten den längeren Aufenthalt ihres Herrn, um sich, begleitet von einem der älteren Söhne eines der Ritter und einem alten reisigen Knecht, in den ihnen so seltsam vorkommenden Burgen und deren Umgebungen etwas umzusehen.

Schon beim Heranreiten gegen die äußere Burg hatte ein ansehnliches, mit einem hohen Zaun umgebenes Stück der vorliegenden Ebene ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen und ihre Neugierde rege gemacht. Sie sahen nämlich in diesem Gehäge mehrere Fohlen sich herumtummeln. Diese wollten sie allererst sehen, darum gieng's zuerst über die zwei Zugbrücken und Thorthürme hinaus in's Freie, der Fohlenweide zu. Der Weg dahin führte zunächst über ein großes zu den Burgen gehöriges Ackerfeld, das mit Haber (Hafer) angeblümt, der aber noch ziemlich kurz war. Als der reisige Knecht die Verwunderung der jungen Herren darüber merkte, belehrte er sie, auf der Alb oben sei eben alles Wachsthum später als im Unterlande aber der Haber gerathe da am besten und gebe ein sehr gutes Pferdefutter. An das Haberfeld stieß eine bis zum fernen Waldsaum reichende große Haide und eben ein Stück von dieser war zur Fohlenwaide eingehägt. Der Wildensteiner Knappe schloß die starke Thüre der letzteren auf und nun rasten beim Anblick des ihnen theilweise fremden Besuchs die Fohlen in dem Gehäge herum. So ziemlich in der Mitte desselben stand eine sehr große Buche, darunter eine Bank und Hütte aus Holz für den Wärter der Thiere. Auf jener nahmen die Knappen Platz und nach einiger Zeit gelang es, die Fohlen zur Ruhe zu bringen und näher herzuzulocken. Da hatten nun die beiden gräflichen Knappen große Freude an den prächtigen Thieren von feinem aber doch kräftigem Körperbau, und es mochte in ihnen da wohl der Wunsch aufgestiegen sein, von einem solchen Schlage möchten sie einmal als Ritter ein Streitroß. Nach längerem Verweilen auf der Fohlenwaide, wobei der Roßknecht seine Weisheit in der Pferde-

zucht auskramte, gieng der junge Wildensteiner mit seinen Gästen dem nahen schönen Buchwalde zu. Da kamen sie an einer großen Schafheerde vorbei, welche auf der Haide waidete. Und der junge Führer unterließ nicht zu bemerken: der Wald wie das Haberfeld und die Waide gehört sammt den Schafen zu unseren Burgen.

In diese zurückgekehrt, führte sie der alte reisige Knecht u. a. in die gemeinschaftliche Kapelle, welche in der Felsenburg war. Dort angekommen, schritt er bald zum Altar, hob den zu diesem führenden hölzernen Tritt weg, stieg einige Stufen wie in einen Keller hinab, und theilte in seiner Redseligkeit nun den nicht wenig erstaunten Herrlein das Geheimniß mit, daß von da ein verborgener Gang durch den Fels gehauen in das Thal hinabführe.

Mit der Nachtherberge des Grafen und seines wenn auch kleinen Gefolges auf den beiden Burgen, in denen die zahlreiche Sippschaft der Wildenfelser und Wildensteiner mit ihren Familien schon vorher eng genug beisammen wohnte,* hatte es allerdings seine Schwierigkeiten, doch gieng's bei den sehr bescheidenen Ansprüchen auch des hohen Adels jener Zeit an Bequemlichkeit im Wohn- und Schlafgemach auf eine Nacht schließlich. Den beiden Knappen wurde eine enge Kammer in der hohen Warte zum Schlafgemach angewiesen. Einer derselben sank auch, wiewohl ihr Lager ziemlich hart gewesen, von dem langen Ritt sehr erschöpft, dem süßen Schlaf bald in die Arme. Dem anderen, einem Sohne des Marschalken von der Rotenburg, wollte dies aber lange nicht gelingen. Ihm kamen die Felsenburg und sein Schlafgemach sehr unheimlich vor, da der alte reisige Knecht in seiner Geschwätzigkeit den beiden Knappen auch „vil seltzams dings von gaistern" und anderem das dort spucke, erzählt hatte.[22] Nachdem er sich, nur halb entkleidet, auf seinem Lager eine Zeit lang hin und her geworfen hatte, erhob er sich, schritt zu dem einzigen schmalen Mauerschlitz, öffnete die hölzerne Klappe, welche solchen verschloß, und schaute in die von Sternen nur sparsam erhellte Nacht hinaus, welche grauenvoll über den nahen waldigen Bergen und zackigen Felsen lag, die, je länger er sie betrachtete, in seiner Phantasie desto seltsamere Gestalten annahmen. Da befiel ihn jenes unbeschreibliche Gefühl, das man Heimweh nennt. Ihm kam es vor, als ob er in einem ganz fremden Lande, weit, weit von der Heimat entfernt sei. Da blieb, als er gleichsam Trost suchend seinen Blick zum Nachthimmel erhob, sein feuchtes Auge an einem besonders hellglänzenden Stern hängen, den er unbedenklich für den Abendstern,

* Noch viel enger muß es aber auf der schwäbischen Burg Hohen-Entringen (Oberamt Herrenberg) hergegangen sein, als im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert dort fünf Ritterfamilien einmal mit (?) hundert Kindern wohnten.

oder wie man solchen in alten Zeiten auch geheißen, für den „Minnenstern“ hielt.[23] Und es fiel ihm das Liedchen ein, welches er einmal von einem fahrenden Sänger gelernt, und wenn ihn sein Dienst aus der Heimat weggeführt, sonst auch schon manchmal gesungen hatte. Das sang er, während sein Geselle laut schnarchte, nun auch in die Nachtluft hinaus. Es lautete also:

„Vom Vaterland
So fern, so fern
Hat mich erkannt
Der Abendstern
Und lacht mich an:
Ich kenne dich
Und deine Bahn,
Hier siehst du mich.

Ich blick' dich an:
Ach Abendstern,
Auf deiner Bahn
So nah als fern,
Wie freu ich mich,
Dich hier zu sehn!
Du kannst, nicht ich,
Zum Liebchen gehn.“[24]

Die Minne war nämlich früh in des Knappen Herz eingekehrt und die schöne goldblonde Engeldrut mit ihren himmelblauen Augen auf der Burg Owe im heimatlichen Neckarthal hatte es ihm angethan. Als aber die Nachtluft anfieng, kalt durch den Mauerschlitz hereinzublasen, schloß der Knappe das Fenster seiner Schlafkammer, suchte sein Lager auf und schlief nun auch, in süße Träume gewiegt, die ihn in die Heimat führten, bald ein.

Von den Burgen Wildenfels und Wildenstein ritt der Graf den andern Tag bei guter Stunde weg in das Donauthal hinab und in diesem hin der Burg Werenwag zu, welche wie Wildenstein jetzt noch ziemlich gut erhalten ist. Ein reisiger Knecht war mit Tagesgrauen vorausgeschickt worden, dort die Ankunft des Grafen anzusagen. Und bald sah man auf einem hohen, steilen, gewaltigen Felsen, der von dem linken Ufer der Donau aufsteigt, die ansehnliche Burg ragen, als deren Hauptwehr man noch sogleich einen großen runden Thurm erkennt, welcher mit dem Felsen, auf welchem er steht, ein Stück zu sein scheint und in dessen Eingeweide er auch hinabreicht.

Um aber in die Burg zu kommen, mußte der Graf mit seinem Gefolge eine lange, steile Steige zur rückwärts liegenden Hochebene

hinanreiten. Nachdem sie erst eine kurze Strecke auf derselben geritten waren, trabten die Ritter Hugo und Albert von Werenwag[25] mit einigen Knechten daher, um ihren gräflichen Dienstherrn ehrerbietigst zu begrüßen und auf ihre Burg zu geleiten.

Während man im langsamen Schritt weiter ritt, ertönte von einer der umliegenden Berghalden herüber aus einer noch jugendlichen Kehle ein liebliches Liedchen. Da schauten die Ritter nach dem Sänger um, Hugo von Werenwag aber rief, ohne lange zu suchen, lachend: „Das ist unser Hirtenbuob, der Schloßfriderli, der singt wieder sein Kuckucks-Liedchen.“ „Nun Hugo,“ versetzte darauf Graf Burkard, „laß das Liedchen von dem Frühlingsverkündiger[26], dessen Ruf ich so gerne vernehme, hören, du[27] bist ja auch ein Sänger.“ Da hub der Werenwager halb sagend, halb singend an:

„Der Gutzgauch * auf dem Zaune saß
 guckguck, guckguck!
es regnet' ser und er ward naß
 guckguck, guckguck, guckguck!

Darnach do kam der Sonnenschein,
 guckguck, guckguck!
Der Gutzgauch der ward hübsch und fein,
 guckguck, guckguck, guckguck!

Alsdann schwang er sein gfidere
 guckguck, guckguck!
er flog dorthin wol über se,
 guckguck, guckguck, guckguck!“[28]

Bald hatte man auch den jungen Sänger entdeckt. Er saß auf einem Steinblock, der sich einmal von den auf dem Gipfel des Berges ragenden zerklüfteten Kalksteinfelsen losgemacht hatte und herabgerollt, aber von einem Haufen alten Trümmergesteins aufgehalten worden war. Bei ihm saß, wie aufmerksam horchend, sein einem Wolfe ähnlicher Hund und um ihn her am Abhang des Berges waidete seine Heerde, welche wie er und sein Hund zu dem Schlosse Werenwag zu eigen gehörte. Der „Schloßfriderli“ war in seinem Sonntagsstaat, denn die Kirche feierte einen Festtag. Er aber hatte seine Andacht in Gottes freier, schöner Natur gehalten, indem er, als die Glocke vom nahen Dorfe Hausen feierlich in die frische Morgenluft hinaus erklang und die Christgläubigen zur Messe rief, unter Bekreuzung eine Anzahl Pater noster und Ave Maria betete.

* Der Kuckuck hieß in alten Zeiten auch einfach Gauch („Gouch“). Fridankes Bescheidenheit, Ausgabe von W. Grimm S. 143. V. 15 ff.

Inzwischen war man der Stelle, wo der Hirtenbub saß, näher gekommen und die fremden Ritter staunten ob dem schmucken Hirtenjungen in seinem schönen Gewande. Es sah zwar hemdartig aus und reichte nur bis an die Knie, war aber um die Hüften durch einen schwarzen Ledergürtel festgehalten, dabei von schöner blauer Farbe und an allen Säumen hochroth eingefaßt, überdies an dem Ausschnitt in der Brustgegend und an den Handgelenken mit zierlichen glänzenden Knöpfen aus Metall besetzt. Des Hirtenbuben ganz kurz geschornen Kopf deckte ein grober breitkrämpiger Strohhut, auf dem sich aber stolz eine schöne Reiherfeder wiegte, welche er im verwichenen Herbst am Ufer der Donau gefunden hatte. Und als nun einer der mit Graf Burkard an die Donau gerittenen Herren bemerkte, bei ihm seien die Hirtenknaben ärmlich gekleidet, da erklärte ihm Albert von Werenwag das Räthsel. „Der Schloßfriderli," sagte er, „ist bei meinem Ehegemahl besonders wohl daran, die hat ihm auch das schöne Gewand machen lassen und geschenkt. Er ist ein hübscher, schlank gewachsener Junge, hat prächtig blaue Augen, zu denen sein goldgelbes Haar, wenn es wie bei Knaben ritterlicher Abkunft in Locken herabfallen dürfte, gut stehen würde. Dabei ist er sehr aufgeweckt und immer darauf aus, meinem Ehegemahl und unseren Kindern eine kleine Freude zu bereiten. Er bringt seiner Herrin jedes Jahr den ersten Strauß von „Viol" (Veilchen), meinen Mädchen den ersten blühenden Enzian mit seinem himmelblauen Stern,* meinen Knaben bunte Schmetterlinge, seltsame Ammonshörner und Horn- (Hirsch-) Schröter. Die spannen solche alsdann an das zierliche Wägelchen, welches ihnen unser alter geschickter Schnitzer gemacht hat.

Als der Graf und die Ritter unter diesem Gespräch und anderem auf die Höhe angelangt waren, standen sie bald vor der ausgedehnten, mit einer besonderen Ringmauer umgebenen Vorburg, in welche zwei hinter einander liegende Thorthürme führten. Von derselben ritt die hohe Gesellschaft abermals durch ein Thor auf die Zugbrücke, welche über den Graben gelegt war, der die Hauptburg von der Vorburg trennte, dann jenseits durch einen festen Thorthurm, der ein eisernes Fallgitter hatte, in erstere ein.[29] Da war zum Empfang und zur Beherbergung des hohen Gastes und seines Gefolges alles bereit und gerüstet. Dem Grafen und seinem Marschalken waren die „beiden vorderen Stuben" in dem oben bereits erwähnten großen runden Thurm zur Herberge hergerichtet worden. Von denselben sah der Graf Thal auf Thal ab die Donau sich durch üppige Wiesen daher schlängeln

* Gentiana verna.

und auf den gegenüberliegenden Höhen gewaltige Felsen mit seltsam geformten Kronen und Höhlen und einen Kranz von herrlichen Wäldern. Er und sein Marschalk waren aber nicht die einzigen Bewohner des „Rundels.“ In dem „hardten Gefengnuß,“ das sich in dessen Tiefe befand, schmachtete seit Wochen ein Höriger des Schlosses, der wegen beharrlicher Weigerung, die ihm von dem Vogt seines Fleckens im Namen der Herrschaft auferlegten „Fräuel“ zu bezahlen, „gefänglich eingezogen“ worden. Die zu Werenwag gehörigen Hintersassen waren auch sonst mit Frondiensten, Leistungen in Geld und Naturalien mancherlei Art hart angelegt.

Während der Graf an einem heißen Nachmittag in seiner „luftigen Kammer“ der Ruhe pflegte, besichtigte sein Marschalk Burkard die Burg und Vorburg. In ersterer staunte er namentlich über den tiefen Felsenkeller, in welchem zu 30 Fuder Wein Faß lagen, von denen, wie der Kellermeister der Burg ihn überzeugte, nur wenige leer waren. Natürlich durfte der Gast auch Kellerprobe halten und die guten Jahrgänge der warmen Halden bei Rotenburg und Endingen im Breisgau der Reihe nach versuchen. Zu dem Lehen der Ritter von Werenwag gehörten nämlich auch Weinberge an letzterem Ort und zwei Fuder Wein jährlich von den gräflichen Keltern bei Rotenburg.

In der Vorburg besichtigte der Marschalk nicht blos die Pferdeställe, den Hundezwinger, das Jagdzeughaus und die Werkstätten der hörigen Arbeiter in Eisen und Holz, sondern auch die sehr geräumigen und wohlgefüllten „Frucht-Schüttinen, Scheuren, Traschtennen und Viehhäuser.“ Darnach gieng er auch in die große Gesindstube und das daranstoßende Werkgadem hinein. Da traf er hörige Männer und Weiber, welche aus der Masse des vorhandenen, in eichenen Truhen verwahrten feinen und groben Garns von Flachs, Hanf und Werg Tuch woben und Jagdnetze fertigten. Denn die hörigen Weiber der sechs werenwag'schen Flecken hatten jede ihr Quantum Flachs und Hanf den Winter über zu spinnen und am Ende desselben „getreulich“ das Garn abzuliefern, wobei sie eine kleine Entschädigung in Geld und ein Brod „zu ihrer Ergötzung“ erhielten.[30]

Als der Marschalk nach seiner Umschau auf der Burg Werenwag in seine Kammer zurückgekehrt war, warf er sich auf sein „Spanbett“ (Ruhebett) nieder, denn er verspürte ein gewisses Gefühl von Schwere und Unsicherheit in seinen Beinen. Da brummte er, als das Gesehene noch einmal an ihm vorübergieng, in seiner etwas erregten Stimmung vor sich hin: „Auf diesem Werenwag hat mein Herr Graf reiche Dienstmannen, welche sich's wohler sein lassen können, als ich und meine Gesellen auf unserem hohen, kalten Nest Hohenberg, wo wir die Hälfte

des Jahrs eingeschneit sind.“ Bei dieser Anwandlung von Unzufriedenheit mit seinem Schicksal als gräflicher Marschalk schwebten ihm wohl die großen, mit Wein gefüllten Fässer im Werenwag'schen Burgkeller vor.

Auf der Burg Werenwag hielt sich der Graf am längsten auf, denn die dort seßhaften ritterlichen Dienstmannen seines Hauses standen ihm etwas näher als andere, auch war das Schloß, welches sie von ihm zu Lehen trugen, ansehnlich und geräumig, und es gehörten dazu die sechs Dörfer Schwenningen (badisches Amt Meßkirch), Hardtheim (ebendaselbst), Unterdigesheim, Ehestetten (württembergisches Oberamt Balingen), Kolbingen und Renquishausen (württembergisches Oberamt Tuttlingen). Darum galten die Ritter von Werenwag als reiche Herren, und der Graf durfte bei ihnen auf gute Herberge und Bewirthung rechnen. Die Hauptunterhaltung des Grafen, so lange er auf Werenwag weilte, bestand in den Jagden, welche die Ritter ihrem gräflichen Herren zu Ehren in dem zu ihrer Burg gehörigen ansehnlichen Revier anstellten, und wenn man mit Einbruch der Nacht heimkehrte, fehlte zu dem leckeren Wildbraten auch nicht der Becher mit einem guten, reichlichen Trunk aus dem Burgkeller.

Hugo von Werenwag, des Grafen ritterlicher Dienstmann, war Dichter und Sänger. Und wenn er im wonnigen Mai und zur schönen Sommerszeit von seiner Burg ausschaute und sich ergötzte an den herrlichen Wäldern, mit denen die Höhen umher, was nicht kahler Fels, gekrönt waren und noch sind, an dem Sang der befiederten Bewohner derselben, an dem saftigen Grün des Thalgrundes, da konnte die von der Mutter Natur ihm verliehene Dichterader wohl anspringen, daß er nach langem, kaltem Winter entzückt sang:

„mancher Wald
laubt von Laube“ —
„süsse Töne
tönen die Vögel“ —
„mit schöner Grüne
grünet das Thal“ —.

Und wenn im Herbst die Wälder umher in ihrem bunten Gewande prangten:

„Gott färbet
Farbe viel der Welt.“

Zur Zeit aber, da sein hoher Herr in den Mauern seiner Burg weilte, erklang seine Lyra nicht, denn er wußte wohl, daß derselbe mehr Gefallen fand am Becherklang, an seltsamen Jagdmären, an dem Gebell der wilden Meute, welche den flüchtigen Edelhirsch und den trotzigen Keuler verfolgt, an den lustigen Weisen der Jagdhörner und an dem

„Halali" der Jäger, das von Berg zu Berge hallt, wenn der bis zu gänzlicher Erschöpfung gehetzte Hirsch zusammenbricht.

Wenn aber die hohe Gesellschaft, Gäste und Wirte, abendlich beim vollen Becher saß, wobei der alte Heinz, der redselige und witzige „Keller" (Verwalter), das Factotum auf Werenwag, welcher zugleich den Schenken machte, übrigens sich nicht scheute, an dem Gespräch lebhaften Antheil zu nehmen, meist nicht fehlte, da hörte es der Graf gerne, wenn derselbe nach seiner Gewohnheit einen jener drolligen schwankhaften Reimsprüche anzog, in welche sich ehedem vornehmlich die naturwüchsige Volksweisheit einkleidete, und in denen — allerdings mitunter neben ungeschminkter Derbheit — mancher Witz, manch' eine schlagende Wahrheit liegt. So warf Heinz, als man wie in der Regel einmal wieder von Wald und Wild sprach und Ritter Hugo von Werenwag erzählte, ein benachbarter Ritter habe einen seiner Hörigen, der — was er allerdings dazumal nicht gewußt — ein Wilddieb gewesen, zu seinem Waldhüter bestellt und erst später seinen großen Mißgriff eingesehen, ein: „ja, das heißt den Bock zum Gärtner setzen, und wahr ist der Spruch:

„Wer ain bock zu aim gertner setzt
vnd schaf vnd genß an wolff hetzt
vnd sein zen (Zähne) sturt (stürt) mit ainem scheyt
vnd hunden bratwürst zu behalten (hüten) geit
vnd gute kost saltzt mit eschen (Asche)
vnd sein gelt legt in locherit beschen (Taschen)
vnd in ain reusen (Weidenkorb) geußt wein
der dunckt mich nit wol witzig sein."[31]

Graf Burkard hatte beabsichtigt, auf seinem Ausflug in das Donauthal auch die Burgen Hausen, Falkenstein und Sigmaringen, welche alle wie ihre Schwestern stolz auf Felsen thronten, zu besuchen, und bei dem damaligen Besitzer der letzteren, Graf Gottfried von dem Geschlecht der Helfensteiner, einige Zeit zu verweilen. Auf vom Hohenberg angelangte Botschaft trat er aber von Werenwag seine Rückkehr an, sprach indeß unterwegs im Kloster Beuron ein, wo er gerade seinen Stammesvetter, den Grafen Friedrich von Zollern, welcher der Schirmvogt dieses Gotteshauses war, traf. Von Beuron schied Burkard, obgleich kein sonderlicher Klosterfreund, doch nicht, ohne den Mönchen eine Gunst erwiesen zu haben.[32] Nachdem Friedrich seine Amtsgeschäfte abgemacht hatte, ritt Burkard mit demselben auf dessen Burg Mülheim, den andern Tag aber von da über Kolbingen und Renquishausen in das wildromantische Beerathal und in diesem hin zu seiner Burg Hohenberg, wo er wohlbehalten ankam.

Sechster Abschnitt.

Das Leben auf der Rotenburg während des Grafen Burkard Sommer-Aufenthalt auf seiner Burg Hohenberg (bei Spaichingen).

Als Graf Burkard mit Vasallen und Mannen auch einem großen Theil des Ingesindes der Rotenburg abgezogen war, gieng es dort gar stille her.

Da war im Burghof das Wiehern eines Rosses etwas Seltenes geworden. Der Ruf des Jagdhorns, das Bellen der Rüden und Bracken, der Lärm der Jäger und Knechte — alles war verstummt.

Es hörten in der feierlichen Stille des Frühmorgens die zurückgebliebenen Burgbewohner nur den Wachtelschlag, welcher von den Getreidefeldern des Weilers herauf klang oder das weithin schallende Geschmetter der Drossel in dem nahen „Burghag." Und wenn die Gräfin mit dem Burgkapellan und dem alten Ritter Dietrich Abends im trauten Kreise ihrer blühenden Söhne und Töchter unter der Burglinde saß und ringsum tiefe Stille herrschte, da tönte von dem dichten Laubdache hernieder das melancholische Flötiren der Amsel, die ihr Nachtliedchen pfiff.

Erstes Kapitel.

Mutter und Tochter an der Arbeit.[1]

Schon den Tag, nachdem Graf Burkard, der Vater unseres Helden, auf seine Burg Hohenberg abgeritten war, berief dessen Ehegemahl Mechtilde, eine geborene Pfalzgräfin von Tübingen, ihre älteste Tochter Gertrud zu sich in ihre Kemenate.

„Meine vieltheure Gertrud," sprach nach gegenseitiger herzlicher Begrüßung die Mutter, „die Pflöcke und Stangen in der Gewand-

kammer sind ziemlich leer geworden. Eine Mutter, welche eine Tochter hat, die zur liebreizenden Jungfrau herangewachsen und noch dazu einem reichen, angesehenen Hause angehört, darf wohl ernstlich an die Ausstattung derselben zu einem eigenen Heerde denken. Darum wollen wir vor Allem sehen, was unsere großen Truhen und Schreine an Stoffen zu Betten, Gewändern u. s. w. enthalten. Für Kleinodien ist schon gesorgt; meine Lade ist so gut damit versehen, daß ich meine Töchter reichlich damit ausstatten kann. Ueberdies was frommt mir der eitle Schimmer! Die Zeit ist vorbei, da er mein Auge geblendet." Und nun gab die Gräfin ihrer Tochter Gertrud, deren frische Wangen sich bei diesem Gespräch ihrer Mutter mit tieferem Roth überzogen, den Auftrag, sie solle durch Zetze (Cecilie), eine ihrer dienenden Jungfrauen, die Vorräthe aus den Truhen herbeischaffen lassen, um Musterung darüber halten zu können.

Da wollte es gar kein Ende nehmen, bis die flinke Zetze alles herbeigetragen hatte. Mit Staunen und unverhohlener Freude betrachtete Gertrud die überaus reichen Vorräthe, welche ihre besorgte Mutter seit Jahren in aller Stille angeschafft hatte.

Allererst trug Zetze nach Weisung ihrer hohen Frauen herbei, was an leinenen Zeugen vorhanden und es war deren nicht wenig. Selbst die feinste Sorte, die schneeweiße und seidenartige „Saben" aus dem fernen Marokko, wovon ein Stück sogar mit Goldfäden durchwirkt war, fehlte nicht. Daneben lag eine ansehnliche Balle von Glanzleinwand, die man Gliza hieß, aus Böhmen. An mittlerer und gröberer Leinwand, aus Flachs und Hanf verfertigt, fanden sich große Vorräthe. Das Bessere davon hatte die Gräfin von wandernden Krämern aus Augsburg, Ulm und Constanz gekauft. Das geringere war von hörigen Familien der Umgegend und den Mägden der Gräfin gefertigt worden.

Nach den Leinen gieng's an die Musterung der Vorräthe an Stoffen aus Wolle. Darunter war in erster Linie reich vertreten der Scharlach in verschiedenen Farben, besonders feurigem Roth, der Lieblingszeug der Ritter; er war, wie die Gräfin ihrer wißbegierigen Tochter mittheilte, in Regensburg verfertigt worden.

Daneben stach gar grell ab ein anderer feiner Zeug aus Wolle, von dem hochgelbe und grüne Stücke vorhanden waren. Man nannte ihn Fritschal. Nach der Aussage des hausirenden Krämers, welcher solchen auf der Rotenburg verkauft hatte, war er aus der niederländischen Stadt Gent.

Auch von andern mehr oder weniger feinen und kostbaren Stoffen aus Ziegen- und Kameelhaaren gefertigt — Sei, Buckeram, Barragan,

Kamelot — von mancherlei, doch nicht sonderlich schönen Farben trug Zetze einen ansehnlichen Vorrath herbei.

Am größten aber war das Staunen der Grafentochter und von Entzücken strahlten deren Augen, als Zetze der Reihe nach die vorhandenen Stoffe von Seide herbeitrug. Zuerst kam eine wohlverschlossene Lade aus Eichenholz und kaum konnte Gertrud es erwarten bis solche geöffnet war, denn sie vermuthete etwas ganz besonders Schönes und Kostbares. Und dem war auch so, denn die Gräfin zog aus der geöffneten Lade einen prächtig glänzenden Zeug von Seide; auf dem lasurfarbenen Grunde prangten in Gold gewirkt wunderliche Gebilde. Als die Mutter das Stück herausgenommen und ihrer darüber ganz entzückten Tochter umlegte, fiel es in reichen Faltenwurf. Dieses Kleinod war, wie die Gräfin ihrer Tochter mittheilte, ein altes, bis daher nicht verwendetes Erbstück, welches sie von der Pfalz Hohen-Tübingen mit herübergebracht. Einer ihrer Ahnen, sagte sie, habe das Kleinod, welches im Mohrenlande verfertigt worden, von einer Kreuzfahrt mitgebracht. Man nenne, fügte sie bei, den kostbaren Zeug, von dem in einer zweiten Lade auch Stücke in weißer, grüner und rother Farbe aber ohne eingewebte Goldfäden lagen, Pfelle.

Nicht ohne eine gewisse Selbstgefälligkeit zeigte die Gräfin ihrer Tochter die weiteren Vorräthe an seidenen Stoffen. Sammt in prächtigem Blau und Roth; er war, wie die hohe Burgfrau meinte, aus dem Morgenlande; ferner Zindal, smaragdgrüner von Granada, himmelblauer Baldekin aus Bagdad, Palmat ausnehmend weich anzufühlen u. a. m. Bei den letztgenannten Seidenstoffen lagen auch mehrere Bündel von Seide- Gold- und Silberfaden.

Nach den Seidenstoffen trug Zetze eine reiche Auswahl von bunten, theils gewirkten theils gestickten Teppichen herbei, mit denen in jenen Zeiten die Fußböden, Wände, Ruhebette, Sitzpolster sowie auch die Betten bedeckt wurden. In einer besonderen Lade lag noch ein Prachtstück von einem großen Teppich, welcher eine ganze Wand bedecken konnte. Es war gleichfalls ein altes Erbstück, welches von der Pfalz Hohen-Tübingen stammte, wo ehedem zum finanziellen Ruin des Hauses großer Luxus getrieben wurde. Dieser Teppich war ein eigentliches Kunstwerk, das darstellte, wie der h. Georg dem Grafen Hugo von Tübingen zu Hilfe gekommen, als dieser im Walde bei Schwerzloch mit dem Drachen gekämpft.[2] Die Gebilde waren wohl nach unseren Begriffen eckig und steif, aber kraftvoll und farbenreich.

Endlich kam die Reihe an die Vorräthe von Pelzwerk, welches, zumal die kostbaren Sorten, die Ritter so sehr liebten und in alten Zeiten auch nur von ihnen getragen werden durfte.

Zuerst brachte Zetze das weniger kostbare Grau- und Buntwerk, welch' letzteres ehedem den Namen „Veh“ führte. Dieses Pelzwerk kommt, belehrte die Gräfin ihre Tochter, aus dem Lande Polen, in dessen großen Wäldern sich graue „Eichurne“, welche man bei uns nicht sieht, in Menge finden.

Sodann aber trug Zetze einen kleinen, wohl verschlossenen Schrein herbei, in welchem die Gräfin, wie sie zum Voraus ankündigte, die kostbarsten Arten aufbewahrt hatte. Es waren der Hermin (Hermelin) und der Zobel; ersterer glänzend und weiß, wie das reinste Gefieder des Schwans, letzterer gleichfalls glänzend aber kohlschwarz. Der wandernde Krämer, von welchem er gekauft worden, habe ihn aus Welschland gebracht, er komme aber wie derselbe hoch betheuert, aus dem fernen Lande Asia.

Wohl hatten sich bei der Musterung der Truhen und Schreine reiche Vorräthe von mancherlei Stoffen aus Seide, Wolle und Leinen ergeben, aber die meisten Stangen waren, wie bereits bemerkt, mehr oder weniger leer. Denn man übte auf der Rotenburg die ritterliche Tugend der Milde und Freigebigkeit fast in zu großem Maße. Kein edler Gast, kein fahrender Sänger, kein Bote verließ die Burg, ohne nach Maßgabe seiner Stellung und Persönlichkeit ein Geschenk an Gewandung u. dgl. erhalten zu haben. So war es insbesondere die Gräfin Mechtilde von der Pfalz Hohen-Tübingen her gewöhnt, wo man gegen die Fahrenden vornehmlich gar freigebig gewesen.[3] Dazu erforderte die standesgemäße Ausstattung des zahlreichen höheren und niederen Hofgesindes reiche Vorräthe an Kleidern mancherlei Art.

Darum ließ die Gräfin bald nachdem ihr Gemahl auf die Burg Hohenberg geritten, den Schneider aus ihrem „Stettlin“ Rotenburg durch einen Expreßboten auf ihre Burg rufen. Der brachte auch den Kürsener „Auberli“ von dort mit. Zwar war sie selbst darin wohl erfahren, wie Kleider gut zu schneiden, auch standen ihr hierin die Zuchtmeisterin ihrer Töchter und ihre Obermagd „Berhtel“ sachkundig zur Seite. Doch hielt sie es für nöthig, noch einen Mann vom Fache beizuziehen, der es namentlich auch verstand, nach „Franzoyser Sitten“ ritterlich Gewand zu schneiden. Denn schon im Mittelalter fieng, müssen unsere schönen Leserinnen wissen, Paris an, in der Mode auch für Deutschland den Ton anzugeben. Man sah es dem Kleiderkünstler auch schon an dem Schnitt seines eigenen Gewandes an, das bei Weitem nicht so ärmlich war wie sonst das des gemeinen Volkes, daß er sich auf seine Kunst nicht wenig einbildete.

In der That, eine von ihm gefertigte Naht war sehr schwer aufzufinden, von seinem modischen Schnitt gar nicht zu reden.

Da begann nun in dem „Werkgadem“ (Arbeitslokal des weiblichen Gesindes) ein sehr geschäftiges Leben unter der gewandten Leitung des Schneiders von Rotenburg, der sich gar herrisch und stolz gegenüber von dem gemeinen Weibervolk geberdete. Es wurde auch ziemlich fleißig genäht und gesteppt. Die Obermagd Berhtel aber saß, soweit ihre Zeit nicht durch Beaufsichtigung ihrer geschwätzigen Untergebenen in Anspruch genommen war, an einer Rahme und wirkte eine prächtige bunte seidene Tapete.

Auch in der Kemenate der gräflichen Töchter und ihrer Gespielen gieng es sehr rührig her. Da wurden unter der Anleitung der „Zuchtmeisterin“ seidene Bänder und Borten gewirkt und darauf mit Goldfäden und Perlen manch' zierliche Stickerei gesetzt.

Für die kunstreiche Hand der emsigen Gertrud war aber eine besondere Arbeit hingerichtet: sie hatte aus dem kostbaren Saben ein Hemde zu fertigen, wie solches die feinen Damen jener Zeit nicht selten zu tragen pflegten. Das wich in manchem gar sehr von einem Frauenhemde unserer Zeit ab. Die Aermel bestanden aus besonderen Stücken und wurden erst jedesmal vor dem Anziehen angenäht oder angereiht; an den Seiten befand sich eine Vorrichtung zum Zuschnüren des Hemdes. Hier wie überhaupt waren die Nähte mit Goldfaden gemacht. Der Koller des Hemds bestand in einem besonders eingesetzten Stück von reichem Goldstoff und war sichtbar wie der ganz kunstreich in Falten gelegte Halsbund.

Zweites Kapitel.

Die Gräfin Mechtilde reitet mit Gefolge zur Messe nach Sülchen und zum Birhtinlê.[4]

In dieser arbeitsvollen Zeit — es gieng gegen Abend — saß die Gräfin eines Tages in einer der tiefen Fensternischen auf der Morgenseite ihrer Kemenate. Sie war ganz allein und es kam über sie, sie wußte selbst nicht wie, eine wehmüthige Stimmung, dem Heimweh ähnlich.

Da legte sie fast unbewußt ihre Stickarbeit aus den Händen und schaute hinaus in die reizende Landschaft des Neckarthals zwischen Rotenburg und Tübingen, die noch in unsern Tagen das Auge des Beschauers entzückt, welcher in der schönen Jahreszeit die „Weilerburg“ (die Rotenburg) oder den Kapellenberg bei Wurmlingen bestiegen.

Ihr Auge blieb vornehmlich an einer mächtigen Linde haften, welche

sich nicht gar fern vom Fuße des Wurmlinger Berges aus dem Wiesengrunde des „Birhtinlê“ (s. unten) erhob und, wie sie deutlich genug erkannte, von massigen steinernen Bänken umgeben war. Daß sich das weitreichende Laubdach des schönen Baumes über ein uralt' Steindenkmal dort wölbte, konnte sie aus der Ferne zwar nicht sehen, war ihr aber wohl bekannt.

Darnach aber schweiften ihre Blicke unwillkürlich über das in frischem Grün prangende Thal weg und hinauf zu den manigfaltig geformten Rebenhügeln, welche dasselbe auf der linken Seite begleiten.

Ostwärts verfolgte das Auge der Gräfin den Hügelzug; sie suchte, wie es schon oft geschehen, die Heimat und fand auch bald die Thürme und Zinnen der Burg Hohen-Tübingen, auf welcher sie das Licht der Welt zum ersten Mal erblickt, eine glückliche Kindheit und fröhliche Jugend verlebt hatte.

Bei dem Anblick der gewaltigen Linde im Thal und der heimatlichen Burg auf der Höhe giengen längst entschwundene Tage im Geiste wieder an ihrer Seele vorüber und lebendig stieg in ihr der Wunsch auf, sie möchte hinausreiten und sich im kühlen Schatten der uralten Linde wieder auf die Steinbank setzen, auf welcher sie einst als glückliche Braut an der Seite ihres jugendlichen Burkard gesessen.[5]

Darum ließ sie alsbald durch eine ihrer Zofen den alten Kämmerer Dietrich zu sich entbieten. Der kam auch unverweilt. Mit Ehrerbietung und feinem Anstand, wie er in seinen jungen Jahren gelehrt worden, den Frauen zu begegnen, trat er vor die Gräfin und sagte: „mit was kann ich meiner hohen Frauen dienen?“

„Wir, der Burgkapellan, meine Tochter Gertrud, meine Söhne Albert und Burkard, deren Gespielen, Agnes von Blankenstein, Rudolf und Albert von Hewen, Ihr, mein treuer Kämmerer, und der Truchseß reiten morgen bei guter Zeit aus. Es verlangt mich, einmal wieder ‚Birhtinlê‘ zu sehen und in Sanct Johannis des Täufers Kirche zu Sülichin die heilige Messe zu hören. Thut, was bei solcher Gelegenheit Eures Amtes ist, vergesset vor allem nicht, einen silbernen Becher zu einem Geschenk für die Kirche von Sülichin, desgleichen eine gute Zahl Tübinger Schillinge für die dortige Opferbüchse, die Armen und Kranken mitzunehmen. Auch soll der Truchseß Sorge tragen, daß wir mit unserem Gefolge nach Anhörung der Messe auf dem ‚Birhtinlê‘ einen kalten Imbiß einnehmen können.“

Da wählte die Obermagd Berhtel in der Gewandkammer die bei einem solchen Ritt passenden Gewänder für ihre Frau und Fräulein aus. Der Oberknecht aber traf auf Anweisung des Kämmerers die nöthigen Vorkehrungen in Betreff der Pferde und deren Ausrüstung.

Die sollte, wie die Burgfrau gerne sah, zwar nicht prunkhaft aber doch standesgemäß sein. Für die Gräfin, deren Tochter und Begleiterin rüstete er die vorhandenen, gar sanft und wiegend einhergehenden Zelter, darunter den schneeweißen für seine Gebieterin, für die Herrlin die kleinen, munteren „Runzite."

Große Freude machte es, als die bevorstehende kleine Ausreise bekannt geworden. Sie brachte eine erwünschte angenehme Abwechslung und Erholung in das einförmige, dazumal vielleicht etwas gar zu geschäftige Leben auf der Rotenburg.

Besonders freuten sich darauf die Söhne der Gräfin. Daneben aber konnte der älteste, Albert, gegenüber von seinem Vertrauten, dem alten Kämmerer, die neugierige Frage nicht unterdrücken, „was zieht wohl meine gute Mutter zu dem einsamen ‚Birhtinlê?'" „Darauf kann ich," versetzte der allzeit redebereite alte Dietrich, „Euch dienen."

Eine Verlobung nach uraltem schwäbischem Recht und Brauch.[6]

„Die genannte Stätte hat — ich war selbst Augenzeuge — für Eure Mutter eine besondere hohe Bedeutung — höret!

„Sie entstammt, wie Ihr wißt, dem mächtigen und gar fürnehmen Hause der Pfalzgrafen von Tüwingen. Von dort ritt eines Tages — es ist aber schon viele Jahre her — der gestrenge Herr Pfalzgraf Rudolf mit seiner Tochter Mechtilde, Eurer hohen Mutter, und einem großen Gefolge, darunter sein Bruder Wilhelm, der Graf Wolferad von Veringen, die freien Herren von Stöffeln und Gundelfingen, die Dienstmannen Kraft von Hailfingen, Reinhard von Kustertingen, Wolfram von Eutingen, Werner von Pfäffingen u. a. herauf in das schöne Neckarthal zum Birhtinlê, einer, wie unsere Alten erzählen, denkwürdigen Stätte, wo auf Gaugerichten schon mancherlei Wichtiges verhandelt worden. Dahin war auf denselben Tag auch Euer Vater mit nicht minder ansehnlichem Gefolge, worunter auch ich, geritten. Nur wenigen aber war der Zweck dieses Ritts bekannt und mancherlei Vermuthungen wurden ganz im Vertrauen gewagt. Daß es damit etwas ganz besonderes sein müsse, ersah jeder: denn nach den Weisungen des damaligen Kämmerers, meines Vorgängers, und des Marschalken, welche, wie auch der Truchseß und Schenke, mitritten, war den aufgebotenen Vasallen und Dienstmannen aufgegeben worden, es sollten Mann und Roß möglichst schmuck wie zu einem festlichen Turnier, nur nicht in Waffenrüstung erscheinen.

„Den andern Tag brachen wir bei guter Zeit von der Rotenburg auf, um zum ‚Birhtinlê' zu reiten. Als wir bei der Kirche von Sülichin

in den breiten Wiesweg dahin einlenkten, sahen wir, daß der Pfalzgraf, Euer Großvater, mit seinem Gefolge bereits dort angelangt war. Die Herren und Ritter waren auch schon von ihren Rossen abgestiegen, hatten diese ihren mitgerittenen Knechten übergeben und sich im Schatten der alten Linde auf den um dieselbe angebrachten steinernen Bänken niedergelassen. Als wir ihnen aber näher gekommen, bestieg die hohe Gesellschaft wieder schnell die Rosse und ritt uns in scharfem Trabe entgegen. Wir thaten gegen sie ein Gleiches und waren so in Kurzem beisammen.

„‚Trûtsune min, bis (sei) mir willekommen,‘ sprach da der hohe Pfalzgraf zu Eurem Vater, der hart an dessen Seite ritt, und schloß ihn in seine Arme.

„Nachdem die ganze Gesellschaft am ‚Birhtinlê‘ angekommen, von den Rossen gestiegen war und alte Bekannte sich gegenseitig begrüßt hatten, giengen der Pfalzgraf, dessen Bruder, der Graf von Veringen, der Herr von Gundelfingen, Euer Vater und zwei der mit ihm gekommenen Ritter nebst den Notaren von Hohentübingen und der Rotenburg, welche ihre Herren begleitet hatten, bei Seite und hielten geheimen Rath — nicht aber, wie man einen gemeinsamen Feind befehden und dessen Burgen brechen wolle, sondern wie die bereits eingeleitete Heirathsabrede zwischen des Pfalzgrafen Tochter und Eurem Vater zum Abschluß zu bringen und was diese zur Mitgift erhalten solle.

„Als der Rath eben zu Ende war, hörte man Rosse traben, und eine Staubwolke stieg auf dem Wege von Hirschau wirbelnd auf, man sah auch bald Ritter und Frauen des Weges daher reiten.

„Es war, wie bald ruchbar geworden, des Pfalzgrafen Tochter Mechtilde, Euere Mutter, mein junger Herre. Mit ihr kamen mehrere Ritter und Herren vom Hofgesinde ihres Vaters, wie auch ihrer Gespielen und dienenden Frauen einige.

„Da machten sich alsbald Ritter von beiden Gefolgschaften auf, der hohen Jungfrauen entgegen zu reiten. Und als sie beim ‚Birhtinlê‘ angekommen, war der Marschalk ihres Vaters alsbald bei der Hand und hub sie mit dem ‚Hebeisen‘ von ihrem weißen Zelter. Da führte sie ihr Vater zur Steinbank, wo bei ihrem Ohm Euer Vater saß. Der erhob sich vor der zarten Jungfrau und grüßte sie mit Züchten (feinem Anstand). Bald hießen die beiden Kämmerer die Herren und Ritter auf dem grünen Wiesgrunde bei der Linde einen Ring bilden. Darein trat der Pfalzgraf, an der einen Hand seine Tochter, an der andern euren Vater. Ich hatte mich, soweit es nicht unbescheiden war, möglichst nahe herangemacht, und noch steht lebhaft vor meinem Auge das herrliche Paar, vor allem das Bild der hohen Jungfrauen, welche züchtig

ihre blauen Augen niederschlagend mit allen Liebreizen prangte. Da schlug wohl auch manches Alten Herz, der in dem Ringe stand, wieder schneller, denn:

„Sam (Wie) der liehte (lichte) Mâne (Mond)
vor den Sternen stât (steht)
Des Schîn (Schein) sô lûterliche (lauter, klar)
ab (aus) den Wolken gât (geht),
Dem stuont (stand) si vil geliche (sehr ähnlich)
vor maniger frouwen guot (guten Frau)
Des (dadurch) wart vil wol gehoehet den
zieren (schmucken) heleden der muot.“ [7]

„Bald trat auch der Kämmerer von der Rotenburg und der alte Notar des Pfalzgrafen in den Ring. Ersterer trug eine zierliche kleine Lade, darin lagen sieben Handschuhe. Davon gab der Kämmerer einen seinem jungen Herrn, und dieser reichte solchen der vor ihm stehenden Jungfrauen, indem er, wie ihm der pfalzgräfliche Notar vorgesprochen, also zu ihr sprach:

„‚Damit verpfände (gelobe) ich Euch, Trutgemahele (Braut) min, den rechten Schutz, den bewährten Schutz, den gewaltigen Schutz nach der Schwaben Gesetz und Recht, wie mit Recht ein freier Schwabe einer freien Schwäbin thun soll, mir zu meinem Rechte, Euch zu Eurem Recht mit meinem vollen Werthe entgegen Eurem vollen Werthe.‘ Darauf gab der Kämmerer seinem Herrn einen zweiten Handschuh; den überreichte dieser wiederum seiner Braut mit den Worten:

„‚Damit verpfände ich Euch sogethane (solche) Eigen, wie ich sie in der Schwaben Herrschaft han, wie ich sie in des Kuniges Riche han, nach der Schwaben Gesetz und Recht.‘

„So gab der Kämmerer auch die übrigen von den sieben Handschuhen seinem jungen Grafen, welcher sie der Reihe nach seiner Braut überreichte und dabei also fortfuhr nach des Notars Unterweisung zu sprechen und zwar bei dem dritten:

„‚Damit verpfände ich Euch Kuhgarten und Kuhzahl, wie ich solches in der Schwaben Herrschaft und in des Kuniges Riche han nach der Schwaben Gesetz und Recht.‘

„Bei dem vierten:

„‚Damit verpfände ich Euch Zaun und Gebäude, Ausfahrt und Einfahrt nach der Schwaben Gesetz und Recht.‘

„Bei dem fünften:

„‚Damit verpfände ich Euch Stuterei und Stutenwaide, Schweinheerde, Rinderheerde, Schafheerde und Ganswaide nach der Schwaben Gesetz und Recht.‘

„Bei dem sechsten:

„‚Damit verpfände ich Euch Schatz und Schilling (klingende Münze), Gold und Gemmen (Edelsteine), allen Schatz, den ich heute han oder fürbas gewinne, scharpfe Schwerter und Spieße nach der Schwaben Brauch und Recht.‘

„Bei Ueberreichung des siebten und letzten sprach der Bräutigam nach des Notaren Unterweisung endlich zu seiner Braut also:

„‚Damit verheiße ich Euch, über all' diese meine Versprechungen, die ich Euch han getan, Widembücher[8] (Wittumbücher) fertigen und die gutheißen zu lassen an des Königs Hofe, vor Gericht und an allen den Stätten, wo ich sol, nach der Schwaben Gesetz und Recht.‘

„Nachdem dies alles vollführet worden, nahm Euer Großvater als der geborne Vormund der Braut, Eurer Mutter, dieselbe an der Hand, die sieben Pfänder, ein Schwert, einen goldenen Fingerring, einen Pfennig, einen Mantel, einen Hut auf des Schwertes Spitze, an dessen Griff der Fingerring, und übergab die Jungfrau mit all' diesem dem Bräutigam, Euerem Vater, und sprach also:

„‚Hiemit empfehle ich Euch meine Tochter als meinen Mündel Eurer Treue und zu Eueren Gnaden und bitt' Euch, bei der Treue, mit der ich sie Euch empfehle, Ihr wollet derselben ein rechter und genädiger Vogt (Schirmer) sein und kein böser Vormund werden.‘

„Darauf steckte Euer Vater seinem Trutgemahel den güldenen Ring an den Finger, indem er sprach:

„‚Wie der Ring den Finger fest umschließt, so gelobe ich dich in fester Treue zu umschließen.‘

„‚Nun aber sollt Ihr,‘ versetzte die Braut, ‚auch den meinen nehmen. Gott gönne mir, daß Ihr lange gesund seid, denn alle meine Freude liegt an Euch.‘ Darauf halsete und küßete sich herzeliche das minneselige Paar.“

Ohne den redseligen alten Kämmerer mit einem Wort zu unterbrechen, hatte der junge Graf Albert demselben mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört, als er die Verlobungs-Ceremonie der Gräfin Mechtilde beschrieben. Als derselbe aber damit zu Ende gekommen, konnte er sein Staunen nicht länger zurückhalten, denn er hatte von dergleichen nie gehört. „Ihr staunet mit Recht, denn längst ist solch' feierliche Verlobungshandlung auch in Schwaben abgethan. Aber Euer Großvater, der Pfalzgraf Rudolf, hieng fest an altem Brauch und Herkommen seiner hohen Ahnen, auf die stolz zu sein er auch alles Recht hatte. Denn schon lange vor der Geburt des Heilandes saßen dieselben auf der Burg Hohen-Tübingen als Häupter der Schwaben und standen in solch' hohem Ansehen, daß die heidnischen Kaiser Vespasian

und Titus, wie sie die heilige Stadt Jerusalem belagerten, die Pfalzgrafen von ‚Tuwingen‘ zu Hilfe riefen. Gleich einem Heiltum, das nicht gerne gezeigt wird, verwahrt man auf ihrer Burg sorgfältig noch den auf Baumrinde geschriebenen Brief der genannten Kaiser, wie auch einen güldenen gar künstlich gearbeiteten Becher, welchen dieselben dem Pfalzgrafen — er soll Ratbotus geheißen haben — bei seinem Abzuge von Jerusalem verehrt haben.“ [9]

Hören wir nun, nachdem wir von dem alten Kämmerer auf der Rotenburg erfahren, was die Gräfin Mechtilde nach dem Birhtinlé gezogen, wie die kleine Ausreise dahin vor sich gegangen und was dieses Birhtinlé in der Nähe besehen eigentlich war.

Um sieben Uhr Morgens des folgenden Tages ritt die Gräfin mit ihrem Gefolge aus dem Burgthor.

Voraus ritten ihre Tochter und deren Gespielin unter der Aufsicht ihrer „Zuchtmeisterin“ und der Obhut des alten Kämmerers Dietrich. Ihnen folgte die Gräfin, ihr zur Seite der Burgkapellan; darnach kamen die jungen Grafen und deren Gespielen; bei ihnen ritt der Truchseß der Rotenburg.

Den Zug schlossen die Knechte, deren einer ein Saumpferd führte, das auf jeder Seite mit einem Korbe behangen war, worin sich Lebensmittel befanden.

Die Gräfin wie der übrige weibliche Theil der Gesellschaft und auch der Truchseß und Kapellan erschienen in leichten weiten langen Reisemänteln von verschiedenen Stoffen und Farben. Nur der alte Kämmerer hatte, wie er es sonst auch liebte, über seinen Leibrock einen weiten Pelzmantel geworfen.

Die Gewänder der jungen Gräfin und ihrer Gespielin insbesondere boten ein buntes glänzendes Farbenspiel. Ihr goldblondes Haar, durch blaue und rothe seidene Stirnbänder festgehalten, fiel in reichen wallenden Locken auf die zurückgeschlagene Kaputze. Die Kopfbedeckung der Gräfin war ein veilchenblaues Barett von Seide, durch ein weißes Kinnband aus demselben Stoff festgehalten; über dasselbe und das in kurzen Locken aufgebundene Haar hieng ein weißes Schleiertuch auf den durch die Kaputze verhüllten Nacken hinab.

Weniger in ihre Gewandung verhüllt saßen die jungen Herren auf ihren kleinen Pferden, diese so munter und muthwillig wie sie selbst. Weithin sichtbar in der strahlend am Himmel stehenden Morgensonne waren ihre kurzen, theils gelben, theils grünen Kapuzröcke; die eng anliegenden rothen, bis zu den Zehen reichenden Beinkleider zeigten zierliche Beine und Füße. Wie bei den Fräulein flatterten ihre Locken in der frischen Morgenluft.

Auf dem Ritt von der Rotenburg nach Sülchen ergötzten sich die junge Gräfin und deren Gespielin an der reizenden Gegend und weiten Fernsicht, welche sich dem Wanderer auf dem Wege von der Rotenburg zum Neckar darbietet, und ließen wiederholt ihre Bewunderung laut werden. Da hieß es oft: ach, wie schön! Sieh' nur einmal! Daneben machte der ortskundige Kämmerer auf diesen oder jenen Punkt, auf diese oder jene Burg, welche man in der Nähe oder Ferne gewahrte, besonders aufmerksam. So wies er unter anderem seiner jungen Herrin Gertrud die stattliche Burg Herrenberg am Schluß der waldigen Bergreihe, welche jenseits des Wurmlinger Berges über dem Ammerthal drüben gegen Abend streicht und setzte bei:

„Jenes Schloß, dessen hohe Thürme und gewaltige Mauern ihr wohl unterscheiden könnet, der mächtige Wald, welcher mit diesen Bergen beginnt und weithin nach Mitternacht und Morgen sich ausbreitet, sammt dem davorliegenden Ammerthal — alles dies und noch viel anderes gehört dem Grafenhause Tüwingen, dem euere hohe Mutter entstammt.“

Weniger beschaulich, sogar etwas lärmend gieng es bei den jungen Herren her: die suchten ihre Reitergewandtheit zu zeigen, stellten unter der Leitung des Truchseßen kleine Turnierübungen an, wie man solche beim „Buhurt“ und „Tiost“ sieht und auch die Knappen zu thun pflegten. Da ritten sie bald in einer festgeschlossenen Reihe, Rößlein an Rößlein, eine kleine Strecke scharf gegen eine angenommene feindliche Schar an, bald rannte je einer gegen einen, wie wenn er seinen Gegner mit eingelegter Lanze aus dem Sattel hätte heben wollen, machte aber auf das Befehlswort des ritterlichen Truchseßen in einiger Entfernung vom Gegner plötzlich Halt.

Der junge Graf Albert hielt sich aber von diesen Belustigungen fern; sie dünkten ihm gar zu knabenhaft. Er sehnte sich bereits nach der Zeit, wo er Ritter geworden, zu einem festlichen Waffenspiel ausziehen könnte.

Was auf dem Ritt nach Sülchen zwischen der Gräfin und dem Burgkapellan verhandelt worden.

Wirklich ernsterer Art, wenn auch in anderer Richtung, war die Unterhaltung, welche die Gräfin Mechtilde auf dem Ritt nach Sülchen und zum Birhtinlê hatte.

Sie benützte die anderweitige Beschäftigung und Zerstreuung ihrer Tochter und Söhne, sowie das Beisammensein mit dem Burgkapellan, ihrem Rathgeber in so manchen Dingen, nochmals um ihrem Mutterherzen in der hochwichtigen Angelegenheit, von welcher ihr die von der

Burg Hohenberg gekommene Botschaft ihres Gemahls Kunde gebracht,[10] Luft zu machen und darin wo möglich zu einem festen Entschlusse zu kommen.

„Ihr wisset," hub sie an, sich zu dem Kapellan wendend, „daß der Graf Rudolf von Habsburg meinem Herrn und Gemahl die Absicht mitgetheilt hat, meine liebe Gertrud zu seinem Weibe nehmen zu wollen, wie auch daß ihr Vater ihm bereits vorläufig die Zusage gegeben hat. Und man darf nicht daran zweifeln, daß meine Tochter auch ihr Jawort geben wird. Ich kann es ihr nicht verübeln. Die Mädchen sehen eben zunächst auf das Aeußere und das spricht, man kann es nicht läugnen, sehr für den Grafen. Ihr kennet ja auch denselben von Angesicht zu Angesicht: die schlanke, hohe Gestalt, welche die der meisten Männer fast um einen Kopf überragt, die schöne, ritterliche Haltung, das feingeschnittene Angesicht mit der kühnen Adlernase und den feurigen stechenden Augen.[11] Es ist meinem wachsamen Mutterauge auch nicht entgangen, daß die Erscheinung des Grafen auf meine Gertrud einen tiefen, ihm günstigen Eindruck gemacht hat, als wir voriges Jahr auf der Fahrt in unser „Albrechtsthal"[12] mit demselben zufällig in der Herberge zu Straßburg zusammentrafen." „Und daß," fiel der Kapellan der Gräfin in die Rede, „auch die Tochter meiner hohen Frauen dem Grafen gefallen hat und noch gefällt, beweist eben klar sein Heirathsplan. Kein Wunder! Wenn der Graf von Habsburg durch seine schöne Gestalt unter den Männern hervorragt, so kann man die von Eurer Tochter neben den Töchtern des hohen schwäbischen Adels nicht minder rühmen.[13] Welch' Engelantlitz umwallen die goldfarbenen reichen Locken ihres Hauptes! Ihrer Wangen zartes Roth auf schneefarbenem Grunde, so frisch wie Lilien neben Röslein, die des Maien Morgenthau erfeuchtet — das Abbild der Reinheit und Schamhaftigkeit ihres Herzens; dabei ihr liebliches Augenpaar, dem Vergißmeinnicht am klaren Waldbache gleich."

Die Gräfin machte dieser Schilderung der Reize ihrer Tochter, die ihr zumal von einem geistlichen Herrn wohl zu überschwänglich zu werden schien, aber damit ein schnelles Ende, daß sie ihrem Kapellan die Frage vorlegte: „Glaubet denn Ihr, der Graf von Habsburg lasse sich bei der Wahl seiner Braut vornehmlich durch blaue Aeuglein und rosige Wangen leiten? Ich glaube mit nichten. Jetzt heißt es bei den „Hiräten" der Herren:

‚Swer Wibes gert, der wil ze hant (zunächst)
Liute, Schatz, Bürge unde Lant.‘[14]

Und diese Habsburger kenne ich; nicht satt können sie werden im Erwerb von Land und Leuten; was sie nicht mit ihrem scharfen, stets bereiten

Schwert oder mit List erlangen können, da muß die Minne helfen. Das schöne „Albrechtsthal," welches das Haus meines Ehegemahls im Elsaß drüben besitzt, das mag den habsburgischen Landgrafen des Elsaßes schon lange in die Augen gestochen haben. Solches als Mitgift meiner Tochter erwerben, wäre allerdings das ringste Mittel, es an sich zu bringen. Ich weiß zwar schon, daß Ihr keinen Gefallen habt an diesem Ehebund meiner Tochter, doch möchte ich hören, ob Ihr, nachdem mein alter Kämmerer mit Euch darüber gesprochen, noch immer nicht anderer Meinung geworden seid." „Die will ich meiner gnädigen Frauen abermals nicht vorenthalten," begann der Kapellan seine salbungsvolle strenge Rede und fuhr also fort:

„Graf Rudolf von Habsburg ist, wie männiglich bekannt, ein Feind der Kirche, dagegen treuer Anhänger des Fürstenhauses, welches unsern heiligen Vater von seinem hohen Stuhle, der über allen Thronen steht, herabstoßen will. Er ist ein Feind der Ordnungen und Institute, welche die Kirche zum Heil der Menschheit geschaffen. Ist nicht erst wieder vor Kurzem die schreckliche Kunde im Schwabenlande umgegangen, daß eben dieser Rudolf von Habsburg, der Euere Tochter zum Eheweib nehmen will, mit seinen sauberen Gesellen zur Nachtzeit in das Kloster der „Reuerinnen" (Büßerinnen)[15] zu Basel eingefallen ist, dieselben vertrieben, das Gotteshaus ausgeplündert und sodann angezündet hat? Ob dieser und anderer Gräuelthaten ist der Graf, wie solchen Bösewichtern gebühret, auf Befehl des heiligen Stuhls zu Rom von dem Bischof zu Basel aus der Gemeinschaft mit unserer heiligen Kirche ausgestoßen worden, und in seiner ganzen Grafschaft darf keine geweihte Glocke die christgläubigen bekümmerten Seelen zum Besuche der heiligen Messe und zum Genuß der Sakramente einladen.[16] Ohne die kirchliche Weihe der Taufe tritt dort der Säugling seinen Pilgerlauf an, ohne Sang und Klang schließt ihn der lebensmüde Greis. Kein Brautpaar kann den Bund der Liebe und Treue durch den Segen der Kirche weihen und festen lassen: es findet die Thüre des Gotteshauses verschlossen. Wollet Ihr einem solchen Manne Euere Tochter, die fromm erzogen ist, zum Weibe geben, auf daß sie, von Seelenangst verzehrt, vor der Zeit in's Grab sinke oder, wenn sie sich seinen Weg führen lässet, mit ihm zur Hölle fahre?"

„Burgkapellan, Ihr richtet streng!" „Wie meines Amtes ist," versetzte der fromme Eiferer. „Wohl möget Ihr," fiel die Gräfin ein, „mit Eurem verdammenden Urtheil über den Grafen von Habsburg in manchem Recht haben; sind aber nicht alle Männer ebenso, gleichviel ob sie auf der Seite des h. Vaters oder der des Kaisers stehen? Wie schlecht wird selbst der feierliche Schwur des Ritters — für die

Kirche zu kämpfen, Wittwen, Waisen und Unmündige zu beschützen, ungerechten Krieg zu meiden, vor Gott und den Menschen tadellos zu leben — in unseren Tagen gehalten! Dabei muß ich Euch doch auch zum Lobe des Grafen sagen, daß derselbe, wie mir von ihm gerühmt worden, ein sehr eifriger Verehrer unserer heiligen Mutter Gottes sei und unter deren besonderem Schutze stehe. Noch nie habe er an Sonnabenden und an Festen der heiligen Maria eine Uebelthat begangen oder von seinen Leuten begehen lassen. Nicht minder rühmt man seine Verehrung der Heiligen: seiner Obhut vertraute die ehrwürdige Frau Aebtissin des Stifts zu Seckingen die Reliquien des heiligen Fridolin an. Die stellte er in das schönste Gemach seiner Burg und ließ es Nachts durch viele Kerzen erleuchten." [17]

Auf diese kleine Schutzrede der Gräfin zu Gunsten des Grafen von Habsburg entgegnete der Kapellan in etwas empfindlichem Tone: „Nun, ich hoffe, wenn es von Nöthen werden sollte, bei meinem gnädigen Herren, dem Grafen, besser Gehör zu finden, denn er gehört ja zu den Getreuen unserer heiligen Kirche." [18]

„Wohl stand mein Gemahl bis daher auf dieser Seite und doch könntet Ihr Euch in Euren Erwartungen täuschen," entgegnete die Gräfin und fuhr also fort: „Den Wankelmuth der Männer auch in ihrem politischen Verhalten kenne ich leider genugsam, zumal wenn ihnen auf der andern Seite weltliche Vortheile, Glanz und Ehre winken. Rudolf von Habsburg ist ein mächtiger Graf, welcher durch seine hohe ritterliche Tapferkeit, seinen klugen, welterfahrenen Sinn in ganz Schwaben und weit darüber hinaus in hohem Ansehen steht. Wer weiß, was noch aus ihm werden kann? Solltet Ihr denn nie davon gehört haben, was der Hofsterndeuter des von Euch geschmähten Kaisers Friedrich von eben diesem Habsburger Grafen prophezeit hat? Gibt es doch in Schwaben sicherlich wenig Burgen, auf denen man solches nicht weiß." „Ist mir unbekannt, edle Frau," antwortete kurzweg darauf der Burgkapellan. „Nun so höret," sprach die Gräfin. „Als einsmals, es war in Welschland, der besagte Kaiser einen großen Sieg über seine Gegner errungen hatte, man deßhalb im Lager ein herrliches Siegesfest feierte, und die Fürsten, Grafen und Herren, darunter mit andern Schwaben auch Graf Rudolf, sich um des Kaisers hohen Stuhl sammelten, ihm ihre Glückswünsche darzubringen, da hat der kaiserliche Sterndeuter den Habsburger vor allen andern sichtbarlich ausgezeichnet. Das fiel dem Kaiser auf, darum fragte er, erzürnt ob solch' Gebahren, seinen Sterndeuter, aus was Grund er dem Grafen, der damals kaum das Mannesalter angetreten, so absonderliche Ehre erweise? Der Seher aber habe ganz gefaßt darauf also entgegnet:

„Mein Herr und Kaiser!
Zürnet nicht dem jungen Grafen, nicht auch mir,
zürnt meiner Kunst, die, was der Zukunft Tage
dem ungeweihten Aug' verborgnes bringen,
in klaren Zügen in den Sternen liest!
Nicht gegen Euch wird Habsburgs Graf sich waffnen,
nicht gegen Euer Haus. Doch in dem Buch
des Schicksals steht verhängnißvoll geschrieben:
Euer blühend' jetzt und stark verzweigter Stamm
Erlischt für immer in dem einz'gen Enkel,*
Und dem wird Habsburg treue Stütze sein.
Darnach auf zwei, die Könige sich nennen,**
Doch nur ein schwacher Abglanz Eures Namens,
Wird der Habsburg Graf des Reiches Kron' erlangen.“ [19]

„Saracenisch' Blendwerk, das der arabische Gaukler seinem halb muhamedanischen Herrn vorgespiegelt,“ murmelte darauf der Burgkapellan für sich hin.

„Dabei müßt Ihr,“ fuhr die Gräfin fort, „bedenken, daß die Minne schon oft die unversöhnlichsten Gegner in die treuesten Freunde verkehrt hat. Und solche, zumal mächtige, kann man in unsern wirren Zeiten, wo das Reich zwei Herren oder eigentlich keinen und jeder sich selbst zu schützen hat, wahrlich wohl brauchen. Meint Ihr, einen Mann wie den Grafen Rudolf von Habsburg seinen Eidam nennen zu dürfen sei für meinen Gemahl nicht verlockend? Dürfte sich unser Haus nicht dadurch geehret fühlen?“

Damit schloß die Unterhaltung zwischen der Gräfin Mechtilde und ihrem Burgkapellan. Und wiewohl dieser heftiger denn je gegen die habsburgische Heirath gesprochen, so neigte sich, wie der Leser ersehen, die Gräfin Mechtilde doch mehr zu einem Ja, für welches ihr alter treuer Diener, der Kämmerer Dietrich entschieden gestimmt hatte. Der Kapellan aber fühlte sich verletzt, daß er mit seinem Eifer wiederum so wenig erreicht hatte.

So war es beiden sehr erwünscht, daß sie eben bei der Kirche von Sülchen anlangten. In kurzer Entfernung davon stieg die ganze Gesellschaft vom Pferde, wobei der Kämmerer und der Truchseß wie es ihre Stellung mit sich brachte der Gräfin und deren Tochter behilflich waren. Da nach dem Willen der frommen Herrin auch die mitgekommenen Knechte die Messe hören sollten und es noch gute Weile hatte, bis diese anfieng, so wurden die Pferde in den nahen Hof gebracht und der Obhut des dortigen Maiers Orgeldinger [20] anvertraut.

* Der später geborne Konradin.
** Die nachmaligen Könige Wilhelm von Holland und Richard von Cornwallis.

Die Römerstadt Solicinium (Sumlocenne) und der daraus entstandene alemannische Ort Sulichin.[21]

Inzwischen besah sich die hohe Gesellschaft das Aeußere und Innere der alten, merkwürdigen Kirche. Manch' uralt' seltsam' Steinbild aus und auf Stein, welches in der Umgebung der Kirche herumlag, zu einer Bank verwendet oder in die Mauern eingefügt war, konnte man da sehen, war aber der Gräfin, geschweige denn den Fräulein und jungen Herren räthselhaft. Jetzt hatte der Burgkapellan eine günstige Gelegenheit, seine Bekanntschaft mit den alten Zeiten an den Mann zu bringen, denn selbst dem Kämmerer, diesem alten Lagerbuch, waren diese Steindenkmale böhmische Dörfer.

Dadurch verlor sich auch, da die Gräfin den Kapellan noch besonders um die Deutung derselben ersuchte, die Spannung, welche die besprochene Heiratsangelegenheit zwischen beiden herbeigeführt hatte. Der geistliche Herr fühlte sich durch die Bitte seiner Herrin geschmeichelt. Gerne hätte er, um nach dem erlittenen kleinen Durchfall seine geistige Ueberlegenheit diesen Laien gegenüber recht bemerklich zu machen, eine lange gelehrte Rede über die Geschichte von Sulichin und Rotenburg, den Aufenthalt der großen Römer im Schwabenlande, die verwüstenden Einfälle der rohen Alemannen, die Bekehrung derselben zum Christenthum, die Gründung christlicher Kirchen in dem Lande u. a. m. gehalten. Aber die ihm etwas knapp zugemessene Zeit mahnte ihn für dieses Mal zu einer kürzeren Fassung.

„Nicht lange nach der Geburt unseres Herren und Heilandes," so hub der Kapellan zu erzählen an, „besetzte das einstens so kriegerische und nie ländersatt gewordene Volk der Römer unser Schwabenland. Es war das ganz unblutig vor sich gegangen, denn die damaligen Einwohner — man nannte sie Sueven und es sind unsere Ahnen — hatten, von der römischen Herrschaft bedroht, welche schon seit Jahren drüben über dem Rheine gebot, das Land verlassen und sich fern hinter den undurchdringlichen Wäldern Böheims eine neue Heimat gegründet. Die Römer aber ließen sich in den von den früheren Bewohnern des Landes erbauten Städten nieder, befestigten solche nach ihrer Weise noch mehr, gründeten auch neue. Da erhob sich darin manch' römische Zwingburg, manches Kriegslager, worein sie ihre Heere legten. Neben ihnen hatten sich friedliche Bürger aus Welschland häuslich niedergelassen und giengen ihrer Handthierung, dem Gewerbe und Handel wie in ihrer alten Heimat ungehindert nach. Ueber sie setzten die römischen Kaiser Obrigkeiten wie sie es im Lande Italien zu thun gewohnt waren. Da gab es in den Städten große Rathhäuser und freie Plätze zu mancherlei öffentlichen

Verhandlungen. Es wurden den falschen Göttern überall Altäre und Gedenksteine gesetzt, ja an manchen Orten prächtige Tempel erbaut, in welchen die Priester Baals und Molochs ihre Opfer darbrachten."

„Eine solche Stadt, in welcher römische Bürger gegen zweihundert Jahre aus- und eingiengen, stand auch da, wo jetzt die Orte Rotenburg und Sulichin stehen. Bevor die Sueven, unsere Voreltern, auf nicht lange Zeit in unsere Gegend gekommen, hatte ein anderes Volk, dessen Stammesbrüder über dem Rhein drüben in Gallien wohnten, hierherum eine ansehnliche Stadt gegründet. Es nannte sie Sumlocenne, welchen Namen die Römer in das ihrem Munde geläufigere Solicinium umtauften. Beide Namen finden sich auf manchem Ueberbleibsel von der alten Stadt noch erhalten. Sie sollen nach der Meinung gelehrter Männer „Sonnenstadt" bedeuten. Nicht so unwahrscheinlich, wenn man sich die schöne, freie Lage von Rotenburg und Sulichin vor dem finsteren Schwarzwald und zur Seite des großen Schainbuchwaldes vorstellt."

„Solicinium war die herrlichste unter allen römischen Städten im heutigen Schwabenlande. Solch' werthvolles, den Römern gar gut gelegenes Besitzthum gegen Feindes Gewalt zu schützen, haben dieselben da, wo die „Altstadt" steht, eine große feste Burg erbaut und daran stoßend ein mit Wall und Graben wohl verwahrtes Lager für ihre Heere errichtet."

„Aber der Herr machte zu nichte der Heiden Rath und da hieß es: wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wachet der Wächter umsonst. Gleich einer gewaltigen Meereswoge brachen im dritten Jahrhundert nach unseres Herren Geburt die Heerhaufen der streitbaren Alemannen, der Stammesbrüder unserer suevischen Voreltern, über unser von den Römern unterjochtes Land und die stolze Römerstadt Solicinium herein und ließen keinen Stein auf dem andern. Da kann man mit dem Psalmisten ausrufen: ‚Die Städte hast Du umgekehret, ihr Gedächtniß ist umkommen sammt ihnen.'"

Gerne hätte nun der gelehrte geistliche Herr umständlich wenigstens davon weiter erzählt, wie später die frommen Glaubensboten, der h. Gall, Columban und Fridolin aus einer fernen grünen Insel (Irland) her nach Alemannien gekommen seien und die trotzigen Bewohner des Landes endlich zum Christenthum bekehrt haben. Aber es entgieng ihm nicht, daß eine noch größere Ausdehnung seines Vortrages seine Gebieterin langweilen würde, welche eigentlich von ihm nur die Deutung der seltsamen Steindenkmale an der Kirche von Sulichin gewünscht hatte. Darum sah er sich genöthigt, einen gewaltigen Sprung in seiner Erzählung zu machen, indem er also fortfuhr:

„Erst nachdem mehrere Jahrhunderte verflossen waren und unsere

alemannischen Voreltern da und dort auf den Trümmern römischer Städte bleibende Wohnsitze gegründet und sich in Dörfern vereinigt hatten, auch inzwischen unter die Herrschaft der über dem Rhein drüben einst residirenden Frankenkönige gekommen waren, fand das Christenthum Eingang. Es wurden Kirchen erbaut und für dieselben Priester bestellt, so auch für den ansehnlichen alemannischen Ort, der an der Stelle der römischen Stadt Solicinium entstand und nach dieser Solikin oder Sulichin genannt wurde."

„Das daselbst erbaute Gotteshaus war in alten Zeiten für die Christen der ganzen Umgegend die Taufkirche und ist daher dem Täufer Johannes geweiht worden."

„Wenn auch," fuhr der Kapellan fort, „unsere Voreltern die solid aus Stein aufgeführten römischen Städte und Wohnungen dem Boden gleich gemacht, ja in ihrer Berserker-Wuth selbst die Hausgeräthe zertrümmert haben, so daß manche Gegend in Schwaben wie namentlich die unserige noch jetzt mit solchen Trümmern reich besät ist, so waren sie bei ihrer Unerfahrenheit im Häuserbau doch froh, die herumliegenden römischen Steine zum Bau ihrer Burgen und Kirchen verwenden zu können. Daher auch in den Mauern der Kirche von Sulichin und des umliegenden Friedhofes so mancher schön behauene Stein und darauf so manch' kunstreich gearbeitetes Bildwerk, dessen Sinn und Bedeutung freilich nur wenigen bekannt ist, da — der Herr sei dafür gepriesen — die heidnischen Götzen bei uns fast in Vergessenheit gekommen sind."

„Und eben die Deutung der heidnischen Bilder an der Kirche von Sulichin und um dieselbe wünsche ich," fiel die Gräfin Mechtilde etwas ungeduldig ein, „von Euch, meinem grundgelahrten Kapellan, nun zu hören."

„Damit kann ich meiner hohen Gebieterin ganz gut dienen," entgegnete der Kapellan mit einem gewissen Selbstbewußtsein. Alsbald begann er auch sein Amt als Cicerone. Es wurde ihm nicht schwer, denn oftmals hatte ihn der verstorbene alte Kirch-Rektor von Sulichin, der jeden Römerstein umher und an seinem Gotteshaus, dessen Sinn und Deutung, kannte, herumgeführt und mit dem Leben und Treiben der alten Römer im Schwabenlande bekannt gemacht. Da fuhr ihm urplötzlich die Idee durch den Kopf, er wolle womöglich auch seiner Gräfin durch Vorzeigung und Erklärung der Römersteine einen Begriff davon beibringen. Diesem Zweck entsprechend war denn auch die Reihenfolge, in der er die Denkmale aufsuchte und vorzeigte. Als geistlicher Herr begann er natürlich mit der Religion, den römischen Göttern. Darum führte er seine Herrin zuerst vor einen Stein, auf dem war zu sehen die Figur eines Mannes, den jedermann auf den ersten Blick

für einen Krieger erkennen mußte. In seinen Händen hatte er, wie zu einem kräftigen Stoß bereit, eine Lanze mit einem Fähnlein; sein Haupt war mit einem Helm bedeckt, unter welchem reiche Locken hervordrangen. Ueber einen nur bis zu den Knieen reichenden Leibrock hatte er einen wallenden Kriegermantel geworfen, welcher über die Schultern hin mit einer Fibel festgehalten war. Im Sturmschritt gieng der Kriegsmann über ein Felsstück hin. „Das ist," bemerkte der Kapellan, „der römische Kriegsgott, Mars genannt, und bedeutet wie die römischen Heere über die hohen Berge, welche Italien von Deutschland trennen, hereinstürmend in dieses eingedrungen sind."

Darauf zeigte er seiner Herrin einen zweiten Stein. Auf demselben sah man in einer Nische — wie die Gewandung zeigte — eine weibliche Gestalt, die hatte aber auf ihrem Lockenhaupt einen Kriegerhelm, in ihrer Rechten eine Lanze, während ihre Linke auf einem Schilde ruhte, der an ihrer Seite stand. „Das ist die römische Göttin Minerva," erklärte der Kapellan seiner Herrin. „In ihr verehrten die alten Römer die Göttin der Weisheit, Wissenschaften, Künste und mancherlei nützlicher Gewerbe wie des Spinnens, Webens, der Bearbeitung der Wolle u. a. m." „Wozu aber dann," warf die Gräfin ein, „Helm, Schild und Lanze?" „Diesem Einwurf wollte ich eben begegnen," antwortete der Kapellan und fuhr also fort: „Die Römer waren nicht blos tapfere Krieger, sondern es wird, wie Judas Makkabäus sagt, von ihnen noch besonders gerühmt, daß sie ihr Kriegswesen auch mit viel „Vernunft" geordnet haben. Darum geselleten sie zu ihrem wilden Schlachtengotte Mars die Göttin der Weisheit, auf daß diese dessen Ungestüm mäßige und sie nicht weniger mit Verstand und List zum Sieg führe. Das Bild lehrt uns zugleich, daß die Römer die nützlichen Künste und Handthierungen des Friedens schätzten."

Nicht weit von dem so eben erklärten Götzenbilde war, in die Friedhofmauer eingefügt, ein drittes Steinbild, vor welches der Kapellan seine Gräfin führte. Es zeigte eine schlankgebaute Mannesgestalt, nur dürftig in einen nachlässig umgeworfenen Mantel gehüllt; aus dem mit üppigen Locken geschmückten Haupte erhoben sich zu beiden Seiten Flügel; in ihrer Linken hielt die Figur einen Stab, um den sich zwei Schlangen wanden, welche die Köpfe gegen einander kehrten, in der Rechten dagegen einen vollen Beutel; zu seinen Füßen lag ein Ziegenbock. Wiederum ein Götze der Römer, den sie Merkurius nannten. Er war ihnen der schnelle, stets zu Diensten bereite Bote ihrer Götter und da es deren so viele gegeben, so hat es ihm gewiß nie an Aufträgen gefehlt; dabei war Merkurius gar klug und schlau, das deuten die Schlangen an; steht ja doch auch in der Schrift: „und die Schlange war listiger denn

alle Thiere auf dem Felde." Man rühmt auch von dem Gotte Merkurius, ihm fließe die Rede so flink und gewaltig von den Lippen, daß niemand wider sie aufkommen könne. Den also klugen und redegewandten Merkurius machten die Römer darum auch zum Gott der Kaufleute, was der volle Beutel auf unserem Steinbilde andeuten will.

„Aber nun mein gelehrter Kapellan bin ich der römischen Götzen satt, wünsche auch anderes zu sehen und zu hören, soweit es die Zeit bis zur Messe noch erlaubt." Da gedachte der geistliche Cicerone nach dem von ihm schnell entworfenen Plane seiner wißbegierigen Gräfin die römische Menschenwelt, wie sie in unfürdenklichen Zeiten um Sulichin von der Wiege bis zum Grabe geleibt und gelebt, in einigen dort vorhandenen Steinbildern vorzuführen. Zu dem Ende führte er seine Herrin zunächst vor ein Steindenkmal, darauf waren zu sehen das Bild eines Mannes, der zärtlich ein Kind in Windeln auf seinen Armen trug, neben demselben die Gestalt einer Frau, welche in der Rechten einen Korb, in der Linken ein Ding hatte, welches der Kapellan ganz unbedenklich für einen langen Kehrbesen ausgab, wie er denn auch natürlich in der Frau die Mutter und in dem Manne den Vater des Säuglings erkannte. Länger als bis daher verweilte die hohe Frau vor diesem Bilde. Es sprach sie ganz besonders an und nicht unterdrücken konnte sie gegen ihren Kapellan die Bemerkung: „unter diesen abgöttischen Römern muß es doch auch zärtliche Väter und gute Ehemänner gegeben haben." Und mit einem tiefen Seufzer schloß sie.

Diese weiche Stimmung entgieng dem geistlichen Herrn nicht. Er sah sie gerne und gieng nun darauf aus, ihr weitere Nahrung zu geben. Darum führte er seine Herrin vor eine Steinplatte mit dem Bilde eines nackten Kindes, welches auf einem Kissen saß, sein rechtes Aermchen ausstreckte und vergnüglich in die Welt hinausschaute. Auf einer andern, an die nun die Reihe kam, saß ein Knabe — der geistliche Cicerone meinte es werde das vorige inzwischen größer gewordene Bübchen sein — in einem zweirädrigen Wägelchen, dem ein Ziegenbock vorgespannt war. Die übrigen heidnischen Steindenkmale, vor welche der Kapellan seine Gräfin führte, zeigten, eines einen Hirten, welcher unter einem Baume lag und einem Lämmchen zu trinken gab, ein anderes ein Joch Stiere, ein drittes endlich zwei Männer, welche an einer auf ihre Schultern gelegten Stange eine Bütte trugen. „Aus diesen Steinbildern ist," erklärte der geistliche Herr, „abzunehmen, daß schon die Römer um Rotenburg fleißig dem Acker- und Weinbau wie auch der Viehzucht oblagen und den Alemannen, welche sie vertrieben, ein wohlangebautes fruchtbares Land hinterlassen haben. Und als die endlich von ihren heidnischen Götzen gelassen und fromme Christen geworden, da gab auch der Himmel

seinen Segen und Beistand zu ihrem Tagwerk im Weinberg und auf dem Acker." So hat mir der selig heimgegangene Pfarrherr von Sulichin aus dem Munde alter Leute erzählt: ein frommer Zinsbauer eines Ritters Namens Theodorich von Wurmlingen habe, wenn er auf seinem Acker gepflügt und die Glocke von Sulichin zur Messe gerufen, meist Gespann und Pflug stehen lassen und sei zur Kirche geeilt. Da sei dann allemal ein Engel gekommen und habe für ihn den Pflug geführt, der Bauer aber zum Dank die kleine Kapelle dort oben gestiftet und zu Ehren seines Herrn dem h. Theodorich weihen lassen." [22]

Während der Burgkapellan also seiner Gräfin erzählte, nahete sich ehrerbietigst der Küster der Kirche von Sulichin. Derselbe hatte schon einige Zeit das lebhafte Interesse der Gräfin für die heidnischen Denkmäler an seiner Kirche beobachtet und darum eine wohl erhaltene, zierlich geformte Schüssel herbeigeholt, welche vor Jahren ein Bauer beim Reuten seines Ackers „am alten Gott" im „Dürrenbach" gefunden. Er übergab „das Alterthum" dem Kapellan und dieser überreichte solches seiner Gräfin. Diese betrachtete das interessante Gefäß mit sichtlicher Freude und Ueberraschung, denn sie hatte zuvor nie etwas der Art gesehen. Die Schüssel war aus feiner, tief rother Thonmasse gefertigt, hatte einen niederen Fuß, war noch einmal so breit als tief; auf der gar gefälligen Rundung liefen rings herum zwei Reihen von Laubwerk und anderen kleinen Zieraten, der Raum dazwischen war durch schilfartig aufsteigende Pflanzengebilde in viele Felder eingetheilt, in denen sich je ein zierlicher Stern und ein eiligst springendes Hündchen zeigten. Alles in etwas erhabener Arbeit. Als die Gräfin das alterthümliche Geschirr genugsam betrachtet hatte, wollte sie es dem Eigenthümer wieder zustellen, der aber bat die hohe Frau, sie möchte das „Alterthum" als kleine „Verehrung" von ihm in Gnaden annehmen. „Von Herzen gern, guter Küster," antwortete die Gräfin; „Dein Geschenk soll neben andern mir theuren Sachen über dem Kamin meiner Kemenate seinen Platz bekommen. Ich werde dir die Freude, welche du mir gemacht, getreulich gedenken; wenn dich fürderhin der Schuh wo drückt, komm' zu mir." Bevor der gute Mann sich mit tiefster Verneigung entfernte, gab er dem Kapellan mehrere Thonscherben von verschiedenen Farben. Darauf waren mancherlei Zieraten, auch Inschriften zu sehen, unter anderen die Namen der alten Römerstadt „C. (Colonia) Sumlocenne" und „Col. Solicinium," auch Leg. (Legio) XXII. und C O H. IIII. (Cohorte IIII). „Zu vielen Tausenden," bemerkte der bescheidene Küster, „können solche Scherben beim Pflügen und Umbrechen der Aecker um Sulichin herum aufgelesen werden.

„Nun aber Küster, wird die Messe bald beginnen?" fragte die

Gräfin. „In Kurzem," war die Antwort. „Und nur noch für ein Steinbild," warf der Kapellan ein, „erbitte ich mir meiner hohen Frauen gnädiges Gehör." Da führte er die Gräfin schließlich noch vor eine große Steinplatte. Darauf, in einer Nische, zu deren beiden Seiten sich kunstlose Säulen erhoben, war ein Frauenbild zu sehen; über einem einfachen anschließenden Untergewand gewahrte man ein sehr weites langes Oberkleid, welches die Gestalt zur Linken heraufgenommen hatte und am Arme trug; in der ausgestreckten Rechten hielt sie etwas, das nicht wohl zu erkennen war, das sie aber offenbar auf einen ihr zur Rechten stehenden Altar niederlegen wollte. Die reichen Hauptshaare der Frauengestalt fielen aufgelöst zu den Schultern herab. „Sicherlich," bemerkte der Kapellan, „ein Grabstein, welchen eine Römerin einem geliebten Todten hat setzen und darauf darstellen lassen, wie sie in schmerzliche Trauer versetzt sich anschickte, für den Gestorbenen auf den Altar ihres Schutzgottes ein Opfer niederzulegen." Unter all' den geschauten heidnischen Steinbildern hatte dieser Todtenstein sichtlich den größten Eindruck auf die Gräfin Mechtilde gemacht. Er erinnerte sie lebhaft an jene Zeit, wo auch sie in tiefster Trauer vor der Gruft gestanden, in die vor nicht vielen Jahren ihr Vater Rudolf in dem nahen Kloster Bebenhausen gesenkt worden.

Das war nun eben die Stimmung, welche der Kapellan und Beichtvater der Gräfin für seine Herrin zum Besuch der bevorstehenden Messe wünschte. Und nur wenige Minuten stand es noch an, so erklang das feierliche Geläute der alten St. Johanniskirche von Sulichin,

„Das alle Sünder, hochbegnadet
Zum Sakramente festlich ladet."

Bevor wir aber die gräfliche Gesellschaft in die Messe führen, laßt uns hören, wie der jüngere Theil die Zeit vor dem Beginn derselben zugebracht hat.

Als die Gräfin und der Kapellan sich anschickten, die heidnischen Denksteine um und an der Kirche von Sulichin zu betrachten, ließen sich die Fräulein und jungen Herren auf langen steinernen runden Säulen nieder, welche vor der Kirche lagen und seit langer Zeit den vor derselben Harrenden als Ruhesitze dienten. Da nahmen auch der gräfliche Truchseß und die Zuchtmeisterin Platz. Das junge, heitere Völklein hätte sich wahrscheinlich über diese immerhin seltsamen Bänke gar keine Gedanken gemacht, wenn die Zuchtmeisterin nicht auf das kunstreich in Laubwerk ausgehauene eine Ende der eigenthümlichen Bänke aufmerksam gemacht hätte. Da rief man den Küster der Kirche herbei, um sich belehren zu lassen. Der erzählte nun, daß, wie er von dem

alten seligen Pfarrer oft gehört, diese langen Bänke vor vielen Jahren aus den Aeckern um Sulichin, da wo man es noch den „alten Markt“ [20] nenne, gegraben und vor seine Kirche geschafft worden seien. In der Heidenzeit sei nämlich da wo jetzt Sulichin und Rotenburg eine große Stadt gestanden, und die Steine seien die Säulen von hohen Hallen gewesen, welche rings den Markt der Stadt umgeben hätten. Man gab sich mit dieser Erklärung unbedenklich zufrieden und sann auf Mittel und Weg, wie die Zeit bis zum Anfang der Messe angenehm auszufüllen. Die jungen Herren giengen aus, Feldblumen zu sammeln. Da gab's wenigstens die rothen Ackerschnallen, die blauen Kornblumen und selbst für die Knappen Rittersporne; hatte man hinreichend gesammelt, so flochten die Fräulein daraus Kränze; die jungen Ritter in spe, welche ihre Sporen so ring verdient, knieten sodann vor den Fräulein nieder, um sich die Siegerkränze auf das lockige Haupt setzen zu lassen. So und mit anderem Kurzweil gieng die Wartezeit nur allzuschnell hin. Der junge Graf Albert und sein alter, von ihm unzertrennlicher Mentor, der alte Kämmerer Dietrich von Wurmlingen, nahmen indeß an diesen Belustigungen keinen Antheil. Sie giengen miteinander eine Strecke auf dem Fußpfad Wurmlingen zu. Da erzählte Dietrich, wie es sein junger Herr gerne hörte, von dem Lindwurm bei Wurmlingen, dem Drachen in der Waldschlucht bei „Swertisloh,“ dem Grafen Anselm, dessen Jahrstag und Grab in der Kirche auf dem Wurmlinger Berge. Freilich war zu all' diesem die Zeit gar zu kurz. Darum mußte der alte redselige Kämmerer seinen jungen Herrn mit einer umständlichen Erzählung, welche diesen befriedigen konnte, auf spätere Zeit vertrösten.

Der Besuch der heiligen Messe.

„Der Messe Wort hânt solhe Kraft,
Daz elliu himelschiu Hêrschaft
Gein den Worten nîgent,
Sô diu ze Himele stîgent.“ *
Aus Vridanks Bescheidenheit.

Als die Knechte des gräflichen Gefolges, welche ihre Bekannten in Sulichin aufgesucht hatten, die Kirchenglocken erklingen hörten, eilten sie zum Gotteshaus. Eben schickte sich die hohe Gesellschaft an, nach der Anordnung des alten Kämmerers in festlichem Zuge zur Kirche zu ziehen. Als dieselbe durch das ziemlich niedrige und schmale rundbogige

* Daß alle himmlischen Heerscharen auf die Worte lauschen, wenn diese zum Himmel emporsteigen.

Portal, welches sich nach Innen noch mehr verengte und dessen Rundbogenfeld ein Bildniß Johannis des Täufers zierte, eingetreten war, nahm sie ein feierliches Halbdunkel auf. Die einschiffige, nicht sonderlich hohe Kirche hatte nämlich eine flache Decke von bunt bemaltem Täfelwerk und die sparsam angebrachten rundbogigen Fensteröffnungen sahen eher wie Schießscharten aus und waren durch Gitter aus in Blei gefaßten Carreaux von trüb gefärbtem Glas geschlossen. In feurigen Farben von tiefem Purpurroth und saftigem Smaragdgrün glühte dagegen das von der Julisonne beschienene ziemlich große Doppelfenster des halbzirkelrunden Chors, dessen himmelblaue Gewölbdecke reich mit goldenen Sternchen besät war. Die kleine Säule, welche das Fensterpaar schied, stach merklich ab von den Steinmetzarbeiten, welche man sonst an der Kirche sah. Sie war ein Ueberbleibsel von einem heidnischen Bauwesen des alten Solicinium, durch einen glücklichen Zufall vor der Zerstörungswuth der Alemannen bewahrt und später beim Bau der Kirche verwendet worden. Sockel, Schaft und Kapitäl derselben waren gar zierlich gearbeitet, letztere zwei mit Guirlanden und Laubwerk geschmückt. Kaum gewahrte man vor dem stark beleuchteten Chorfenster das Licht der Kerze des baumartig gestalteten siebenarmigen Candelabers von Bronze, welcher auf dem im Grunde des Chors befindlichen einfachen sarkophagförmigen Altar stand. Derselbe war von der Gräfin Mechtilde auf den Tauftag ihrer Tochter Gertrud gestiftet worden; ihr Gemahl dagegen hatte zum Unterhalt des ewigen Lichtes dem Kirchenfonds verschiedene Gilten und Zinse von Aeckern und Hofstätten zugewiesen.

Das eigenthümliche Düster der geweihten Räume verfehlte auch nicht seine Wirkung auf die eingetretene hohe Zuhörerschaft, wie solche das Kirchlein nur je und je sah. Selbst bei den Fräulein und Junkherren, welche noch vor Kurzem draußen im Lichte der heiteren Julisonne neckende Scherze getrieben, kehrte eine ernste Stimmung ein. Bei der frommen Gräfin bedurfte es einer derartigen äußeren Anregung zu stiller Sammlung des Gemüthes nicht, wiewohl auch bei ihr der heidnische Grabstein das Seinige dazu beigetragen hatte. So fand der würdige Priester, welcher das heilige Amt der Messe celebrirte, bei Alt und Jung empfängliche Herzen, und der Segen, welchen er am Schlusse der Handlung mit seinem „Benedicat vos“ — Es segne Euch der allmächtige Gott, Vater, Sohn und Geist — über seine Zuhörer sprach, wurde ihnen in reichem Maße zu Theil.

Als die Gräfin Mechtilde aus der Kirche trat, fand sie wie gewöhnlich viel armes Volk, manch' bresthafte Person, welche sich mühsam herbeigeschleppt, vor derselben versammelt, denn die Kunde, daß die

„gute Gräfin“ zur Kirche nach Sulichin geritten, hatte sich in den umliegenden Dörfern und Weilern schnell verbreitet. Nicht stolz und vornehm, etwa durch die Hand eines Hofbeamten, wie es, um sich den widrigen Anblick zu ersparen, nicht selten sonst zu geschehen pflegt, fertigte sie die Armuth und das Elend ab. Nein, sie gieng unter den versammelten Armen und Kranken herum, erkundigte sich theilnehmend nach ihren Leiden und Gebrechen und spendete mit eigener Hand die Gabe, welche sie sich der Reihe nach von ihrem Kämmerer hatte behändigen lassen.

Bald erschien auch der Pfarrer von Sulichin, um die Gräfin zu begrüßen und ihr seine Ehrerbietung zu bezeugen, auch Worte des Trostes an die Armen und Kranken zu richten. Da übergab ihm Mechtilde den silbernen Becher, welchen der Kämmerer auf ihr Geheiß zu diesem Zweck mitgenommen hatte. „Nehmet ihn, ehrwürdiger Diener Gottes,“ sagte sie, „als eine kleine Gabe von mir für Eure Kirche, in der ich auch heute mich geistig gelabt habe, und gedenket meiner armen Seele in Euren Gebeten.“

„Ihr dürft Euch,“ sagte für das Geschenk dankend der geistliche Herr, „hohe Frau, sicher getrösten der Worte der Schrift, die da sagen: „‚Deine Almosen sind hinaufgekommen in das Gedächtniß vor Gott,‘ und ‚Almosen ist ein großer Trost vor dem höchsten Gott.‘“

Das Birhtinlê.[23]

Mit diesem Trostspruch verabschiedete sich der Pfarrherr von der Gräfin. Die gab nun Befehl zum Aufbruch nach dem nahen Birhtinlê, dem Endziel des kleinen Ausflugs. In Kurzem saß die Gesellschaft wieder zu Pferde; fort gieng's nun in ziemlich schnellem Ritt auf dem breiten Wiesweg das Neckarthal hinab, und schon nach einer Viertelstunde war man am Ziele angelangt.

Die hohe Gesellschaft stieg von den Pferden, die nun der Obhut der Knechte übergeben wurden, und ließ sich auf den großen steinernen Bänken nieder, welche von den ältesten Zeiten her um die in der ganzen Gegend bekannte uralte Linde standen und von dieser reich beschattet wurden. Die jungen Herren und Knappen aber lagerten sich unter dem gewaltigen Baum auf dem grünen Wiesengrunde um den alten Stein von Birhtinlê herum. Und nun wurde der mitgeführte kalte Morgenimbiß eingenommen, der allseitig sehr erwünscht kam. Der Truchseß hatte sich auch nicht geizig finden lassen, denn als die Tragkörbe entleert wurden, da kamen zum Vorschein: zwei gebratene und gefüllte Gänse und Enten, Schinken, Würste mit Muskat und „Negelein“,

gesottene Eier, Pfannen- und Pfefferkuchen, weißes Brod, alles sehr reichlich; dazu mehrere stattliche Krüge voll köstlichen Weins, der mit Kräutern, Gewürzen und Zucker versetzt war. Für die Knechte hatte der Truchseß mitnehmen lassen: Rauchfleisch, Speck, Käse, Schwarzbrod und „Epfelmost." Sie sollten, wann sie mit ihrer Gräfin ausritten, einen guten Tag haben, so liebte es dieselbe, wie dem Truchsessen wohl bekannt war.

Erst nachdem sich die Gesellschaft gestärkt hatte, sah sie sich auf dem Birhtinlê näher um, und da fiel zunächst der dortige „alte Stein" in die Augen. Der war aber für alle Anwesenden, den Kapellan ausgenommen, ein räthselhaftes Ding. Wohl erkannte jedermann, daß derselbe einst mit einem Bildwerke geziert und einer Inschrift versehen gewesen; aber all' dies war bis zur Unkenntlichkeit, selbst für manchen Kundigen verwittert. Der Stein mußte, das sah man wohl, schon seit Jahrhunderten Wind und Wetter ausgesetzt sein. Vergebens wandte sich der wißbegierige junge Graf Albert an seinen Cicerone, den alten Kämmerer Dietrich, bei dem er sonst immer Rath und Belehrung gefunden; auch seine Mutter, welche den geheimnißvollen Stein doch schon oft gesehen, wußte ihm nichts darüber zu sagen. Da ließ die hohe Frau den Kapellan, welcher einen Gang nach dem nahen Neckar gemacht, herbeirufen. „Da gibt's," empfieng sie ihn, „für meinen steinkundigen Kapellan eine harte Nuß zu beißen. Erkläret uns die Bedeutung des Steins auf dem Birhtinlê. Wird wohl auch ein Römerstein sein?"

„Verzeihet, gnädige Frau, das nicht," antwortete der Gefragte; „aber in ein hohes Alterthum geht der Stein gleichwohl zurück. Mir selbst hat der gestorbene alte Kirchherr von Sulichin wenige Tage vor seinem Abscheiden die Deutung desselben mitgetheilt, welche er einer alten Schrift des uralten Klosters auf der Reichenau, in dessen berühmter Schule er erzogen worden, entnommen."

Graf Bertold vom Sülichgau, der Vater des heiligen Meinrad.

„Und wie hat der verstorbene Pfarrer von Sulichin den Stein gedeutet? lasset hören," entgegnete die Gräfin. Darauf hub der Kapellan also zu erzählen an:

„Zur Zeit des glorreichen Kaisers Karl, des mächtigen Schirmherrn unserer heiligen Kirche, soll über unsere und die umliegende Gegend, welche nach dem uralten Orte Sulichin der Sulichgau heißt, ein Graf des Namens Bertold, auch Birhtilo oder kurzweg Birhto, der nicht weit von Sulichin, wohl auf der Rotenburg, seinen Burgsitz hatte,

gesetzt gewesen sein. Er gehörte einem mächtigen Geschlechte an, welches große Grafschaften und viele Burgen im alemannischen Lande besessen und noch in edlen Grafenhäusern fortlebt, so auch, wie alte Schriften melden, in dem Hause meines gnädigen Herren und dessen Sippen, der Grafen von Zollern.[24] Also belehrte mich der alte Kirchherr von Sulichin. Vermelter Graf Bertold hat, wie mir mein Gewährsmann weiter mitgetheilt, viele Jahre in einer glücklichen Ehe mit einer edlen Alemannin gelebt, aber ohne daß sie Gott mit Kindern gesegnet. Oft und flehentlich soll das Ehepaar, welches eben so fromm als hochgeboren war, Gott um einen Leibeserben angerufen und gelobt haben, wenn ihm diese Gnade erwiesen würde, solchen dem Dienste Gottes und der Kirche widmen zu wollen. Da ward ihm nach Jahren die Bitte gewährt. Graf Bertolds Gemahlin genas zweier Knäblein, von denen das jüngere, ein zart' und fein' Kind, Gott geweiht wurde. Es erhielt bei der heiligen Taufe in der Kirche von Sulichin den Namen Meginrad, ein Name, der so viel als mächtiger, viel vermögender Rath bedeutet, aus dem aber später Meinrad geworden. Und es ist auch so gekommen, denn Gott hat aus dem Knäblein für die verderbte Menschheit einen Rath des Heils und einen Friedensfürsten gemacht. Ihr wisset, meine gnädige Frau, von dem frommen Einsiedler Meinrad in dem ‚finstern Walde,' der sich die heilige Märtyrerkrone errungen hat und bei dessen Klause später das in unseren Tagen so berühmte Kloster Einsiedeln gestiftet worden. Als Meginrad, von dessen früher Kindheit wir nichts wissen, eilf oder zwölf Jahre alt war, brachte ihn sein Vater in das bereits erwähnte Kloster Reichenau, dessen damaliger Abt Hatto auch zum Geschlechte der Sulichgaugrafen gehört haben soll. In der dortigen, ehedem weit und breit berühmten Klosterschule sollte er in den Wissenschaften unterwiesen und fromm erzogen werden, auf daß er einst ein auserwählt' Rüstzeug im Dienste Gottes werden sollte, dem er von seinen Eltern geweiht worden."

„Wie die Söhne der Vornehmen nie mit leeren Händen in Klöster eintreten, so brachte auch Meinrad als Geschenk seines Vaters den Herrenhof Bierlingen, nicht weit von unserer Rotenburg gelegen, mit. So sagen wenigstens alte Aufzeichnungen des Klosters. Ehe Meinrad groß gezogen war, soll, wie man mir erzählt hat, ihn und seine Mutter das schreckliche Unglück getroffen haben, daß Graf Bertold auf einem Ritt in das Neckarthal hinab nicht weit unterhalb Sulichin plötzlich todt vom Rosse gesunken. Da habe sein Ehegemahl auf dem Hügel, wo derselbe so oft zu Gericht gesessen, zum ewigen Gedächtniß an ihn ein Mal aus Stein errichten lassen, um zugleich uns in Sünden sicher dahin lebende Menschen daran zu mahnen, daß ‚wir in dem

tode sweben, so wir allerbeste waenen leben.‘[25] Was noch heute von Bildwerk auf dem Denkstein zu sehen, aber nicht zu enträthseln ist, soll nach der Meinung des seligen Pfarrherrn von Sulichin Helm und Schild des Grafen vorgestellt haben. Und die Schriftzüge, von welchen man nur noch C und B erkennen kann, sollen ursprünglich Comes Birhtilo oder Birhto geheißen haben. Letztere Namen sind, wie mich mein Gewährsmann weiter belehrt hat, gleichbedeutend mit Perahtold oder Bertold, und der Name Birhtinlé soll Hügel, Todtenhügel des Bertold (Birhtilo) oder Birhto bedeuten.[26] Wenn nun auch im Munde und Gedächtniß der einander ablösenden Menschengeschlechter der Name entstellt und die Bedeutung entschwunden, so ist der Ort doch eine denkwürdige Stätte geblieben, wie auch meiner hohen Frauen sattsam bekannt ist. Denn noch immer, wie heute, sieht man die Edlen des Volkes bei verschiedenen Veranlassungen auf demselben versammelt."

Hiemit schloß der Burgkapellan der Rotenburg die von seiner Gräfin gewünschte Erklärung des Denksteins auf dem Birhtinlé und dieses Platzes selbst. Er hatte sich wirklich dadurch den Dank seiner Herrin und der ganzen Gesellschaft verdient, welche seiner Erzählung mit großer Aufmerksamkeit gefolgt war. Die Gräfin Mechtilde aber fügte ihrem Danke noch den Wunsch bei: „Wenn das Geschlecht meines Herrn und Gemahls auf den Vater des heiligen Meinrad zurückzuführen ist, so möchte ich von dem berühmten Kloster Reichenau, in welchem der heilige Meinrad erzogen worden, ein Mehres von Euch hören. Dieses steht ja," fügte sie bei, „überdies in naher Beziehung zu dem Hause meines Burkard, welches, wie mir dieser einmal gesagt, von uralten Zeiten her das Oberschenkenamt desselben bekleidet. Zwar sei es schon sehr lange her, daß ein Graf von Zollern oder Hohenberg sein Amt in Person versehen und dem Fürstabte den großen goldenen Becher mit dem köstlichen Inselwein ‚Schleitheimer‘ kredenzt habe, darum es auch fast ganz in Vergessenheit kommen."[27] „Mit Erfüllung dieses Wunsches kann ich," entgegnete der Kapellan, „meiner gnädigen Frauen gut dienen, denn ich habe von dem seligen Pfarrherrn alte Schriften über das besagte Kloster überkommen, doch muß ich mir zu meiner Vorlesung eine Frist von einigen Wochen erbitten, um das Geeignete aufsetzen zu können."

Drittes Kapitel.

Die Musterung der Arbeiten.[28]

Nachdem man auf der Rotenburg mehrere Wochen hindurch, nur durch den Ausflug nach Sulichin und zum Birhtinlê unterbrochen, emsig gearbeitet hatte, war bei dem gegenüber von unserer Zeit einfachen und weniger manigfaltigen Schnitt manch' Gewand für Frauen und Männer, auch manch' Bettstück, manch' Polster u. s. w. gefertigt worden.

Da lagen, sorgfältig in Bündel gebracht, Hemden aus weißem Zendal, mit Goldfaden genäht, andere weniger feine aus Buckeram. Von Bettstücken waren fertig geworden: eine schöne Zahl von feinen Leilachen aus Gliza (Glanzleinwand) und andere geringere aus einheimischer Leinwand, kostbare Ueberzüge (Ziechen) aus grünem Sammt, Federbetten (Pflumit), Steppdecken (Kulter), deren untere Seite aus Palmat, die obere hingegen aus Pfelle bestand; Ueberzüge für größere und kleinere Federkissen, Wangen- und Ohrkissen aus Baldekin; Bettdecken (Decklachen) verschiedener Art, aus Teppichen und Fellen bestehend, darunter ein Prachtstück aus Hermelin, mit Zobel besetzt. Auch mit Wolle gefüllte Ruhebette (Matratzen) und Sitzpolster von verschiedener Größe und überzogen mit Zendal, Sammt und anderen Zeugen lagen fertig vor.

Nun konnten auch die Stangen und Pflöcke in der Gewandkammer wieder behangen und die dortigen Kleiderschreine wieder gefüllt werden, denn man hatte sich auch in Fertigung von Gewändern für Frauen, Ritter und Knechte gesputet und dabei das fahrende Volk der Sänger und Erzähler nicht vergessen. Man konnte vornehmlich Kleider sehen, wie solche Frauen und Ritter bei verschiedenen Gelegenheiten trugen: zu Hause, in der Kemenate unter sich, auf der Reise, wann man in Gesellschaft oder gar in Galla erscheinen wollte ꝛc. ꝛc.

Da können wir, indem wir zunächst die alte Damen-Toilette vorführen, unseren Leserinnen einen höchst einfachen Hausanzug aus feinem Buckeram vorlegen. Der bestand blos aus *einem* weiten, faltenreichen Kleid, das zwar nicht nach der Taille gemacht war, indeß doch sich durch einen angelegten Gürtel dem Körper näher anschmiegte. Derselbe war bei ritterlichen Frauen ein Riemen von rothem spanischem Leder (Korduan) und die verzierten Enden fielen lang herab. Bei Damen von hohem Stand prangte der Gürtel noch von Gold und Edelsteinen. Die anliegenden Aermel eines solchen Hausgewandes,

welche bei einigen Stücken zum Aufschnüren eingerichtet waren, hatten am Handgelenk allermeist einen andersfarbigen Besatz oder eine Borte. Dieser Hausrock, wie auch die unten folgenden Kleider mußten über den Kopf herein angezogen werden, was dadurch erleichtert wurde, daß an der Oeffnung für den Kopf bald vorn bald auf dem Rücken Einschnitte angebracht waren, welche hernach zugeschnürt oder zugeknöpft wurden. Ein derartiges Gewand verhüllte den ganzen Körper vom Halse bis zu den Zehen und ließ kaum von Schuhen etwas sehen. Die Farben aller dieser Hausanzüge waren lebhaft, meist grün, roth, gelb, blau, violett ꝛc. Die Aermel von einigen andersfarbig als das übrige Kleid.

Wir lassen nun vollständigere Anzüge folgen, in welchen die Frauen sich auch vor Fremden sehen lassen konnten. Dieselben waren aus verschiedenen Stoffen (Sammt, Pfelle, Saben, Fritschal ꝛc.) verfertigt und von mancherlei Farben, bestanden aus einem langen, die Taille knapp anschließenden Unterkleid mit langen engen Aermeln und einem Oberkleid, welches keine oder nur weite Halbärmel, auch keinen Gürtel hatte, dafür um die Taille eingezogen und kürzer als das Unterkleid war, im Uebrigen wie dieses faltenreich herabfiel. Diese zwei Gewänder waren von verschiedener Farbe und das Oberkleid hatte noch dazu ein andersfarbiges Futter. Mitunter sah man an den Unterkleidern am Oberarm eine breite Borte, am unteren Saume aber deren mehrere über einander.

Besichtigen nun unsere geehrten Leserinnen mit uns die gefertigten Frauenmäntel und stellen sich die eleganteren derselben über den vorigen Anzug gelegt vor, so haben sie im Geiste eine vornehme Dame des deutschen Mittelalters im Staatskleide vor sich.

Von Mänteln lagen zwei Arten vor: die elegantere wurde über den Rücken und beide Schultern gelegt und fiel in reichem Faltenwurf leicht von denselben herab. Einer der vorgelegenen kostbaren Mäntel hatte eine goldgewirkte mit Perlen besetzte seidene Borte, welche auf beiden Seiten zu einer „Tassel“ oder Agraffe lief, die aus Gold und mit Edelsteinen (Rubinen) besetzt war. Mit dieser Borte wurde der Mantel von Schulter zu Schulter festgehalten. An einem besonders kostbaren Mantel dieser Art trug die Borte in der Mitte ein scheibenförmiges Kleinod aus Gold und mit Saphiren besetzt — ein „Fürgespenge“. Derselbe war aus smaragdgrünem Sammt gefertigt, hatte ein Futter von Hermelin und einen breiten Randbesatz von Zobel. Sonst waren noch andere Staatsmäntel aus weißem Sammt mit rothem Zendal gefüttert, auch aus Pfelle und andern feinen Stoffen verfertigt zu sehen.

Weniger kostbar und elegant waren die gefertigten Reisemäntel für

Frauen. Sie hatten zum Theil Kapuzen zum Zurückschlagen und meist weite Halbärmel, waren im Uebrigen auch so weit und lang, daß sie mit Ausnahme des Gesichts den ganzen Körper und somit auch den übrigen Anzug, die Schuhe nicht ausgenommen verhüllten. Denn sie wurden getragen, wann die Frauen zu Pferde saßen, in welcher Weise dieselben ja auch ihre kleineren und größeren Reisen machten. Man nannte solche Reisemäntel „Kappen," auch „Schapperun".

Außer diesen Gewändern für das schöne Geschlecht edler Abkunft hatte die besorgte gräfliche Hausfrau auch Kleider für ihre „Frauenzimmer" oder Kammerzofen, welche Dienstmannen-Geschlechtern des Grafenhofes angehörten, wie auch für das gemeine weibliche Burggesinde anfertigen lassen. Da lagen für dieses hemdartige Röcke aus einheimischer Leinwand oder grobem Wollenstoff in trüben Farben, aus geringem Buckeram oder Barragan u. a. m. gefertigt. Auch diese Gewänder mußten, weil gleichfalls rundum geschlossen, über den Kopf herein angezogen werden und waren fast die einzige Bekleidung der untersten weiblichen dienenden Klassen wie des gemeinen Weibervolks überhaupt. Um ein Gutes schöner waren die für die gräflichen Kammerzofen verfertigten Röcke. Sehen wir von dem Umstande ab, daß dieselben auch über den Kopf herein angezogen werden mußten, so glichen sie den eleganten Hausröcken unserer jetzigen Herrenwelt, fielen von der Hüftgegend, hier durch einen Gürtel festgehalten, nur faltenreicher auf die Schuhe von farbigem Leder herab. Der breite Saum am Hals und Handgelenk bestand aus einer bunten Borte. Die vorgelegenen Röcke dieser Art waren weiß und roth in die Quere gestreift, nämlich aus Streifen von weißem und rothem Zendal zusammengesetzt. Schmunzelnd betrachtete Hildburg, eine der gräflichen Zofen, diese für das bessere Hofgesinde bestimmten Gewänder. Sie war die Tochter des Ammans von dem Städtlein Rotenburg und bei ihrer Herrin besonders wohl befohlen; darum hoffte sie zuversichtlich, bei der nächsten festlichen Gelegenheit eines der schönsten davon zu erhalten.

Wenn so, wie wir uns überzeugt, die Gewandkammer und Schreine auf der Rotenburg an Kleidern für Hoch und Nieder des schönen Geschlechts wieder reich ausgestattet worden, so wurde im Verlauf von mehreren weiteren Wochen in Fertigung von Gewändern für Ritter, Knappen und Knechte nicht weniger geleistet.

Die Mode der damaligen Zeit vereinfachte das Geschäft nicht unerheblich, denn der Schnitt mancher Kleidungsstücke beider Geschlechter war ziemlich gleich wie es auch die Stoffe waren, aus denen sie gefertigt wurden. Desgleichen liebten die Männer nicht weniger als die Frauen an ihren Gewändern die lebhaften, brennenden Farben.

Da lagen in verschiedenen Stoffen — Leinen, Wolle und Seide — wie auch Farben die einfachen langen, unseren eleganten „Schlafröcken" ähnliche, nur rundum geschlossene Hausgewänder der Männer. Sie waren engärmelig, ziemlich anschließend und wurden meist durch einen Gürtel festgehalten, welcher aus einer Borte oder einem mit edlem Metalle beschlagenen Riemen bestand, der nach vorn noch in bedeutender Länge herabhieng.

Dabei lagen als weitere Ausstattung oder Ergänzung des Anzugs weite, faltenreiche Oberröcke ohne Aermel oder mit kurzen weiten oder gar Hängeärmeln. Die beiden so eben beschriebenen Gewänder, namentlich der Oberrock waren im Uebrigen so lang und vornehmlich von den Hüften an so weit, daß sie beim Sitzen in reiche Falten fielen und selbst die Fußbekleidung verhüllten. Auch das Obergewand war ringsum geschlossen und mußte daher gleichfalls über den Kopf herein angezogen werden. Von Zuknöpfen war also keine Rede, wie wir uns diese Männerkleider auch ohne Kragen um den bloßen Hals liegend denken müssen.

Man konnte auch mehr oder weniger kostbare Pelzröcke sehen, welche man ehedem „Kürsen" nannte und selbst im Sommer statt des Oberrocks zu Hause trug. Das Pelzwerk war sehr verschieden: vom gemeinen Schaf- und Fuchspelz für das niedere Dienervolk bis zum Hermelin und Zobel für den Grafen und Freiherren. Die Ueberzüge bestanden darnach auch aus verschiedenen Wollen- und Seidestoffen. Auch ein namhafter Vorrath von Mänteln war gefertigt worden. Da sah man Reise- oder Kapuzmäntel („Kappen," „Schapperun"), welche den ganzen Körper bis zur Zehe, das Gesicht allein ausgenommen verhüllten und gleichfalls aus mehr oder weniger feinen Woll- oder Seidestoffen gemacht auch nicht selten mit Pelz gefüttert waren. Daneben lagen auch einige Mäntel, welche als Staatsgewänder von den Männern bei festlichen Veranlassungen über alle andern getragen wurden. Unter denselben zogen besonders zwei die Aufmerksamkeit der Beschauer auf sich: der eine war aus grünem Sammt, so schön als das junge Gras im Maien und mit Hermelin gefüttert, dessen Vorstoß ein kohlschwarzer Zobel. Bei dem andern war dasselbe Pelzwerk mit einem feurigen Scharlach überzogen und dieser mit einer reichen Goldstickerei bedeckt, welche wunderliche Schnörkel bildete. Ueber den Rücken und beide Schultern geworfen fielen diese Mäntel in üppigem Faltenwurf herab. Eine kostbare seidene, mit Perlen und Edelsteinen besetzte Borte hielt sie über die Brust hin fest.

Auch das muntere Völklein der Knappen war bei den Aufträgen, welche die Gräfin ihrem Gewandkünstler gegeben, nicht vergessen worden; auch sie, die eigenen Knappen und die der Gäste sollten jederzeit bei

festlichen Anlässen durch Geschenke an Kleidern erfreut werden. Für dieselben waren bis an die Kniee reichende Kapuzröcke („Schapperun"), aus brennend gelbem Fritschal und mit rothem Zeug gefüttert, gefertigt worden. Trikotartig anliegende gewobene Beinkleider aus farbigen, namentlich rothen Wollenstoffen in verschiedenen Größen für Ritter und Knappen hatte die Gräfin vor Kurzem von einem Krämer aus Augsburg gekauft. Dieselben giengen in einem Stück von den Zehen bis zur Hüfte und vertraten bei den jungen Herrlin zugleich die Stelle der Schuhe, zu welchem Behufe sie an der Stelle der Fußsohle mit einem Leder besetzt waren.

Damit konnte das junge dienende Volk gar sanft und züchtig auftreten. In nicht wesentlich verschiedene Gewandung kleidete die Gräfin auch ihre eigenen jüngeren Söhne.

Schließlich waren auch das arme Volk der fahrenden Sänger, das gemeine männliche Gesinde, die losen Jägerbursche, die Pferdeknechte u. s. w. bedacht worden. Für die Fahrenden waren hemdartige, überall geschlossene Röcke aus weniger feinen Wollenstoffen meist mit Kapuzen, für die gräflichen Jäger, wenn sie mit ihren Herren ausritten, kurze knapp anliegende Röcke aus grünem Barragan mit schwarzem Gürtelriemen, daran das Waidmesser zu tragen, trikotartige Hosen, das eine Bein weiß, das andere roth, bestimmt; für die Roßknechte u. a. dagegen Wämmser („Treie") von Barragan und Pumphosen („Bruoch") von Buckeram. Das kleidete das gräfliche Gesinde immerhin viel besser als die hemdartigen kurzen Röcke der Bauern aus selbstverfertigter Leinwand oder groben Wollenstoffen von trüben Farben. Darum sah auch der niedrigste Knecht von der Rotenburg, wenn er in seinem Sonntagsstaat in den Weiler hinabgegangen, stolz auf die um die Dorflinde versammelten Bauernburschen.

So hatte die Gräfin Mechtilde, nach alter guter Sitte eine besorgte Hausfrau, die in ihrer Gewandkammer eingetretene Ebbe wieder ausgefüllt und es konnten nun die der gräflichen Familie Angehörigen, das Hofgesinde vom ritterlichen Kämmerer bis zum Küchenjungen neu ausgestattet, hohe und niedere Gäste wie herkömmlich beschenkt werden.

Viertes Kapitel.

Unterhaltungen im Kreise der gräflichen Familie auf der Rotenburg während der langen Abwesenheit des Grafen Burkard.

Der Burgkapellan erzählt von dem Kloster Reichenau.[29]

„Ein schöne insul ligt nit fer
Im Bodensee old (oder) teitschem meer,
Die manchem ist ganz wol bekant,
Von unseren die reich aw genant.
Pyrminius, der erste abt,
Die insul gar schön pflanzet hat,
Ein kloster alda aufgericht
Vor iaren seines gleichen nicht.
Vor zeiten sehr zur reichtum gnaigt
Wie noch der kirchen schaz anzaigt."

Nachdem seit dem Austritt der Gräfin Mechtilde zum Birhtinlê mehrere Wochen verflossen waren, während welcher es auf der Rotenburg immer noch sehr geschäftig hergegangen, ließ der Kapellan bei seiner Gebieterin anfragen, ob es ihr genehm wäre, ihn in ihrer Kemenate zu empfangen und über das Kloster Reichenau Näheres zu hören.

Auf zusagenden Bescheid stellte er sich alsbald mit einer Pergamentrolle in der Hand ein und las der gräflichen Familie vor, was er, wie er sich schmeichelte, zu einem anziehenden Vortrag gestaltet hatte. Das füllte, allerdings mit einigen Pausen, mehrere Arbeitstage aus.

Die Gründung und der Bau des Klosters.

„Um das Jahr als man von Christi Geburt zählte 724" — also hub der Burgkapellan aus seinem Permint zu lesen an — „ist in oberdeutschen Landen unterhalb der Stadt Costentz an dem Ringebirge des Landes Turgow und wie man sagt, uf dem Schloß Sandeck ein hochedler Mann, ein Landvogt der Könige des Frankenreiches mit Namen Sintlas gesessen. Derselbig Sintlas hat ußer inbrünstiger Liebe zu Gott und uf göttliche Eingebung sein Vaterland und Heimat ein Zeit lang verlassen und ein Pilgerschaft zu heiligen Leuten und Orten angetreten. Als er nun viel heilige Stetten und geweihte Klöster mit seinem demüthigen Gebet besucht, ist er kommen in ein Gegend und Ort im Frankenreich, da der heilige Chorbischof Sankt Pirmin seinen Dom und Sitz hatte und solchem als ein würdiger Vater vorgestanden. Sintlas ward gar erlich (mit großen Ehren) von dem Bischof empfangen und als

alle Nothdurft des Leibs gestillt, besorget und versehen war, haben die zwen göttlich' Mann die Nacht ganz mit heiligen Unterredungen zugebracht. Als nun die Stund' das göttlich' Amt zu üben nahete, kam der Bischof uf den Ort, da er gewohnt war das Gotteswort zu verkünden, was er in römischer und fränkischer Sprache gar fruchtbringend that. Da nun das göttlich' Amt vollführet, Pirmin und Sintlas den Imbiß in Gott eingenommen, von dem Tisch fröhlich ufgestanden und das gratias gesprochen hatten, hielten Sintlas und ander seiner Mitpilger ein heimlich Gespräch. Einer nach dem andern weinte und seufzete, einen solchen Vater nicht zu haben, welcher dem christlichen Volk in ihrem Vaterland, welches keine göttliche Lehrer besitze, den Samen des Gottesworts verkünden könnte. Darauf huben sie an, Sant Pirmin ernstlich und demüthig zu bitten, ob es ihm möglich wäre, etliche Zeit bei ihnen zu wohnen, damit das eines göttlichen Hirten beraubte Volk nit wiederum in die heidnischen Sitten, Irrsal und Unglauben verfalle. Daruf antwurt ihnen Sant Pirmin, wenn ihm der Pabst solches zu thun vergunnte, wollte er aus Liebe zu Gott der Arbeit nit entgegen sein. Darnach fuhren der heilige Pirmin und Sintlas nach Rom und als sie die Erlaubniß des Pabsts erlangt, zu dem Könige des Frankenreichs und von dannen weiter an den Ort wo Sintlas heimisch war. Da trat dieser vor den Bischof und sprach: o trauter Priester, in dessen Gegenwart alles was todt war, wieder lebet, alles was dürr' — grünet und blühet und unser Erdreich eines Samens lebendiger Frucht schwanger worden ist — wir sinnen an dich, du mögest mit mildem väterlichem Rath erwägen an welchem Ort du dir ein Haus des Gebetes machen wollest. Daruf sprach Pirmin: mich bedünket, ich sähe in der Nähe ein' Insel zu dem Gottesdienst geschickt, die wir schnell zu Schiff erreichen mögen; eilen wir dahin, vielleicht wird uns der gütig' Gott daselbst sein' Gnad öffnen. Hiegegen antwurt Sintlas: das geschiehet nit, Herr Vater, denn diese Insel ist der Schlangen, Krotten und grusamlichen Würmer eine Hüli (Höhle) und Heimat. Dahin hat kein Mensch kommen noch dort Wohnung haben dürfen. Sant Pirmin aber sprach: was redest du Kleingläubiger? Das Erdreich ist des Herrn und was darin ist und wohnet. Hat nit Christus gesagt, ihm sei gegeben Gewalt im Himmel und auf Erden? Hat er nit seinen Auserwählten Macht geben uf Nattern und Basilisken zu wandeln und uf Leuen und Drachen zu treten?

Uf solche Worte christlichen Vertrauens wehrte Sintlas nimmer und ließ dem frommen Manne Pirmin die Schiffe rüsten. Sobald dieser die besagte Insel, welche man nach ihrem Besitzer auch die Sintlasau genannt, betrat, haben die Scharen der giftigen Thiere und

Würmer gleich wenn sie von unwiderstehlicher Gewalt getrieben worden wären, alsbald sich ufgemacht, die Insel verlassen und hat man ihrer eine also große Zahl hinwegfahren sehen, daß drei Tag und Nacht der See, dadurch sie schwammen, ganz bedeckt und darnach keines derselben dorten mehr sichtbar war.

Nach sollichem hat der fromm' und auserwählt' Ackersmann (Pirmin) mit seinen Brüdern, dero er etwa vierzig mit ihm in die Insel bracht, auch ander' zugesellter Christgläubiger Hilf angefangen mit Reuthauen, Pickeln, Karsten und Schaufeln die unnütz Schoß, Dorn, Distel und alle wilden Stauden und Hecken auszureuten und hat nit nachgelassen, bis alles Unholz ausgereutet, vernicht' und verbrennt worden ist und also der Sonnen Glast (Hitze) und sanften Luft ein' schön gelegenen Ort gemacht. Und ist in kurzer Zeit ein wonnesamer Platz und eine taugliche geschickte Wohnung für die Menschen da worden, wo vormals gestanden sein die Löcher und Hülinen (Höhlen) der unmenschlichen Eggaißen (Eidechsen) und Würmer.

Sollich' göttliche Arbeit und andächtig Fürnehmen wurden kund zweien Fürsten in hochdeutschen Landen mit Namen Bertold und Nebi.[30] Dieselben führten Sant Pirmin zu Carolo, einem Herrn des Frankenreichs, der Schwaben und Baierland mit Streit überwunden und unter sich bracht hat und baten ihn, zu geruhen, Sant Pirminio und seinen Brüdern die Ow (Aue) als ihr Eigen zu übergeben, uf daß sie daselbst von niemanden gehindert ein geistlich' Leben anfahen und führen möchten. Sollich' Anbringen und Begehr gewährte Carolus Martellus ohn' alles Verziehen Sant Pirminio und den zwei Herren. Er gab ihnen die Insel mit andern königlichen Schenkungen."

„Also" — bemerkte der Burgkapellan — „hat das Kloster Reichenau seinen Anfang genommen, wie solches alles genau und mit Grund der Wahrheit der vor nicht gar vielen Jahren verstorbene würdige Abt Heinrich des Gotteshauses in dem Leben des heiligen Pirmin erzählet, welches er selbsten verfasset hat. Dieser fromme Hirte gehöret mit Stammen und Namen dem mächtigen Grafengeschlechte an, das drüben im tiefen Schwarzwalde auf der Burg Kalwe sitzet und dessen fromme Ahnen in Hirsau dem heiligen Benedikt und dessen Jüngern ein stattlich' Kloster gebaut haben.

Rasch" — so fuhr der Burgkapellan zu erzählen fort — „gedieh auch der Bau des Gotteshauses, welches allerdings zuvörderst klein und aus Holz erbauet worden. Pirmin widmete es der heiligen Mutter Gottes und gab den Mönchen desselben die Regel Sant Benedikti. Und den ersten Vergabungen des tapferen Frankenfürsten Karl, genannt der Hammer, von Land und Leuten, Rechten und Einkünften fügten nach-

mals der große Kaiser Karl sowie dessen Verwandte und Nachfolger, auch die Edlen Schwabens noch vieles hinzu, also daß die vormals unfruchtbare und öde Insel eine reiche Aue geworden. Darum wurden, wann, was nicht selten vorgekommen, die fürstlichen Nachkommen des großmächtigsten Frankenherrschers die Insel mit ihrem Besuche beehrt haben, dieselben von dem Abt und Convent des Klosters mit Kreuz und Fahnen unter Jubel und Gesang am Gestade des See's empfangen und es gab festliche Tage. So ist, als Karl, der jugendliche Sohn des frommen Kaisers Ludwig, die Stiftung des heiligen Pirmin besucht hat, derselbe in feierlichem Zuge und unter Absingung eines überaus schönen Liedes empfangen und in die Klosterkirche geführt worden. Solches hat ein gar gelehrter Mönch der Reichenau, Namens Walafrid Strabo, der nachmals auch dorten Abt geworden, auf diesen hohen Besuch in lateinischer Sprache gedichtet, und es däucht mich, ich thue meiner hohen Frauen einen Gefallen damit, wenn ich es vorlese. Es lautet verdeutscht also:

‚Seht, die Stunde ist gekommen,
Die ersehnte, jubelt All'!
Und die Freude aller Herzen
Künde sich im Liederschall.
Sei willkommen, Königssprosse,
Karl, als Christi Reichsgenosse.‘

‚Wärmer haben Anna, Sara
Sich der Söhne nicht gefreut,
Als die Reichenau sich heute
Deiner, holder Knabe, freut.
Sei willkommen u. s. w.‘

‚Alle deutschen Völkerstämme
Und voran die Geistlichkeit,
Arm' und Reich, Gesund' und Kranke
Preisen deine Herrlichkeit.
Sei willkommen u. s. w.‘

‚Möge dich Maria schützen,
Der dies' Kloster ist geweiht;
Dich sammt deinen Unterthanen
Und die ganze Christenheit.
Sei willkommen u. s. w.‘

‚Würd'gen Lobpreis laßt uns spenden
Des dreieinen Gottes Macht,
Die dich durch der Franken Reiche
Unversehrt zu uns gebracht.
Sei willkommen u. s. w.‘

Gerne gewährte denn auch das Kloster dem tapferen schwäbischen Grafen Gerold, dem Schwager des Kaisers, sowie dem Urenkel des letzteren, Karl, den man den Dicken nannte, ihre letzte Ruhestätte in seinen geweihten Räumen."

„Und Dank den reichen Gaben der zahlreichen und hohen Gönner des Klosters sah sich schon nach wenigen Jahrzehnten der fromme und bei dem Kaiser besonders beliebte Abt Hatto in den Stand gesetzt, seinem Gotteshause, dessen Bevölkerung an Mönchen und Laienbrüdern, Zöglingen der inneren und äußeren Schule (s. unten) zu vielen Hunderten angewachsen war, diejenige Ausdehnung und Ausstattung zu geben, welche der Regel des heiligen Benedikt und dem großen Ruf, den es bereits erlangt, entsprach. Da mußten allerdings bei der so niederen Bildungsstufe, auf welcher das Laienvolk auch im Bauwesen damals gestanden, die Mönche selbst die Baumeister, Künstler und Werkleute sein. Wohl stellten sich auch die Anwohner des See's zahlreich ein, um wenigstens als Handlanger und in manigfaltiger anderer Weise an dem verdienstlichen Werke Theil zu nehmen. Und wo bei dem nicht fehlenden Beistand von Oben alles sich in frommem Arbeitseifer überbietet, da kann baldiges Gelingen nicht fehlen."

„So war auch schon nach fünf Jahren das große Werk so weit fortgeschritten, daß die Kirche zur Ehre Mariä, Unserer lieben Frau, geweiht werden konnte. Zu diesem Feste — es war eben am Tage nach unser lieben Frauen Himmelfahrt des Jahres 816 — strömten unzählige Volksmassen der Insel zu. Da war der See mehrere Tage lang ganz mit Schiffen bedeckt, welche die Gäste, Bischöfe und Aebte, Gesandte des Kaisers, Herren und Ritter und viel gemeines Volk brachten. Und ehe weitere hundert Jahre verflossen waren, erlangte die ganze Klosteranlage eine solche Ausdehnung, daß sie einer kleinen, mit Mauern und Thürmen wohl bewehrten Stadt glich. Den Mittelpunkt des Ganzen bildete die prachtvoll ausgestattete Klosterkirche mit zwei Chören. Um sie herum lagen die — mancherlei Zwecken dienenden Klostergebäude. Mittagwärts von der Kirche das eigentliche Kloster, die Behausung der Mönche mit dem großen Kreuzgange, in welchem bei ungünstigem Wetter die Prozessionen mit Kreuz und Fahnen gehalten werden, dem Kapitelshause, in welchem die fromme Mönchsgemeine sich zu versammeln pflegte, dem Speise- und Schlafsaal, dem Wärme-, Wasch- und Badezimmer, der Kleider- und Vorrathskammer, der Küche und dem Keller. Hieran schlossen sich die Bäckerei, Brauerei, die Scheunen und Speicher, sowie die verschiedenen Werkstätten an. Auf der entgegengesetzten Seite von der Kirche waren das stattliche Abtsgebäude, die Pfalz genannt, die Herberge für die vornehmen Gäste und die

Schulen. Gegen Morgen lagen das Novizen- und Krankenhaus mit dazwischen liegenden Kapellen, verschiedene Höfe, der Heilkräutergarten und der Begräbnißplatz. Auf der Abendseite, wo der Haupteingang zum Kloster und zur Kirche, befanden sich die Pilgerherberge, das Gesindehaus und noch andere, minder ansehnliche Gebäude. Jetzt ist freilich viel von der alten Größe und Herrlichkeit verschwunden. Geruhet ihr," also schloß der Burgkapellan seinen Vortrag an jenem Abend, „hohe Frau, auch von dem

Leben der Jünger des heiligen Benedikt aus den ältesten und schönen Zeiten des Klosters Reichenau

was zu hören, so warte ich Eurer Befehle." „Ich werde Euch dafür Dank wissen," entgegnete darauf die Gräfin Mechtilde. Da fuhr der Kapellan einige Tage später aus seiner Pergamentschrift also zu lesen fort:

„Nach dem Gebote Sankt Benedikti: ‚bete und arbeite' und den Worten des Propheten: ‚siebenmal des Tages verkündige ich dein Lob' war in den ersten Jahrhunderten im Kloster Reichenau die ganze Tagesordnung streng geregelt und auch eingehalten. Schon bald nach der Geisterstunde, zumal im Sommer, erscholl durch die finstere Nacht die Klosterglocke in die Gemache, wo die Mönche zu zehn bis zwanzig unter der Aufsicht der Aeltesten schliefen, während wie die ganze Nacht hindurch eine von der flachen Balkendecke herabhängende Lampe ihren düsteren Schein warf. Bei den ersten Schwingungen der Glocke erhoben sich die alten Brüder von dem harten, nur mit den nöthigsten Bettstücken — einem Strohsack, Betttuch, einer Decke und einem Kopfkissen — versehenen Lager und weckten die jungen, welche noch von den Armen des Schlafes umfangen lagen. Ihr Anzug war bald zurecht gemacht, denn nach des Ordens Regeln legten sie sich in dem langen schwarzwollenen Unterkleid (Rock) zur Ruhe. Selbst der Gürtel wurde nicht abgelegt, denn als Streiter Christi sollten sie stets gerüstet sein auszuziehen, wann und wohin ihr Herr sie zu seinem Dienste rief. Sie hatten blos in das gleichfalls schwarze faltige Oberkleid mit Kapuze und weiten Aermeln und in die Schuhe zu schlüpfen. Darauf gieng's schweigsam zum Chor der Klosterkirche, um dort zu psalmodiren und darnach in der Stille der Nacht, wo das Auge des Menschen nicht von der trügerischen Außenseite und dem verführerischen Glanze der Welt geblendet und von Gott abgezogen wird, fromme Betrachtungen anzustellen und zu beten."

„Und wenn darauf ein lichter Streifen am Himmel den anbrechenden Tag ankündigte, ließ der Horagesang der Mönche seine Lobpreisungen („laudes") hinaufsteigen zu dem, der am Anfange der Dinge gesprochen:

‚es werde Licht,‘ auf daß der Mensch, das Ebenbild Gottes, nicht beschämt werde von der unvernünftigen Creatur, den gefiederten Sängern des grünen Waldes.“

„Bevor nun die Mönche an ihr Tagewerk giengen, versammelte sie die ‚Prim,‘ um dazu den Beistand und die Erleuchtung von Oben zu erflehen, damit sie als wohlgerüstete Streiter Gottes in die Welt hinaustreten. Um sie aber bei den mancherlei Beschäftigungen des Tages von der ‚Prim‘ bis zur ‚Vesper‘ die himmlische Berufung nicht aus den Augen verlieren zu lassen und des Segens von Oben theilhaftig zu erhalten, riefen die Gebetsstunden der ‚Terz,‘ ‚Sext‘ und ‚Non‘ die Mönche von ihren Arbeitsstätten weg in die Kirche zur frommen Sammlung des Gemüths und Erhebung des Geistes. Und auch wann das Glöcklein die Mönche in den luftigen, von vielen Säulen getragenen Speisesaal gerufen, las einer derselben, bevor das Mal eingenommen, ein Stück aus der heiligen Schrift, z. B. einen Psalm oder aus dem Leben der Kirchenväter und so auch nachher. Und das Amt des Tischlesers gieng wochenweise um. Während des Essens aber mußte das tiefste Stillschweigen beobachtet werden.“

„Woraus besteht denn,“ warf die junge Gertrud ein, „die Malzeit der Jünger des heiligen Benedikt?“

„Solche soll,“ entgegnete der Kapellan, „sehr einfach sein und bestand, wie ich gelesen, in den ältesten Zeiten des Klosters Reichenau zunächst und hauptsächlich aus einem Mus von Hirse, Hafer u. dergl. Für Festtage waren von jeher Fische, die der See reichlich lieferte, die einzige erlaubte Fleischspeise. Als die Reichenauer Mönche auf ihrer Insel Weingärten angelegt hatten, da war es ihnen nach der Regel St. Benedikti auch verstattet, zu ihrer Stärkung ein schwach' Krüglein von einer halben Maß Wein zu trinken. Sonst war auch saurer Apfelwein ihr Labsal, wenn sie, der eine vom Pflug, der andere von den Rebbergen zurückkehrten. An fünfundzwanzig Festtagen unserer heiligen Kirche erhielten die Mönche von alten Zeiten her aber ein besseres Mal. Solches bestand für jeden derselben aus einem halben ‚Simelbrot,‘ einer Maß Wein, zwei Essen von Fleisch oder Fischen; zwischen hinein Fladen oder Bachens, was alles in des Klosters Küchen von einem Bruder bereitet und den Mönchen im Refektore fürgesetzt worden.“

„Die Vesperglocke schloß den geschäftigen Tag, forderte zu Lob, Preis und Dank für den genossenen Schutz der göttlichen Gnade auf und brachte dem müden Geiste wie dessen hinfälliger Hütte Ruhe und Erholung. Bevor endlich die Jünger des heiligen Benedikt den Lauf des mit frommen Betrachtungen, Psalmiren und Arbeit zugebrachten Tages schlossen und ihre Schlafsäle aufsuchten, versammelte sie die

‚Complet‘ zu einem gemeinsamen Abendgebet, in welchem sie sich dem Schutze des Wächters empfahlen, dessen Auge über den Seinen stets offen steht.

„So zog sich auch durch die irdischen Beschäftigungen der Brüder auf der Reichenau gleich edlen Perlen eine Reihe von frommen Andachtsübungen und erhebenden Lobgesängen hin. Als aber in der Blütezeit des Klosters, welche schon zu Meinrads Zeit eintrat, die Zahl der Mönche über vierhundert gestiegen war, ertönte der Chorgesang ununterbrochen von einer Hora zur andern fort, während zugleich draußen die Arbeiten auf dem Felde, in den Werkstätten, am Schreib- und Studiertische fortgiengen. Es waren nämlich die Mönche in verschiedene Chöre eingetheilt, welche sich in dem göttlichen Dienste ablösten. Da folgte eine fromme Hymne der andern. Man stimmte an zur Mette:

Laßt uns in finstrer Nacht erstehen,
Vereint dem Herrn Gesänge weih'n!
Der Sang gefällt ja Gott allein,
Den Eintracht schickt zu Himmelshöhen u. s. w.

Zu den Laudes:

Schon weicht der Nächte Nebelhülle
Und glänzend strahlt der Morgenstern;
Auf! laßt uns preisen unsern Herrn,
Gesang ihm weih'n aus Herzensfülle! u. s. w.

Zur Prim:

Erschienen ist der Morgenstern;
Laßt uns erscheinen vor dem Herrn
Und fleh'n, daß vor der Sünde Schmach
Er uns behüt' an diesem Tag u. s. w.

Sofort bis zur Complet, wo der Chorgesang mit dem Hymnus schloß:

Noch eh' der Tag den Lauf vollbracht,
Erscheinen, Weltenschöpfer, wir
Vor deinem Thron und flehn zu dir;
Sei unser Schutz in finstrer Nacht! u. s. w.

„So fand, wer zu einer beliebigen Tageszeit in die Klosterkirche eintrat, geistige Erweckung und Erbauung. Mindestens müssen diese immerwährenden feierlichen Chorgesänge allmählig einen tiefen, heilsamen Eindruck auf die Gemüther unserer um den See herum wohnenden Voreltern gemacht haben, welche zu Meinrads Zeiten zwar längst zum Christenthum bekehrt, darum aber doch noch sehr roh waren. Erst waren es die Frauen und Kinder, deren weichere, empfänglichere Herzen sich zu dem frommen Gesang der Mönche in dem schönen Münster hin-

gezogen fühlten. Endlich kamen, wenn gleich mählich, auch die trotzigen Männer herbei. Lieber aber sammelten sich diese immer noch bei Bier und Met unter der uralten Eiche und ließen ihre ungeschlachten Kehlen erschallen, deren Getöne mehr dem Brüllen eines wilden Thieres glich. Da schauerten sie zusammen, wenn der Sturm in die gewaltige Baumkrone fuhr, welche die Wohnung ihrer Götter gewesen, denen sie im Geheimen immer noch anhiengen."

„So ward das Kloster Reichenau in den ältesten Zeiten für das Christenthum, welches in Alemannien noch lange mit der heidnischen Finsterniß zu ringen hatte, eine weithin erhellende Leuchte. Aber auch nach einer andern Seite hin und auf anderem Wege, nämlich durch Unterricht und Erziehung der Jugend, wirkte das Gotteshaus höchst segensreich inmitten eines Volkes, welches, die Edlen nicht ausgenommen, zu Meinrads Zeit noch sehr roh und unwissend war. Das geistige Arbeitsfeld für die gelehrtesten unter den Mönchen war die Klosterschule, welche einem besonderen Mönche als Vorstand, dem mehrere andere als Lehrer beigegeben waren, untergeordnet war. Man unterschied die innere und die äußere. Zu jener gehörten diejenigen Schüler, welche für das Klosterleben bestimmt waren, zu dieser solche Knaben und Jünglinge, welche theils Weltgeistliche werden wollten theils im Laienstande blieben. Und bald hatte das Kloster als Lehr- und Erziehungsanstalt einen so großen Ruf erlangt, daß Fürsten, Grafen und edelfreie Herren selbst aus fernen Gauen sich glücklich schätzten, ihre Söhne demselben anvertrauen zu können. Neben den Söhnen der Vornehmen wurden indeß — nach dem Gebot des Herrn: ‚verachtet keinen dieser Geringsten‘ — auch lernbegierige und gutgeartete Söhne aus dem gemeinen Volke gerne aufgenommen; zwischen Arm und Reich, Hoch und Nieder wurde nicht der geringste Unterschied gemacht. Die Söhne der Grafen und Edlen saßen mit denen der Hörigen und Leibeigenen auf derselben Schulbank, aßen an dem gleichen Tische und tranken aus demselben Kruge, der am Brunnen des Klosterhofes gefüllt worden; alle giengen in einfachen, schlichten Kleidern einher, nur die der inneren Schule trugen gleich den Mönchen die Soutane."

„Der Unterricht begann damit, daß man die Knaben lesen und schreiben lehrte, eine Kunst, welche in jenen Zeiten manchem Priester und Mönch sehr wenig geläufig, dem Laienstande aber fast gänzlich fremd gewesen. Jedoch war es die lateinische Sprache vornehmlich, welche in allen Klosterschulen gelehrt wurde, da die deutsche dazumal noch viel rauher und ungefüger war als jetzt. Auch waren damals die allermeisten Bücher, z. B. die Bibel und verschiedene auf uns gekommene Schriften heidnischer Weisheit in dieser Sprache geschrieben. Doch

wurde eben im Kloster Reichenau, welches uralte deutsche Schriften, die aber jetzt schwer verständlich, besessen, die deutsche Sprache viel weniger vernachlässigt als in andern Klöstern. Das hat mir der verstorbene Pfarrer von Sülichen mit großem Rühmen erzählt."

„Zu diesem ersten Unterricht im Schreiben und Lesen gebrauchte man Wachstafeln und Pergament-Schriften oder Bücher, hauptsächlich gewisse Stücke der Bibel, wie das erste Buch Mosis, die Evangelien und besonders die Psalmen, und zwar auch für die nicht zum geistlichen Stande bestimmten Schüler. Alle mußten auch vieles von den Psalmen auswendig lernen, worauf sodann die von der innern Schule täglich, die der äußeren wenigstens an den Sonn- und Festtagen an dem Chorgesang der Mönche Antheil nahmen. Denn die Klosterschüler wurden auch im Gesang und in der Musika unterwiesen, und mancher junge Edle lernte da auf der Flöte oder Pfeife liebliche Weisen spielen, durch die er in der Heimat die Zuhörer ergötzte."

„Aber auch in der Klosterschule hatten die jungen Herrlein manch' fröhlichen Tag. Da strömten sie in der schönen Jahreszeit an Ferientagen hinaus auf den Spielplatz im großen Klostergarten; man machte einen Rennlauf, warf nach dem Ziele den Stab, versuchte sich im Ringkampfe, focht mit dem hölzernen Schwert, tummelte sich im nahen See und übte sich in der Schwimmkunst. So blieb bei allem Ernst des Klosterlebens dem frohen Jugendmuthe auch sein Recht, und als an Körper und Geist kräftige Jünglinge kehrten die Schüler der äußeren Schule in die Heimat zurück, wo auf manchen Knappenrößlein und Speer warteten. An Festtagen erhielten auch die Klosterschüler zu ihrer Ergötzung ein besseres Mal und einen Becher Wein. Solch' heitere, gute Tage versüßten ihnen denn auch die Bitterkeiten des Lernens, wann es nach dem Lesen und Schreiben an die harte Nuß der Grammatik der lateinischen Sprache gieng. Durch die Kenntniß dieser sollten sie in den Stand gesetzt werden, die in derselben geschriebenen Bücher zu verstehen und sich darin mündlich und schriftlich auszudrücken. So konnten die reiferen Schüler der Reichenauer Klosterschule sich auch mit dem Schatze menschlicher Weisheit und Wissenschaft bekannt machen, welcher in den Schriften des Heidenthums verborgen liegt. Und es war ganz im Sinne des heiligen Benedikt, daß die aus seinem Orden hervorgehenden gottesgelahrten Diener und Streiter der Kirche sich auch mit dieser Waffe des Geistes ausrüsteten, um jedweden Kampf mit den finsteren Mächten des Teufels siegreich bestehen zu können. Den Laienschülern kam die Kenntniß der lateinischen Sprache gleichfalls gut, da ja noch heute die Schreiber der Fürsten und Grafen ihre Schriftstücke in der genannten Sprache abfassen. Um die Söhne des Adels für ihren

künftigen Beruf als Grafen und Richter vorzubereiten, wurden denselben auch die Gesetzbücher ihres Landes erklärt, an denen wie auch sonstigen weltlichen Schriften der Büchersaal des Klosters reich war. Selbst eine andere, noch gelehrtere Sprache des heidnischen Alterthums, die griechische, welche mir aber gänzlich fremd ist, sollen Mönche des Klosters Reichenau verstanden und theilweise darin unterwiesen haben."

„Warum," fragte darauf die wißbegierige Gertrud schüchtern, „schreibt denn unser Notar die Aufträge und Geschäfte, welche ihm gegeben werden, in der lateinischen Sprache, welche weder mein Vater noch seine Ritter und Mannen verstehen? Warum nicht in unserer Sprache, in der die Psalmen, welche Ihr ehrwürdiger Kapellan mich gelehrt habt, doch so schön und kräftig klingen?" Die Antwort blieb der geistliche Herr aber schuldig.

„Außer dem Unterricht und der Erziehung der Jugend, welcher sich die hiezu besonders befähigten Mönche zu widmen hatten, war die Zeit zwischen den Gebet- und Andachtsstunden und dem Gottesdienst nach einer genau vorgeschriebenen Ordnung endlich noch mit verschiedenen irdischen Beschäftigungen ausgefüllt, denn ‚der Müßiggang ist,' wie die Regel des St. Benedikt sagt, ‚ein Feind der Seele.' Man sah die nicht gerade beim Chorgesang Betheiligten mit Malen auf Pergament beschäftigt, am Studier- oder Schreibtisch, in den Werkstätten bei mancherlei Handthierungen oder zur Zeit in Gottes freier Natur, im Klostergarten oder auf dem Felde thätig. Da griff, wer zuvor im Chor seine Stimme zum Lobe des Höchsten hatte erschallen lassen, in die Bibel oder ein anderes heiliges Buch vertieft gewesen, je nach Kräften und Gaben, welche ihm von Oben verliehen, zum Pflug oder Spaten, zur Hacke oder zum Rebmesser, zur Sense oder Sichel, zu Meisel oder Hammer, zur Schreibfeder oder zum Pinsel, oder auch zu einem Buch menschlicher Weisheit. Das bewahrte denn auch vor dem Widerwillen des ewigen Einerlei und erhielt Geist wie Körper frisch und gesund."

„Unter den fleißigen und verständigen Händen der Mönche hatte die Insel bald ein anderes Aussehen gewonnen: zuvor abschreckende Wildniß, war sie zu einer reichen Aue, zu einem köstlichen Garten Gottes in zwiefachem Sinne geworden. Die stinkenden Sümpfe, einst die Herberge von Kröten und anderem wüstem Gethier, waren verschwunden und zum grünen Anger, auf dem zahlreiche Heerden weideten, oder zu fruchtbarem Ackerland geworden, auf welchem zur Erntezeit reiche Getreidefelder wogten; auf der vordem mit wildverwachsenem Gestrüpp bedeckten Hügelreihe reifte die goldene Traube oder wuchsen zahme Obstbäume, deren Blütenmeer und erquickende Früchte dem Menschen entgegenlachten."

„Da sah nun der faule alemannische Anwohner des schwäbischen Meeres, was menschlischer Fleiß vermag, wie auch daß die Arbeit keine Schande für den Freien sei. Das Beispiel der frommen Männer auf der Insel drüben wurde zunächst von der Umgebung, unter deren Augen die wunderbare Wandlung derselben vor sich gegangen, sodann auch in weiteren Kreisen nachgeahmt, und so wirkte das Kloster Reichenau nicht minder auch für die Kultur des alemannischen Landes und Volkes höchst segensreich."

„In unseren Tagen aber," schloß der Kapellan, „gewahrt man leider nicht mehr viel von der alten Herrlichkeit und dem früheren Wohlstand dieses Gotteshauses, das einst ein Muster von klösterlicher Zucht und Frömmigkeit, wie auch eine Pflanzstätte der Wissenschaft gewesen. Wenig weiß man jetzt zu rühmen von dem frommen Wandel und der segensreichen Thätigkeit der Mönche; immer seltener und schwächer wird der Chorgesang, der in alten Zeiten zu jeder Stunde des Tages und der Nacht in vollen und feierlichen Tönen zum Thron des Allerhöchsten emporstieg und Hörer und Sänger zur Andacht hinriß. Verödet steht die Liberei (der Büchersaal), vergilbt und mit Staub bedeckt sind die kostbaren Permintschriften des Klosters, leer stehen die Schulbänke, eingetrocknet ist der Schreibsaft." [31]

Siebenter Abschnitt.

Die Ausflüge und Unterhaltungen des alten Kämmerers Dietrich von Wurmlingen genannt „Maerehelt“ mit seinem jungen Grafen Albert.

Sehr vieles zur Erziehung unseres jungen Grafen Albert nach Gemüt und Charakter that der alte ehrwürdige Kämmerer Dietrich von dem zahlreichen ritterlichen Geschlechte der Merhelte von Wurmlingen, den wir bereits kennen. Auch sonst kam im Mittelalter dem Kämmerer in dieser Richtung ein gewisser Einfluß zu. Dietrich selbst war als der Sohn eines hohenbergischen Dienstmannen nach alter Sitte einst an dem Rotenburger Grafenhofe erzogen worden, Knappe gewesen und nachdem er die Ritterwürde erlangt hatte zum Kämmerer vorgerückt. Er galt als einer der treuesten und vertrautesten Diener auf der Rotenburg, war eine ehrliche, gemütliche Schwabenseele, dabei ein Muster aller ritterlichen Tugenden, deßhalb besonders bei der Gräfin Mechtilde wohl befohlen, neben der Zuchtmeisterin ihre rechte Hand bei der Erziehung ihrer Kinder und sonst auch ihr Rathgeber. Insbesondere stand er Albert, ihrem Erstgebornen, von dem zartesten Knabenalter an näher als selbst dessen leiblicher Vater und dieses intime Verhältniß dauerte auch noch fort, als Albert bereits zum Jüngling herangewachsen war. So machten sie denn mit einander manchen Ritt, wobei der redselige Alte seinem jungen Herrn zur Unterhaltung und Beherzigung bald dieses bald jenes erzählte.

Erstes Kapitel.

Der Ritt nach Wurmlingen und Schwerzloch. Lindwurm- und Drachensagen. — Die alten Steinbilder an der vormaligen Kapelle zu Schwerzloch. — Das wilde oder „Wuotisheer“ im Ammerwalde.[1]

In den Tagen, da Albert seine Mutter und Schwester Gertrud sehr beschäftigt sah, mahnte er den alten Kämmerer an das Versprechen,

welches dieser auf dem Ritt zum Birhtinlê gegeben, er wolle ihm Mehreres erzählen von dem Lindwurm, der ehedem bei Wurmlingen gehaust, von dem Drachen in der Waldschlucht bei Schwerzloch, von dem Jahrstag des Grafen Anshelm u. a. m. Und der alte Ritter hielt gern Wort, war es ihm doch selbst ein wahrer Genuß, von der alten guten Zeit, von alten Sagen und Geschichten zu erzählen.

Da machten sich Albert und Dietrich eines schönen Tages auf, um zunächst auf die Bresteneck, die Burg bei Wurmlingen, wo des Kämmerers Geschlecht und auch er zeitweise gewohnt, zu reiten. Daselbst angelangt, hieß Dietrich einen Imbiß, Wein und Wildbraten bringen. Dem lieben fürnehmen Gaste zu Ehren holte die Rittersfrau aus der alten eichenen Truhe den großen silbernen Becher, ein heilig gehaltenes Erbstück des Hauses. Der wurde dem jungen Herrn vorgesetzt, gefüllt mit dem besten Wein, welchen der Burgkeller barg und der in der Halde „Pfaffenberg“ zwischen Wurmlingen und Wendelsheim gewachsen war. Aufmerksam betrachtete Albert das seltsame Bildwerk auf dem schweren Becher und fragte wißbegierig, wie er war, seinen Ritter um die Bedeutung desselben. Gerne, versetzte dieser, willfahre ich Eurem Wunsch. Höret die Maere, welche sich an dieses Kleinod unseres Hauses knüpft und bei uns von Geschlecht zu Geschlecht fortgeht.

„In unfürdenklichen Zeiten,“ so hub der alte Dietrich zu erzählen an, „hauste in einer Höhle unter einem Vorsprung des Berges, auf welchem die uralte Kirche des heiligen Remigius steht, ein schreckliches Ungeheuer von gar wunderlicher Gestalt: es war weder eine Schlange, noch ein Egges (Eidechse) noch ein Vogel, aber alles mit einander. Drache, auch Lindwurm nannten es unsere Vordern und das Bildwerk auf unserem Becher ist sein Contrefeit, wie ihr sehet. Dieses Ungethüm war von einer furchtbaren Stärke und unersättlichen Gefräßigkeit. Manch' Rind und Schaf hat es von der Waide weggeholt und zitternd haben Hirten und Hunde vor ihm die Flucht ergriffen. Kinder, welche sich unbedachtsam verlaufen hatten, Pilger, die aus der Ferne hergekommen, um das Gelübde einer Wallfahrt zu den wunderthätigen Reliquien des heiligen Remigius zu lösen, Lager und Wandel des Drachen aber nicht kannten, fielen dem lauernden Feinde zur Beute. Darum betete Jung und Alt täglich:

„Ach höchster Gott, gib Hilf und Rat,
Der Laub und Gras erschaffen hat,
Hilf, daß dein Volk hie werd' erlöst
Von diesem Wurm, der hat eröst (hingerafft)
Schwein, Schaf, Roß, Küh' und Rind
Und darzuo viel der unsern Kind.“ [1]

„Da erbarmte sich mein Ahn, er hieß auch Dietrich, oder wie man in alten Zeiten sagte, Theodorich, des armen Volkes. Seine Körperstärke war so groß wie sein Muth, nicht geringer auch seine List. Er unternahm das Wagniß, das Ungeheuer zu tödten. Zu dem Ende ließ er sich über den Ringpanzer, in welchen er seinen Körper von der Zehe bis zum Scheitel hüllen konnte, ein Gewand von lauter Spiegelgläsern fertigen. Also ausgerüstet und mit seinem scharfen gewaltigen Ritterschwert bewehrt, nahete er sich dem Eingang der Höhle, um das Ungeheuer zu sich heranzulocken. Sich selbst in dem Spiegelgewande sehend wähnte nun dieses, es sähe eines seiner Art und kam schmeichelnd nahe heran. Furchtlos ergriff mein tapferer Ahn auch alsobald die günstige Gelegenheit und tödtete das Unthier. Von der Zeit an nannte ihn das Volk dankbar den ‚maere helt‘, d. i. berühmten Helden. Jung und Alt pries die große That und stellte meinen Ahnherren dem vielbesungenen Drachentödter Dietrich von Bern an die Seite, von dem unsere Bauern noch vieles erzählen, weil er dem gemeinen Volke viele Wohlthaten erwiesen hat. Davon nannten sie zum ewigen Andenken dort den Hügel, welcher in das reizende Neckarthal hinabschaut und zu unserer Burg gehört, den ‚Bernbühl.‘ Unter der gewaltigen Linde, welche ihr dort sehet, pflegt sich an schönen Tagen Alt und Jung von Wurmlingen mit mancherlei Spiel zu belustigen. Mein großer Ahn aber erbaute auf dem Bergvorsprunge, von dessen Höhle der Drache auf seinen Raub ausgegangen, eine kleine Burg, welche jetzt von einem Sippen unseres zahlreichen Geschlechtes bewohnt wird. Wir Rittersleute heißen sie wegen der hohen, gegen den rückwärts überragenden Berg aufgerichteten Mauer nur die ‚Mantelburg‘, das Volk heißt sie aber die ‚Wandelburg‘, weil der Drache von der Höhle am Fuße des Burgberges aus seinen Wandel gehabt.[3] Auch ließ der Held auf seinen Schild den Berg mit dem Drachenbild malen und von ihm hat mein Geschlecht solch Wappen und den Ehrennamen der ‚Maerehelt‘ überkommen. Und nun nahm Dietrich von der Wand seinen starken Schild, den er in manchem Turnei mit großen Ehren geführt hatte. Da sehet ihr, sprach er sich zu seinem jungen Herrn wendend, wie sich über einem aus mehreren Kuppen bestehenden Berge eine blauschwarze Thiergestalt erhebt mit fürchterlichen Krallen, schwanenartigem Hals, adlergleichem Kopfe mit feurigen Augen, aufgesperrtem fürchterlichem Rachen und blutlechzender Zunge.“[4]

Nicht lange, nachdem Dietrich seine Erzählung von dem Drachen bei Wurmlingen beendet, bestiegen derselbe und sein junger Herr wieder ihre Pferde und ritten zunächst auf dem alten breiten Heidenweg, welcher von Rotenburg und Wurmlingen in's Ammerthal und in diesem nach

Herrenberg führte, weiter. Als sie aber den Wurmlinger Berg im Rücken hatten, schlugen sie nach Rechts einen Seitenweg ein, welcher auch schon in alten Zeiten am nördlichen Fuße des „Ammerberges“ nach dem Hofe „ze Ammern“, „Swertisloh und Tüwingen“ lief.

Da machte der alte Ritter seinen jungen Begleiter auf die Sümpfe, welche sie an verschiedenen Stellen erblickten, aufmerksam und fuhr in seiner redseligen Weise also zu erzählen fort. „In uralten Zeiten soll das ganze Ammerthal Sumpf und See gewesen sein, darin allerlei schreckliches Gethier sein Unwesen trieb. Das hat aber die heidnischen Kaiser aus Welschland in ihrer unersättlichen Ländergier nicht abgehalten, an der Spitze ihrer Kriegsheere bis in unsere Gegenden vorzudringen und wo heute Rotenburg und Sülichin steht, eine feste Stadt zu bauen. Da soll denn einmal der Helmträger eines solchen Kaisers, welcher im vierten Jahrhundert nach unseres HErren Geburt mit unsern tapfern Vordern in dieser Gegend eine heiße Schlacht geschlagen, in dem Sumpfe des Ammerthals bei Pfäffingen versunken und spurlos verschwunden sein. Das gäbe keinen übeln Fund, wenn man die Stelle wüßte, denn der Kaiserhelm war schwer von Gold und reich an Edelgestein.“

„Rings um den abscheulichen Sumpf und weithin war nichts als ein undurchdringlicher finsterer Wald, in dessen Felsklüften und schaurigen Schluchten schreckliche Raubthiere mancher Art hausten. So war eine Klinge nicht weit von der kleinen Kapelle, welche wir heute noch auf dem Hofe des Ritters Werner von ‚Swertisloh‘ sehen werden, das Lager eines Ungeheuers, welches, wie das am Fuße der ‚Wandelburg‘, der Schrecken der Umgegend gewesen, bis Hugo, der Ahn eurer Muoter, auch das Wagestück unternommen, es zu tödten. Der ritt eines Tages, bewehrt mit Schwert und Lanze und von zwei gewaltigen Rüden begleitet, auf seinem starken Streitrosse von seiner Pfalz Hohen-Tübingen in den Ammerwald hinaus, um den Drachen durch seine Hunde aus dem Verstecke zu locken und wo möglich zu erlegen. Aber er gerieth in dem Kampfe mit dem Ungethüm in die größte Lebensgefahr. Da rief er in seiner großen Noth den heiligen Georg um Beistand an und gelobte, demselben eine Kirche zu bauen, wenn er ihm hülfe. Und alsbald erschien der himmlische Ritter in strahlender Rüstung und stieß mit übermenschlicher Kraft seine heilige Lanze in den weitgeöffneten Rachen des Ungeheuers, welches unter gewaltigen Zuckungen und gräßlichem Geheul verendete. Gleich nach vollbrachter Wunderthat und ehe die Knappen des Grafen, welche von Ferne zugesehen, herbeigekommen waren, verschwand Sankt Jörg. Hugo aber löste bald sein Gelübde. Er erbaute am Fuße seiner Burg eine stattliche Kirche, welche er dem Heiligen weihte, und an der er durch einen

geschickten Meister den Kampf Sankt Jergen mit dem Drachen in Stein aushauen ließ." [5]

Bald nachdem Dietrich seine Erzählung von dem großen Sumpfe des Ammerthals und dem Drachenkampfe des Grafen Hugo zu Ende gebracht, ritt er mit seinem jungen Herrn die Anhöhe hinan, auf welcher neben dem festen Haus des Ritters Werner von ‚Swertisloh' ein dem heiligen Nikolaus geweihtes Kirchlein mit der sehr bescheidenen Wohnung für den Kapellan stand. Dietrich und Werner waren alte Waffengefährten und hatten bei einem großen Feste auf Hohen-Tübingen mit einander den Ritterschlag erhalten. Darum hieß man den alten Kämmerer mit seinem jungen Begleiter auf ‚Swertisloh' sehr willkommen. Bald wurde auch Hildegard, Werners liebliche Tochter herbeigerufen. Mit Züchten kredenzte sie auf Heißen ihres Vaters den liebwerthen Gästen den Becher mit dem Ehrenwein, einem guten Trunk, welcher auf der Südseite des Ammerbergs in der ‚Sonnhalde' unter der ‚Odinburg' gewachsen war. In der Kuchin aber ‚prasselte' bald ein lustiges Feuer; es wurden ‚Straubeten', ein uraltes schwäbisches ‚Baches' gemacht [6] und dem angekommenen Besuch vorgesetzt, schmeckte auch trefflich.

Nachdem dazwischen hinein zwischen dem Hauswirthe und seinem alten Freunde Dietrich dies und jenes geredet worden, regte der wißbegierige junge Graf Albert ganz bescheiden die Frage an, was wohl die seltsamen Bildwerke an der mittägigen Seite des Kirchleins, welche ihm beim Einreiten aufgefallen waren, zu bedeuten haben werden. Darauf wußten die beiden Ritter keinen Bescheid zu geben, wohl aber, meinte Werner, werde Billung, der Kapellan des Kirchleins die Bilder zu deuten wissen. Er habe zwar noch nicht mit demselben darüber geredet, da er erst vor Kurzem von dem Kloster Blaubeuren, welchem das Kirchlein gehöre, hergesandt worden sei; die Brüder des heiligen Benedikt seien aber ja so gar gelahrte Herren. Darum werde Billung wohl Bescheid wissen.

Auf Benachrichtigung und Bitte des Ritters von ‚Swertisloh' erschien der geistliche Herr auch bald ganz bereitwillig und man begab sich hinab vor das Kirchlein. Neugierig öffnete Hildegard das kleine Fenster ihrer Kammer, von wo sie schon oft die räthselhaften Bilder betrachtet hatte, um wo möglich auch die Deutung derselben zu hören.

„Ich gebe die Erklärung der seltsamen Bildwerke," schickte der Kapellan bescheiden voraus, „wie ich solche von einem alten Benediktiner Bruder gelesen, welcher in früherer Zeit mein Amt hier lange versehen hat."

„Als vor vielen hundert Jahren," so hub der Kapellan an, „das Licht des Christenthums auch in Schwabens Gaue eingedrungen, ward

einem reichen alemannischen Edlen, welcher der Ahn der frommen Stifter unseres Klosters, der Grafen von Tuwingen, gewesen sein soll, von Oben die Eingebung, er solle auf dieser Stelle ein Kirchlein bauen. Aber manches Jahr verfloß, ehe er an die Ausführung der ihm gewordenen göttlichen Weisung gieng, denn die Umgebung des ihm bezeichneten Platzes schien ihm allzu grauenhaft. Da waren dieser Ort wie ringsum die Berge mit finsteren undurchdringlichen Wäldern bedeckt, Schlupfwinkel von Räubern und reißenden Thieren, welche die ganze Gegend unsicher machten. Vornehmlich hauste in der Nähe ein schrecklicher Lindwurm. Dazu war das vor uns liegende Thal ein großer See und Sumpf, in welchem sich wüstes Gewürm aller Art und manch' abscheulich Wassergethier herumtrieb. Die Todtenstille dieser Wüstenei, in welche sich kein ehrlicher Mensch wagte, wurde nur durch das Brüllen der wilden Thiere und durch das Gekrächze gewaltiger Raubvögel unterbrochen, welche im tiefen Walde horsteten und über dem Sumpf und Wasser kreisten. Da erschien dem alemannischen Edlen, der immer noch zu zage war um das fromme Werk zu beginnen, ein Engel und verhieß ihm Gottes Beistand dazu. Nun faßte er Muth, ließ den Wald, welcher den Platz bedeckte, lichten, das wirre Gestrüppe ausroden und der Bau des Kirchleins begann. Starke Mauern erhoben sich aus dem Grunde des Hügels, geschaffen wie zu einer Burg Gottes und zum Schutze gegen jedweden Feind. Und als das Kirchlein vollendet war, und sich in dem unter ihm liegenden See spiegelte, ward es dem Schutze des heiligen Nikolaus übergeben." Bei diesen Worten hub der Kapellan, die Hände gen Himmel erhebend, also zu beten an:

„Sancte Nycolae, lieber Herre,
Getriwer milter Nothaelfere (Nothhelfer)
Allen den, die in No(e)ten sein,
Ich enphilfe (empfehle) mich in die triuwe dein.

Gimme (Juwel) aller Tugent,
In Alter und in Jugent
Hast du Zaichen vil getan
Paiden an Frawen und an Man,

Vnd hilfet noch alle Tage Got
Der Werlt von aller Hande Not
— — — — — — — — —
Von Wazzers No(e)t, von Feuwer (Feuer),
Von allen Vngehiuwer,
Von Armut und von Schanden,
Von Eysen und von Banden." 7
— — — — — — — — —

Darauf fuhr er also fort: „Damit aber die Nachwelt erführe, mit welchem Wagniß die Ausführung des Baues verbunden gewesen, ließ der Stifter durch geschickte Meister in an dem Kirchlein angebrachten Bildwerken vorstellen, wie grauenhaft es einst auf dessen Platze und umher ausgesehen, wie aber der schwache, zaghafte Mensch im Kampfe mit den Gewalten der Finsterniß und des Bösen unter dem Schirme Gottes doch endlich Sieger geworden sei und unsere heilige Kirche triumphirt habe. Da sehet ihr, edle Herren und Ritter," — so hub der Kapellan seine Deutung der Bilder an dem Kirchlein zu ‚Swertisloh' an — „das Ungethüm des Lindwurms in Gestalt einer riesenhaften Egges (Eidechse) mit gewaltigem aufgerolltem Schwanze, den Drachen und Löwen, dabei den schlauen Fuchs, welcher davor warnt, diese Gegend zu betreten; den starken Adler, das Raubthier der Lüfte; dort die Wasserungeheuer, halb Löwe, halb Fisch, welche sich in dem See tummelten, die langbeinigen, reiherartigen Wasservögel und die Sumpfgewächse; einen Menschen, welcher bis auf den Kopf im Sumpf versunken und einen andern, welcher jammernd ob all' dem Grauenhaften die Hände über dem Kopf ringt und das Ammerthal uns als ein Jammerthal vorstellen soll. Nicht vergessen aber ist der Engel, welcher den Stifter und die Meister zum Bau anfeuerte, indem er ihnen den starken Schild und Schirm des Höchsten verhieß und vorhielt. Da erklangen denn auch weithin die wuchtigen Schläge der Aexte, die wir auch abgebildet sehen, und hingestreckt wurden die uralten Bäume des Waldes, deren Geäste endlich auch nicht unter unseren Bildern fehlt."

Eine lange Pause trat ein, nachdem der Kapellan ausgeredet, denn nun betrachteten der Ritter und seine Gäste nochmals mit der größten Aufmerksamkeit die ihnen gedeuteten Bilder. Darauf ergriff Werner das Wort und sagte: „nun weiß ich doch auch, was die mir bisher räthselhafte, schrecklich anzuschauende Reliquie zu bedeuten haben wird, welche sich in dem kleinen Chor des Kirchleins findet," und führte seine Gäste hinein. Da sahen diese einen ungeheuren seltsam gestalteten Thierschädel an die Wand gekettet.[8] „Der bedeutet," warf der Kapellan in einem strengen Tone ein, „den von dem heiligen Christ gebundenen Höllendrachen."

„Erlaubet, Herr Kapellan," fügte der Ritter Werner an, „und doch könnte man meinen, derselbe seie mit seinen schwarzen Gesellen zu gewissen Zeiten losgelassen, wann nämlich, und gerade um die heilige Weihnachtszeit, das ‚wilde oder Wuotisheer' über den Ammerwald hinzieht." „Hab's verwichene Weihnachten auch gehört; das ist die kurze Ausfahrt des Teufels mit seinen Höllengeistern und den aus dem Himmel Verstoßenen," entgegnete der geistliche Herr. Auf Bitte des jungen

Grafen Albert beschrieb nun der Kapellan nach dem Munde des Volks den Zug des ‚Wuotisheeres' also: „Nachdem noch eben über dem Walde Todtenstille geherrscht, fängt es plötzlich an zu sausen und zu brausen; ein heftiger Sturmwind peitscht die Wipfel der Tannen; was darauf folgt, ist schrecklich anzuhören und noch schrecklicher anzusehen. Der wilde Jäger, sagen die Leute, ziehe über den Wald hin, ihm folgen auf weißen und schwarzen Rossen die zahllosen Scharen seiner Gesellen, alle die Köpfe unter dem Arm, darauf große Rudel von Hunden. Manchmal ziehe die ganze schwarze Gesellschaft auf einem ungeheuren Wagen, der von weißen Rossen gezogen wird, durch die Luft. Bald erfüllen Jagdrufe, Hurrah und Halloh, ein wildes verworrenes Schreien und Pfeifen, Hundegebell und Rossewiehern, Wagengerassel und Peitschenknall, bald eine schauerliche Musik, bald wunderbar schön klingende, verführerische Töne die Lüfte. Mit fortgerissen werde und verloren sei, wen der daherbrausende Zug in aufrechter Stellung überrasche und nicht so glücklich sei, zuvor noch ein Feldkreuz zu erreichen und zu umarmen, oder sich nicht wenigstens mit kreuzweise über einander geschlagenen Armen und Beinen auf die Erde werfe. Die armen Menschenkinder zu warnen, reite manchmal dem wilden Heere ein Engel auf einem schneeweißen Rosse voraus, der gewaltig in ein Horn stoße und ausrufe: ‚außem Weg! das Muotesheer nimmt alles weg!'"

Nun aber der Tag bald zur Neige gieng, verabschiedeten sich Dietrich und Albert von dem Ritter Werner und dem Kapellan und ritten der Rotenburg zu. Wenige Worte wurden unterwegs gewechselt. Der sonst immer mit Fragen bereite junge Graf war ganz in sich gekehrt; er hatte auf diesem Ausritt mit seinem Mentor des Denkwürdigen und mitunter Schrecklichen fast zu viel auf einmal gehört. Und der alte Dietrich wollte ihn nicht in seinen stillen Betrachtungen stören. Ist auch gut, dachte der bei sich, wenn die lachende Jugend bei Zeiten hie und da ernste Saiten anklingen hört und solche in ihrer hochschlagenden Brust nachklingen läßt.

Zu Hause aber, auf der Rotenburg, lieferte das von Albert seiner Mutter und ältesten Schwester Gertrud getreu Nacherzählte reichen Stoff zur Unterhaltung auf mehrere Tage.

Zweites Kapitel.

Der Kämmerer reitet mit seinem jungen Grafen zur alten Remigius-Kirche auf dem Wurmlinger Berge und erzählt ihm von dem „wunderseltsamen" Wurmlinger Jahrstag.[9]

Nicht lange nach dem Ausfluge des jungen Grafen Albert mit seinem Mentor Dietrich nach Brestenecк und Schwerzloch ritten sie mit einander zur Kirche des heiligen Remigius auf dem Wurmlinger Berge. Und nun löste der alte Kämmerer sein Versprechen in Betreff des höchst denkwürdigen Jahrstags.

„Vor vielen, vielen Jahren," hub der weise Dietrich zu erzählen an, „lebte drüben im Schwarzwalde ein reicher Graf. Er hieß Anshelm und gehörte dem uralten mächtigen Grafengeschlechte an, dessen fromme Ahnfrau Helizena in unfürdenklichen Zeiten das alte Kloster Hirsau gegründet hat. Auch Anshelms Eltern waren wohl fromme Leute, die nicht auf ihren Reichthum, ihre große Zahl von Rittern und Rossen gepocht haben, denn jener Name bedeutet, wie mir einmal der alte Kämmerer Sigfrid der Wurmlinger Kirche erklärt hat, so viel als ‚Gott sei mein Schild.' Des Grafen Anshelm Stammburg Calwe liegt hoch über einem Kesselthale des wilden Nagoldflusses. Derselbe hatte aber auch in unserer Gegend, so vornehmlich an dem Wurmlinger Berge viele Güter und Rechte, manchen Dienstmannen, Maier, Zinsbauern und Hörigen. Dabei gefiel es ihm bei uns gar gut. Vor allem zog es ihn, wann er in unsern milden Landstrich herabgekommen war und sich zeitweise auf seinen Maierhöfen aufgehalten hatte, hinauf zu dem Gipfel unseres schönen Wurmlinger Berges, von wo er so viel Himmel, so viele Berge, Burgen und Dörfer sehen konnte."

„Dorten stand schon zu des Grafen Zeiten eine christliche Kirche. Aus dem fernen Frankenlande über dem Rheinstrome drüben hatte der fromme Bischof Remigius Glaubensboten in das Schwabenland hergesandt, welche die noch halsstarrig am Heidenthum hängenden Bewohner zum Christenthum bekehrt haben. Das Andenken des heiligen Mannes dankbar zu ehren, weihete ihm der uns unbekannte Stifter die auf dem Wurmlinger Berge erbaute Kirche. Sonst aber gehört solche seit vielen Jahren dem Kloster Kreuzlingen am Bodensee."

„War nun der Graf Anshelm von dem Schwarzwald zu uns herübergekommen, so ritt er oft hinauf zur Remigius-Kirche. Da ließ er sich von dem Pfarrer eine Messe lesen und waidete sein Auge an dem schönen, weiten Himmel, den waldigen Bergen und reizenden Thälern umher.

Denn er trieb sich am liebsten auf Bergen und im grünen Walde umher und war ein abgesagter Feind aller Stubenluft. Darum bangte ihm, der doch schon bei manchem blutigen Strauß dem Tode unerschrocken in's Antlitz gesehen, vor der engen, dumpfen und finstern Behausung des Grabes. Gerne wäre er darum einst auf einer luftigen Höhe begraben gewesen. So stieg schon in gesunden Tagen der Wunsch in ihm auf, es möchte die Remigiuskirche auf dem schönen Berge ihm einst seine letzte Ruhestätte gewähren."

„Als er nun in eine gefährliche Krankheit gefallen war, von der er aber wieder genesen, schritt er zur Ausführung seines geheimen Wunsches. Er ließ sich unter dem Chor der Kirche sein Grabgewölbe bauen,[10] weit genug und gegen den nahen Wald geöffnet, auf daß es seinem Leichnam nicht an Licht und Luft fehle. Die Winde sollten des Tanns balsamische Düfte, welche er im Leben so gierig eingeschlürft, wann er mit seinen Vettern, den Pfalzgrafen von Tüwingen darinnen gejagt, ihm auch noch im Tode zuführen und ihn umspielen."

„Die Einwilligung hiezu von Seiten des Klosters Kreuzlingen hatte er durch Schenkung vieler Güter und Einkünfte an und von dem Wurmlinger Berge und in der Nähe leicht erlangt. Doch knüpfte er für ewige Zeiten hieran nicht blos die Forderung, daß am Dienstag nach Allerseelentag in der Bergkirche für ihn ein Todtenamt gehalten, sondern auch, daß das Kloster an jenem Tage sämmtlichen Geistlichen des Kapitels auf dem Berge ein reichliches Mal geben sollte. Denn wie er im Leben ein Freund heiterer Male gewesen, bei denen der Becher fleißig kreiste und dem Gaumen sein Recht geschah, so wollte er auch nicht, daß an seinem Jahrstage Todtenstille auf dem Berge herrsche und traurige, sauersehende Menschen in die schöne Welt umher hinausschauen sollten."

„Also wurde der Gedächtnißtag des Grafen auch bis daher gehalten und es kommt so alljährlich eine ansehnliche Zahl von geistlichen Herren dort zusammen, denn das Kapitel, zu welchem die Remigiuskirche auf dem Wurmlinger Berge gehört, umfaßt unsere ganze Gegend bis Tüwingen hinab, über Rotenburg hinauf und in das Ammerthal hinüber. Ueberdies sollen nach dem Willen des Stifters Anshelm auch ehrbare Gäste aus dem Laienstande, von den Kapitelsherren eingeladen, willkommen sein und insbesondere die Armen und Kranken bei dem Male nicht vergessen werden."

„Für den Fall, daß nach dem Zeugniß des Mehrtheils vom Kapitel das Kloster Kreuzlingen in Betreff des Mals dem Willen des Stifters nicht genau nachkäme, hat dieser verordnet, daß alsdann die demselben geschenkten Güter und Einkünfte wieder an sein Haus fallen und dieses

sein Gedächtnißmal geben sollte. Kommt dies vor, so muß der älteste unter den alsdann lebenden Nachkommen des Stifters auf den Berg reiten und auf dem Stegreif stehend einen Goldgulden mit aller Macht über den dortigen Kirchthurm werfen."

„Gar wunderlich und streng sind des Grafen genaue Vorschriften in Betreff des Males. Der Truchseße und Küchenmeister desselben müssen sich gut darauf verstanden haben, nicht nur wie ein reiches sondern auch leckeres und dabei ceremonielles Mal zu veranstalten ist. Da war für alles gesorgt, nichts vergessen; alles so verlockend angeordnet, daß der Graf ganz beruhigt darüber aus der Welt scheiden konnte, es werde seine Verordnung immer willige Theilnehmer finden und er in dankbarem Andenken bleiben. Dabei hat der Stifter noch dadurch für eine große Zahl von Theilnehmern gesorgt, daß jeder Pfarrer seinen Küster oder einen Schüler mitnehmen darf, sein Ausbleiben dagegen mit einem Scheffel Dinkel büßen muß."

„So hatte der Graf sein Haus bestellt und es war gut. Denn nur noch wenige Male sah er den Wald wieder frisch grünen, so erfüllten sich auch an ihm die Worte der Schrift: ‚es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben.' Er befand sich gerade wieder einmal auf einem seiner Maierhöfe in Wurmlingen, als der Tod bei ihm einkehrte. Auf die Kunde hievon entstand in dem Dorfe allgemeine Trauer; denn der Graf war auch gegen den geringsten Zinsbauern und Hörigen ein gar milder und leutseliger Herr."

„Seine letzte Fahrt hatte er ohne jedwedes Gepränge in folgender Weise angeordnet: Ein Gespann von schwarzen Ochsen sollte mit Aufgang der Sonne seinen Leichnam in einem steinernen Sarge auf einem neuen Bauernwagen zu seiner Ruhestätte führen. So wurde denn auch alles getreulich gehalten. Doch ließen es sich die schmucken Dirnen des Dorfes nicht nehmen, den Sarg des guten Grafen, welcher ihre ehrerbietige Begrüßung stets so freundlich und herablassend erwiedert, mit Kränzen aus Blumen des Feldes und dem Grün des Waldes zu zieren."

„Da öffnete sich eines frühen Morgens das hochgesprengte Hofthor des Maiers ‚Heimbold' in Wurmlingen und heraus fuhr ein stattliches Gespann schwarzer Stiere an einem neuen Bauernwagen, darauf ein großer steinerner Sarg, über und über mit Blumen und Tannenzweigen bedeckt. Es bog in den vielfach sich schlängelnden Weg ein, welcher vom Dorfe zur Remigiuskirche hinaufführt. Ihm folgte das herzliche Geleite von Alt und Jung der Bauernschaft. Der Lieblingsleithund des Verstorbenen, welcher diesem auf manchem Pirschgang getreulich zur Seite gewesen, lief unter dem Sargwagen mit gesenktem Kopfe und eingezogenem Schweife."

„Gegen seine Gewohnheit schritt das kräftige und sonst muthwillige Stiergespann ganz bedächtig den Berg hinan und lenkte von selbst der Pforte des Friedhofs zu und machte vor diesem Halt. Unter allgemeinem Weinen und Schluchzen der zahlreichen bäuerlichen Begleitung und dem einförmigen aber nicht minder ergreifenden Grabgesang wurde nun der Sarg in das bereit gehaltene Gewölbe gebracht, wo der Priester der Bergkirche ein feierliches Todtenamt hielt.“ Da hieß es — sagen wir, wie unser schwäbischer Sänger über die Kapelle gesungen:

„Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;“
— — — — — — — —
— — — — — — — —

und

„Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal“ 2c. 2c.

„So, mein junger Herre, war, wie die Alten des Dorfes aus dem Munde ihrer Voreltern erzählen, der letzte Gang des einst reichen und hochangesehenen Grafen.“ „Aber entschuldiget, ehrwürdiger Ritter,“ versetzte der junge Graf, „die Frage: Wie geht es denn bei dem Gedächtnißmale des Grafen Anshelm her?“ „Darauf kann ich Euch guten Bescheid geben, denn ich war verwichenes Mal selbst dabei als Gast des Pfarrherrn von Sülichin, und noch wässert mir, wenn ich daran denke, der Mund nach den mancherlei feinen Bissen des Mals.

„Den Tag zuvor,“ so begann der alte Kämmerer Dietrich seine Beschreibung, „hatten der Kapitelskämmerer und der Pfleger des Klosters Kreuzlingen die nöthigen Vorräthe und die zum Schlachten bestimmten Thiere auf den Berg schaffen lassen, als da sind: hinreichend und wohlgespaltenes dürres Holz, ‚das gut brennt und nicht raucht,‘ einen Sack voll Kohlen, einen Wagen voll Heu, darauf saß eine haselbraune Gans, den nöthigen Haber für die Pferde der ankommenden Geistlichen und Gäste, einen dreijährigen, wohlgemästeten Stier, ein einjähriges Schwein, zwei andere Schweine von zwei und drei Jahren, welche der Metzger frei von Finnen gefunden, eine große Anzahl Gänse, Hühner und Fische, einen reichen Vorrath von dreierlei Brod (Semmel-, Kern- und Roggenbrod), Käse, Kuchen, Nüsse, Trauben und Birnen, endlich genug Bier und zwar ein-, zwei- und dreijähriges. Ferner war für jedes auf den Berg gebrachte Pferd eines geistlichen Herren ein neuer Kübel, darin der Haber zu reichen, sowie ein neuer Strick besorgt, welch' beides die Meßner der Pfarrer als Andenken mitnehmen durften. Endlich waren ein guter Metzger und feiner Koch auf den Berg beordert worden Diese sowie der Kreuzlinger Pfleger und das bei der Bereitung des

Mals verwendete Gesinde hatten dem Kämmerer Sigfrid des Kapitels einen Eid schwören müssen, daß sie alles ganz genau nach dem ihnen bekannt gegebenen Willen des Stifters verrichten wollten."

„Bevor das Mal eingenommen wurde, stiegen die Geistlichen, nachdem sie Sporn und Stiefel ab- und die mitgenommenen Kapuzröcke angelegt hatten, in das Grabgewölbe des Stifters hinab, wo ein' Vigilie gesungen wurde. Sodann sang der Kapitelsdekan in der Kirche ein' Seelmeß und die Pfarrer opferten, worauf man nochmals zu des Stifters Grab hinabgieng und ein Vesper Placebo anstimmte. Inzwischen verkündete ein Priester allen Anwesenden laut die Namen des Stifters, dessen Gemahlin und Kinder. Nach dem Amt stiegen die Pfaffen abermals zu des Stifters Grab hinab, um noch ein Vesper Placebo anzustimmen. Hierauf trat der Dekan vor den Seelaltar der Kirche — ihm zur Seite stellten sich die Pfarrer — bedeckte die zwei ihm zunächst stehenden mit der Stola, und nun verlas der Kapitelskämmerer die Stiftung des Grafen, worauf sämmtliche Geistliche auf das Meßbuch schwuren, daß dieselbe soweit getreulich gehalten worden."

„Während sodann die weiteren Anstalten zum Mal getroffen wurden, auch die geistlichen Herren sich mitunter um die Plätze stritten, ist der Kämmerer nach Sülichin hinabgeritten, wo dem Herkommen gemäß die Armen und Kranken der Umgegend — unter diesen namentlich auch die Sondersiechen — sich an diesem Tage auf dem dortigen Kirchhofe eingefunden hatten, um ihr Almosen von dem Mal in Empfang zu nehmen. Da spannte der Kämmerer dorten die Haut des geschlachteten Stieres möglichst weit aus und hieß die Sondersiechen sich darauf niedersetzen und der Gaben harren, welche ihnen von den Ueberresten des Mals zukommen sollten. Darnach eilte er wieder auf den Berg, legte jedem Pfarrer und Gaste ein ausgehöhltes Semmelbrod vor, worin jene einen Pfennig, diese eine beliebige Münze legten, welches so gefallene Geld er alsbald den auf dem Sülicher Kirchhof versammelten Armen und Kranken hinabbrachte und unter sie austheilte."

„Nachdem der Kämmerer abermals wieder auf den Berg zurückgekehrt war, wurde je zwei Theilnehmern mit einander die erste Portion von den dreierlei Broden und drei Sorten von Bier vorgesetzt, worauf man das Benedicite sprach und der Kämmerer dem Koch befohlen, anzurichten."

„Das erste Gericht, welches aufgesetzt wurde, bestand aus drei gerösteten Schweinsköpfen, das zweite aus einem Ganspfeffer (Füße, Flügel, Leber und Magen der Gänse) mit neuem Brod, das dritte aus gesottenen Hennen in einer Brühe, abermals mit neuem Brod und Bier, sodann folgten gesottene Fische in einer wohl gewürzten Brühe, dazu

wieder neues Brod und Bier; hierauf kam für je zwei Kapitelsherren eine gebratene Gans, darin ein gebraten Huhn und in diesem eine Bratwurst, damit aller guten Dinge drei beisammen seien; dies gleichfalls mit frischem Brod und Bier. Endlich folgte der Nachtisch, bestehend aus Käse, Kuchen, Nüssen, Trauben, Birnen u. s. w."

„Die Ueberbleibsel von jedem Gerichte, sowie alles übrig gebliebene Fleisch, gekocht und ungekocht, wurden den Kranken und Armen nach Sülichin hinabgebracht; nur von letzterem hatten die Geistlichen ihren Meßnern und Schülern etwas mittheilen dürfen. Abends erhielt das auf dem Berg anwesende Gesinde Fleisch nebst Brühe, auch zehn Schilling zum Abschied. Der Fuhrmann endlich, welcher den Wagen voll Heu auf den Berg geführt, bekam die haselbraune Gans."

„Als das Mal zu Ende und das Dankgebet (Gratias) gesprochen war, verfügte sich das Kapitel in die Kirche und berieth im Chor, ob mit dem also gegebenen Mal dem Willen des Stifters Genüge geschehen oder nicht? Worauf, als diese Frage bejaht worden, die Kapitels-Geistlichen das Kloster Kreuzlingen von jeder Ansprache und Beschwerde in Betreff der Vollziehung der Stiftung frei und ledig sprachen."

Drittes Kapitel.

Der alte Kämmerer Dietrich schildert seinem jungen Herrn die Zeit, da er Knappe auf der Rotenburg gewesen.

Graf Burkard von Hohenberg hatte, als er auf seine Burg Hohenberg geritten (s. den 5. Abschnitt), seinem ältesten Sohne Albert und dem Kämmerer Dietrich erlaubt, ihn eine Strecke Wegs zu begleiten. Auf ihrem Heimritt wandten sich dieselben zur „Altstadt," um dort eine Zeit lang zu rasten. Da banden sie ihre Rosse an die Reste einer gewaltigen Angel eines verfallenen Thorbogens aus der Heidenzeit und ließen sich im Schutze eines Mauerrests auf der Rasenbank nieder, welche die Maid des dortigen gräflichen Maiers für sich und ihre Gespielen zugerichtet hatte.

Da schweiften ihre Blicke in die lachende Landschaft hinaus, welche weit ausgebreitet vor ihnen dalag. Zwischen hinein ruhte des alten Ritters Auge mit sichtlichem Wohlgefallen auf seinem schönen, kräftigen Herrn, welcher an der Schwelle des Mannesalters stand, sorgenlos und heiter in die reizende Welt hinausschaute. Als aber Dietrich, sich umwendend, die stattlichen Thürme und Zinnen der stolzen Zollerburg

in der Sonne blitzen sah, da zogen längst entschwundene bessere Zeiten im Geiste an seinem Auge vorüber.

Oftmals war er als Knappe des vor vielen Jahren dahingegangenen Grafen Burkard, Alberts Großvaters, in mancherlei Aufträgen oder im Gefolge desselben von der Rotenburg zum Zollerberge geritten. Kein Wunder, daß es den redseligen Alten nun drängte, eine seiner liebsten Erinnerungen aus jener Zeit in Worte zu kleiden und das bisherige Stillschweigen zu brechen. Dabei war er gewiß, seinem jungen Herrn einen sehr willkommenen Dienst zu erweisen, denn nichts war diesem lieber als Erzählungen aus den alten schönen Ritterzeiten.

„Lebhaft ist mir," hub Dietrich an, „noch im Gedächtniß, als vor etwa fünfzig Jahren Graf Friedrich von Zollern, der Vetter Eures Großvaters Burkard, mit seiner Frauen, deren Edelfräulein und einem Gefolge von Rittern und Knappen den Tag vor Sonnenwende (Johannis-Tag) [11] auf die Rotenburg kam. Da ritt man am darauffolgenden Morgen in festlichem Zuge nach der Kirche des heiligen Remigius in Ehingen zur Messe. Die Frauen und Edelfräulein in langen, reichen Festgewändern von Sammt und Seide je zwischen zwei Rittern, welche, gleich einer Ehrenwache, das Schwert gezogen, und die süße Aufgabe hatten, ihre „Frauen" nach höfisch-feiner Sitte zu unterhalten. Eine lärmende Musik mit Pfeifen, Pusunen und Tamburen kündigte schon aus der Ferne den Festzug an und lockte das gaffende Bauernvolk aus den umliegenden Dörfern und Weilern herbei. Auf dem Weg zur Kirche belustigten die munteren Knappen und jungen Ritter sich und die hohe Gesellschaft mit Rennen u. dgl."

„Nach beendigter Messe und erfolgter Rückkehr auf die Burg wurde im Saal des Palas [12] der Morgenimbiß eingenommen, worauf ein Theil der Gäste und die junge lustige Welt, während der alte Graf sich mit seinem hohen Gaste in seine Kammer zurückgezogen, sich im Burghof mit Spiel und Tanz belustigte, bis weithin schallende Trompetenstöße von der Zinne des Thorthurms die Gäste zum Hauptmal riefen. Da führten die Grafen und Ritter nach höfisch-feiner Sitte die Frauen und Edelfräulein in den Saal des Palas. Daselbst waren die Wände und Lehnen der mit weichen Polstern versehenen Sitzbänke mit bunten, kostbaren Teppichen behangen, der mit zierlichen Thonplättchen von verschiedenen Farben belegte Boden aber war mit frischem, grünem Gras, Zweiglein von Tannen und Blumen bestreut. Die Gäste ließen sich paarweise, je eine Frau und ein Ritter, an den ihnen von dem gräflichen Marschalken bezeichneten Plätzen nieder und das Mal begann, bei welchem wir Knappen nach den Weisungen des Truchseßen und Schenken dienten. Eurem ‚Ene' gegenüber saß dessen hoher Vetter,

neben diesem Eure ‚Ane;‘ auch deren lieblichen Töchtern Williburgis und Kunigunde waren an der Seite edler Ritter, welche im Gefolge des Grafen Friedrich gekommen waren, Sitze angewiesen worden. Während des Mals führte der Marschalk Spielleute in den Saal, welche die hohe Gesellschaft durch Saitenspiel und Gesang ergötzten. Nach aufgehobener Tafel trieb man mancherlei Kurzweil: da standen für die beiden gräflichen Ehepaare kunstreich gearbeitete Schachbrette bereit, an denen sie sich in den tiefen, von Rundbogen überwölbten Fensternischen niederließen; andere setzten sich an das gewöhnliche Brettspiel; wieder andere machten Glücksspiele mit Würfeln, wiewohl unser Burgkapellan immer gegen solche, als vom Teufel kommend, geeifert; noch andere unterhielten sich im Burghof mit dem Räthselspiel oder Tanz. Da wurde ein Kreis gebildet, jeder Ritter nahm zwei Frauen gar ‚züchtig‘ (mit feinem Anstand) bei der Hand und nun gieng's unter Saitenspiel und Gesang mit schleifenden leisen Schritten im Kreise herum. Inzwischen beschauten andere, welche zum ersten Mal auf die Rotenburg gekommen waren, von dem Zinnenkranz der Thürme die ringsum in weite Ferne sich hinziehende schöne Landschaft. Erinnerungen manigfacher Art stiegen da in der Seele der ritterlichen Gäste auf, als sie die Thürme der Grafen- und Herrenburgen Hohen-Tübingen, Hohen-Zollern, Achalm, Hohen-Neifen und Teck in der strahlend am Himmel stehenden Junisonne zu ihnen herüberleuchten sahen, und am äußersten Horizont in umflorten Umrissen ihre Kaiserburg Hohenstaufen gewahrten.“

„Mittlerweile hatten wir Knappen Rosse gezäumt und gesattelt, Turnierlanzen mit dreizackigen Krönlein herbeigeschafft und den Rittern Rüstungen angelegt, und nun ritten diese — wir folgten ihnen — auf den ‚Rennwasen‘ hinab bei dem Weiler. Da wurde unter dem Schalle der Trumben und Pusunen der ‚Buhurt‘ (ein ritterliches Kampfspiel mit Anrennen in Scharen) gehalten, welchem die Frauen und übrigen Gäste von den Zinnen und ‚Linen‘ der nahen Burg herab zuschauten. Darauf giengen die Frauen in die Burgkapelle zur Vesper.“

„Nach eingenommener Abendmalzeit trat der Sänger Hartmann, ein gern und oft gesehener Gast auf der Rotenburg, von welchem Ihr, mein junger Herre, schon manches gehört, mit einem guten Fideler in den Saal. Der Marschalk hatte ihn auf Heißen Eures ‚Ene‘ von der Burg Owe, die wir da drunten im schönen Neckarthal sehen und auf der er gesessen, zum Feste entboten.“

„Lebhaft steht noch vor mir das Bild des edlen Ritters und Sängers, welcher längst nicht mehr unter den Lebenden weilt. Eine niedere blaue Mütze mit schleierartig nach hinten abfallendem weißem Tuch, wie solche

die weisen Sänger noch zu tragen pflegen, deckte sein ehrwürdiges Haupt, von dem ein silberweißes Haar noch in reichen Locken herabwallte; über einem langen faltenreichen blauen Leibrock mit engen Aermeln, deren Säume mit einer silbergewirkten Borte geziert waren, trug er einen weiten weißen Mantel mit einem rothen Kreuz rechts vor der Brust. Er war, wie auch mein Vater mit vielen andern schwäbischen Rittern unter dem Banner Eures Urgroßvaters, des Grafen Burkard von Zollern, in das heilige Land gefahren.“ [13]

„Viel sang er, begleitet von den süßen Tönen des Fidelers, in heiteren Weisen von Minnedienst und Minneglück und warb das laute Lob der Frauen und Ritter. Mit der größten Aufmerksamkeit aber lauschte man Hartmanns Sang, als er in wehmüthiger Erinnerung an seine Kreuzfahrt und den Tod seines guten Herrn tief ergriffen also zu singen begann:

‚Dem kriuze zimt wol reiner muot
und kiusche site:
sô mag man saelde (Segen) und allez guot
erwerben mite.

Ouch ist ez niht ein kleiner haft (Fessel, Zwang)
dem tumben (jungen) man,
Der sîme lîbe meisterschaft
niht halten kann (der seinen Leib, seine Sinnlichkeit nicht bemeistern kann).

Ez wil niht daz man si
Der werke drunter frî (wer das Kreuz genommen, darf kein ungebundenes Leben führen).
waz touc (taugt) ez ûf der wât (Kleid),
der's an dem herzen niene (nicht) hât?

Nû zinsent (bringet zum Opfer), ritter, iuwer (euer) leben
und ouch den muot
durch (für) in (ihn), der iu (euch) hât gegeben
lîp unde guot.

Swes (weß') schilt zer werlte (für die Welt) ie was bereit
ûf hohen prîs (um hohen weltlichen Preis zu erjagen)
ob (wenn) er den gote nû verseit (versagt)
der ist niht wîs (weise).

Wan swem (einem) daz ist beschert,
daz er dâ wol gevert (fährt),
Daz giltet (bringt ihm) beidiu teil
Der werlte lop, der sêle heil.

Der hacken (der Welt Lockungen) ich hân manegen tac
geloufen nâch
Dâ niemen (niemand) staete (dauerndes Glück) vinden mac
Dar was mir gâch (dem jagte ich nach).

Diu werlt mich lachet triegent (trügerisch) an
und winket mir:
nu hân ich als ein tumber (junger) man
gevolget ir.

Nû hilf mir, herre Krist
der mîn dâ varent ist (von dem Teufel, der mir nachgeht).
daz ich mich dem entsage
mit dînem zeichen deich (das ich) hie trage.

Sît (seit) mich der tôt beroubet hât
des herren mîn,
swie nû diu werlt nâch ime gestât (wie es nun in der Welt stehen mag)
daz lâze ich sîn (ist mir gleichgültig).

Der fröude mîn den besten teil
hât er dâ hin (ist mit ihm dahin)
geschüefe ich nû der sêle heil (stiftete ich zum Heil seiner Seele ein gutes Werk)
daz waere ein sin (vernünftig, gut).

Mag ime ze helfe komen
mîn vart diech han genomen (meine Kreuzfahrt, welche ich hab' unternommen)
ich wil ir'm halber jehen (sie soll ihm halb zu gut kommen)
vor gote müeze ich in gesehen (möge ich ihn sehen).[1]

„Eine tiefe Stille trat, nachdem der Sänger geendet, in der hohen Gesellschaft ein; alles war sichtlich ergriffen von dem Gehörten, und unter diesen Eindrücken begab man sich nun zur Ruhe. Doch kehrte diese nicht alsbald in jeden Gastes Auge ein. Denn als einige der auf der Rotenburg beherbergten Herren an die schmalen Rundbogenfenster ihrer Kammer traten, um nach dem heißen Sommertag noch etwas kühle Nachtluft einzuschlürfen, bot sich ihnen ein Schauspiel dar, welches sie noch eine Zeit lang wach erhielt. Da sahen sie, wie von dem Wurmlinger Berge große feurige Räder in das Neckarthal, über welches die Nacht ihren schwarzen Schleier ausgebreitet, hinabrollten; wie von einem Vorsprunge desselben ein Feuer zu dem nächtlichen Himmel aufloderte; wie schwarze Gestalten, deren seltsamer Gesang bis zur Rotenburg herüberklang, es geisterhaft umschwärmten. Zwischen hinein und bis sie dem süßen Schlafe in die Arme sanken, hörten sie das feierliche Geläute der Glocken auf den Kirchen in Ehingen und Sülichen. Das dauerte, wie sie den andern Morgen erfuhren, bis zum Grauen des Tages und war geschehen — so belehrte man sie — um dem Treiben des Teufels und aller bösen Geister, welche sich besonders die Sankt Johannisnacht zu ihrem Unwesen ersehen, zu wehren.[14] Einigen Jägern und Knechten von dem Gesinde der Burg aber brachte die Johannisnacht noch weniger Schlaf. Dieselben hatten, als sie ihre Herrschaft

zur Ruhe gegangen wußten, das Schloß heimlich verlassen, wobei der Thorwart ihnen zu lieb ein Auge zugedrückt und das Pförtchen bei der Kapelle geöffnet hatte, um der Einladung von Bekannten unter den Insaßen von Rotenburg und Ehingen, mit ihnen den „Johannistrunk"[14] zu thun, zu folgen. Da — ich war in meinen jüngeren Jahren auch einige Male dabei, bemerkte Dietrich — schaffen die Leute mit Einbruch der Nacht ihre plumpen Tische und Bänke vor ihre Häuser hinaus; die Nachbarn bringen, der eine Brot, der andere Fleisch, ein dritter Wein u. s. w., setzen sich zusammen und nun wird bis tief in die Mitternacht hinein scharf getrunken, tüchtig geschmaust und lustig gesungen. Doch haben diese Trinkgelage auch wieder ihr Gutes: sie führen versöhnlich zusammen auch die Nachbarn, welche das Jahr über in Groll und Feindschaft mit einander gelebt haben. Der „Johannistrunk" an Sunnenwende soll auch allen Haß wieder in Freundschaft wenden. Für den andern Tag — erzählte der alte Dietrich weiter — hatte Euer Ahn zur Belustigung der Frauen und Ritter eine Falkenjagd in das ausgedehnte Röhricht der Altwasser des Neckars bei und unterhalb Rotenburg angeordnet."

Und auf das Kreuzlied wieder zurückkommend, fuhr er also fort: „Ich war ganz Ohr gewesen und von dem Liede tief ergriffen worden. Das Bild meines sterbenden Vaters, welcher einige Jahre nach seiner Rückkehr an einer alten in der Schlacht bei Connelant (Iconium) erhaltenen Pfeilwunde (s. unter Kapitel 4 dieses Abschnitts) von hinnen gefahren, trat wieder lebhaft vor meine Seele. Da faßte ich, als ich bald darauf dem ritterlichen Sänger wieder einmal das Roß vorführte, ein Herz, ihn um das geschriebene schöne Lied zu bitten, welches mir der Burgkapellan auf der Rotenburg so oft vorgelesen, bis es meinem Gedächtniß fest eingeprägt war. Hier ist, mein junger Herre, das Permint (Pergament), darauf mir der gelehrte Ritter das schöne Lied geschrieben. Ich trage es seit jener Zeit bei mir."

Mit größter Aufmerksamkeit betrachtete Albert die alte schöne Schrift, mit deren Zeichen ihn der Burgkapellan seines Vaters bekannt gemacht hatte, und las das Gedicht Hartmanns ab, wie es Dietrich ihm aus dem Gedächtniß vorgesprochen hatte. Darauf überreichte er das Permint wieder dem Ritter. „Behaltet solches," warf dieser ein, „als Andenken an mich und beherziget wohl des Sängers Mahnungen an die, welche für den heiligen Christ in den Kampf ziehen. Vielleicht kommt noch eine Zeit, in welcher auch Ihr als tapferer Ritter und mächtiger Graf das Kreuz nehmet."[15]

„Gewiß hat, ehrwürdiger Ritter," sagte darauf Albert, „Euer Vater Euch einst von der Schlacht, von welcher Ihr mir gesagt, erzählt.

Wie gerne möchte ich es hören, da auch, wie Ihr gesagt, mein Urgroßvater mitgekämpft hat.“ „Allerdings,“ erwiederte Dietrich, „ein ander Mal soll es geschehen; jetzt aber wollen wir auf die Rotenburg reiten. Eure ‚Muoter‘ harrt unserer Rückkehr.“

Die Schilderung, welche der alte Maerhelt davon entworfen, wie es einst zumal bei festlichen Anlässen auf der Rotenburg hergegangen, hatte auf den jungen Herrn einen tiefen, aber schmerzlichen Eindruck gemacht. „Ach! wie schön war doch in den alten Zeiten das Leben auf unseren Burgen.* Wie glücklich seid Ihr, Eure Jugendzeit so verlebt zu haben,“ sagte Albert halb seufzend. „Es steht in Eurer Hand, mein junger Herre, die alte schöne ritterliche Zeit auf Eurer Burg wieder aufleben zu lassen, wenn Ihr nach Eures Vaters Tode, welchen Gott lang wende, zur Grafschaft berufen werdet,“ bemerkte Dietrich, als sie eben am Burgthor anlangten.

Viertes Kapitel.

Der alte, durch Gicht in seine Kammer gebannte Kämmerer Dietrich erzählt seinem jungen Grafen von dem Kreuzzug des deutschen Kaisers Friedrich, genannt Rothbart, und der Schlacht bei Connelant (Iconium) am 18. Mai 1190. [16]

„Swer nu (nun) daz kriuze nimet,
Wie wol daz helden zimet!
Daz kumt von mannes mu(o)te!
Got der gu(o)te
In siner hu(o)te
Si zallen (zu allen) ziten hât,
Der niemer si verlat“ (verläßt).

Der schwäbische Minnesänger Heinrich von Rugge (Burgruine bei Blaubeuren) forderte auf die Kunde von des Rothbarts Tod (10. Juni 1190) die deutschen Ritter auf, das Kreuz zu nehmen.

Nach drückend heißer Sommerzeit waren auf ein heftiges Gewitter schaurige Regentage gefolgt. Dieser plötzliche Witterungswechsel weckte bei dem Kämmerer einen alten Feind, die Fußgicht, und hielt ihn in seiner Kammer fest, die in dem stärksten Thurme der Rotenburg, dem Bergfrit, gelegen war. In derselben, zugleich Wohn- und Schlafgemach

* Vergl. S. 29.

des Ritters, war der Fußboden mit einem Estrich (geschlagenem Lehm) bedeckt, und kahle Mauerwände starrten dem Bewohner kalt entgegen. Darum prasselte auch, obgleich man im Heumonat stand, in dem in einer Nische der fünf Fuß dicken Mauer angebrachten Kamin ein lustiges Feuer. Dabei hatte der alte Herr über sein kurzärmeliges, langes und weites Obergewand aus Wollenstoff, unter dem er ein anderes, hemdartig geschlossenes, mit anliegenden langen Aermeln trug, noch seinen Pelzoberrock ohne Aermel umgelegt.

So saß er in einer Mauernische hinter einem schmalen rundbogigen Doppelfenster auf der mit einem Polster bedeckten Steinbank; vor ihm stand ein hoher plumper Fußschemel. Da trat der junge Graf Albert ein, um sich theilnehmend nach dem Befinden seines väterlichen Freundes zu erkundigen und demselben Gesellschaft zu leisten. Den alten Ritter freute dieser Besuch seines jungen Herren ungemein. Darauf sinnend, womit er hinwiederum demselben die Zeit angenehm verkürzen könnte, fiel ihm bei, daß er vor Wochen versprochen, er wolle ihm von der Schlacht der Kreuzfahrer bei „Connelant" erzählen, an welcher, wie der Ritter damals bereits bemerkt, sowohl Alberts Urgroßvater, Graf Burkard von Zollern, als sein (Dietrichs) Vater Theil genommen hatten. Was er in seinen jüngeren Jahren zu wiederholten Malen von der so denkwürdigen Kreuzfahrt der deutschen Ritter unter dem glorreichen Kaiser Friedrich, genannt Rothbart, und vor Allem von der heißen Schlacht bei der Stadt Connelant im fernen Lande Asia hatte erzählen hören, das gieng ihm auch in seinen reiferen Jahren und noch im Greisenalter so oft im Kopfe herum und war von ihm schon so oft nacherzählt worden, daß ihm alles noch lebhaft im Gedächtniß war. Mit nichts anderem hatte er seinem jungen Grafen eine größere Freude machen können, als wenn er ihm von den Kämpfen der Ritter in dem Turnei oder in der Schlacht erzählte. Darum hieß es bei dem ohnedies redseligen Alten: Gedacht, gethan!

„Um Euch," sprach er, sich zu Albert wendend, „die Zeit in meiner einsamen Kammer zu verkürzen, will ich nun mein Versprechen lösen und Euch von der Schlacht bei Connelant erzählen" — eine Mittheilung, welche von dem jungen Freunde des Ritters mit dankbarster Freude aufgenommen worden.

„Als die Christenheit die traurige Botschaft" — so begann Dietrich seine Erzählung — „vernommen, daß der türkische Kaiser Saladin Jerusalem, die heilige Stadt, wieder eingenommen, da that der große Kaiser Friedrich das feierliche Gelübde, er wolle mit der deutschen Ritterschaft die Heiden wieder daraus vertreiben und ließ sich deß zum Abzeichen in der großen Stadt Mainz am Rhein von einem Bischof

das Kreuz anheften. Er stand dazumal schon im Greisenalter und in seinen großen, in früheren Jahren rothen Bart war viel Schnee gefallen. So pflegte mein seliger Vater zu sagen, und leibhaftig steht vor mir, wie ehrfurchtsvoll er allemal, wann von dem Kaiser die Rede war, sein ehrwürdiges kahles Haupt entblößte. Ja" — fuhr Dietrich fort — „könnte der Rothbart wieder aus seinem Grabe aufstehen und das Scepter des Reiches führen mit starker Hand, wie er es im Leben gethan, so stünde es besser mit demselben und seinem Hause. Wenn es aber so fortgeht, so wird bald ein Anderer seinen Schild in dem Palas der Kaiserstammburg Hohenstaufen aufhängen. Wie oft habe ich Euch junger Herr schon in den Knabenjahren, wann der Himmel gen der Sonne Aufgang hin klar gewesen, von dem Zinnenkranze unserer hohen Warte aus den Berg gezeigt, auf dem sich dieselbe noch stolz erhebt."

„Als die Kunde, daß der greise Heldenkaiser mit seinem Sohne Friedrich, welcher Herzog in unserem Schwaben gewesen, das Kreuz genommen, durch das Land lief, da folgte manch' tapferer Graf und Ritter dem frommen Beispiel desselben, unter ihnen, wie Ihr wisset, auch Euer Urgroßvater Burkard. Der soll, bevor er mit seinem Stammesvetter, dem Grafen Friedrich von Zollern, abgetheilt hatte, mit diesem zeitweise auf jener Burg, welche dort vor unseren Blicken liegt, gewohnt haben. Darnach aber nahm er seinen Sitz in dem Euch wohlbekannten Schlosse auf dem rauhen Heuberge, mitunter auch auf unserer Rotenburg."

„Unter dem Banner Eures Urgroßvaters zogen nicht wenige seiner Vasallen und Dienstmannen in den heiligen Krieg, so mein seliger Vater, der ‚Lescher' von Kilchberg, wie auch der Sänger und Ritter Hartmann von Aue, dessen schönes Kreuzfahrerlied ich Euch geschenkt habe."

„Zu der begeisterten Theilnahme der schwäbischen Herren und Ritter unserer Gegend an der frommen Heerfahrt trugen nicht wenig bei die Kreuzpredigten eines Einsiedlers, welcher in dem abgelegenen Kesselthale des großen Waldes ‚Schainbuoch,' wo bald darnach ein Ahn Eurer ‚Muoter' das Kloster ‚Bebinhusen' gestiftet, dazumal seine Klause gehabt hat. Er hieß Bebo, und von ihm haben Ort und Kloster ihren Namen erhalten.[17] Der ritt auf einem schäbigen, durch rohe Behandlung herabgekommenen Esel, welchen er sich von dem Müller des nahen Dorfes ‚Lustenowe' erbeten — gerne hätte man dem frommen Klausner den schönsten gegeben — auf unseren Burgen, in unseren Flecken und Weilern herum. Er selbst war wie sein armes Thier ein schrecklich anzusehendes Bild des Erbarmens. Sein durch viele Kasteiungen fast bis zum Skelet abgemagerter Leib war nachlässig in eine rauhe braune Kutte gehüllt,

welche durch ein altes dickes Seil um die Lenden festgehalten wurde. Das spärliche struppige Haupthaar hatte er mit Asche bestreut, wie auch seinen weißen Bart, der lang und unordentlich auf seine halbentblößte Brust herabwallte. Seine tiefliegenden hohlen Augen im abgehärmten todtblassen Gesichte vollendeten das Bild des Jammers."

„Ihm zur Seite giengen barfuß und barhäuptig wie er zwei arme Knaben. Ihre einzige Bekleidung war ein Hemde aus grobem Linnen. Jeder trug an einer rohen Stange, welche in Kreuzesform auslief, in Gestalt einer Kirchenfahne ein nicht sonderlich kunstreich auf Linnen gemaltes Bild."

„Auf dem einen war zu sehen der von einem Heiden unbarmherzig mißhandelte Heiland: Ströme Bluts liefen über das schmerzerfüllte Antlitz des Gottessohnes; auf dem andern das heilige Grab zu Jerusalem, wie es von sarazenischen Reitern zu einem Stalle gemacht und von deren Rossen verunreinigt wird."

„Hatte er in einem Burghofe, einem Dorfe, auf einer Kreuzstraße oder bei einer alten Linde Halt gemacht und sich wie meist viel Volks um ihn versammelt, so richtete er sich geisterhaft von seinem Sattel — es war nur ein alter Sack — auf und streckte seine fleischlosen Arme gegen seine Zuhörerschaft aus. Und nun sprühten seine Augen, die sonst wie erstorben schienen, von Feuer, und er rief mit einer Stimme, die einen Stein hätte erschüttern können: ‚wehe! wehe! In Sack und Asche klage dich, o Christenheit! Sehet euren Heiland, wie ihn Muhamed der Lügenprophet mißhandelt! sehet sein Grab, für das unsere Väter ihr Herzblut verspritzt; wie trauert es, itzo geschändet. Vernehmet die Botschaft des Jammers und der Schmach!‘ Darauf zog er aus seiner faltigen Kutte ein lang' Stück Pergament mit anhangendem großem Siegel und las. Das war ein Brief des Bischofs von Costenz, in welchem die Entweihung der heiligen Oerter und die Noth der dortigen Christen mit den glühendsten Farben geschildert und die abendländischen Brüder flehentlich um schleunige Hilfe gebeten wurden."

„Also erzählte mir oft," fügte Dietrich bei, „meine Ane, die längst dort oben auf dem Berge liegt und die Gott selig haben wolle. Und allemal," fuhr er fort, „setzte mein Vater noch bei: ‚Da hätte mancher Mönch seine einsame Zelle, manch' ein Bauer seinen Pflug, manches Weib seinen Spinnrocken, ja manches Kind Vater und Mutter verlassen, und es wären zahllose Haufen waffenunkundigen armen Volkes zusammengeströmt, wenn nicht der alte kriegserfahrene Kaiser das strenge Gebot durch das Reich hätte ergehen lassen: es dürfe niemand in das Pilgerheer aufgenommen werden, welcher des Gebrauchs der Waffen unkundig oder unfähig und nicht wenigstens drei Mark Silbers besitze oder mit

allen Bedürfnissen zu einer Heerfahrt auf zwei Jahre versehen seie. Um so willkommener waren tapfere Ritter und die reisigen Knechte reicher Grafen und Herren. Von allen Seiten strömten auch," erzählte der alte Dietrich weiter, „zahlreiche Scharen derselben herbei."

„In der Stadt Regensburg am Donaustrand sollte sich, so hatte es der alte Kaiser befohlen, das deutsche Kreuzfahrerheer sammeln. Der Schwaben Sammelplatz war zunächst Ulm. Von denselben nannte mir, so weit ich mich noch erinnere, mein seliger Vater oft mit großem Lob sonst noch die tapferen Grafen und Ritter Ludwig von Helfenstein, Heinrich von Veringen, Heinrich von Challintin (Kalden) und Ulrich von Lützelhardt. Da wimmelte es auf allen Straßen von Kreuzfahrern zu Roß und zu Fuß, von Rittern und Knechten, Mönchen und Pfaffen, und ein zahlloser Troß von Wagen und Karren, Säumern, Roßknechten und Buben folgte, dabei auch trotz des strengen kaiserlichen Gebots, von dem ich Euch gesagt, viel gering und lüderlich Volk. Am Tage des heiligen Georg des Jahres 1189 brach das Heer von Regensburg auf. Der Kaiser, sein Sohn, der Schwabenherzog, viele Grafen und Bischöfe, welche mit ihren Dienstmannen an dem Zuge Theil nahmen, fuhren die Donau hinab gen Wien, wo sie von dem Herzog von Oesterreich mit großen Ehren aufgenommen worden und fürbaß nach Preßburg. Daselbst feierte der Kaiser Pfingsten und die deutschen Ritter machten sich mit Kampfspielen und allerlei Kurzweil fröhliche Tage. Heitere Feste soll es darnach auch in der Stadt Gran an der Donau gegeben haben, als des Kaisers Sohn sich mit des mächtigen Ungarkönigs lieblicher Tochter verlobte. Mein Vater konnte nicht genug erzählen von dem Reichthum und der Pracht dieses Fürsten und dessen Hofes, von der glänzenden Ritterschar, den wilden Bogenschützen desselben und deren flinken Rößlein. Einen starken Haufen von denselben ließ der Ungarkönig zu dem Kreuzheer stoßen, auch hieß er diesem viele hundert Wagen mit Mehl und anderem Mundvorrath für Menschen und Vieh zuführen. Ohne solches, meinte mein Vater, wären die Kreuzfahrer nicht an's Meer gekommen. Denn als sie in das Land der Bulgaren und Wallachen, welches mit einem unermeßlichen Wald bedeckt sein soll, kamen, waren die Pilger allen erdenklichen Feindseligkeiten der Bewohner ausgesetzt. Da habe mancher der letzteren seine Tücke mit dem Strange büßen müssen, und viele Städte und Dörfer seien wegen ihrer ruchlosen Ueberfälle eingeäschert worden. Noch schlimmer ergieng es den Kreuzfahrern, als sie in das Land der Griechen kamen, deren falscher Kaiser seinen Sitz in der Wunderstadt Constantinopel hat. Der hatte ihnen durch Boten und in Briefen die besten Versprechungen gemacht, aber das Gegentheil von all' dem gethan. Das Kreuzheer fand die Päſſe des

Landes gesperrt oder mit Bewaffneten besetzt und traf, wenn es sich den Durchgang mit Gewalt geöffnet, häufig die Städte von den Bewohnern verlassen und ohne Lebensmittel."

„Die offenen Feindseligkeiten der Griechen bestimmten den kriegserfahrenen alten Kaiser Friedrich, sein Heer, das viele Tausende von Rittern und Knappen und noch mehr Fußknechte zählte, in fünf Haufen zu theilen. In den ersten, die Vorhut, stellte er seine Schwaben unter dem Befehl ihres Herzogs, seines tapferen Sohnes. Wie uns die Alten erzählen, ist die Ehre des Vorstreits in Reichskriegen ein uraltes Recht der Schwaben. Der große glorreiche Kaiser Karl schon soll ihnen solches ertheilt haben. Und wie immer gewesen und bleiben wird, unsere Schwaben zeigten auch auf dieser Kreuzfahrt sich solcher Ehre ganz würdig. Von jugendlichem Feuer strahlten allemal meines alten Vaters Augen, wann er uns erzählte, wie er und andere schwäbische Ritter, von Heinrich von Kalden angeführt, ein gar festes Bergschloß bei Philippopolis erstürmt haben, nachdem das Kreuzheer diese Stadt eingenommen hatte, wo man wieder Lebensmittel in Hülle und Fülle gefunden."

„Nach der Einnahme von Philippopolis überwinterten die Kreuzfahrer in dem Lande der Griechen, deren Kaiser fortfuhr, gegen dieselben feindselig zu handeln. Erst als im Beginn des Frühjahrs 1190 das zahllose christliche Heer sich bei der Stadt Adrianopolis gesammelt hatte und sich anschickte, gegen Constantinopel zu ziehen, ließ der griechische Kaiser Friedensanträge machen. Es kam auch wirklich bald ein Friedensvertrag zu Stande, in welchem sich derselbe verpflichtete, er wolle das Kreuzfahrerheer mit seinen Schiffen bei Gallipolis über die Meerenge nach Asien übersetzen lassen, auch solchem, so lange es durch sein Reich ziehe, Lebensmittel und Wegweiser liefern. Bald darnach brachen die Pilger von Adrianopolis nach Gallipolis auf, wo sie nach einem sehr beschwerlichen Marsche am Gründonnerstag eintrafen. Dort lagen in dem Meeresarme mehr denn tausend große Schiffe zur Ueberfahrt der Kreuzfahrer bereit. Diese begann auch alsbald schon den nächsten Tag, und wiederum waren unsere Schwaben die ersten, welche unter ihrem jungen Herzog an die Küste von Asia übergesetzt wurden. Sechs Tage soll die Ueberschiffung des ganzen Heeres gedauert haben. Zuletzt fuhr der greise Kaiser mit seinem Gefolge über; dabei erschallte von allen Schiffen eine lärmende Musik von Pauken und Trompeten."

„Nachdem die Kreuzfahrer das griechische Gebiet in Kleinasien durchzogen hatten, kamen sie in das Land eines türkischen Sultans, welcher seinen Sitz in der festen und volkreichen Stadt Connelant hatte. Der hatte den deutschen Kaiser zuvor wiederholt seiner Freundschaft versichert, war aber voll falscher Tücke. Die Pilger waren in dem unfruchtbaren,

gebirgigen Lande des Sultans fortwährend nicht nur feindseligen Angriffen ausgesetzt, sondern hatten auch bald für sich und ihre Rosse noch mit großem Mangel zu kämpfen. Zwar konnten die stets herumschwärmenden türkischen Reiter den geordneten Haufen des Kreuzfahrerheeres nichts anhaben, denn die Vorhut der tapferen Schwaben brach überall Bahn, und der alte Kaiser deckte mit einem starken Haufen auserlesener Ritter kräftig den Rücken, die wehrlosen Pilger und das Gepäck waren in die Mitte genommen worden und wurden von dichten Schwärmen leichter bewaffneter Reiter und Bogenschützen aus dem Christenheer beschirmt. Verloren aber war der Pilger, welcher sich von dem Haufen seiner Heergenossen getrennt hatte oder aus Entkräftung seines abgemagerten Rosses zurückgeblieben war, wie es dem tapferen ‚Lescher,‘ dessen Burg bei Kilchberg wir ja von meinem Fenster sehen, ergangen. Doch der schlug, gedeckt von seinem großen festen Schilde, mit seinem guten Schwerte alle Angriffe der ihn umschwärmenden Türken siegreich ab und erreichte wieder das Kreuzfahrerheer, das ihn schon verloren gegeben. Noch lebt seine Heldenthat im Munde unseres Volkes und wird für und für im Andenken bleiben. Und seitdem führen die ‚Lescher‘ als Ehrenzeichen einen silbernen Halbmond in rothem Schilde. Also hat es Euer Urgroßvater, dessen Dienstmann der Lescher gewesen, angeordnet. Und als dieser glücklich in die Heimat zurückgekehrt war und ihm später ein Sohn geboren wurde, nannte er diesen dem großen Rothbart zu Ehren Friedrich.[18] Höret, mein junger Herre, wie weiland ein edler schwäbischer Sänger am Tüwinger Pfalzgrafenhofe die glänzende Waffenthat jenes Helden besungen hat.“

„Als Kaiser Rothbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Noth,
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Dess' Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben
Und kostet's ihn das eig'ne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück

Hinter dem Heereszug zurück.
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher,
Die huben an auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht' sich nit,
Gieng seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttisch um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man wie zur Linken
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
D'rauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war,
Die sehen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen;
Er sprach: ‚sag' an, mein Ritter werth,
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?'
Der Held bedacht sich nit zu lang:
‚Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche.'"

„Als das Kreuzfahrerheer der Stadt Connelant näher gerückt war, kam zu ihm die Kunde, daß ein zahlloses Türkenheer im Anzug sei. Es war um Pfingsten. Das Christenheer hatte sein Feldlager in einer ganz unfruchtbaren Gegend aufschlagen müssen. Da berief der alte Kaiser die Fürsten und vornehmsten Ritter in sein Zelt. Wiewohl das Heer

schon sehr zusammengeschmolzen, Mann und Roß zumeist erschöpft waren, viele Ritter ihre Rosse zwar verloren hatten und zu Fuße kämpfen mußten, so rüstete man sich doch muthig zur bevorstehenden Schlacht. Dazu hatte die feurige Rede des Bischofs von Würzburg viel beigetragen. Der erinnerte die Pilger an das Pfingstfest und verhieß ihnen, daß auch sie, die Streiter Gottes, mit Kraft aus der Höhe ausgerüstet werden werden und es auch bei ihnen heißen werde: einer habe tausend in die Flucht gejagt. Und als vollends Graf Ludwig von Helfenstein, ein in dem ganzen Christenheer hochgeachteter schwäbischer Ritter, demselben versicherte, er habe den heiligen Georg an der Spitze einer weißen Ritterschar gesehen und sich erbot, diese seine Aussage durch das Gottesurtheil des glühenden Eisens zu bekräftigen, da verschwand alle Zagheit. ‚Nicht vergessen,' fügte Dietrich bei, „pflegte mein alter Vater allemal zu sagen," ‚werde ich, und wenn ich hundert Jahre alt würde, jenen feierlichen Frühmorgen, welcher auf den Kriegsrath gefolgt. Da tönte mit Tagesgrauen der feierliche Meßgesang der Priester, und eilig strömten die Pilger herbei, den Leib des Herrn zu empfangen, um sich zu dem bevorstehenden heißen Kampfe zu stärken.'

„Geschart erwarteten die Kreuzfahrer den Angriff der Türken, diese ließen sich aber nicht in eine geordnete Feldschlacht ein, sondern stürmten nach ihrer gewohnten Weise in kleinen Haufen bald da bald dort gegen das Christenheer an. Diese vereinzelten Angriffe wurden aber schon durch die leicht bewaffneten christlichen Reiter abgeschlagen, und der kriegserfahrene Kaiser ordnete nun sein Heer in drei Hauptscharen, welche in Form eines Dreiecks gestellt waren. Die vordere Schar, eine starke Vorhut bildend, stellte er unter die Befehle der tapferen Bischöfe von Münster und Würzburg, von den beiden hinteren führte er die zur Rechten selbst, die linke, bei der unsere Schwaben, stand unter deren Herzog. Zwischen diesen zwei großen Heerhaufen wurde allem wehrlosen Volke sein Platz angewiesen."

„So geordnet, setzte sich das Pilgerheer, noch dazu gedeckt durch kleine Schwärme seiner leichtberittenen Bogen- und Armbrustschützen, in Bewegung und durchbrach auch die dichten Türkenhaufen, welche sich ihm entgegenwarfen. Als es aber durch einen ruchlosen türkischen Wegweiser in unwegsame, wasserleere und unfruchtbare Gegenden geführt worden, stieg die Noth auf's Höchste. Da mußten sich, erzählte mein alter Vater, die vornehmsten Ritter mit ausgegrabenen Wurzeln, mit dem Fleisch ihrer geschlachteten Pferde und Esel nähren und das zur Bereitung dieser Speise nöthige Feuer mit ihren Lanzen und Sätteln anmachen und unterhalten. Zum Löschen ihres brennenden Durstes hatten sie nichts als sumpfiges Wasser und das Blut ihrer geschlachteten Thiere."

„Wohl war dem Kaiser und seinen Rittern bekannt, daß es in Connelant, der Hauptstadt des türkischen Sultans, Lebensmittel aller Art in Hülle und Fülle gebe, aber dieser verlangte durch seine Abgesandten für Lieferung derselben eine unerhörte, unerschwingliche Summe — drei Centner Gold. Das konnte das Pilgerheer nicht aufbringen, auch erachtete es der große Kaiser für schimpflich, sich den Weg mit Gold zu erkaufen. Er berieth sich mit seinen Fürsten und Rittern, was zu thun, und man beschloß gegen die Meinung mancher Zagen, Connelant anzugreifen und zu erobern, um mit dem Schwerte in den Besitz der dort aufgehäuften Vorräthe zu kommen."

„Wie im Kriegsrath beschlossen, rückte das Kreuzfahrerheer nach Anhörung der Messe und Genuß des heiligen Leibes mit großer Vorsicht und in der Schlachtordnung, welche ich Euch beschrieben, gegen Connelant an. Es langte auch am Abend des gleichen Tages, ohne große Verluste erlitten zu haben, vor der Stadt an, wiewohl sich während des Marsches zahllose Türkenschwärme unter furchtbarem Geschrei unabläßig auf dasselbe geworfen hatten. Bei und zum Theil in einem großen Thier- und Lustgarten des Sultans wurde ein Lager bezogen, und man hatte nun auch für die Rosse reichlich Futter und Wasser."

„Den Kreuzfahrern aber brachte die nun folgende Nacht keine Ruhe und Erquickung, denn es erhob sich ein furchtbares Gewitter mit Strömen von Regen. Und doch wartete ihrer ein doppelt heißer Kampf — um die Stadt und gegen das zu erwartende türkische Entsatzheer. Dabei zählten die Kreuzfahrer nur etwa tausend Ritter, welche noch die volle Rüstung und gute Rosse hatten."

„Mein Vater" — so fuhr der alte Kämmerer fort — „beschrieb mir die Lage der Stadt Connelant, welche er und seine Waffenbrüder mit der großen und volkreichen Stadt Köln verglichen, also: Dieselbe ist beinahe ganz von Bergen umgeben, an denen sie hinaufgebaut ist; nur gegen Morgen stößt sie an eine unabsehbare Ebene. Der Hauptzugang der Stadt führt durch staffelförmig angelegte und meist mit Mauern umgebene Gärten hinauf; davor liegen schöne Wiesengründe, welche von einem kleinen Flusse reichlich bewässert werden. Die Stadtmauer soll einen Umfang von zwei Meilen haben; vor derselben ist ein tiefer Graben. Sonst vertheidigen acht feste Thorthürme die Zugänge der Stadt. Innerhalb dieser, so ziemlich in der Mitte, steht auf einem Hügel die ausnehmend feste Burg des Sultans; ihre Mauern sind dreißig Schuh hoch, haben zwölf starke Thürme; davor befindet sich ein zwanzig Ellen tiefer Graben. Da das Kreuzfahrerheer mit einem zwiefachen Feind und nach entgegengesetzten Seiten hin zu kämpfen hatte, so theilte es der alte Kaiser in zwei Scharen, von denen die

eine sich der Stadt, die andere nach Außen zukehrte, die also einander den Rücken boten. Bei beiden sollte jeder Ritter hinter sich auf seinem Rosse einen geübten Bogenschützen haben. In dem Raume zwischen beiden Scharen wurden die Priester und die Masse der Wehrlosen untergebracht."

„Diejenige Schar, welche die Stadt Connelant erobern sollte, stellte der Kaiser unter die Befehle seines tapferen Sohnes, und dieser empfahl die Sturmfahne seines Haufens Eurem Urgroßvater Burkard. Mein Vater, der Ritter Hartmann von Aue und andere Schwaben waren zum Schutze des Hauptbanners ihm zugesellt. Die Führung derjenigen Schar aber, welche das anrückende türkische Entsatzheer zurückzuschlagen hatte, übernahm der greise Heldenkaiser selbst. Nicht genug bewundern konnte mein alter Vater die weisen Befehle, welche unter Androhung schwerer Strafe für die Dawiderhandelnden vor der Schlacht von dem kriegserfahrenen Kaiser ausgiengen. Sie waren wohl strenge, aber so erheischte es die Lage der Pilger. Da hieß es: Sieg oder Tod. Mir hat mein Vater dieselben oft mitgetheilt. Er meinte, sie könnten mir, wenn ich einmal in eine Schlacht zöge, von Nutzen sein. Und auch Ihr, junger Herre, könnet daraus lernen. Darum vernehmet des alten Rothbarts Befehle, welche also lauteten: Keiner der Streiter darf, wenn die Scharen sich in Bewegung gesetzt, unter irgend einem Vorwande z. B. um einem verwundeten Heergesellen beizustehen, die Wehrlosen zu vertheidigen oder das Gepäck zu schirmen, zurückbleiben. Keiner darf auf Beute ausgehen, bevor der Feind gänzlich überwunden und die Stadt ganz in den Händen der Christen ist. Jeder Pilger, der Lebensmittel hat, soll solche mit seinem Waffenbruder, dem es an solchen fehlt, theilen, denn den andern Tag, meinte der Kaiser, seien sie ja durch die Beute von Connelant oder, wenn sie unterliegen, durch die erkämpfte Märtyrerkrone im Himmel gleich reich. Ebenso streng waren aber auch die Verabredungen, welche beide Anführer, Vater und Sohn, miteinander vor der Schlacht getroffen: jede der beiden Scharen solle thun, was ihr aufgegeben, ohne sich um das Schicksal der andern zu kümmern. Ja sie gaben einander das Wort, keiner wolle den andern um Hilfe angehen, sollte er auch in die größte Bedrängniß gekommen sein."

„Als die beiden Heere schon zum Kampf geschart standen, erschien vor dem Kaiser ein Abgesandter des Sultans von Connelant mit Friedensanträgen. Darauf war des Kaisers Bescheid, daß zuvor Ritter Gottfried von Wiesenbach, welchen derselbe vor seinem Aufbruch in's heilige Land an den Sultan gesandt, frei zu lassen sei und er nur mit Machtboten verhandeln wolle. Ohne indeß solche abzuwarten, schritt

der Rothbart, welcher keinen Glauben an ernstliche Friedensabsichten des Sultans hatte, unverweilt zum Angriff."

„Es war am Morgen des 18. Mai des Jahres 1190, als die große Doppelschlacht begann. Dieser Tag," fügte der alte Dietrich bei, „bleibt mir unvergeßlich; er war auf meines Vaters Schloß ein Festtag für Alle."

„Da vornehmlich pflegte er von seiner Kreuzfahrt zu erzählen und meine ‚Muoter' mußte allemal aus der großen eichenen Gewand-Truhe den weißen Pilgermantel mit dem rothen Kreuze hervorholen. Den hätten wir gerne wie eine Reliquie behalten, aber mein Vater verordnete, er solle ihm mit in's Grab gegeben werden. Und so modert er nun dort auf dem Wurmlinger Berge!"

„Höret, mein liebwerther Herre, zuerst die Thaten des Heeres, bei dem Euer Urgroßvater und mein Vater mit den andern wenigen noch kampffähigen Schwaben standen. In festgeschlossenen Haufen geschart warfen unsere schweren Eisenritter die gegen sie ausgesandten türkischen Reiter wieder auf die Stadt zurück und selbst der Sultan, welcher mit vielen hundert gut Bewaffneten ausgezogen war, trat seinen Rückzug an und warf sich in seine feste Burg. Darauf stiegen unsere Ritter von ihren Rossen, um zu Fuße zu kämpfen, aber der durch die heftigen Gewitterregen aufgeweichte Wiesengrund erschwerte den Eisenmännern das Vordringen sehr; dazu wurden sie von den in den Gärten aufgestellten Türken mit einem Hagel von Pfeilen überschüttet. Da hieß der Herzog von Schwaben die leichten deutschen Bogenschützen die Gartenmauern ersteigen, um die feindlichen Hinterhalte zu vertreiben. Das war bald geschehen und die Ritter drangen in die Gärten ein und zum Haupteingang der Stadt vor. Wohl entspann sich nun ein mörderischer Kampf, aber die Kreuzritter gewannen die Oberhand und stürmten bis in die Nähe des Hauptthors. Da kam ihnen der Ritter Gottfried von Wiesenbach entgegen, welcher wirklich seiner Haft entlassen worden war, und bestärkte seine Brüder in muthiger Ausdauer im Kampfe. Doch schwankte noch eine Zeit lang die Wage, denn frische, dichte Haufen von mannhaft sich wehrenden Türken warfen sich den Kreuzrittern entgegen, die noch dazu von der Stadtmauer mit Pfeilen überschüttet wurden. Da wankten die sonst so tapferen Ritter und manche wurden zage, doch ermannten sie sich auf den strafenden Mahnruf ihres jungen Herzogs bald wieder, scharten sich und machten einen so ungestümen Angriff auf die Türken, daß diese sich in wilder Flucht dem Stadtthor zuwarfen. Aber die vorderen Rotten unserer Ritter blieben ihnen auf den Fersen und drangen mit ihnen in die Stadt ein. Denen folgte die ganze Schar des Herzogs. Kaum zuvor hatten sich di: reichen und vornehmen Einwohner der Stadt mit ihren Kostbar-

keiten, silbernen und goldenen Gefäßen, werthvollen Kleidern, reichen Vorräthen an Lebensmitteln, Pferden und Eseln in die große Burg ihres Sultans gerettet. Diese noch an demselben Tage anzugreifen, dazu war des Herzogs Haufen allzu entkräftet, nicht aber um die in der Stadt Zurückgebliebenen zu ermorden. Da fand — man muß es zur Schande der Pilger sagen — kein Alter, kein Geschlecht Erbarmen vor denen, die doch im Namen des heiligen Christ, der einst gepredigt: liebet eure Feinde, ausgezogen waren."

„Unermeßlich soll die Beute gewesen sein, welche den Kreuzfahrern in der Stadt Connelant und besonders im Palaste des Sultanssohnes in die Hände fiel. Schätze an Gold, Silber, Edelsteinen, Purpur, welche zu viel tausend Mark Silbers geschätzt wurden, eine große Zahl von Rossen, Maulthieren und Eseln, ansehnliche Vorräthe an Wein, Korn, Oel, köstlichen Früchten und mancherlei sonstigen Lebensmitteln."

„Wie ergieng's, ehrwürdiger Ritter, der anderen Christenschar unter dem alten Kaiser?" so frug nun der vor Wißbegierde brennende junge Graf, welcher seinem Mentor mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Das sollet Ihr auch hören, wie solches mein seliger Vater von Waffenbrüdern vernommen," entgegnete der alte Dietrich und fuhr also fort:

„Als sich des greisen Rothbarts Haufen in entgegengesetzter Richtung von der Stadt weg in Bewegung gesetzt hatte, wurde er bald von einem zahllosen feindlichen Reiterheere angegriffen und umzingelt. Und nun kamen die Pilger in solche Noth, daß sie nahe daran waren, alle Hoffnung auf Sieg aufzugeben und glaubten, sie müßten der großen Uebermacht unterliegen. Wie jene heilige Schar, welche sich, wie die Schriften des grauen heidnischen Alterthums melden, im Kampfe für ihr Vaterland dem Tode weihte, so sahen die Ritter und die mit ihnen ausgezogenen Bischöfe im Geiste schon die Märtyrer-Krone auf ihren Häuptern. Da war es der greise Heldenkaiser, welcher, obgleich selbst von der Anstrengung sehr erschöpft, seine fast muthlos gewordene Schar zu einem nochmaligen Angriff anfeuerte mit den Worten, die er ihnen donnernd zurief: ‚Was zagen wir? Um mit unserem Blute das himmlische Reich zu erkaufen, sind wir von der Heimat ausgezogen. Christus herrscht, Christus siegt, Christus gebietet!' — Nun war wie durch ein Wunder jede Spur von Erschöpfung bei den Pilgern und ihren Rossen verschwunden; alle beseelte nur der Wunsch, für den Heiland ihr Blut zu vergießen. Und der alte Rothbart tummelte gleich einem jugendlichen Helden sein Streitroß, rannte wie Judas Maccabäus als der

erste gegen den Feind und ihm nach dicht geschart, Mann an Mann und Roß an Roß, seine ganze Schar."

„Da erdröhnte unter dem Hufschlag der schweren Streitrosse der Erdboden, und der Anprall der Eisenritter auf die dichten Schwärme der leichten türkischen Reiter war so gewaltig, daß die vorderen geworfen und getödtet wurden, die nachrückenden aber, als sie die blutige Arbeit der christlichen Ritter gesehen, sich umwandten und in wilder Flucht davon jagten."

„Darauf wandte sich der Kaiser, die Verfolgung des Feindes einem Haufen seines Heeres überlassend, der Stadt Connelant zu, welche bereits in der Gewalt seines Sohnes war. Dieser hatte mit einem stattlichen Gefolge von Rittern dieselbe verlassen, um selbst Kunde von seinem alten Vater einzuholen und wenn von Nöthen demselben beizustehen. Da trafen sich Vater und Sohn am Anfang der großen Ebene, welche sich von der Stadt gen Morgen ausbreitet. Erhebend und rührend war die Begegnung der beiden siegreichen Helden. Mit zum Himmel gerichtetem Dankesblick vernahm jeder die Siegesbotschaft des andern. Und als Vater und Sohn sich zärtlich mit den Armen umfiengen, da rannen den Rittern die Thränen über ihre wettergebräunten mageren Wangen."

„Den folgenden Tag feierte das Christenheer ein großes Dankfest mit einer Messe. Dabei hielten die Pfaffen den Pilgern die schweren Drangsale vor Augen, welche der Apostel Paulus einst zu Iconium erlitten. Darnach gieng die vereinte Christenschar an's Werk, um auch die Burg des Sultans zu erobern. Dieser ließ es aber nicht zum Aeußersten kommen sondern durch Boten um Frieden bitten. Der wurde ihm auch gewährt. Der Sultan versprach, keine Feindseligkeiten mehr gegen das Christenheer zu üben und dieses mit Lebensmitteln zu versorgen. Darüber wurden dem Kaiser zehn Emire und andere vornehme Türken als Geiseln überantwortet."

Hiemit schloß der alte Kämmerer seine Erzählung. Dem jungen Grafen Albert hatte er damit die größte Freude gemacht. Der gieng mit dem was er gehört, Tag und Nacht um. Der große Kaiser und der tapfere Schwabenherzog kamen ihm nicht aus dem Sinne.

So dankbar er seinem alten ritterlichen Freunde für die ihm bereiteten genußreichen Stunden gewesen, so war er indeß in so weit doch nicht ganz befriedigt, als er gerne Mehreres über den weiteren Verlauf des heiligen Krieges, wenigstens über das Endschicksal der beiden Helden gehört hätte. Darum konnte er, nachdem einige Tage hingegangen waren, bei einem späteren Besuch den Wunsch nicht unterdrücken, der alte Kämmerer möchte, was er darüber wisse, ihm auch noch mit-

„Nach dem Tode des Herzogs Friedrich," fügte Dietrich noch an, „fuhren Euer Urgroßvater, der Ritter Hartmann, der Lescher von Kilchberg und mein Vater, welche manch' eine Gefahr und unsäglich Ungemach glücklich überstanden, auf Schiffen weg nach Venedig und kamen auch wohlbehalten in der Heimat an. Die erschien ihnen nun viel reizender denn je zuvor, und wenn mein Vater im wonniglichen Maien auf unserem Wurmlinger Berge stand, da konnte er nicht genug rühmen, wie schön unser Schwabenland! Da schlürfte er gierig die würzige Luft vom dunkeln Tann ein, nach welchem er sich im Morgenlande auch unter der Fächerkrone der Palme so oft gesehnt."

Hiemit schloß der alte Dietrich seine Erzählung und wir lassen schließlich die in ihrer Heimat wieder glücklich angelangten schwäbischen Kreuzritter also singen:

„Im heiligen Land, im Wüstensand
Bin ich zu Feld gelegen
Und kehre sonnenbraungebrannt
Zu heimischen Gehegen:
Nun erst mein altes Heimatland
Weiß ich dich ganz zu schätzen,
Mich deiner dunkeln Prachtgestalt
Tagtäglich neu zu letzen." [19]

---

theilen. Und da that er auch keine Fehlbitte; der Ritter theilte ihm von Herzen gern das Wenige mit, was ihm noch weiter bekannt geworden und hub von Neuem also zu erzählen an:

„Wie der Sultan von Connelant dem Pilgerheer gerathen, schlug dieses, nachdem es noch mehrere Tage gerastet hatte, seinen Weg nach der großen Stadt Antiochien, welche damals in der Gewalt der Christen war, ein. Zuvor gelangte es nach Seleucia, welches einem dem Kaiser befreundeten Fürsten gehörte, und hoffte nun am Ende seiner Leiden und Drangsale zu sein. Da traf das Christenheer das schreckliche Unglück, daß sein großer Kaiser in einem Flusse (Saleph) ertrank. Er habe, so hat man mir wenigstens erzählt, bemerkte Dietrich, um seinen vorausgeeilten Sohn möglichst bald einzuholen, über das reißende Wasser reiten wollen, weil die darüber führende Brücke durch ein Gewirre von Wagen und Karren versperrt gewesen. Mit eigener Lebensgefahr holten einige Pilger den Leichnam des Kaisers aus den Wellen. Man setzte ihn später in der St. Peterskirche zu Antiochien bei. Dahin hatte der junge Schwabenherzog das Pilgerheer, welches ihn nach seines Vaters Tode zu seinem Anführer erkoren, von Seleucia aus geführt. Es war aber sehr klein geworden. Ein großer Theil der Kreuzfahrer war durch allzu große Strapazen, häufigen Mangel und mancherlei Krankheiten hinweggerafft worden, andere hatten muthlos die Fahrt in die Heimat angetreten. Herzog Friedrich aber wollte seinem Gelübde treu bleiben; nur wenige hundert Ritter, darunter auch Euer Urgroßvater und der Ritter Hartmann, der Lescher von Kilchberg und mein Vater folgten seinem frommen Beispiele. Mit seiner kleinen Schar fuhr er vor die am Meere gelegene feste Stadt Ackers (Akkon), welche von andern Kreuzfahrern, die dem Heere des Kaisers vorausgeeilt und auf Schiffen hergekommen waren, eben belagert wurde. Wohl kämpfte Friedrich auch hier mit seinen Schwaben tapfer, aber das Häuflein seiner Treuen schmolz durch Krankheiten und die Geschosse der Feinde mit jedem Tage mehr zusammen. Am Ende ward, wie wenn des Jammers der Pilger noch nicht schon genug gewesen wäre, auch der Herzog ein Opfer der Seuche. Unaussprechlich groß war der Schmerz der Schwaben über den allzufrühen Tod ihres jungen Herrn. Noch preist man die herrliche Gestalt, die Tapferkeit, Milde, Zucht und reine Minne des Heldenjünglings. Der hat in Treuen gehalten, was unser Hartmann gesungen:

‚Dem Kriuze zimt wol reiner Muot und kiusche Site.‘

Nehmet mein lieber Herre ihn zu eurem Vorbilde, möget ihr aber glücklicher sein denn er.“

„Nach dem Tode des Herzogs Friedrich," fügte Dietrich noch an, „fuhren Euer Urgroßvater, der Ritter Hartmann, der Lescher von Kilchberg und mein Vater, welche manch' eine Gefahr und unsäglich Ungemach glücklich überstanden, auf Schiffen weg nach Venedig und kamen auch wohlbehalten in der Heimat an. Die erschien ihnen nun viel reizender denn je zuvor, und wenn mein Vater im wonniglichen Maien auf unserem Wurmlinger Berge stand, da konnte er nicht genug rühmen, wie schön unser Schwabenland! Da schlürfte er gierig die würzige Luft vom dunkeln Tann ein, nach welchem er sich im Morgenlande auch unter der Fächerkrone der Palme so oft gesehnt."

Hiemit schloß der alte Dietrich seine Erzählung und wir lassen schließlich die in ihrer Heimat wieder glücklich angelangten schwäbischen Kreuzritter also singen:

„Im heiligen Land, im Wüstensand
Bin ich zu Feld gelegen
Und kehre sonnenbraungebrannt
Zu heimischen Gehegen:
Nun erst mein altes Heimatland
Weiß ich dich ganz zu schätzen,
Mich deiner dunkeln Prachtgestalt
Tagtäglich neu zu letzen." [19]

Achter Abschnitt.

Die Verlobung der Gertrud von Hohenberg mit Graf Rudolf von Habsburg,

dem nachmaligen römischen Könige, und der bei dieser festlichen Veranlassung erfolgte feierliche Ritterschlag Alberts, des Bruders der Braut, durch den Grafen von Habsburg um's Jahr 1249.

„Swâ sich liep ze liebe zweiet (sich zusammen findet),
hôhen muot diu liebe gît (geit, gibt).
in der beider herzen melet (ist Male)
ez mit vreuden alle zît (Zeit).
trûrens wil diu liebe niht,
swâ man liep bî liebe siht.“

„Swâ zwei liep einander meinent (lieben)
herzenlîchen âne wanc (ohne Wankelmuth, getreu)
und sich beidiu sô vereinet
daz ir liebe ist âne kranc (ohne Makel),
die hât got zesamne geben
ûf ein wünneclîchez leben.“

Ulrich von Lichtenstein († um 1275). Ausgabe von K. Lachmann S. 429. 17—28.

Erstes Kapitel.

Die Verlobung.[1]

Ehe man zu der förmlichen Verlobung des hohen Paares schritt und einen Tag dafür festsetzte, waren verschiedene Punkte zu erledigen.* Es mußte die Mitgift der Braut, sodann die Widerlage, welche der zukünftige Ehemann für dieselbe einzusetzen hatte, das Leibgeding bestimmt werden, welches der Ehefrau für ihren standesgemäßen Unter-

* Siehe die vorbereitenden Schritte oben S. 127 f.

halt im Wittwenstande auszuwerfen war, endlich auch die „Morgengabe“ oder das Geschenk festgesetzt werden, welches der neue Ehemann am Morgen nach der Hochzeit seinem jungen Gemahl in alten Zeiten üblicherweise gegeben hat. Diese Abmachungen wurden durch beiderseits zusammengetretene Machtboten, unter denen der alte Kämmerer Dietrich von dem berühmten Geschlechte der Maerehelte von Wurmlingen mit dem Notar der Rotenburg, der Ritter Heinrich von Ostra, des Grafen von Habsburg heimlicher Rath und der Notar des letzteren die Hauptpersonen waren, auf folgende Weise vereinbart: Für die in runder Geldsumme stipulirte Mitgift der Braut wurde ein genau bezeichneter Theil der Hohenbergischen Besitzungen im Elsaß mit anderen im Breisgau[2] als Pfandschaft mit Nutznießung eingesetzt. Der Gertrud, als Ehefrau des Grafen Rudolf wurden die alten Habsburgischen Stammgüter „im Eigen“ (in den Strichen um die Habsburg) als Leibgeding zugewiesen. Endlich wurde beredet, Graf Rudolf von Habsburg solle seinem Ehegemahl eine Morgengabe von hundert Mark Silber geben, wie solche in Schwaben bei Ehemännern seines Standes Brauch gewesen.[3] Und schließlich kam man überein, die feierliche Verlobung solle an einem bestimmten Tage des eben angetretenen Weinmonats, die Heirath aber an nächst Pfingsten stattfinden.[4]

Diesen Verabredungen gemäß machte sich Graf Rudolf von Habsburg von seiner Burg, dem „Stein“ in Baden (im Aargau) zur Zeit auf, um an dem Vorabend des zur Verlobung angesetzten Tages auf der Rotenburg einzutreffen. Seinem Stande und dem hochwichtigen Zweck seiner Reise entsprechend bestand sein Gefolge aus angesehenen und vertrauten ritterlichen Dienstmannen seiner Grafschaft. Es ritten mit ihm sein bereits genannter „heimlicher“ Rath, der Ritter Heinrich von Ostra, von seinem ritterlichen Hofgesinde der Marschalk Walter von Halwil, der Truchseße Arnold von Wildecken, der Schenke Diethelm von Bremgarten, Ulrich von Liebenberg, der Burggraf in Rheinfelden, und Ritter Hartmann von Baldeck,[5] einer seiner vertrautesten Diener. Dazu kamen mehrere Knappen und reisige Knechte, unter deren Schutze endlich einige Troßbuben mit Karren, darauf Truhen mit Gewändern u. a.

Dem erwarteten hohen Gaste waren auf Heißen des Grafen Burkard dessen ältester Sohn Albert, der Marschalk von der Rotenburg und einige andere hohenbergische Ritter eine gute Strecke Wegs entgegengeritten, Burkard selbst erwartete seinen Eidam „im Weiler,“ die Gräfin Mechtilde und ihre Tochter Gertrud aber empfiengen mit einigen ihrer Edelfräulein den gräflichen Gast am inneren Burgthor. Sobald Graf Rudolf dieselben ansichtig geworden, stieg er vom Pferde — sofort auch die übrigen Herren — eilte auf sie zu und reichte Mutter

und Tochter die Rechte. Jene umarmte ihren zukünftigen Eidam, diese aber legte züchtig erröthend ihre Hand in die Rudolfs. Darauf schritten unter dem Vorantritt des Kämmerers die Gräfin, ihre Tochter und die beiden Grafen dem Saale der Burg zu. Da war es dem Habsburger wohl zu Muthe, wie von dem alten Helden Siegfried gesungen wird, als er der schönen Kriemhilde zur Seite gieng:

> „Bi dër sumerzite unt gein dës meien tagen
> kund ër in sînem hërzen nimmer mê getragen
> minneclicher freuden, denn ër ir dô gewan
> dô im diu gie (gieng) so nâhen, die ër ze trûte wolde hân."

Das ritterliche Hofgesinde der Burg, der Kämmerer ꝛc. hatten ihre hohe Frau getreulich und mit größtem Eifer berathen und unterstützt, um den hohen, liebwerthen Gästen einen ebenso herzlichen als ehrenvollen Empfang zu bereiten, und dieselben mit ihren Rittern bestmöglichst zu beherbergen und zu bewirthen. Freilich gieng's auf dem nicht großen Schlosse Rotenburg in Betreff des Raums etwas knapp her, denn man hatte stündlich auch die Grafen Friedrich von Zollern, den Stammesvetter, und Rudolf von Tübingen, Burkards Schwager, zu erwarten. Die trafen auch nicht lange nach dem Habsburger ein. Man half sich dadurch, daß man einen Theil von dem Gefolge der Grafen auf den Burgen der Ritter von Ehingen, Dettingen, Owe, sowie auch in der Altstadt und dem Städtchen Rotenburg, die Knechte aber „im Weiler" unterbrachte.

Am andern Tag sollte verabredeter Maßen die feierliche Verlobung nach des Landes Sitte und Brauch unter freiem Himmel und in Gegenwart vieler Herren und Ritter stattfinden, und zwar auf der alten Dingstätte, dem „Randal" bei dem Dorfe „Winoluisheim" (Wendelsheim eine Stunde von Rotenburg), wo Graf Burkard und seine Ahnen das Gaugericht abzuhalten pflegten.[6] Dort auf einer langgestreckten Terrasse, welche rückwärts (gegen Norden) zu einem kleinen Waldgebirge von ansehnlicher Höhe ansteigt, vorwärts (gegen Süden) sich in eine weite Hochebene verläuft und eine herrliche Aussicht gewährt, stand unter dem weithin reichenden Laubdach einer uralten aber noch lebenskräftigen Linde des Grafen hoher steinerner Stuhl, vor dem im Halbrund die niedrigeren Steinbänke der Schöffen seines Grafengerichts standen. Und der Himmel lächelte dem Feste, und sandte einen herrlichen Herbsttag herab. Wenn auch der Wind über die Stoppeln gieng, der Pflug schon da und dort seine Furchen zur Aufnahme der Wintersaat gezogen und fast nur noch die blasse Herbstzeitlose im gelbgrünen Wiesenthale blühte, so war die Gegend umher doch noch nicht ganz

reizlos geworden. Im milden Scheine einer völlig ungetrübten, wenn auch etwas blassen Herbstsonne standen die umliegenden dunkelgrünen Tannenwälder und inmitten derselben prangten in ihrem nun bunten Blätterschmuck Gruppen von Eichen und Buchen. Ein reges Leben herrschte schon am frühen Morgen auf der Rotenburg. Da ritten auch die von dem Grafen Burkard zum Verlobungsfeste seiner Tochter geladenen benachbarten Herren und Ritter — Hugo von Werstein, Hiltipolt von Isenburg, Bertold von Ehingen, Dietrich der „Merhelt" von Wurmlingen, des Kämmerers Bruder, Hermann von Owe und Friedrich von Dettingen,[7] der Züttelmann, mit den bei ihnen untergebrachten fremden gräflichen Gästen auf derselben ein.

Und als bald das Glöcklein der Burgkapelle zur Messe rief, da waren nicht, wie meist sonst, blos die hohe Burgfrau mit ihren Söhnen und Töchtern, deren Gespielinnen und Edelfräulein und etwa der alte Kämmerer nebst einigen Personen des niederen Burggesindes die andächtigen Zuhörer des Burgkapellans, sondern es stellten sich auch die beiden Grafen und deren Ritter ein, so daß das Kirchlein ganz überfüllt war. Nach angehörter Messe sammelte sich die hohe Gesellschaft im Saale des Palas zum Morgenimbiß. Der Graf von Habsburg erhielt den Ehrenplatz dem Grafen Burkard gegenüber und an der Seite der Gräfin Mechtilde.

Als der Imbiß eingenommen war, ordnete sich nach Weisung des Marschalken die Gesellschaft zum festlichen Ritt nach dem Verlobungsplatze. Den Zug eröffneten einige Paare reisiger Knechte, denen folgte ein Theil der Knappen und Ritter, hierauf die Musika der Knappen, welche mit ihren Flöten, Trompeten und Posaunen bald liebliche Weisen bliesen, bald einen fast betäubenden Lärm machten, darnach ritt stolz einher der gestrenge Marschalk Bertold, ihm folgten die Grafen Burkard und Rudolf von Habsburg, darnach die Gräfin Mechtilde mit einer ihrer Frauen an der Seite des Grafen Friedrich von Zollern, sodann die Braut mit zwei ihrer Gespielinnen im Geleite ihres Oheims, des Grafen Rudolf von Tübingen.

Gertrud, die Königin des Tages, saß auf einem schneeweißen, edlen Zelter, welcher, wie wenn er sich's bewußt gewesen wäre, welch' kostbare Last er trage, zierlich und stolz einherschritt. Ueber den Sattel her war ein prachtvoller Teppich gelegt; das Riemenwerk des Zaumes bestand aus rothem Korduan und war mit Platten aus edlem Metall beschlagen; von den kleinen silbernen Schellen der Fürbüge (Brustriemen) hub sich ein hell klingendes Getön.

Von der Gewandung der jungen Gräfin sah man beim Ausritt vor dem Schapperun (weiten und langen Kapuz- oder Reisemantel), in

welchen dieselbe sich an dem zwar schönen, aber sehr frischen Herbstmorgen von Kopf bis zu Fuß gehüllt hatte, nichts.

Nach der hohen Braut ritt deren ältester Bruder Albert mit seinem Mentor, dem alten Kämmerer Dietrich, ihnen folgten in dem Zuge die übrigen Ritter und Knappen, und zuletzt kamen wieder reisige Knechte.

Bei der großen Linde der alten Gerichtsstätte hatte der Marschalk für die Gräfin, deren Tochter und Edelfräulein, wie auch den Bräutigam und die gräflichen Gäste schöne Zelte, auf welchen theils das weißrothe hohenbergische Banner, theils das habsburgische mit dem rothen Löwen auf goldenem Grunde wehte, aufschlagen lassen. In dieselben begaben sich die hohen Herrschaften bei ihrer Ankunft auf dem Platze, um, wie wir zu sagen pflegen, Toilette zu machen, welche bei den Herren bald fertig war, bei der hohen Braut aber etwas mehr Zeit erforderte.

Während dieser Zeit ordnete der viel geschäftige Marschalk es an, daß die ritterlichen Gäste unter der Linde einen „Ring" (Kreis) bildeten. Darauf trat Gertrud an der Hand ihres Vaters aus dem Zelt heraus und schritt mit etwas bebenden Schritten und gesenktem Haupte dem Ring zu. Da waren aller Augen auf die hohe Braut gerichtet, denn sie war dem schönen „Morgenroth zu vergleichen, das siegreich aus trüben Wolken bricht." Und herrlich war auch ihre Gewandung. Ihre goldblonden Haare, welche in zierlich geordneten Locken ihr edles, schönes Antlitz an den Schläfenseiten umrahmten aber reich auf den Nacken niederwallten, wurden durch einen goldenen, mit kostbaren Perlen besetzten Stirnreif festgehalten. Sie trug ein Unterkleid von himmelblauem Sammt, welches sich an den Oberkörper und die Arme passend anschloß, von den Hüften aber in reichem Faltenwurf auf die nicht sichtbare Fußbekleidung niederfiel, an dem unteren Saume, dem Halse und den Handgelenken mit einer aus Silberfaden und rother Seide gewirkten Borte besetzt war. Darüber lag ein Oberkleid aus schwerem, weißem Seidestoff, das sich auch an die Taille anschloß, im übrigen gleichfalls faltenreich war, aber kurze Hängeärmel hatte und nur bis in die Kniegegend reichte. Auch dieses war am unteren Saume und in der Halsgegend mit goldgewirkter Borte besetzt, durch einen kostbaren Gürtel festgehalten, und darauf funkelte von Edelgestein eine goldene „Tarspange" (heute Broche). Die äußerst schmalen, zierlichen Hände staken in feinen Handschuhen, welche aus weißer Seide gewoben und mit kleinen Gebilden aus Goldfäden geziert waren. Als die in Schönheit und Fülle der Jugend prangende „Minnigliche" mit ihrem Vater in den Ring getreten war, da sprach wohl mancher der Herren: „Hei, geschähe mir, daß sie mich minnete, wie treu und ritterlich wollt' ich ihr dienen!"

Nach der Braut schritt auch der Graf von Habsburg, geleitet von deren Oheim, dem Pfalzgrafen Rudolf von Tübingen, dem Ring zu und trat in denselben, zu Gertrud und ihrem Vater ein. Da hub dieser zu fragen an, indem er sich zuerst an den Grafen von Habsburg wandte: „Wollt' Ihr diese meine Tochter Gertrud zum Weibe nehmen?" dann, nachdem ein lautes kräftiges Ja erfolgt war, zu Gertrud sich wendend: „Willst du den Grafen Rudolf von Habsburg zu deinem Manne nehmen?" Da schlug die Jungfrau verschämt die Augen nieder, ihre Wangen erglühten, aber ein leises Ja lispelte von ihren rosigen Lippen. Darauf überreichte Graf Burkard seinem zukünftigen Eidam ein Ringlein von seinem „rothem" Golde; den steckte dieser seiner Braut an die Hand, indem er sprach: „Wie dieser Ring den Finger fest umschließt, so gelobe ich, dir in fester Treue anzuhangen." Und nun wandte sich Gertrud mit tief bewegter Stimme an ihren Bräutigam mit den Worten: „Nun sollt Ihr auch den Meinen nehmen; Gott erhalte Euch mir lange in Gesundheit und Kraft, denn alle meine Freude liegt fürder an Euch." Darauf umarmten und küßten sich die Verlobten vor den Augen der Zeugen, der Ring öffnete sich, der Graf von Habsburg nahm seine Braut bei der Hand und führte sie zu ihrer Mutter, welche sie und den Bräutigam unter Thränen umarmte.

Bald bestieg die hohe Gesellschaft die Pferde und trat den Heimritt auf die Rotenburg an. Auf demselben ritt der Graf von Habsburg nun aber an der Seite seiner Braut, und bald hub sich ein vertraulich Kosen zwischen ihnen. Kein Wunder! denn der hohe Bräutigam galt bei seinen Zeitgenossen als „Minnedieb," verstand es sonach, sich die Gunst der Frauen zu erwerben.

Auf der Rotenburg angekommen sammelten sich Grafen und Ritter mit ihrem hohen Wirthe zu einem Festmahle im Saale des Palas. Da waren die sonst kahlen Wände und der Estrichfußboden mit bunten Teppichen behangen, beziehungsweise bedeckt, von der Decke hiengen reich mit Wachskerzen besteckte Kronleuchter herab, dazu kamen noch Wandleuchter; an den Langseiten des Saales waren Tische aufgestellt, an einer der kurzen Seiten desselben stand der Ehrentisch für die Verlobten, die Eltern der Braut und die beiden gräflichen Gäste, demselben gegenüber ein treppenartig aufsteigender Tisch, „der Schautisch," auf welchem goldene, silberne oder sonst kunstvoll gearbeitete Geschirre und Gefäße prangten. Sämmtliche Tische waren bis auf den Boden mit feinen, blendend weißen Linnen behangen. Als Sitze am Ehrentisch dienten weich gepolsterte mit seidenen Stoffen überzogene Bänke, an den andern Tischen standen Faltstühle. Zunächst am Ehrentisch, zu oberst an einem der langen Tische saßen der Burgkapellan und der junge Graf Albert

mit seinem Mentor, dem alten Kämmerer Dietrich, sodann folgten rechts und links die ritterlichen Gäste des Grafenhofes. Der Burgkapellan war auf besonderen Wunsch seiner hohen Burgfrauen beim Mahle erschienen. Als kluger geistlicher Herr hatte er seine frühere doch fruchtlose Opposition gegen die Heirath der Gertrud mit dem Grafen von Habsburg aufgegeben. Und sein Erscheinen that ihm an Stand und Amt keinen Eintrag, denn die Anwesenheit der Gräfin Mechtilde — sie war schon lange nicht mehr in der Gesellschaft der Männer im Saale erschienen — schuf, daß aus dem Festmahl kein Gelage geworden, wie es sonst meist geschehen. Die einzige Belustigung, welche das Mahl und den anständig kreisenden Becher würzte, war die Musik der Knappen, an welcher mit Erlauben seiner Mutter auch der junge Graf Theil genommen. Dieselben hatten sich am Eingang des Saales aufgestellt und erheiterten die hohe Gesellschaft durch liebliche Weisen, welche sie auf Flöten und Fidel spielten.

Und am Ende sang Albert zu Ehren des hohen Brautpaares unter der Begleitung eines fidelnden Knappen das schöne Lied des edlen Sängers Walther von der Vogelweide, welches er in Wien gelernt hatte, und das also lautete:

Wol mich der stunde, daz ich sie erkande,
(Heil der Stunde, da ich die kennen gelernt),
Diu mir den lîp und den muot hât betwungen
(Der ich mit Leib und Seele angehöre)
sit deich die sinne sô gar an sie wande
(seitdem ich alle meine Gedanken einzig so auf die Herrliche gerichtet)
der si mich hât mit ir güete verdrungen!
(daß keine anderen bei mir aufkommen können!)
Daz ich gescheiden von ir niht enkan
(Daß ich mich nie von ihr trennen kann)
Daz hât ir schoene und ir güete gemachet
(Das hat ihre Schönheit und Tugend gemacht)
und ir rôter munt, der so lieplichen lachet
(und ihr rother Mund, der so lieblich lacht).

Ich hân den muot und die sinne gewendet
(Mit Seele und Gedanken bin ich nur)
an die vil reinen, die lieben, die guoten:
(bei der so reinen u. s. w.):
Daz müez' uns beiden wol werden volendet,
swez ich getar an ir hulde gemuoten
(Weß' ich mich von ihrer Huld noch getrösten darf,
das wird uns beiden noch zu Theil werden),
swaz ich ie freuden zer werlde (in der Welt) gewan,
Daz hât ir schoene und ir güete gemachet,
und ir rôter munt, der sô lieplichen lachet."

Da geschah es, als alles fröhlich und guter Dinge war, auch bereits die Kerzen brannten, daß einer von dem ritterlichen Hofgesinde des Grafen von Habsburg den Saal verließ, aber bald wieder mit einer zierlichen hölzernen Lade in der Hand erschien, die er vor seinen Herrn auf den Tisch stellte. Dieser übergab sie seiner Braut mit den Worten: „Nûn viel liebes Trût, nimm dies als Gedächtniß dieses festlichen Tages, welcher mich so überschwänglich glücklich macht.“ Und nun öffnete Rudolf die Lade, da er seine Braut dazu zaghaft sah. Sie barg eine zweite, die kunstreich aus Elfenbein gearbeitet und mit blauem Sammt ausgeschlagen war. Darin lag eine kostbare Perlenschnur und ein güldener Ring mit einem großen glänzenden Saphir, so schön blau wie der Gertrud liebliches Augenpaar und der Himmel an einem wonnesamen Maientag. Das „Fingerlin“ war von einem Basler Goldschmid gefertigt worden, welcher seine Kunst in Venedig erlernt hatte, der kostbare Edelstein aber war aus dem fernen Lande India dahin verbracht worden.

Wie auch in unsern Tagen keine jugendliche Schöne solche Kleinode ohne Entzücken beschauen kann, zumal wenn sie sich als Besitzerin derselben weiß, so strahlte bei dem Anblick des herrlichen Geschenks, das ihr geworden, auch Gertrud vor Freude und mit einem süßen Kuß spendete sie dem Geber ihren Dank. Darauf wanderte die Lade zur Schau von Tisch zu Tisch und wurde sammt ihrem Inhalt allseits bewundert, selbst von dem Burgkapellan. Ihm gefiel besonders gut das Ringlein, denn er hatte einmal in einer alten Schrift von den edelen Steinen und ihren Kräften gelesen, daß „der Saphir, welcher dem lauteren Himmel gleicht, die Hoffnung bedeute, damit der Mensch in die ewige Freud' gezückt und mit der heißen Flamm' der göttlichen Lieb' entzündet werde, also daß er mit Sant Paulus sprechen: „unser Mitwandeln ist in den himeln“ und sich der Verheißung getrösten könne, welche Gott durch den Mund des „Weissagen“ Jesaias den Menschen gegeben: „ich will dich grundfesten auf Saphir, das ist auf die Hoffnung.“[8] Doch konnte er sich bei dem Anblick der Perlenschnur nicht enthalten, seinem Tischnachbar in's Ohr zu raunen: „Ach! möchte bei der Braut, wenn sie Ehefrau geworden, nicht der Spruch, daß Perlen Thränen bedeuten, in Erfüllung gehen.“

Nicht lange, nachdem die kostbare Lade ihren Rundgang gemacht hatte, hob der hohe Wirth die Gesellschaft auf, die Gäste aus der Nachbarschaft verabschiedeten sich und ritten heim. Und lange vor Mitternacht war auf der Rotenburg alles zur Ruhe gegangen.

Zweites Kapitel.

Graf Alberts Ritterschlag.[9]

„Des schildes ampt gît êre.
(Das Ritterthum gibt Ehre).
imst bereit
werdekeit:
(dadurch gelangt man zu Würde und Ansehen)
si muoz ab kosten sêre.“
(dies muß aber theuer erkauft werden.)
Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst a. a. O.
S. 457, V. 17 ff.

Schon am Morgen des Tages nach der Verlobung machte Graf Rudolf von Habsburg den Eltern des jungen Grafen Albert die vertrauliche Mittheilung, er wolle denselben, der an der Schwelle des Mannesalters stand und an dem er ein sonderliches Gefallen hatte, zum Ritter schlagen; wie sie aber ihren Sohn nach Herkommen bei ihren Häusern und Landesbrauch dazu bereiten wollen, das überlasse er ganz ihnen. Für sich beanspruche er blos die Ehre, dem wohlerzogenen und waffenkundigen Bruder seiner lieben Braut die hohe Ehre der Ritterschaft zu verleihen. Und mit großer Freude wurde diese Mittheilung von dem Grafen Burkard und seinem Gemahl, insbesondere auch deren Tochter Gertrud aufgenommen. Die Gräfin Mechtilde besprach sich unverweilt mit dem Kämmerer Dietrich und dem Burgkapellan über die Sache. Fromm und kirchlich gesinnt, wie sie war, wünschte sie ihren Sohn möglichst erhebend und würdig namentlich, so weit es angehe, in ihrer Burgkapelle zunächst durch den Burgkapellan auf die hohe Feier vorbereiten zu lassen. Insbesondere aber sollte der ehrwürdige Abt des Klosters Bebenhausen, ihr alter Vater, wie sie ihn zu nennen pflegte, zu dem feierlichen Akt eingeladen werden und dabei in der ihm eigenen ergreifenden Weise mitwirken. Und der Kapellan erklärte sich gerne bereit, das Seinige nach Kräften zu thun, nur seie er in dieser Sache so ziemlich Laie und müsse sich erst belehren lassen, was ihm dabei für ein Amt zufalle. Darauf hub der alte Kämmerer an: „allerdings pflegt man zu unseren Tagen im Schwabenlande den Ritterschlag meist kurz abzumachen, anders war es in früheren Zeiten. Wie aber in alter frommer, feierlicher Weise ein Knappe zum Ritter geschlagen werden soll, das haben unsere Vordern von den Rittern in Kärlingen (Frankreich) drüben, in Flandern und Brabant gelernt. Das habe ich von meinem Vater, der längst auf dem Wurmlinger Berge droben schläft, oft sagen hören, und der wußte es von dem auch vor

vielen Jahren gestorbenen Sänger Hartmann, welcher in jenen Ländern gewesen und dessen Geschlecht noch auf meines Herrn Burg Owe drunten im Neckarthale sitzt." — „Nun denn," warf da die Gräfin ein, „erzählet, mein guter Alter." — Und der Kämmerer, welcher Erlebnisse und anderes aus seiner Jugendzeit in seinen alten Tagen treuer im Gedächtniß hatte, als späteres, erzählte haarklein, wie es nach dem Bericht des Hartmann in Kärlingen bei einem feierlichen Ritterschlag hergegangen. Und als er fertig war, sagte die Gräfin Mechtilde: „Habet Dank für Eure Belehrung; also soll auch mein Sohn auf den Ritterschlag vorbereitet werden; beredet Euch des Näheren mit dem Kapellan, reitet bald zum Abt von Bebenhausen und bringet ihm meine Botschaft. Wendet Euch mit dem Marschalken an Euren Grafen, meinen Herrn, wegen der Waffen und Rüstung wie auch des Streitrosses für den neuen Ritter, ich selbst werde für das Uebrige sorgen und Euch durch meine Obermagd Berhtel solches zustellen lassen." Darauf redete die Gräfin mit ihrem Gemahl und künftigen Eidam davon, wie nach ihrem Wunsche ihr Sohn auf den Ritterschlag würdig vorbereitet werden sollte. Und wiewohl diese ihre Meinung nicht ganz nach dem Geschmack derselben war, so stimmten sie aus ritterlicher Galanterie doch bei und ließen die fromme Mutter gewähren.

Nun theilte Mechtilde auch ihrem Sohne Albert mit, welche hohe Ehre ihm zu Theil werden werde. Da hiemit sein sehnlichster Wunsch erfüllt wurde, so machte ihm die Mittheilung seiner Mutter namenlose Freude, und er erklärte sich von Herzen bereit, sich allem zu unterwerfen, was nach ihrem Dafürhalten ihn auf den feierlichen Akt würdig vorbereite. Nur eines erbat er sich: er wünschte nämlich, es möchten einige ihm näher stehende Jugendfreunde mit ihm den Rittergurt erhalten, und zwar die Knappen Marquard, der Sohn des Marschalken, Dietrich, der Neffe des Kämmerers, Volkard von Owe und Hiltipolt von Werstein. Dieser Wunsch wurde ihm von seinen Eltern und seinem Schwager auch gerne gewährt, die Vorbereitung dieser Knappen auf den bevorstehenden Ritterschlag sollte aber dem Ermessen von deren Eltern überlassen werden und auf ihren Burgen geschehen. Auf diese wurde alsbald ein Bote abgeschickt, und die Nachricht, welche er brachte, erregte überall die größte Freude.

So begann schon den andern Tag die feierliche Vorbereitung des jungen Grafen Albert auf seinen Ritterschlag. An demselben mußte er fasten und zuvörderst in der allezeit geheizten Badstube der Burg ein Bad nehmen. Da sprach, als Albert aus demselben stieg, der Kapellan salbungsvoll: „wie das neugeborne Kind, rein von Sünden, aus dem Taufquell erhoben wird, so soll der Candidat der Ritterschaft

gereinigt von allen Flecken des bisherigen Wandels, aus dem Bade sich erheben."

Darauf legte man ihn, in einen großen Teppich aus Sei (Wollenstoff) gehüllt, auf das bereit stehende Spanbett, um einige Zeit der Ruhe zu genießen. „Möget Ihr also," sprach da der Kapellan, „durch Eure Ritterschaft auch im Paradies die Ruhe der Gerechten finden."

Nach eingenommener Ruhe kleidete man den Ritter-Candidaten in neues blendend weißes Linnen und legte ihm darüber einen langen, weiten Rock aus rothem Scharlach an. „Das reine Linnen," also deutete es der Kapellan, „soll den fleckenlosen Wandel anzeigen, welchen Ihr als Ritter führen müsset, wenn Ihr einst zu Gott kommen wollet; die Farbe Eures Rocks aber Euch daran erinnern, daß Ihr stets bereit sein sollet, im Dienste Gottes und zum Schutz der Kirche Euer Blut hinzugeben."

Darauf wurden dem jungen Grafen schwarze Schuhe angelegt. Bei diesen solle er, mahnte ihn der Kapellan, an den Tod und daran gedenken, daß er von Erde genommen sei und wieder zu Erde werden werde, darum sich stets der Demuth befleißigen.

Mit diesen ersten Vorbereitungen gieng der Tag fast hin. Die folgende Nacht brachte der junge Graf in der ihm angelegten Kleidung mit dem Kapellan und alten Kämmerer, als seinem Beistande, mit Wachen und Beten in der Burgkapelle zu.

Am Morgen des Tages, an welchem Albert zum Ritter geschlagen wurde, ritt der Abt von Bebenhausen ehrerbietigst empfangen auf der Rotenburg ein. Bald nach demselben kamen auch die Junkherren, welche mit dem jungen Grafen den Ritterschlag erhalten sollten, in Begleitung ihrer Väter und anderer Angehörigen dort an. Darauf celebrirte der ehrwürdige Abt die Messe. Derselben wohnten die gräfliche Familie mit einem Theil des ritterlichen Hofgesindes, ihrem hohen Gaste, den übrigen Gästen aus der Nähe und Ferne insbesondere auch die Ritter-Candidaten an. Nach Verlesung des Evangeliums der Messe traten letztere vor den Altar und überreichten ihre Schwerter, die sie an einer Borte um den Hals trugen, dem Abte, welcher solche auf den Altar niederlegte und darauf zu den andächtig, mit gesenktem Haupt vor ihm stehenden Ritter-Candidaten feierlich also sprach: „Ihr seid vor mich getreten, um Euer ritterlich Gelübde hier an dieser heiligen Stätte abzulegen und die Schwerter, welche Ihr künftig als Ritter tragen wollet, segnen zu lassen. Der Ritterstand soll die Zierde des Menschengeschlechts sein; wer aber aus Eitelkeit und Hochmuth darnach strebt, ohne sich dessen würdig zu machen, der schändet denselben. Ein Jeglicher aber, der Ritter sein will, muß in Gedanken und Thaten hochherzig, von

edlen oder doch ritterlichen Eltern geboren, reich an Ehren, ausgezeichnet durch feine höfische Bildung und tapfer sein.[10] Höret nun aber die strengen und heiligen Gebote des Ritterstandes, deren Erfüllung Ihr beschwören sollt:

„Ein wahrer christlicher Ritter soll täglich die Messe hören und dabei mit Andacht und Demuth des Leidens Christi gedenken,

„mit Freuden das Leben für seinen Christenglauben hingeben,

„die heilige Kirche und deren Diener von allen, die ihr und denselben Gewalt anthun, befreien,

„Wittwen, Waisen und Schwache in ihrer Noth schützen,

„ungerechte Kriege vermeiden,

„unrechten Sold ausschlagen,

„für die Rettung der Unschuld stets zum Zweikampf bereit sein,

„an Turnieren nur der ritterlichen Uebung, nicht des Gewinnes wegen oder aus Feindschaft und Rache Theil nehmen,

„dem römischen König oder Kaiser in allen weltlichen Dingen ehrerbietigst gehorchen,

„Gut und Lehen des Reichs nicht antasten und entfremden,

„in Summa vor Gott und den Menschen unsträflich wandeln."

Manchem der Anwesenden mag, als ihm die Regel des Ritterstandes, welche auch er einst beschworen, in's Gedächtniß gerufen wurde, sein Gewissen gesagt haben, daß er dieselbe in diesem und jenem Gebot nicht oder wenigstens sehr mangelhaft gehalten. Und sicherlich seufzte auch der Abt, wenn er während des feierlichen Akts seine gestrengen Blicke über die hochansehnliche ritterliche Gesellschaft schweifen ließ, bei sich: „ach! wie gar mancher von all' diesen hat sein ritterlich Gelübde schlecht gehalten, ja mit Füßen getreten!" Ihm schwebte wohl dabei fürnehmlich vor, wie oft man sich an Klöstern und Kirchen, ja an Mönchen und Priestern vergriffen, statt Schirmer ‚Scheerer' geworden,[11] wie man die Armen und Geringen im Lande mißhandelt und gedrückt, das Gut der Schwachen, Wittwen und Waisen an sich zu reißen gesucht und ihr Recht gebeugt,[12] sich durch Sünden des Fleisches befleckt, mit dem Nächsten, selbst dem leiblichen Bruder gehadert, aus Haß und Habsucht zum Schwert gegriffen hat. Darum drängte es den greisen Diener der Kirche, nachdem er den Ritter-Candidaten ihre Regel fürgehalten, an der Hand der heiligen Schrift zugleich auch an die Alten ernste Mahnworte zu richten, indem er sprach: „Was die Regel des Ritterstandes gebeut, ist aber nicht Menschen- sondern Gottesgebot, denn also stehet geschrieben: ‚wer die Priester verachtet, der verachtet den, der sie gesandt; ist's möglich, so viel an Euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden; Gerechtigkeit und Friede sollen sich küssen

im Lande; thut Fleiß, daß Ihr unbefleckt und im Frieden erfunden werdet; schaffet Recht den Armen und Waisen und thut den Fremdlingen, Wittwen und Waisen keine Gewalt an, denn verflucht ist, wer Wittwen und Waisen schindet, und ein strenges Gericht wird einst über die Mächtigen ergehen.'"

Nachdem der Abt auf diese Weise seinem Herzen Luft gemacht hatte, fuhr er, zu den fünf Knappen gewandt, wieder also fort: „Man wird Euch die Rittersporen anlegen, das bedeutet: so schnell und muthig, wie Ihr wünschet, daß Euer Roß zum Streite laufe, ebenso bereitwillig zum Dienste Gottes und eifrig in Erfüllung Eurer Ritterpflichten sollet Ihr sein."

„Man wird Euch mit dem zweischneidigen Ritterschwert umgürten: mit der einen Schneide sollt Ihr die Armen und Schwachen beschützen, auf daß die Reichen und Starken sie nicht zu Boden treten, mit der andern aber Euch gegen Eure Feinde vertheidigen."

„Und wenn man Euch den festen Ritterschild reichet und das starke Streitroß vorführet, so pochet nicht auf Eure Gewalt, sondern sprechet in Demuth: ‚der Herr ist meine Stärke und mein Schild, Rosse helfen auch nicht und ihre große Stärke errettet nicht, sondern der Sieg kommt vom Herrn.'"

Darauf hieß der Abt die Knappen einen um den andern an den Altar heran treten, legte jedes Hände gefaltet auf das Meßbuch über das gelesene Evangelium und sprach: „willst du also die Ritterwürde im Namen Gottes demüthig empfangen und die Gebote des Ritterstandes nach besten Kräften halten?" Nachdem Jeder sein feierlich Jawort gegeben und darauf die Hostie empfangen hatte, segnete der Abt die Schwerter und gab sie den Knappen zurück, welche solche wieder um den Hals hängten.

Nachdem also unter großer Andacht der Zuhörer und frommen Thränen der Gräfin, ihrer Töchter und Edelfräulein die kirchliche Feier des Ritterschlags vollendet war, begaben sich die Knappen unter Vorantritt des Marschalken in den Burghof. Dort nahm Rudolf von Habsburg auf einem erhöhten Sitze Platz; ihm zur Seite standen die Grafen von Zollern und Tübingen, Burkard, die Hofbeamten der Rotenburg, die ritterlichen Gäste und Angehörigen der zum Ritterschlag geladenen Knappen; für die Gräfin, ihre Töchter und Edelfräulein war ein kleines Schaugerüste errichtet. Auf demselben, an der Seite der hohen Burgfrau, nahmen auch der Abt und Kapellan Platz. An den Fenstern der umliegenden Gebäude hatte sich das Burggesinde aufgestellt, um die Festlichkeit mit anzusehen.

Als die ganze Gesellschaft im Burghofe versammelt und Todten-

stille eingetreten war, trat der junge Graf Albert vor den Grafen von Habsburg, kniete vor ihm nieder und übergab ihm sein Schwert. Darnach erhob er sich, und der Graf fragte ihn: „in welcher Absicht willst Du Ritter werden, bist Du ernstlich Willens, die Ritterpflichten, welche man Dich gelehrt, getreulich zu erfüllen?“ Hierauf antwortete Albert kurz: „Zur Ehre Gottes und der Ritterschaft.“ Und: „Ja, ich schwöre.“ —

Nun traten der Kämmerer und Marschall der Rotenburg mit einigen Knappen herzu und legten dem jungen Grafen die goldenen Rittersporen, den Ringpanzer mit Brustplatte, Arm- und Beinschienen nebst Handschuhen und den weißen Rittergurt mit dem Schwerte an.

Hierauf kniete Albert wieder vor Rudolf von Habsburg nieder, faltete die Hände und erhob sie gen Himmel. Der Graf aber stand von seinem Sitze auf, gab dem vor ihm Knieenden mit der flachen Klinge des Schwertes drei Schläge auf die Schulter und sprach mit lauter kräftiger Stimme: „Im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg schlage ich dich zum Ritter. Sei tapfer, unverzagt und treu!“ Nun wurden dem neugeschaffenen Ritter auch Helm, Schild und Lanze gebracht, endlich ein gerüstet Streitroß vorgeführt. Auf dieses schwang er sich sogleich ohne den Stegreif, reichte von demselben herab seinem Vater und Schwager die Rechte und ritt darauf zu seiner Mutter und Schwester, um sie in seiner neuen Würde herzlich zu begrüßen. Jene reichte ihm von dem Schaugerüste herab die Rechte und sprach tief gerührt: „sei bescheiden, wahrhaft und ‚wol gezogen‘ (ein fein gebildeter Ritter), gegen die Armen gut, den Reichen gegenüber ‚hochgemuot‘ (Deiner Würde bewußt); ‚milte‘ (freigebig) und getreu und ehre die Frauen.“ Dabei übergab sie ihm einen kostbaren güldenen Ring mit einem Edelstein, darein ein geflügelt Roß (ein Pegasus) gegraben war. Derselbe stammte nach einer Sage ihres Hauses von ihrem Urahn Ratbodus, welcher dem römischen Kaiser Titus Jerusalem erobern half, und war ihr von ihrem Vater einst mit der Weisung zugestellt worden, sie solle solchen ihrem Sohne Albert am Tage seines Ritterschlags zum Andenken an ihn und als Talisman geben. Dem Stein mit dem Bilde wurde nämlich die Kraft zugeschrieben, er mache den ritterlichen Besitzer „snell (stark, streitbar) und küen,“ erhalte auch seinem Rosse gesunde Beine.[13] Alberts Schwester Gertrud aber übergab ihm ein „Schiltvezzel“ (Schildriemen) aus einer starken, von ihrer kunstreichen Hand gewirkten bunten seidenen Borte und sprach: „Gott gebe Dir Heil zu Deiner Ritterschaft.“ — In gleicher Weise erfolgte der Ritterschlag der andern vier Knappen. Und nachdem auch sie gerüstet waren und ihre Rosse bestiegen hatten, ritten alle zusammen im Geleite ihrer Väter und Angehörigen wie auch der Gäste hinab

zur Rennbahn auf dem „Lindenwasen“ zwischen dem Weiler und Walde, in welcher Schaugerüste aufgeschlagen waren. Dort erprobten die neugebackenen Ritter vor einem großen Kreise von Frauen, Herren und Rittern in einem herrlichen Speerstechen ihre ritterliche Kunst. Darauf folgte im Saale des Palas der Rotenburg ein festlich Mahl. Den Tag darnach trat, wer von den Gästen nicht schon am Tage des Ritterschlags heimgekehrt war, den Ritt in die Heimat an, die fremden jungen Ritter nicht, ohne von der hohen Burgfrau mit Rittergürtel, Sporen und anderem beschenkt worden zu sein. Auch Graf Rudolf von Habsburg ritt nach wenigen Tagen heim. Ihm gaben Graf Burkard und sein Sohn Albert eine gute Strecke Wegs das Geleite. In dem bald auf die festlichen Tage eingetretenen Winter aber schuf die Beschaffung einer standesgemäßen Ausstattung der Gertrud ihrer Mutter, dem ganzen höheren und niederen weiblichen Hofgesinde noch viele Mühe und Arbeit, nicht minder Sorge auch dem alten Kämmerer, welcher die dazu nöthigen Gelder zu liefern hatte.

Neunter Abschnitt.

Des Grafen Burkard Mairitt auf seine Burgen Hohen-Nagold und Wildberg im Schwarzwald 1253.

Erstes Kapitel.

Der Mairitt.[1]

Wie man sich auf der Rotenburg dazu gerüstet.

Der alte Kämmerer Dietrich hatte in den letzten Tagen des Ostermonats (April) auf Heißen seines Herrn die übrigen Beamten der gräflichen Hofhaltung auf der Rotenburg, den Truchseßen, Marschalken und Schenken in seine Stuben im hohen „Bergfrit" berufen, um ihnen folgende Mittheilung ihres Herrn zu machen: „Unser gnädiger Herre," hub er an, „gedenkt, weilen nun die Wälder wieder lustig grünen und der Kukuk mit seinem Schreien zur Fröhlichkeit ruft, nach altem Brauch am Sankt Walpurgistag in's Land hinaus, in den Schwarzwald hinüber zu reiten, dort, auf seinen Burgen Wildberg und Nagold eine Zeit lang Hof zu halten, und im Kreise von treuen Vasallen und Dienstmannen sich mit Jagen und Bankettiren zu belustigen. Der Marschalk soll durch Knappen zu diesem Mairitt entbieten die Herren und Ritter: Hugo von Werstein,[2] Hiltebold von Isenburg,[3] Beringer von Entringen,[4] Hermann von Owe, Albert von Dettingen, genannt der Züttelmann, Diepold von Mühringen,[5] Gero von Lichtenstein,[6] Hugo von Werenwag, Peregrin von Salmendingen[7] und Hugo von Haigerloch,[8] auch dem gräflichen Hofgesinde auf den Burgen Nagold und Wildberg die Ankunft unseres Herrn kund thun lassen. Der Marschalk soll mit ihm in den Maien fahren; unserer, des Kämmerers, Truchseßen und Schenken auf der Rotenburg Obhut aber vertraut er sein Ehegemahl, seine Söhne und Töchter für die Zeit seiner Abwesenheit."

Da gab es nun ein geschäftiges Treiben auf der Rotenburg. Die Gräfin Mechtilde und der Kämmerer musterten unter Handreichung eines Knappen und der Obermagd Berhtel die Truhen in der Gewandkammer für den Grafen und dessen Leibknappen; der Marschalk sorgte für die Herberge der von weiter her kommenden Gäste, ihrer Knappen und Knechte, welch' letztere mitunter in dem Burgweiler untergebracht werden sollten. Bei dem beschränkten Raume des Grafenschlosses traten die benachbarten Herren von Ehingen, Owe und Wurmlingen gastfreundlich in's Mittel und führten alte liebe Bekannte auf ihre Burgen, deren einförmiges Alltagsleben nun auf kurze Zeit vornehmlich für die Frauen angenehm unterbrochen wurde.

Längst aber, schon seit Jahrhunderten, ist es öde und still geworden, wo jene Burgen gestanden, aus denen kräftige Männer zu manch' einem Waffengang in Schimpf und Ernst ausgezogen sind und sieggekrönt heimgekehrt lustig gezecht haben; wo züchtige Hausfrauen einst segensreich gewirkt und die heranblühende Jugend mit Scherz und Spiel sich belustigt hat.

Auch dem Truchseßen und Schenken der Rotenburg schuf der beabsichtigte Mairitt des Grafen viel Mühe und Sorge. Denn seit der verwichenen Fastnacht[9] war der größte Theil der Vorräthe der gräflichen Hofhaltung aufgegangen, und nun sollten abermals viele ritterliche Gäste gut und reichlich bewirthet werden.

Da zogen nun zum größten Schrecken der Einwohner von den umliegenden Dörfern und des Inhabers der „Distelmühle" am Neckar[10] die gräflichen Jäger in die Wälder des Rotenbergs, Ramharts- (Rammerts-) und Ammerberges auf Hirsche und Sauen aus, denn nach beendigter Jagd fielen dieselben altem Brauch gemäß mit Knechten und Hunden hungrigen Raben gleich in die Dörfer und beim „Distelmüller" ein, zehrten alle Vorräthe an Lebensmitteln und Getränken auf und trieben dazu noch mancherlei Muthwillen.

Die „Brunnmühle" oberhalb Rotenburg und „Landold Zange," welchem das Fischwasser des Neckars bei **Rotenburg** und **Ehingen** verliehen war, hatten Fische aller Art, Aale, Hechte, Karpfen u. s. w. zu liefern, denn Wildbrät und Fische in der scharfen „Pfefferbrühe" oder mit „Sülzen" gegeben, sagten dem Gaumen der Ritter besonders zu und weckten den Durst immer von Neuem. Den genannten beiden Mühlen war auch aufgegeben worden, Mehl, geräucherten Speck und Rauchfleisch, den Maiern der drei gräflichen Höfe von Rotenburg und dem Inhaber des Fronhofs zu Dettingen aber Haber und Heu zu liefern.

Eiligst ließ der „Keller" des Grafen in dem benachbarten Flecken

von jedem Haus die Maienhühner, von dem Maier zu Dettingen und der Brunnmühle, sowie von verschiedenen Lehen- und Zinsbauern Hunderte von Eiern, auch alle demnächst fälligen Hellerzinse eintreiben; denn auch die gräfliche Kasse war leer.

Am meisten Sorge aber machte das Vorhaben des Grafen Burkard dem Schenken, denn dem Vorrath an Getränken namentlich Wein war bei den tollen Gelagen der letzten Fastnacht gleichfalls sehr zugesetzt worden. Wenn gleich die vielen Weinberge in der „Grafenhalde," am Fuße der Burg, und in andern Halden um dieselbe — den „Wihennächten," dem „Wolfsbühl," „Spilbühl" u. s. w. — bei Rotenburg in der „Zaugenhalde," „Oenhalde," „Neckarhalde" u. s. w., wie auch die bei Wurmlingen und Hirschau, sowie die vier gräflichen Keltern namentlich in den letzten Jahren viel Gefäll- und Druckwein abgeworfen hatten,[11] so mußte doch noch für weiteren gesorgt werden, da auch die Keller der Burgen Wildberg und Nagold hinreichend mit Wein zu versehen waren. Da gereichte es dem bedrängten Schenken auf der Rotenburg zu nicht geringem Troste, daß in jenen Zeiten auch der hohe Adel das uralte deutsche Getränk, das Bier nicht für unnobel hielt und die vom Gerstensaft schäumenden Becher auch gerne leerte. Allerdings muß das damalige Gebräu kräftiger gewesen sein, als das unserer sonst so fortgeschrittenen industriellen Zeit, wenn Aufzeichnungen noch vom vierzehnten Jahrhundert von dreijährigem Bier sprechen. Für die Knechte und den übrigen Troß der geladenen Gäste war ohnedies der Obstmost gut genug, und daran fehlte es bei der damals schon blühenden Obstbaumzucht in der milden Umgebung der Rotenburg, von welcher auch der Obstzehnte der gräflichen Kammer gehörte, nicht.

Wie seine Kollegen, so that denn auch der Marschalk, was seines Amtes war. Was etwa noch an Pferden für das Gefolge seines Grafen, die Knappen, Falkner, Jäger und Knechte fehlte, wurde beigebracht, für Raum zu den Pferden der Gäste auf der Burg oder im „Weiler" und in der „Altstatt" gesorgt, auch das Reitzeug des Herrn in guten schönen Stand gesetzt.

Auf den meist einsam gelegenen Burgen der Vasallen und Dienstmannen des Grafen waren die Boten, welche dessen huldvolle Einladung brachten, eine sehr willkommene Erscheinung und wurden nach Kräften beschenkt verabschiedet, denn man durfte sich eine sehr angenehme Unterbrechung des einförmigen Lebens, fröhliche Tage, gewürzt durch lustige Gelage, bei welchen der Becher fleißig kreiste, und manch' Jagdabenteuer versprechen.

Da hatten der Thurmbläser, welcher die ankommenden Gäste durch einen Hornstoß anzukündigen, und die Thorwarte, welche die Zugbrücken

aufzuziehen und die Burgthore zu öffnen hatten, bald wenig Gemach mehr. Die Gäste rückten am Vorabend des ersten Maien einer nach dem andern ein und wurden von dem Grafen, welcher ihnen mitunter bis zum innern Burgthor, das der alte Kämmerer mit „Maien“ (Tannenbäumchen) hatte schmücken lassen, entgegen gegangen, freundlichst willkommen geheißen. Den dem Grafenhofe näher stehenden Herren ward die Ehre zu Theil, der Gräfin in ihrer „Kemenate“ ihre Huldigung darbringen zu dürfen und von ihr gnädigst begrüßt zu werden.

Der Ausritt in den Maien.

> Muget (möget) ir schowen (schauen) waz dem meien
> wunders ist beschert?
> seht an pfafen, seht an laien,
> wie daz allez vert.
> grôz ist sin gewalt;
> ine (ich nicht) weiz obe er zouber (zauber) künne.
> swar (wohin) er vert mit siner wünne (wonne),
> da(n) ist niemen (niemand) alt.
>
> Walther von der Vogelweide.

Im Osten röthete sich der Himmel und kündigte den hereinbrechenden Tag an. Es war der Gedächtnißtag der heiligen Walpurgis, der erste Mai des Jahres 1253. Und bald der Wächter auf der gegen Morgen gelegenen hohen Warte (s. S. 38).

> „sine tageliet sanc
> daz im sin stimme erklanc
> von grozme done.
> Er sanc: ez taget schone,
> der tag der schinet in den sal,
> wol vf ritter vber al
> wol vf ez ist tag!“[12]

Und war auch sehr von Nöthen, denn der Graf hatte sich vorgenommen, am frühen Morgen des genannten Tages mit seinen Mannen in den Schwarzwald abzureiten, aber bis über die Mitternachtsstunde hinaus mit denselben gezecht und getrunken.

Der Wächterruf traf darum auch nur die Knappen, das Gesinde der Burg sowie die Knechte der Gäste schon munter und in großer Geschäftigkeit, denn die Pferde ihrer Herren sollten beim Ritt in den Maien wie dieser schmuck erscheinen; Reitzeug, Zaum, Sattel und Fürbüge (Brustriemen) glänzen. Doch hatte sich auch schon der Marschall von seinem Lager erhoben und auf die steinerne Bank unter der Burglinde gesetzt. Balsamisch wirkte die frische Morgenluft auf seinen eingenommenen Kopf. Nach kurzer Rast aber lenkte er seine schweren

Tritte zu dem Stalle, wo die Leibpferde seines Herrn standen, um sich zu überzeugen, ob die munteren Knappen und dummen Knechte seinen Weisungen nachgekommen. Der Truchseß und Schenke waren gleichfalls bereits in Amtsthätigkeit und trieben den Küchen- und Kellermeister an, schleunigst für einen tüchtigen, den Magen aufrichtenden „Morgenimbiß“ aus Wildbrät in stark gewürzter Brühe [13] und einen guten, reichlichen Trunk zu sorgen.

Die Knappen und Knechte der auf der Rotenburg beherbergten Gäste zogen die Pferde ihrer Herren aus den Ställen, und bald darauf trabten die Ritter von Owe, Ehingen und Wurmlingen mit den auf ihren Burgen untergebrachten gräflichen Gästen zum Burgthor herein. Und nun nahm die hohe Gesellschaft im Grafensaal den Morgenimbiß ein.

Inzwischen gieng es lärmend in dem Burghof zu. Denn da waren die Falkner mit dem Federspiel, die Knappen und Knechte mit den Pferden, die Jäger mit den Leithunden (Bracken) und Rüden versammelt. In freudiger Aussicht auf fröhliche Tage trieb das lose Volk manch' derben Scherz und neckenden Muthwillen. Lieblich klang das Waldhorn in die kühle Mailuft hinaus und weckte des Schlosses Echo. Die Pferde wieherten ungeduldig; die Hunde, deren feine Nase die Waldluft witterte, bellten. Mensch und Thier hatte auf die lange Winterzeit ein heißes Sehnen nach dem wieder grünenden Walde und Anger ergriffen. Vor der Burg standen die Bauern mit ihren Karren und harrten der Belastung derselben.

Endlich — da konnte man wohl sagen: früh gesattelt und spät geritten — erschien der Leibknappe des Grafen Burkard mit dessen Pferd, einem schwarzen stattlichen Renner. Goldfarben waren Zaumwerk und Stegreif; reich mit edlem Metall beschlagen der vorn und hinten hoch aufgebaute Sattel; von rothem Sammt mit Silberborten besetzt die Decke; ein silberhelles Geklingel erhoben die glänzenden Schellen an der mit einer goldgewirkten Borte besetzten Fürbüge; lustig flatterte ein weißrother Federbusch auf dem Kopfe des stolzen Thieres.

Da sprang der Leibrüde des Grafen, ein gewaltiges Thier, heftig bellend aus dem hohen „Bergfrit“ auf den Umgang der Ringmauer heraus und von da die hölzerne Treppe in den Burghof herab. Bald erschien auch der Graf. Ehrerbietig hielt, wie es einem Lehens- und Dienstmanne geziemte, Ritter Hugo von Werenwag demselben beim Aufsteigen den Stegreif. Ein weites und bis auf die Knöchel hinabreichendes Gewand von rothem Scharlach, mit Hermelin gefüttert und von Zobel eingefaßt, umschloß des Grafen hohe, breitschulterige Gestalt, so daß dessen enganliegender Leibrock aus grünem Barragan wenig

sichtbar war. Burkards Kopfbedeckung bestand aus einem kegelförmigen Hut von gesteiftem Filz, mit den Augen der Schwanzfedern des Pfauen bedeckt, der hinten aufgeschlagene Rand war grün und ausgezackt. Kaum gewahrte man vor dem Reiseanzug das lange und breite Ritterschwert und die schwarzen etwas zugespitzten Lederschuhe, an denen goldene Sporen mit Riemen befestigt waren.

Nach Burkard stiegen auch die Ritter, Knappen und Knechte zu Pferde. Als alles so weit zum Mairitt gerüstet stand, erschienen zwei Knappen mit Kränzen aus Epheuranken und Sinngrün, geziert mit den großen blauen Glocken der Osterblume,* und überreichten dem Grafen und jedem der Ritter einen Kranz mit den Worten: „Ein Maienkranz zum Abschiedsgruß von unserer hohen Frauen.“ Und galant hängten die Beschenkten die sinnige Gabe in den linken Arm. Ihrem Sohne Albert aber, welcher mit dem Kämmerer seinem Vater eine Strecke Wegs das Geleite gab, sandte Gräfin Mechtilde ein Kränzlein aus lauter Maiblumen. Lieblich hoben sich die zierlichen, schneeweißen Blumenglöckchen von den glänzenden saftiggrünen Blättern ab. Und er schmückte damit sein Lockenhaupt. Nachdem die Maifahrer nach altem Brauch also herausgeputzt waren, setzte sich der Zug in Bewegung. Er bot dem Beschauer ein herrliches, sehr buntes Bild. Die Vasallen und Dienstmannen des Grafen erschienen auch in bequemen, faltenreichen und langen, meist grünen Röcken mit Kapuzen und weiten nur bis an den Ellenbogen reichenden Aermeln, je nach Vermögen aus einem mehr oder weniger kostbaren Wollenstoff, Barragan oder Sei, und mit andersfarbigem Futter. Unter diesen Reisemänteln trugen sie meist rothe Leibröcke mit bis an die Handwurzel reichenden engen Aermeln. Die Kopfbedeckung war eine Rundkappe aus grünem Filz mit breitem aufgeschlagenem Rande von buntem oder grauem Pelzwerk, oder ein flacher, breitkrämpiger Filzhut. Darunter hervor wallten ihre Haare in kurzen Locken.

An die Spitze des Zugs ordnete der Marschalk die Knappen, die „Junkherren,“ welche zu des Grafen Hofhaltung gehörten oder mit ihren Herren gekommen waren. Sie saßen auf kleinen Pferden, Runzit genannt, und führten meist ein weiteres Pferd ihrer Herren neben sich; theilweise trugen sie auch deren Falken und Armbrust. Die von ihnen reicher Herren Söhne waren, erschienen beim festlichen Mairitt des Grafen auch in kostbaren, bunten Gewändern. Da sah man weite Kapuzröcke von gelbem Fritschal (kostbarem Wollenstoff) mit rothem Zendal (Seide) gefüttert, spitzige, gar zierliche Schuhe von rothem

* Ist die „Pulsatilla vulgaris“ (gemeinhin Küchenschelle genannt), welche im Frühling in den Wäldern um die Rotenburg in Menge blüht.

Leder (Korduan). Statt einer Kopfbedeckung trugen sie Kränze aus frisch belaubten Lindenzweigen, unter welchen ihr Haar in langen Locken bis auf die Schultern herabwallte.

Wie es der Graf liebte und zur Ergötzung von dessen Gemahlin und Töchtern, welche dem Ausritt zusahen, ließ der Marschalk, als der Zug sich in Bewegung setzte, die der Musika kundigen Knappen auf Hörnern das Jägerliedchen blasen:

„Wie lustig ist's im grünen Wald,
Wenn unser „Halali" erschallt,
Die wilde Meute hetzt den Hirsch!
Frisch auf, Gesellen, zu der Pirsch!

Nun leb' wohl du dumpfe Kammer!
Aus auch ist's mit Katzenjammer,
Wenn wir schlürfen des Waldes Luft,
Blumiger Haiden Balsamduft!"

Und brausend durch die Lüfte hallte das Lied aus rauhen Männerkehlen nach.

Auf die Herren und Mannen, an deren Spitze Burkard ritt, folgten, wie der Marschalk angeordnet, auf kleinen Jagdkleppern des Grafen Falkner und Jäger im kurzen, grünen Jagdrock, im Gürtel das Waidmesser und in der Linken die Armbrust oder den Bogen. Ihre enganschließenden Hosen waren das eine Bein weiß, das andere roth; den hohen grünen Jagdhut zierte kühn eine lange Reiherfeder. Die Falkner trugen auf ihrer linken, mit starkem Lederhandschuh versehenen Hand ihre Falken, an deren starker Fußwurzel kleine Schellen befestigt waren. Die Köpfe derselben waren mit manigfach verzierten Hauben verhüllt. Ein besonders schöner, kräftiger Vogel von weißem Gefieder war der Leibfalke des Grafen, welcher von dem Jägermeister desselben auf's Beste abgerichtet worden. Ungeduldig flatterte das stolze Federspiel, daß die Glöcklein erklingelten, und hackte seine scharfen Krallen in den Lederhandschuh seines Trägers ein. Mancher der Herren trug aber auch selbst seinen Falken, welchen er liebgewonnen. Freudig umbellten kleine langhaarige Wachtelhunde, welche den Falken ihre in den Getreidefeldern, Gebüsch oder Schilf sich bergende Beute auszuspüren und aufzujagen hatten, das Jägervolk. Unwillig aber fügten sich die starken Rüden dem Zwang der Koppel, an welcher sie die auf die Jäger folgenden Knechte führten. Stieren, blutdürstigen Auges starrten sie in die nahen Wälder und zogen ihre Führer rastlos vorwärts.

Den bunten Zug des Mairitts beschlossen die Knechte der Maier von Niedernau und Kiebingen, welche bei solcher Veranlassung unter

der Obhut gräflicher Diener nach altem Brauch auf ihren „Karchen“ mancherlei Jagdgeräthe, Truhen mit Gewändern, auch Lebensmittel zu führen hatten. Gewaltig stach die Erscheinung des armen, verachteten Volkes von dem Anblick ab, welchen die Herren und selbst deren Knechte darboten. Sie trugen, wer von ihnen nicht baarhauptig einhergieng, auf dem Kopf, dessen Haare nach Weise der Leibeigenen ganz kurz geschoren waren, theils spitz zulaufende Mützen von rauhem grauem Filz, theils grobe runde Strohhüte mit herabhängender breiter Krämpe. Gleich ärmlich war ihr übriger Aufzug. Da sah man einen hemdartigen, indeß vorn geschlossenen Rock aus grobem Buckeram (Wollenstoff) als einzige Bekleidung bis unter die Knie, die Füße entweder ganz bloß oder in mit Riemen festgehaltene Lederstücke gehüllt; auch lange Wämser aus Schafpelz, dabei weite Pumphosen aus grobem hänfenem Zeug nur bis an das Knie reichend, unter welchem sich bis an die Knöchel die Strümpfe anschlossen u. dgl. m. Alles in düsteren, trüben Farben, wie meist das Loos dieser niedersten Schichte der damaligen menschlichen Gesellschaft. Doch war auch für diese Knechte der Mairitt des Grafen ein hoher Festtag, wenn sie gleich von dem gräflichen Dienervolk, welches wie sie unfrei war, manche Mißhandlung zu gewarten hatten.

Lange noch schaute die Gräfin Mechtilde mit ihren Söhnen und Töchtern ihrem Gemahl, welcher mit seinem Gefolge die „Burgsteige“ hinab durch die „Grafenhalde“ dem Weiler zuritt und sodann die Straße nach der „Altstadt“ und der Remigiuskirche bei dem Neckar einschlug, unter Zuwinken mit weißen Tüchern von den Fenstern ihrer Kemenate und dem Balkon im vierten Stock des Frauenhauses nach. Ernst, bedeutsam wollte es aber der hohen Frau bedünken, daß gerade ein Schwarm Raben aus dem nahen „Burghag“ (Wald) aufstieg und Grab! Grab! schreiend, über die Reiterschar weg dem Wald bei der „Altstadt“ zuflog. „Das ist,“ bemerkte sie nachdenkend und tief aufseufzend gegen ihre Tochter Mechtilde, „keine gute Vorbedeutung für den Mairitt unseres Herrn und Gemahls.“ [14]

Als der Graf mit seinem Gefolge in die Nähe der Remigiuskirche gekommen war, rief die Glocke eben zur heiligen Messe. „Dem lieben Gotte weich nicht aus, find'st du ihn auf dem Weg,“ sprach Burkard bei sich, stieg von seinem Rosse und trat mit seinen Rittern, die auch alsbald ein Gleiches gethan hatten, in das Gotteshaus ein. Die Knappen und Knechte aber blieben bei den Pferden ihrer Herren zurück. Als der Priester beim Schluß der heiligen Handlung mit seinem „vobiscum Dominus“ auch dem Grafen und dessen Gefolge Gottes Geleite mit auf den Weg gegeben, stieg alles wieder rasch zu Rosse. Und nun gieng's in scharfem Ritt an die Neckarbrücke hinab und sodann an manch'

uralt' Gemäuer und seltsam Steinbild vorbei durch Sülchin und Wurmlingen dem Ammerthal zu und in diesem hin eine gute Strecke auf der alten Königs- und Reichsstraße, bis man sich links Bondorf und Nagold zuwandte.

Zweites Kapitel.

Der Schwarzwald. Die Burg Hohen-Nagold.

Wir laden unsere Leser ein, uns nun im Geiste von dem weiten und lichten Neckarthale und dem anmuthigen Hügel-Gelände um die Rotenburg weg zu den engen wildschönen Thälern und den mit himmelanstrebenden Tannen gekrönten Bergen des Schwarzwaldes, zunächst in das romantische Thal der Murg, welche ihr klares frisches Wasser dem Vater Rhein zuführt, zu folgen. Dort sprechen wir in dem Kloster Reichenbach, einem Filial (Priorat) des berühmten Benediktiner-Klosters Hirsau (s. unten), ein und steigen dann bei dem Weiler Schönegründ die Landstraße hinauf, welche sich in manigfachen Windungen an dem steilen bewaldeten Berghang hinzieht. Da zeigt uns ein ortskundiger Führer die Stelle, wo zur Zeit unseres Grafen Burkard das Jagdschloß „Königswart", mit Thurm, Ringmauer und Graben wohl verwahrt, gestanden, welches der Pfalzgraf Rudolf von Tübingen, der Großvater von dessen Ehegemahl Mechtild, hat erbauen lassen (s. unten hierüber mehr). Hat der Wanderer die Höhe rechts über dem Murgthale erreicht, so kommt er in das Dorf Besenfeld mit seinen schindelbedeckten aber stattlichen Bauernwohnungen und von da zu einem Weiler, der ringsum mit finsterem Tann umgeben ist. Ganz in der Nähe rieselt aus einem saftig grünen Wiesengrunde ein klares Waldwässerlein, welches in uralten Zeiten Nagalt-aha, Nagalta, Nägelt (wie heute noch die Anwohner sagen) hieß, in der Schriftsprache jetzt Nagold heißt. Von dem Ursprung des Waldbachs heißt der Weiler Urnagold. Bald und reichlich wird das ursprünglich schwache Waldwasser beidseitig von vielen Bächen verstärkt und ist nach einem an Krümmungen überaus reichen Laufe bei der Burg und Stadt Nagold fast zu einem Flusse herangewachsen, der seinen bis dahin gen Morgen gerichteten Lauf nun auf einmal gegen Mitternacht nimmt. Bei dieser plötzlichen Wendung umschließt er einen sehr schmalen und nach drei Seiten steilen Bergrücken, dessen äußerste Spitze Hohen-Nagold, die Burg unseres Grafen Burkard trägt. Auch auf ihrem weiteren Laufe macht die Nagold wiederholt hufeisenförmige Umwege und von den dazwischen liegenden

Bergrücken schaute zu Graf Burkards Zeiten noch manche andere stattliche Burg, wie Wildberg, Waldeck und Calw herab, die jetzt zerfallen, mitunter, wie Waldeck, in ihren Ruinen von den Wipfeln hoher Tannen verdeckt sind. Daneben erhoben sich im engen Waldthale fromme Gotteshäuser: Das Nonnenkloster Reuthin bei Wildberg und die so berühmt gewordene Benediktiner-Abtei Hirsau bei Calw. Darum lassen sich auf unsere alten Burgen an der Nagold die Worte unseres schwäbischen Sängers L. Uhland

„jagdlustig Waldgebirg und aus der Tiefe des nahen Klosters abendlich Geläut,"

mit welchen er die Umgebung der ehemaligen Kaiserburg Hohenstaufen besungen, anwenden. Wie die Gelehrten meinen, will der Name Nagalt-aha „Hirschbach" [15] besagen. Wird wohl auch nicht weit daneben geschossen sein, denn ehedem war der große Wald, welcher die Nagold heute noch weithin rings umgibt, reich an Hirschen und viele Tausende dieser stolzen Waldbewohner mögen schon ihren Durst in dem klaren frischen Bergwasser gelöscht haben. In unseren Tagen ist es freilich eine Seltenheit geworden, wenn ein Edelhirsch sein prächtiges Geweih im Spiegel der Nagold besieht, doch erinnern noch manche Namen der um die Nagold liegenden Waldreviere — „Wilpertberg" um die obere Nagold, „Hirschgraben" bei Altensteig, „Hirschbrunnen" bei Mötzingen — daran, daß sie in alten Zeiten reich an der vorzüglichsten Zierde des Waidwerks waren und daß da auch oft der Ruf erklungen: „Auf den Hirsch! Auf den Hirsch! es taget schon. Frisch auf, ihr Waidgesellen!"

Noch zahlreicher aber war in dem finsteren Tann um die Nagold ehedem das Wildschwein, „dies ritterlich' Thier, an Muth und Kraft des Waldes Zier."

Indeß ist auch dieses jetzt daraus fast ganz verschwunden, und verstummt ist „das Horn, das zum Kampf entflammte die gewaltigen Hunde, wann den wildverwachsenen Grund durchbrach der fliehende Keuler." Und wohl wenige derer, die das „Wildbad" aufsuchen „wo heiß ein Quell entspringt, der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt", gedenken der Worte des schwäbischen Dichters:

„Ein angeschossner Eber, der sich die Wunde wusch,
Verrieth dereinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch."

Als noch gefährlicheres Wild hausten früher in den vielen Waldschluchten der Reviere um die Nagold der Wolf und der Bär. An den ersteren schlauen, mordlustigen Kameraden erinnert unter anderem das „Wolfshäuslen" zwischen den Dörfern Rothfelden und Ebhausen,

die „Wolfsmader“ bei Neubulach, wie auch der „Wolfsberg.“ Letzteren kann dem geneigten Leser ein ortskundiger Führer von der Burg Hohen-Nagold aus weisen. Hie und da stellt sich noch ein Versprengter ein, der von den Vogesen her über den gefrorenen Rhein in die alte Heimat seines Geschlechts gekommen. Der Bär, dieser „grobe und tapfere Geselle“, ist aber längst ganz im Schwarzwald ausgerottet, doch wurde, wie alte Schriften melden, derselbe dort noch im 15. Jahrhundert gejagt. [16]

Unsere Leser sehen: es konnte unserem Grafen Burkard und seinen Rittern nicht an Gelegenheit fehlen, ihre Jagenslust zu befriedigen, ihre Stärke und ihren Muth auch im Kampfe mit Raubthieren zu erproben. Doch führen wir zuvor unsern geneigten Leser auf die Burg Hohen-Nagold.

Die Burg Hohen-Nagold. [17]

Die von dem Grafen Burkard zu seinem Mairitt geladenen Herren und Ritter, welche auf engen Felsenburgen wohnten, und die Burg Hohen-Nagold zum ersten Mal sahen, waren nicht wenig erstaunt über die ebenso ausgedehnte als feste Herrenburg. Schon als sie noch auf den Höhen, welche rechts über dem Nagoldthal liegen, einherritten, gewahrten sie ein hohes stattliches viereckiges Gebäude mit von roth verglasten Ziegeln glänzendem Dach und zwei gewaltige runde Thürme, welche hinter und über demselben zum Himmel emporragten. Auf den kegelförmigen Dächern, in welche die Thürme ausliefen und deren grün glasirte Ziegel in der Abendsonne glänzten, wehten lustig weiß-rothe Banner. Die hatte der Marschalk, welcher mit den andern Hofbeamten, dem Kämmerer, Truchseßen und Schenken nebst mehreren Rittern, Knappen, Wächtern, Knechten und wenigem Gesinde auf der Burg wohnte, aufziehen lassen zum Zeichen, daß ihr Herr und Gebieter erwartet werde.

Als die gräflichen Gäste näher kamen, konnten sie die äußerste hohe, mit Zinnen versehene Ringmauer, welche sich hart auf dem Rande des steilen Burgberges erhob, wie auch die theils halbrunden, theils viereckigen Thürme deutlich unterscheiden, welche in dieselbe eingebaut waren und deren Vertheidigung wesentlich unterstützten.

Nachdem die „fürneme“ Reiterschar, welcher der Marschalk von Hohen-Nagold entgegengeritten war, um seinen Herrn zu begrüßen, in das Nagoldthal hinabgekommen, ritt sie durch den uralten, schon damals mit Mauern und Graben befestigten Ort „Nagelt“ [18] der Burg zu; da hatte sie aber einen ordentlichen Umweg zu machen, denn der Zugang derselben lag so ziemlich auf der mitternächtlichen Seite. Darum

schlugen sich die Ritter, nachdem die Nagoldbrücke überschritten war, alsbald links, ritten den schlangenförmig um den damals kahlen Berg sich windenden Burgweg hinan. Und es entgieng ihnen nicht, wie derselbe klugerweise so angelegt war, daß der Zureitende der äußersten Ringmauer immer die rechte vom Schild nicht bedeckte Seite zuwenden mußte. Doch stand es nicht lange an, so waren der Graf und seine Gäste vor der Vorburg angelangt. Die rundbogige „Porte“ des Thorthurms mit seiner Wächterswohnung war bereits geöffnet. Da standen Ritter Menloch von Dettlingen,[19] welchem als einem Burgmannen die Hut des Schlosses anbefohlen war, der Kämmerer, der Truchseße und Schenke mit dem gräflichen „Jägermeister“ und Falkner nebst einigen Knappen bereit, ihren Herrn ehrfurchtsvollst zu empfangen. Als die hohe ritterliche Gesellschaft den Thorthurm passirt hatte, staunte mancher der gräflichen Gäste, welcher eine enge Felsenburg bewohnte, über den weiten Raum der Vorburg, um welche eine durch fünf Thürme verstärkte Mauer lief, die in einem Bogen von Ost über Nord nach Westen gieng und südwärts durch einen sehr breiten und tiefen Graben von der Hauptburg getrennt war. Jenseits desselben erhob sich eine starke und so hohe Mauer, daß man außer zwei sehr hohen runden Thürmen von der Burg nichts sah. Auf der über den Graben herabgelassenen Zugbrücke ritt man zum geöffneten Hauptthor, wobei es etwas bergan gieng. Der Durchgang war aber so schmal, daß nicht zwei neben einander reiten konnten, dabei etwas lang und einer Halle ähnlich. Der Thorwart stand auf seinem Posten, nämlich da, wo die Vorrichtung des Fallgitters war (s. unten). Als die Ritter den Thorgang hinter sich hatten, waren sie im Bereich der Hauptburg, welche die Gestalt eines gleichschenklichen Triangels hatte, dessen Basis die Linie längs des vorerwähnten Grabens (die Nordfront) bildete, während die Spitze auf dem Südrande des Burgberges lag. Noch mehr erstaunten nun die Herren, welche zum ersten Mal Hohen-Nagold gesehen, über die gewaltigen Thürme, die dicken hohen Ringmauern und großen viereckigen, bis unter das Dach aus Stein aufgeführten Gebäude, welche den Hof der Hauptburg einschlossen. Zu genauerer Besichtigung derselben war aber nun keine Zeit, denn Graf Burkard ritt schnurstracks der großen Freitreppe vor dem „Palas“ zu, wo die ganze Gesellschaft unter Beihilfe der bereit stehenden Knappen und Knechte abstieg, welche die Pferde in Empfang nahmen und in die Ställe der Vorburg führten. Im Saale des Palas reichten Hofbeamte und Knappen dem Grafen und seinen Rittern den Ehrenwein, der war „uf dem Breisgeu“[20] und mundete nach dem langen Ritt um so köstlicher. Darauf führten nach den Weisungen des Kämmerers und Marschalken Knappen die Gäste

in die für sie bereit gehaltenen Kammern zu beiden Seiten des Palas, in dem Frauenhaus beim Hauptthor und dem „Bergfrit.“ Und es hatte dabei keine Noth, denn die Burg Hohen-Nagold war viel ausgedehnter als die Rotenburg, damals auch blos von den gräflichen Hofbeamten, dem „Jägermeister“ und Falkner, wenigen Rittern, Knappen und Knechten, welche die kleine Friedensbesatzung bildeten, bewohnt.

Nachdem die angekommenen Herren unter Beihilfe der Knappen sich gewaschen, umgekleidet, kurz — wie wir jetzt zu sagen pflegen — Toilette gemacht hatten, versammelten sie sich im Saale des Palas, um den Abendimbiß einzunehmen. Der bestand vornehmlich aus Wildbrät und Fischen, wozu ein kräftiges Bier in Hülle und Fülle gereicht wurde und auch großen Zuspruch fand.

Den folgenden Tag fanden sich der Graf und seine Gäste, wie es auch sonst oft geschehen, bei der Messe um neun Uhr nicht in der Burgkapelle ein. Sie waren von dem starken Ritt so ermüdet auch so spät zur Ruhe gekommen, daß sie sich nicht lange vor dem Imbiß um elf Uhr von ihrem Lager erhoben hatten. Während der heißen Stunden des übrigen Tages pflegten sie meist der Ruhe, indem sie sich auf die Spanbette (Sopha's) ihrer Kemenate oder die mit Polstern bedeckten Bänke niederlegten, welche längs der Wände des Palas standen. Manche setzten sich auch auf die steinernen Sitze, welche unter der großen Linde im Burghof angebracht waren. Andere endlich, welche zum ersten Mal auf Hohen-Nagold gewesen, sahen sich die Burg und deren Umgebung genauer an, wobei der Meisterknappe den Führer und Cicerone machte.

Die Besichtigung der Burg Hohen-Nagold.

Da zog ein aus schönen Quadern aufgeführtes hohes Gebäude von ansehnlichem Geviertraum, mit welchem die Hauptburg gegen Mittag schloß, zuerst ihre Aufmerksamkeit auf sich. Schon von Ferne war es ihnen aufgefallen. Da das ausnehmend feste Bauwesen auf der dem inneren Burgthor entgegengesetzten Seite stand und unter allen Gebäuden die höchste Lage hatte, so erkannten die Ritter alsbald in demselben den „Bergfrit“, die letzte, äußerste Hauptwehr der Burg. Nur von dem Umgang der inneren Ringmauer konnte man und zwar von zwei Seiten in diesen Bau gelangen. Er hatte bis zu einer beträchtlichen Höhe nur sehr schmale nach innen und außen etwas erweiterte Schlitze. Die rundbogigen Eingänge führten in geräumige zur Vertheidigung hergerichtete Kammern in mehreren Stockwerken. Von der über dem obersten Stockwerk errichteten Wächterwohnung aus, zu welcher

man auf wegnehmbaren „hilzin Stegen“ gelangte, hatten die Gäste eine herrliche Aussicht: da lagen vor ihren Blicken die über der Nagold drüben sich hinziehenden waldigen Höhen, an deren Fuße das dort weite im Maien saftig grüne Thal der Nagold, die in vielfacher Krümmung ihr kühles und klares Wasser dahin wälzte und schon damals manch Mühlrad trieb, endlich der Ort „Nagelt“, halb Dorf halb Stadt mit seiner „unserer Frauen“ geweihten uralten Kirche, der einsam im Thale stehenden bescheidenen Kapelle des heiligen Nikolaus, den stattlichen Fronhöfen u. a. m.

Von dem „Bergfrit“ führte der Knappe die Herren, welche die Burg Hohen-Nagold näher besichtigen wollten, in ein zweites gleichfalls viereckiges und sehr hohes Gebäude, welches bei dem dicken Thorthurm und zwar morgenwärts von diesem stand. Es bestand aus einem Erdgeschoß, welches keinen Eingang und nur wenige sehr schmale Lichtöffnungen hatte, und aus drei Stockwerken darüber, in deren erstes eine hölzerne Freitreppe führte. In jedem Stockwerk waren einige Kemenate, deren Boden aus verschiedenfarbigen in Schachbrettform gelegten Thonplättchen, die Decke aus einem eichenen Getäfer bestand. Die Ausstattung war höchst einfach: eine große Bettstatt, ein plumper eichener Tisch und einige dergleichen Stühle oder Bänke, welche zugleich Truhen waren, endlich ein großes Kamin. Der Zustand, in welchem sich alles befand, ließ auf den ersten Blick erkennen, daß diese Gemächer schon seit Jahren nicht mehr bewohnt worden waren. Das erste Stockwerk hatte auf jeder Seite nur ein schießschartenähnliches Fenster, das mit einer hölzernen Klappe verschließbar war, der zweite und dritte Stock dagegen hatten auf jeder Seite ein rundbogiges Doppelfenster mit Glasscheiben, der oberste hatte überdies zwei „Line“ (Balkone), die eine gegen die Vorburg, die andere gegen den Burghof. Von denselben aus konnte man jeden Ankommenden, auch alles sehen, was im Burghof vorgieng. Dieses Gebäude, bemerkte der Führer, sei das „Frauenhaus“ der Burg, seitdem aber diese von dem Pfalzgrafen Rudolf von Tübingen an seinen Eidam den Grafen Burkard, seinen (des Knappen) Herrn übergegangen, habe keine Gräfin mit ihren Frauen und Mägden mehr darin gewohnt. Vor vielen Jahren dagegen habe die alte Pfalzgräfin Mechtilde, die Großmutter seiner Herrin, auf Hohen-Nagold oft Hof gehalten, wenn ihr Gemahl in den umliegenden Waldrevieren der Jagd nachgegangen sei. Die schlafe aber mit ihrem Rudolf schon längst in dem Kloster Bebenhausen, das derselbe gestiftet, den ewigen Schlaf. Viel und mehr habe ihm, — schloß der junge Herr, — der alte Thorwart von der hohen milden Frauen erzählt.

Von dem „Frauenhaus“ führte der lokalkundige Knappe die Gäste

seines Herrn zu einem runden, isolirt stehenden Thurme nahe bei dem Hauptthor und zwar westwärts von diesem. Denselben schätzten die Ritter hundert Schuh hoch. Er hatte keinen Eingang zu ebener Erde, dagegen zwei andere, wovon der untere dreißig Schuh über dem Boden gegen Osten, also dem Thor zu, der andere höhere gegen Norden gerichtet war. Von diesem konnte man auf den nahen Umgang der sehr hohen, acht Schuh dicken und mit Zinnen versehenen inneren Ringmauer gelangen. Als die Gäste von dem mit einem Dache bedeckten Umgang in das Innere dieses Thurmes eintraten, staunten sie nicht wenig über die ausnehmend große Festigkeit des Mauerwerks, welches zehn Schuh dick war. Jeder der beiden rundbogigen Eingänge führte zu einer Kammer, welcher man wohl ansah, daß sie nur eine Herberge für rauhe Kriegsmannen war, wie auch der besonders feste Thurm sichtlich zur Vertheidigung der Grabenfront und vornehmlich des Thores bestimmt schien, das er weit überragte. Die Plattform des Thurmes war von einem Zinnenkranz umgeben, welcher auf einem rundbogigen Gesimse aus rothem Sandstein ruhte. Auf derselben erhob sich, einen Umgang frei lassend, die kleine Wohnung des Thurmwächters, deren kegelförmiges Dach mit grün glasirten Ziegeln gedeckt war und in eine vergoldete Kugel auslief. Den grellsten Gegensatz zu der nur allzu luftigen Behausung des Thurmwächters bildete das Burggefängniß, „Verließ," welches im finstern Erdgeschoß des Thurmes war und in das der Gefangene auf einem Brett hinabgehaspelt wurde. Wer und wie viele bei Molch und anderem wüsten Gewürm ehedem darin geschmachtet, wußte der Führer nicht zu sagen.

Nachdem die fremden Ritter von diesem Thurme wieder auf den Umgang der inneren Ringmauer herabgestiegen waren, führte sie ihr Cicerone auf diesem entlang gegen Abend hin, und bald standen sie vor dem Eingang zu einem halbrunden Thurme, dessen Zinnenkranz gleichfalls auf einem rundbogigen Gesimse saß. Nach kurzer Besichtigung dieses Thurmes gieng's in

die Rüst- und Waffenkammern,[21]

welche sich in einem viereckigen, ausnehmend festen Thurme befanden, der die westliche Ecke der äußeren Ringmauer bildete, und in welchen man nur von dem Umgang derselben gelangen konnte. Der Knappe, welcher bereits das Mannesalter angetreten, war von dem Marschalken der Burg zum Aufseher der Kammern gesetzt worden und wußte darum auch über alles gut Bescheid zu geben. Bei der Besichtigung kam die Reihe zunächst an die Harnische oder Rüstungen. Da zeigte der Knappe zuerst zwei Arten von geflochtenen Ketten-

oder **Ringpanzern**, welche früher, fünfzig und noch mehr Jahre zuvor, wie er einmal von einem alten Ritter gehört, im Gebrauch gewesen. Die erste Art war ein trikotartig an den Körper sich anschließendes Eisengewand, welches, aus einem Stück bestehend, von den Zehen bis zum Scheitel reichte und eine Kapuze hatte, welche den Kopf bis auf das Gesicht verhüllte. Da waren also auch Handschuhe und Fußbekleidung, kurz alles bei- und aneinander.

Bei genauer Besichtigung zeigte es sich, daß ein solcher Kettenpanzer ein enges, kunstreiches, der Körperform angepaßtes Gewebe oder Flechtwerk von unzähligen kleinen Stahlringen war, welches auf Zwillich — bei einem andern auf Leder — festgenäht und in der Lendengegend mit Zwickeln („Geren") versehen war.

Die zweite Art, welche der Knappe aus einem der hohen Schreine herausgenommen, bestand aus einem besonderen mit Aermeln versehenen „**Kettenrock**," welcher bis in die Kniegegend reichte, wo er Schlitze hatte. Er war gleichfalls aus kleinen Stahlringen geflochten und wurde an den Lenden durch einen schmalen Ledergürtel festgehalten. Hiezu gehörten dergleichen Beinkleider („**Isenhosen**"), welche unter den „Kettenrock" hinaufreichten, unterhalb des Knie's mit einem Riemen festgehalten wurden, im Uebrigen bis zu den Zehen ausliefen. Am Gesäß und an der innern Seite der Beine zeigten diese Eisenhosen, welche für die zu Rosse Kämpfenden bestimmt waren, einen gefütterten Lederbesatz, oder das Ringgeflechte fehlte an diesen Stellen ganz. Bei den zu Fuß Kämpfenden war auch die Fußsohle davon frei und dafür mit einem Besatz von starkem Leder versehen.

Beide Arten von Kettenharnisch waren aber nur in einigen Exemplaren vorhanden, und keiner der Herren hatte jemals einen dergleichen getragen, denn sie waren außerordentlich theuer und deßhalb in der Regel nur bei reichen Rittern vom Fürsten- und Grafenstande zu treffen.

Größer war der Vorrath an einer dritten Art von **Ringpanzern**, den „**lederstreifigen**," deren Herstellung einfacher war und die deßhalb auch im Preise nicht so hoch zu stehen kamen. Bei denselben waren die Stahlringe reihen- oder streifenweise an- und übereinander auf den Zeug und zwischen je zwei Reihen ein schmaler Streifen von starkem Leder gesetzt. Auch diese Art bestand aus Kettenrock und „Eisenhosen."

Aus demselben Schrein zog der Knappe auch eine „**Brünne**" oder „**Plate**." Die bestand aus kleinen Platten von Stahl (auch aus Horn), welche auf starkem Zeug oder Leder befestigt waren. Ein solches „**Platenmieder**" wurde zu noch größerem Schutz als besonderer Brustharnisch über dem Kettenrock getragen und war durch Riemen

festgehalten. Dabei lagen auch Scheiben von Metall, welche dem Knie angepaßt waren, ferner schmale metallene Leisten oder Streifen von sehr starkem Leder, mit Metall beschlagen, welche zu größerem Schutz am Knie, beziehungsweise am Schienbein, den Armen und über die Schultern zu beiden Seiten herunter getragen wurden.

Darauf nahm der Knappe aus einer Truhe einige theils aus Seide theils Wolle trikotartig gewobene Untergewänder hervor. Auch eine Art Wamms aus mit Wolle oder Werg gefüttertem und gestepptem Zeug oder Leder war vorhanden; solches diente als besonderes Unterkleid und weiterer Schutz für den Rumpf.

Als darnach der dienstbereite Knappe einen hohen Schrein aufgeschlossen hatte, glänzten den gräflichen Gästen einige Prachtgewänder entgegen. Es war ein Waffenrock und ein langer Schultermantel. Ersteren trug der Ritter gewöhnlich über den Ringpanzer, letzteren noch dazu, aber nur als ganz besonderen Schmuck. Der Waffenrock war ohne Aermel, schloß sich an den Oberkörper ziemlich knapp an und reichte bis an oder unter das Knie. Da war er mit Schlitzen versehen, auf beiden Seiten aber, um den Armen freie Bewegung zu gestatten, weit hinauf gespalten. Das vorgezeigte Stück war aus herrlich grüner Seide gefertigt und hatte auf der Brust und unter dem Gürtel, welcher aus einer kostbaren Borte bestand, das Wappen der Grafen von Hohenberg — Silber, roth, quergetheilt — eingestickt. Der Mantel, „Kursit," war aus schneeweißem Sammt und hatte eine mit Gold und Seide gewirkte Borte, durch die er über die Schultern und Brust hin festgehalten wurde.

Nach den Rüstungen oder Harnischen wies der Knappe den Gästen seines Herrn mehrere der vorhandenen Helme nebst den dazu gehörigen „Hauben." Letztere waren aus Zeug gefertigt und mit Wolle gefüttert; man trug sie auf dem bloßen Haupt, also unter der Ringkaputze, den Helm dagegen über dieser. Zuerst nahm der Knappe von einem der Pflöcke eine ältere Form von Helm, welche man, wie er bemerkte, in alten Zeiten getragen, herab und zeigte sie den fremden Herren. Dieser Helm war aus sehr hartem Stahl aus Indien, meinte der Cicerone, verfertigt und hatte eine kurze cylindrische, oben abgerundete, Gestalt; er bedeckte noch den größten Theil der Stirn, schloß an dieser, nahe über den Augen, mit einem etwas hervortretenden starken Rande, der mit einem Silberstreifen geziert war. Von diesem Rande und zwar gerade über der Nasenwurzel lief einerseits eine starke, mit kleinen silbernen Scheiben gezierte Spange über die Rundung des Helmes bis zum hinteren Rande hin, andererseits gieng eine zweite schmale Spange über die Nase und bis zum Mund herab, die der Knappe „Nasenband"

nannte. Im Uebrigen ließ dieser Helm das Gesicht frei. Auch zum Schutze des Hinterhauptes war eine Schiene vorhanden, die gleichfalls vom Rande des Helmes auslief. Bei einem anderen ebenfalls älteren Helme fehlten die vorhin erwähnten Spangen, dagegen war zum Schutze des Gesichtes ein der Rundung des Randes folgendes und mit diesem in Verbindung stehendes Stahlblech vorhanden, welches für die Augen zwei größere und weiter herab viele kleinere Luftlöcher hatte. Die Schiene für den Hinterkopf fehlte auch bei diesem Helme nicht. Eine dritte Art von Helm war eine runde Stahlhaube, ähnlich den Lederkäppchen, welche die Bauernburschen heute zu Tage in manchen Gegenden Schwabens tragen, und zwar ohne allen Schutz für das Gesicht, welches von dem Rande der darunter getragenen Ringkaputze wie eingerahmt erschien. Die vierte Art von Helm, welche der Knappe noch zeigte, war den Rittern wohl bekannt, denn so trug man sie dazumal meist, und zwar gehörte, wie der Vorzeiger betonte, dieses Exemplar seinem Herrn, dem Grafen Burkard. Wer eine etwas plumpe Vergleichung machen wollte, konnte sagen, ein solcher Helm sei einem einbodigen Fäßchen aus Stahl zu vergleichen, welches statt der Reife mit Spangen in die Kreuz und Quere versehen. Genauer besichtigt, zeigte es sich indeß, daß das „Helmfaß," wie es der Knappe wirklich auch nannte, nach Oben zu etwas verengt, nach Unten dagegen weiter war, so ziemlich in der Mitte der Vorderseite auch eine auffallende Ausbauchung hatte, und zwar gerade der Richtung zu, wo das Spangenkreuz zusammenlief. In der Spange, welche quer lief, waren zwei Spalten für die Augen angebracht; die merkliche Erweiterung nach unten, dem Halse und dem Nacken zu verschaffte der Luft schon den nöthigen Zutritt und machte da besondere Luftlöcher entbehrlich. Ueber den Kopf hereingestürzt, wurde dieser Helm mit einer Spange aus Metall („Helmband") festgehalten. Derselbe hatte oben eine Vorrichtung, um ein Hifthorn, welches halb roth halb weiß war, oder einen mit Pfauenfedern besteckten Fächer aufzusetzen. Solches hatte Graf Burkard als besonderen Schmuck oder Zierat bei Turnieren und wohl auch, wenn er in ernsten Kampf ausgezogen, getragen.

Nach Besichtigung der Helme nahm der Knappe aus einem hohen Wandschrein etwas heraus, das die Ritter an den Umrissen der Form sogleich als einen Schild erkannten, wiewohl sie es nicht hatten sehen können, da es in einem Ueberzug („Hulft") aus glänzendem kostbarem Seidenzeug steckte, den man Pfelle nannte (s. oben S. 147). Als der Knappe das Ding herausgenommen hatte, erwies sich die Erwartung als vollkommen richtig. Es war wirklich ein Schild, aber keiner der Herren besaß einen so kostbaren; darum wurde er auch

genau besichtigt. Er hatte so ziemlich die Form eines gleichschenkligen flachen Triangels, das sich aber sehr einem gleichseitigen näherte; die Schenkel indeß waren schwach gekrümmte Bögen. Er war wie alle damaligen Schilde aus sehr festem Holz gefertigt, das unter der „Buckel“ (s. sogleich unten) am dicksten war, und ganz mit gutem Leder überzogen. Die vordere Seite war bemalt, und zwar der obere breitere Theil in die Quere silberweiß, der untere zugespitzte roth, der Rand stark mit Stahl beschlagen. So ziemlich in der Mitte hatte er ein erhabenes halbkugeliges Beschläg von Stahl (eine „Buckel“), von dem aus stählerne Spangen, die in eine kleeblattartige Verzierung endigten und symmetrisch zum Rande liefen. Buckel und Spangen hatten goldene Ränder. Die Rückseite war nicht bemalt, dagegen mit Seide überzogen und darunter etwas gefüttert. Dort befanden sich auch zwei starke henkelartig angebrachte Riemen, an welchen er mit der linken Hand festgehalten und regiert wurde. Just über der Stelle, wo die Hand hin gehörte, waren auf der äußeren Seite die Köpfe von vier Nägeln sichtbar. An der innern Seite war überdies eine starke, fast zwei Hand breite, aus Seide und Goldfaden gar kunstreich gewirkte Borte, der Schildriemen („Vezzel)“ befestigt. Solcher war, wie der Knappe den Herren mittheilte, eigene Arbeit seiner Herrin, der Gräfin Mechtilde. An dieser Borte, welche sonst einfach aus einem Riemen bestand, wurde der Schild zu Hause an die Wand, auf der Heerfahrt an das Pferd, von dem Ritter auch über den Hals auf den Rücken gehängt. Dies übrigens auch, um sich vor dem verfolgenden Feinde zu schützen oder beim Kampfe das Schwert in beide Hände nehmen zu können. Weniger kostbare Schilde, zum Theil ohne Abzeichen (Wappen) hiengen mehrere an den Wänden der Waffenkammer herum, wurden aber nicht näher besichtigt. Und der unermüdliche Knappe nahm nun aus einer mit einem eisernen Gitterthürchen versehenen Nische der Wand eine aus Eichenholz kunstreich gearbeitete Lade und schloß sie auf. Darin lagen mehrere Sporen, von denen einzelne Theile aus Gold waren. Einer davon hatte vorn nur einen scharfen Stachel aus Stahl, ein zweiter neben demselben zwei seitliche Spitzen, ein dritter statt des Stachels ein stählernes Rädchen. Man sah, daß sie mit Riemen an den Fuß befestigt wurden. Die beiden ersten Arten waren manchem der Herren weniger bekannt, da man solche in früheren Zeiten getragen.

Nachdem der Knappe die Lade mit den Sporen wieder in die Nische gestellt und das Thürchen verschlossen hatte, öffnete er einen hohen Wandschrank und nahm ein altes Ritterschwert heraus, dessen Klinge in einer Scheide steckte, welche aus einem starken, mit Gold-

fäden und Seide gewirkten Zeug gefertigt, oben und unten mit vergoldetem Beschläg versehen war. Um die Scheide war ein Riemen, der ehedem roth gewesen sein mag, kreuzweise gewunden. Als der Knappe denselben abwickelte, sah man deutlich, daß es zwei Riemen waren, von denen jeder an dem einen Ende zu einer Art Oese umgenäht war. Durch beide Schleifen war die Scheide gesteckt. Das andere Ende des einen Riemens war zu zwei ziemlich langen schmalen Streifen oder Bändern aufgeschlitzt, am zweiten Riemen dagegen mit zwei länglichen, wagrecht neben einander liegenden Oeffnungen versehen. Diese beiden also beschaffenen Riemen bildeten die Kuppel des Schwerts, wie man sie früher hatte. Der alte Knappe schickte sich auch wirklich an, sich das „Waffen“ umzugürten. Dabei schob er zuerst die beiden schmalen Bänder am Ende des einen Riemens durch die länglichen Oeffnungen an dem des andern, zog mehr zusammen und machte vorn, vor dem Leibe einen Doppelknoten. Und nun entblößte er auch das Schwert. Da zeigte es sich, daß die Klinge in der Mitte hin etwas vertieft, etwa drei Fuß lang, oben sehr breit, gegen das Ende verschmälert, aber nicht scharf zugespitzt sondern etwas abgerundet war. Dieselbe mußte einmal ganz spiegelglatt polirt gewesen sein, war es theilweise noch, woraus man schließen konnte, daß sie aus ganz vorzüglichem Stahl verfertigt worden. Die Ränder (Schneiden) der Klinge hatten an manchen Stellen Noth gelitten, an andern waren sie aber noch sehr scharf und schneidig. Die Parirstange war der Spitze der Klinge zu etwas gekrümmt, der starke Griff gewunden und wie der große aufgesetzte Knopf ehedem vergoldet gewesen. Sonst hiengen an den Wänden bei den Schilden noch mehrere, aber weniger kostbare, neuere Schwerter. Die Klingen derselben waren um einen ganzen Fuß länger aber schmäler, die Parirstangen hingegen gerade und stärker, die Gurten zum Umschnallen eingerichtet. Von dem Knopf des Griffs hieng eine zierliche Kette aus Stahl herab, welche an der Rüstung — vor der Brust — befestigt werden konnte. Bei den Schwertern waren auch die Dolche, welche damals bei keiner ritterlichen Ausrüstung fehlten. Dieselben wurden gleichfalls mit einer kleinen Kette an dem Panzer befestigt.

An den Wänden der andern Waffenkammer hiengen auch Ritter-Stoßlanzen, Speere genannt. Die starken runden Stangen oder „Schäfte“ waren aus sehr zähem Eschenholz, acht bis zehn Fuß lang, einige davon roth-weiß geringelt bemalt, theilweise an der Stelle, wo man sie anfaßte, mit einer Wulst, auch Scheibe versehen. Am obern Theil einer der vorhandenen Lanzen war ein länglich viereckiges seidenes Fähnlein („Banier“), in die Quere halb weiß, halb roth getheilt, mit

kleinen Ringen befestigt. Sämmtliche Lanzen — mit Ausnahme einer — endigten in einen langen, zweischneidigen Spieß von Stahl, welcher mittelst einer Tülle an den Schaft befestigt war. Die erwähnte Lanze besonderer Art hatte statt der scharfen Spitze ein sogenanntes „Krönlein;“ es war eine Turnierlanze.

Bei den Ritterlanzen hiengen auch Jagdspieße („Gere“), welche aber bei weitem nicht so lang als jene, aber auch mit einer scharfen zweischneidigen Stahlspitze versehen und ziemlich schwer waren. Besonders zeichneten sich einige aus, welche zur Schweins- und Bärenjagd gebraucht wurden. Endlich fehlte es auch nicht an großen Bogen aus Ulmenholz und kunstreichen Armbrusten, welche beide Waffen aber von den Rittern nur auf der Jagd geführt wurden. Das Spannen der letzteren Schußwaffe erforderte solche Kraft, daß dazu besondere hebelartige Vorrichtungen („Antwerke“) vorhanden waren. Dabei hiengen auch Köcher mit Pfeilen und Bolzen.

Nachdem die Gäste die Waffenkammern besichtigt auch des Interessanten viel gesehen hatten, und ihr Führer sie in einen weiteren viereckigen Thurm, welcher die Ecke der äußeren Ringmauer auf der Morgenseite der Grabenfront bildete, führen wollte, bedeuteten sie ihm, sie hätten nun genug Thürme gesehen. Der Knappe hingegen meinte, die Herren sollten doch noch den Brunnenthurm, zuvörderst aber die Burgkapelle näher ansehen. Diese sei, wie er besonders betonte, ja Sant Jergen, dem ritterlichen Heiligen, geweiht, besitze auch ein kostbares „Hailtum“ von demselben, nämlich dessen halben Daumen in Gold gefaßt, ingleichen auf einer alten Tafel ein wunderthätiges Conterfeit,[22] wie der himmlische Streiter den Drachen erlegt hat. Auf diese Empfehlung hin folgten die Ritter willig ihrem Cicerone und traten vom Burghof aus in das Kirchlein ein. Dasselbe war in die innere, gen Morgen gelegene Ringmauer eingebaut und bildete mit der Wohnung des Kapellans neben den gewaltigen Thürmen und dem Palas kein sonderlich ansehnliches Gebäude.

Von der Kapelle aus führte der dienstwillige Knappe die Herren durch ein Pförtchen der inneren Ringmauer gleich links vom Hauptthor in den ersten Zwinger zu dem Burgbrunnen. Der befand sich inmitten eines niederen runden Thurmes, war von einem Mauerkranz von der Brusthöhe eines Mannes umgeben und mit gut behauenen Steinen ausgemauert. Er war durch den harten Fels des Berges getrieben und, wie der Knappe behauptete, so tief, daß er auf die Thalsohle der Nagold hinabreichte und es ihm so nie an frischem Wasser fehlte. Solches wurde mittelst eines Trettrades, welches an einer Welle war, in einem an sehr langer Kette befindlichen Eimer heraufgeschafft.

Als die Ritter eben aus dem Brunnenthurm heraustraten, schlug ein heftiges Hundegebell an ihr Ohr; es kam von den Hundeställen herüber, welche im äußeren Burgzwinger waren. Als jagdlustige Herren baten sie den Knappen, sie schließlich doch auch noch dahin zu führen. Abermals gieng's durch ein Mauerpförtchen und groß war die Freude der gräflichen Gäste an den vielen und schönen Jagdhunden mancherlei Racen.

Den Tag nach dieser Umschau in der Hauptburg sahen sich einige der fremden Herren auch in der Vorburg um. Da hatten sie, als sie durch den überaus dicken viereckigen Thorthurm, der gegen den Graben und Burghof vorsprang, giengen, genug Gelegenheit und Muße sich davon zu überzeugen, wie schwere Arbeit es für einen Feind sein würde, durch denselben in die Burg einzudringen. Der Thurm hatte über der gewölbten Halle drei Stockwerke, deren Kammern alle zur Vertheidigung eingerichtet waren. Auf der mit einem Zinnenkranz umgebenen Plattform erhob sich die Wächterswohnung, die ein Giebeldach hatte. Sowohl gegen die Zugbrücke (den Graben) als den Burghof, gerade über dem engen Ein- und Ausgang hatte dieser Thurm kleine balkonartige Vorbaue, sogenannte „Pechnasen," die mit Zinnen versehen und so eingerichtet waren, daß man den bis dahin vorgedrungenen Feind mit Geschossen, Steinen u. dgl. bewerfen konnte. Das äußere und innere Thor hiengen in schweren eisernen Angeln, waren aus dickem Eichenholz gefertigt, über und über mit Eisen beschlagen, die breiten Bänder liefen in wunderliche Schnörkel aus und einwärts waren noch starke Querbalken vorgelegt. Als sie durch das innere Thor in die Halle eingetreten waren, trat der alte Thorwart bescheiden zu ihnen heran und machte sie besonders auf das Fallgitter („Slegetor") aufmerksam. Er zeigte ihnen auf beiden Seiten des überwölbten Durchgangs in der Mauer eine Falze und oben quer hin eine Spalte. Darin laufe das schwere Fallgitter. Ein weiser Meister habe es so eingebaut, daß nur die damit Vertrauten wissen, wie es in der Höhe gehalten und heruntergelassen werden könne. Und wehe, sagte der Alte, dem Fremden, der ohne unser Vorwissen und Geleite in die Halle einreitet und nicht weiß, wie er sich davor bewahren kann. Stoßt er an den „Hast," der das „Slegetor" in der Höhe hält, so ist er, so sind Mann und Roß verloren. Mit furchtbarer Gewalt schießt es hernieder und durchschneidet Eisen und Bein. So sei einmal, fuhr der redselige Mann fort, ein Ritter allzuschnell und unbesonnen hereingeritten, dem künstlichen „Antwerk" (der Maschine) zu nahe gekommen, darauf das Fallgitter herabgefahren, habe ihn, der sich gerade vorwärts gebückt, glücklicherweise zwar nicht mehr getroffen, wohl aber just hinter dem Sattel

sein Roß, es ganz durchschnitten und noch seine Sporen und die Schwertscheide etwas erfaßt.[23] Und nun ließ er die höllische Maschine herniederfallen. Da glaubten die Ritter seiner Rede, denn das Fallgitter bestand, wie sie sahen, nicht aus Holz wie sonst sondern aus vielen schweren eisernen Stangen, die durch quer hinlaufende verbunden waren und unten in scharfe Spieße ausliefen. Als die Herren an das äußere Thor der Halle kamen, sahen sie die Vorrichtung, mit welcher die Zugbrücke niedergelassen und wieder aufgezogen wurde. Ueber der inneren Seite dieses Thores lief ein ziemlich plumper Wellbaum hin, der an jedem Ende ein hölzernes Rad hatte, davor war eine Art Steinbank für den, der am Rade arbeitete. In der dicken Mauer waren zu beiden Seiten eichene mit Eisen beschlagene Rollen eingelassen; von dem Wellbaum liefen starke Ketten über die Rollen zur Zugbrücke.[24]

Von den Gebäuden der Vorburg, welche allermeist zu Wohnungen des gemeinen leibeigenen Gesindes, wirthschaftlichen Zwecken, auch Stallungen, Vorrathshäusern u. dgl. dienten, zogen besonders das Schnitzhaus[25] und der „Werkgadem" die Aufmerksamkeit der gräflichen Gäste auf sich. In ersterem — der Werk- und Reparaturenstätte für Waffen — war man gerade mit Verfertigung von Sätteln, Lanzenschäften, Armbrusten u. s. w. beschäftigt.

Der „Werkgadem" war ein langes einstockiges, sonst unansehnliches Gebäude und enthielt eine sehr große Arbeitsstube, der man wohl ansah, daß sie armer Leute „Gemach" war. Darin saßen viele gemeine Weiber, an Leib und Kleidung „armecliche" (ärmliche) Gestalten, wiewohl fast keine davon alt war. Doch waren sie theilweise nicht ohne Geschicklichkeit in Fertigung von feinen weiblichen Arbeiten, wie wir uns auszudrücken pflegen. Da wirkten und stickten einige derselben eben Stoffe und Borten von Seide und Gold an der „Rame," eine Arbeit, der sich kein Edelfräulein schämte. Dort beschäftigten sich andere, welche solche Kunst nicht verstanden, mit Sortiren und Winden von Garn, mit Bleuen, Schwingen und Hecheln von Flachs, mit Spinnen und Nähen. Diese Weiber gehörten der leibeigenen Bevölkerung der umliegenden Dörfer und Weiler, einer Klasse an, die meist ein eines Menschen unwürdiges Dasein hatte. Sie waren von dem Marschalken und Kämmerer zu dieser Fronarbeit auf das Schloß geboten, dabei aber von den harten Hofbeamten in Speise und Trank sehr knapp gehalten worden. Während von der Hofburg der laute Lärm der schwelgerischen Rittergelage zu ihnen heraus drang, hatten sie Hunger und Durst zu leiden, und Fleisch wie Fische waren ihnen so ziemlich unbekannte Dinge. Die fremden Gäste, welche in das Werkgadem eingetreten waren, kehrten den bleichen und mageren Gestalten mit ihren

schmutzigen abgerissenen Kleidern auch bald den Rücken. Ob in der Brust eines derselben sich ein Gefühl des Mitleids und Erbarmens regte, wissen wir nicht; möchten es eher bezweifeln. Und unsere geneigten Leser mögen sich sagen lassen, daß die mittelalterlichen ritterlichen Dichter, welche das damalige Leben und Treiben schildern, neben dem von ihnen in's Breite und übermäßig verherrlichten Hof- und Ritterleben kaum ahnen lassen, daß es außer Adel und Rittern auch noch Menschen gegeben, es sei denn, daß sie hie und da einzelner aus der großen unfreien Masse wenigstens als der gemeinen Handlanger ihrer Standesgenossen bei Jagden u. dgl., oder als der unglücklichen Opfer gedenken, die von manchen ihres Standes bis auf's Fleisch unbarmherzig geschoren worden. Und doch bildete das unfreie Volk das unverwüstliche Fundament, den Grundstock, auf welchem das übrige, in manchen Beziehungen und Theilen morsche und nur übertünchte Gebäude der damaligen menschlichen Gesellschaft ruhte.

Wir entnehmen das obige düstere Bild von dem „Werkgadem" und dem Loose der unteren Volksklassen im Mittelalter einer Schilderung unseres schwäbischen Minnesängers Hartmann von Owe wie auch den Anklagen aus der Mitte des Adels selbst.[26] Unten werden wir das freundlichere Gegenbild entrollen, auf welchem unser Graf Albert, der Hauptheld unseres Bilderkreises, als Freund des armen verachteten Bauernvolks auftreten wird, das darum auch, wie wir schließlich zeigen werden, für ihn in den Tod gegangen, während seine Ritter ihn meist schmählich im Stiche gelassen haben (s. den letzten Abschnitt des 2. Bandes).

Als die Ritter das „Werkgadem" verlassen hatten, trat unter dem sonst redseligen Weibervolk eine auffallend stille Pause ein. Manche der Arbeiterinnen, welche in den Mienen der eingetretenen Herrn gelesen haben mochten, wie sehr sie verachtet seien, stellte wohl bei sich Betrachtungen darüber an, wie ungleich auf der Welt das Loos der Menschen falle.

Da erhub die alte Ermelint von Nagelt, deren Wort bei allen in großer Geltung stand, ihre gellende Stimme und sprach: „Ja, wenn mein Ureni nicht so dumm gewesen wäre, so könnte ich auch eine Edelfrau sein und in einem schönen Schlosse herrlich und in Freuden leben." Darauf warf die junge Herburg vom nahen Iselshausen ein: „O alte Ermelint, was plauderst du wieder für dummes Zeug!" „Halt's Maul, Gelbschnabel!" schrie die letztere von ihrer Werkbank herüber. Und die ganze übrige Sippschaft rief einstimmig: „Ermelint erzähle!"

Die ließ sich's auch nicht zwei Mal sagen, legte ihre Nadel beiseite und hub an:

„In dem Schlosse Nagelt saß, wie mein Ureni oft von alten Leuten gehört, in uralten Zeiten ein reicher mächtiger Graf; er soll Gerolt geheißen haben. Der war dabei ein gar fürnemer Herr, dessen Vordern Herzoge in Schwaben gewesen sein sollen, und seine Schwester Hildegard war an den großen Kaiser Karl verheirathet. Darum hat ihm dieser auch große Grafschaften in seinem Reiche übertragen und ihn, der ein kluger und tapferer Mann gewesen, in Kriegs- und Friedenssachen viel gebraucht. So hat er ihn auch in das Baierland geschickt, um solches gegen die Hunnen, ein scheußliches Volk, halb Mensch halb Affen zu vertheidigen. Bevor er aber mit seinen schwäbischen Mannen dahin geritten, hatte er tief in unseren Nagelter Schloßberg hinein ein Gewölbe bauen lassen, dessen geheimer Eingang nur den wenigen Vertrauten, welche er mit seiner schönen Tochter Imma zurückgelassen, bekannt war. Die Werkleute, welche den Bau gemacht, hatten ihm durch einen feierlichen Eid auf alle Heiligen Geheimhaltung geloben müssen und auch Wort gehalten. In dieses Gewölbe hatte er durch seinen Kämmerer unermeßlich viel Silber und Gold und Kleinodien, was alles er in einem früheren Kriege gegen die Hunnen erbeutet, verwahren lassen. Seiner geliebten Tochter aber übergab er den goldenen Schlüssel zu des Gewölbes geheimer Thüre von Eisen. Da geschah es nach vielen Jahren und als die, welche um das Geheimniß wußten, mit Ausnahme des Edelfräuleins gestorben waren, daß der tapfere Graf in einer Schlacht gegen die Hunnen von einem vergifteten Pfeile tödtlich verwundet wurde. Sein Leichnam liege, wie er verordnet habe, in einem Kloster auf einer schönen grünen Insel des schwäbischen Meeres (Reichenau) begraben. Als Imma die Kunde von dem Tode ihres geliebten Vaters erhalten, soll sie plötzlich gestorben sein. Ihr letztes Sinnen gieng auf den verborgenen Schatz, darum sollte sie auch ‚schweben,' bis er gehoben werden würde. Und das hätte mein Ureni thun können, wenn er nicht ein ‚Dörpel' (Tölpel) gewesen wäre.

Der suchte eines Tages, es war zu Winterszeit, dürr' Holz am Schloßberg. Da sah er eine wunderschöne Blume, brach sie ab und steckte sie, ohne weiteres dabei zu denken, auf seinen Hut. Und als er bald darauf denselben, der ihm auf einmal so schwer vorgekommen, abnahm, hatte er zu seinem größten Erstaunen statt der Blume einen goldenen Schlüssel, zugleich sah er vor sich in dem Berghang eine eiserne Thüre, davor stand ein weiß gekleidetes Edelfräulein, noch viel schöner als die Blume. Die gab ihm durch Geberden und Winke zu verstehen, er solle mit dem goldenen Schlüssel die Thüre öffnen. Den dummen Mann aber kam ein solcher Schrecken an, daß er seinen Hut sammt dem Schlüssel weggeworfen und wie besessen den Schloßberg

hinab und heimgeraumt ist, wo er todtbleich angekommen und erst nach mehreren Tagen erzählen konnte, was ihm begegnet war. Als ihn ob seiner Thorheit später Reue anwandelte, gieng er noch oft an den Platz, sah aber weder die Blume noch das Fräulein, noch fand er die Thüre wieder.[27] Wäre mein Ureni nicht ein Zage, ein Dörpel gewesen, so hätte er das Fräulein erlösen und den Schatz heben können. Dann würde er sich wohl von der Leibeigenschaft frei gemacht, ein schönes Schloß gebaut haben und ich wäre eine reiche Edelfrau." „Ja, Edelfrau," erscholl es aus vielen Kehlen, „und du hättest uns dann auch frei gekauft."

Zehnter Abschnitt.

Graf Burkard und seine Gäste auf den Burgen Hohen-Nagold und Wildberg.

Erstes Kapitel.

Die Jagd.[1] — Der Jagdthurm Königswart.

Eines Abends ritt des Grafen Burkard alter Jäger, ein wetterharter Waidmann, welcher in Sigmarsfeld[2] saß, auf Hohen-Nagold ein. Der war ein Meister im edlen Waidwerk, verstand es namentlich auch vortrefflich, gute Spürhunde zu ziehen. Wenn's in den Wald gieng, sah er's an Busch, Reisern und Laub, wo die Fährte eines Wilds durchgieng, wußte auch was für einem sie angehörte. Und indem er den edlen Leithund mit Waidsprüchen kosete, freundlich zu ihm redete, lehrte er ihn auf die Fährte achten, sie weiter verfolgen und sich ohne Kläffen dem Wilde nahen. Da pflegte er, wenn er seinen Leithund an's Seil nahm und auf die von ihm erkannte „Ruore" (Fährte) wies, ihn zu streicheln und zu sagen: „hin, hin mit gutem Heile, das wünsch ich dir, Geselle!" oder: „hin, hin, Geselle, Gelücke helf uns beiden." Und wenn der Hund brav spürte, lobte er ihn: „schön, mein lieber Geselle!" Wenn er aber allzu hitzig vordrang, an dem Seil „schnurrte" und das Bellen kaum halten konnte, was auf ein sehr nahes Wild deutete, sagte er warnend: „Kehr' her zu mir, Geselle, kehre her, es nahet."

Diese seltene Geschicklichkeit des Jägers von Sigmarsfeld im Abrichten der Jagdhunde machte denn auch, daß derselbe, sonst eine rauhe Schwarzwaldnatur, bei seinem Herrn in besonderen Gnaden stand und ohne Umstände bei demselben Einlaß erhielt. „Gnädiger Herre," sprach er ohne weiteren Umschweif bei seinem Eintritt in des Grafen Gemach,

„ich han mit meinem Leithunde ‚Hiudan‘ in der wildverwachsenen tiefen Waldschlucht am ‚Eichberg‘ bei Hochdorf einen gewaltigen Eber, auch in dem ‚Kropfberg‘, wo der Omersbach in die Nagold lauft, ein selten' Edelwild, einen unmaßen großen weißen Hirsch mit nur einer Stange, einen ‚Mörder‘, bestätet und weiß solche gewiß noch zu finden.“ Dabei legte er in grüne Blätter gehüllt die „Losung“ des Hirsches auf den eichenen Tisch des Grafen.

Das war dem jagdlustigen Grafen und dessen Gefolge gar willkommene Botschaft. Eine Hatz auf Sauen und eine Hirschjagd wurden auch gleich auf den andern Tag befohlen. Da gab es für den auf Hohen-Nagold seßhaften gräflichen „Jägermeister“ wie auch den Marschalken, Truchseßen und Schenken mancherlei eiligst zu thun; denn man mußte sich auf eine mehrtägige Jagd gefaßt machen. In aller Frühe sollte den andern Tag die „Waldreise“ angetreten werden. Doch gab es, als Morgens schon alles zur Fahrt bereit stand, noch einen Aufschub, an den wohl die wenigsten Theilnehmer dachten. Der Graf, welcher bei all' seiner unbändigen Jagdlust doch auch für „ein wenig andechtig und geistlich angesehen sein wollte“, wünschte nämlich zuvor mit seinem Gefolge die Messe zu hören und hatte deßhalb seinen Burgkapellan gebeten, früher denn gewöhnlich dieselbe zu lesen; doch möge er sich, meinte Burkard, kurz fassen, dieweil „kurze Messe, lange Jagd einen guten Jäger macht.“ Der Kapellan überlief auch alles kurz und ließ manche Gesänge weg, denn ein Blick in dem Kirchlein umher überzeugte ihn, daß seine Zuhörer „mit ihren Gedanken schon in Holz und Feld waren.“ Nach der „Jägermesse“ brach man auch alsbald auf. Das war ein stattlicher Zug. Voraus ritten einige Knappen, die auf ihren Hörnern lustige Jagdweisen bliesen, ihnen folgte der Graf auf einem starken und schnellen Jagdpferd. Der trug über seinem Leibrock mit langen anliegenden Aermeln aus grünem Barragan ein weites Gewand aus braunem Scharlach mit kurzen Aermeln. Beide Gewänder reichten nur an die Knie, daher von da an die tricotartigen, grünen Hosen und Strümpfe, beide an einem Stück, wie auch die schwarzen Lederschuhe sichtbar waren. Ueber den Oberrock hatte er ein noch kürzeres Pelzgewand aus Grauwerk mit Zobel besetzt geworfen, welches keine Aermel hatte und nur Rücken und Brust bedeckte. Seine Kopfbedeckung bestand aus dem bekannten kegelförmigen Pfauenhut. An Waffen führte er blos sein Schwert und ein langes Waidmesser. Scharfe Jagdspieße wurden ihm nachgeführt. An seiner Seite hieng an einer kunstreich gewirkten seidenen Borte ein zierlich gearbeitetes Jagdhorn aus Silber. Des Grafen ritterlich' Gefolge, dabei dessen Marschalk, Truchseß und Schenke hatte sich nebst dem Schwert und Waidmesser mit Jagdspießen,

mitunter auch Armbrusten bewehrt. Demselben schlossen sich Knappen mit weiteren Jagdpferden des Grafen an. Die nun folgenden berittenen Jäger führten gleichfalls Jagdspieße und Armbruste, auch starke Bogen und Köcher mit Pfeilen. Von den Rittern und Jägern hatte jeder auch ein Horn. Darnach kamen der gräfliche Küchenmeister mit einigen Küchenknechten, Jäger zu Fuß und Knechte mit Koppeln von Jagdhunden. Deren besaß der Graf eine große Zahl. Sie waren im Hundezwinger untergebracht und hatten ihre eigenen Wärter. Da sah man gut „ausgeführte“ (dressirte) Bracken oder Leithunde. Die hatten lange Ohren, ein „hangendes“ Maul und „Oberlefz“, weit geschlitzte Nasenlöcher und einen „nit zu langen Schwanz, der etwas krumm war auf die rechte Seite und über sich getragen wurde.“ Die suchten und verfolgten, indem sie den Jägern, welche sie an einem Seile führten, manchmal auch losgelassen hatten, voranliefen, durch Feld und Wald die Fährte des Wilds ohne anzuschlagen (zu bellen). Ferner „jagende Hunde“, welche in freiem Lauf die Fährte der Thiere aufsuchten und durch Anschlagen zu erkennen gaben, wenn sie auf solche gestoßen, darunter vornehmlich „Saufinder“, welche das Wildschwein im Waldesdickicht aufsuchten. Darnach kam eine Koppel weißer englischer Windhunde, so flink, daß sie einen Hasen oder Hirsch auf der Flucht einholten. Ihr Kopf war „lang und schlecht“, die Ohren waren klein, spitzig und hinter sich gelegt, die Oberlefz gieng nur wenig über die untere, der Hals war lang, die Brust spitzig und stark, die Rippen waren lang, die Seiten nach den Rippen und am Bauch dünn, die Beine hoch und mager, der Schwanz weder dick noch lang. Vom „Büllen“ waren sie gar keine Freunde. Nach den „edeln Winden“ wurden dahergeführt starke englische Doggen und Rüden zum Fang der Hirsche, Sauen und Bären. Einige dieser „Hatzhunde“, welche den wüthendsten Keuler nicht fürchteten, waren zum Kampfe gegen solchen auf Leben und Tod mit Panzern versehen, welche aus gut gefüttertem und gesteppten festem Zeug gefertigt und an der Bauchgegend mit starken Spangen von Fischbein versehen waren. Den ganzen Zug beschlossen Saumpferde mit Körben, darin große „Fleschen“ mit Wein, Kuchen, Brot u. s. w.; Karren, welche Truhen, darin große steinerne Krüge mit weiterem Wein, Kannen, Becher und Tischgeräthe waren, auch Jagdspieße, Tische, Faltstühle (zusammenlegbare Feldstühle), Zelte und dergleichen führten. Diese Karren sammt den Rößlein waren von Leibeigenen und Hörigen des Grafen gestellt worden.

Die „Waldreise“ des Grafen gieng zunächst nach Altensteig. In der dortigen Burg, wo die gräflichen Vögte des uralten Kirchspiels ihren Sitz hatten, wurde ein Morgenimbiß eingenommen. Von Alten-

steig zog die hohe Jagdgesellschaft, nachdem von der umwohnenden Bauernschaft ein Haufen Treiber aufgeboten war, in dem Nagoldthale hin bis zur Einmündung des von Mitternacht kommenden Schnaitbaches. Mittagwärts der Gabelung der beiden Waldthäler erhebt sich über dem linken Ufer der Nagold in der Richtung auf Hochdorf der „Eichberg“, welcher gegen Abend durch eine wilde Schlucht von dem nächsten Schlag getrennt wird. In derselben hatte der Keuler sein Lager.

Die Sauhatz.

„Mit ir scharpfen gêren (Spießen)
sie wolden jagen swin“ (Schwein).
(Nibelungenlied.)

Als der Graf mit seinem Gefolge an dem von der Nagold steil aufsteigenden, dicht bewaldeten Hang des Eichbergs angelangt war, stieg, den Grafen ausgenommen, was beritten war, von den Pferden. Man hieß die Knechte mit den Pferden, die Bauern mit den Karren und die Führer der Saumrosse bis zur Einmündung des „Omersbaches“ weiterziehen, dort aber Halt machen. Und nun stellte der gräfliche Jägermeister unter dem Beirath des alten Jägers die „Warte“ um die Waldschlucht auf. Die ritterlichen Gäste des Grafen, die Jäger und Führer der Hundekoppeln wurden an den Plätzen aufgestellt, wo nach der „Bestätigung“ des alten Waidmannes der starke Keuler gewöhnlich herausbrach. An heißen Tagen aber war er meist in die Nagold herausgekommen, um sich Kühlung zu verschaffen. Darum stellte sich auch der Graf vor der Ausmündung der Schlucht zum Nagoldthale auf. Ihm zur Seite waren sein Jägermeister, der Waldknecht von Sigmarsfeld, einige Knappen mit Jagdspießen und ein Rüdenknecht mit zwei gepanzerten Doggen.

Nachdem diese Anordnungen getroffen waren, ließ man den besten „Saufinder“ in die Schlucht laufen. Gespannt stand nun alles auf seinem Posten und lauschte ob der ausgesandte Hund nicht „anschlage.“ Da wollte einem die Zeit fast zu lange werden; endlich hörte man deutlich aus der Schlucht den hellen Anschlag des Spürhundes, aber der erwartete Keuler kam nicht so bald. Er hatte nicht für nöthig gefunden, vor diesem einzigen Kläffer, der sich ihm nicht zu nahen wagte, sein bequemes, mit dürrem Laub und weichem Moos gut ausstaffirtes Lager zu verlassen; doch wetzte er für eine spätere wirkliche Gefahr seine Hauer an einem Felsrück.

Des langen Wartens endlich müde, ließ der Jägermeister noch einige „Saubeller“ in die Waldschlucht laufen. Und nun stand es nicht

mehr lange an, so hörte man heftiges Hundegebell und die am Rande der Schlucht gegen den „Eichberg“ aufgestellten Jäger sahen den Keuler auf sich zurennen. Darum ließen sie einen Rudel der starken Rüden und Doggen gegen ihn laufen. Als der Eber sich von vorn und hinten angegriffen sah, brach er, dem ihm am meisten zusetzenden „Saufinder“ einen tödtlichen Schlag versetzend, gegen die Ausmündung der Schlucht zum Nagoldthal aus. Da that ein Hornruf dem Jagdherrn kund, daß der Eber ihm anlaufe. Auf dieses wollte der furchtlose Graf vom Rosse steigen und wie er schon oft gethan, den Eber aufsuchen und mit seinem starken Spieß abfangen. Aber der Jägermeister und der erfahrene alte Jäger erachteten die Zeit hiezu für noch nicht geeignet und beschworen ihren Herrn, von seinem Vorhaben abzustehen. Zuvor ließ man die zwei gepanzerten Doggen in die Schlucht laufen. Die waren, als das Bellen der den Keuler verfolgenden Meute näher gekommen war, ohnedies fast nicht mehr zu halten gewesen, rannten daher um so hitziger ihrem Feinde entgegen. Doch wagten sie es nicht, denselben von vorn anzugreifen, sondern schloßen sich den übrigen Verfolgern an. Bald gab der müd gehetzte Eber, als er die Lichtung der Waldschlucht vor sich sah, die Flucht auf, stellte sich aber zum äußersten Widerstand entschlossen den Hunden. Vor Wuth schäumend hatte er sich instinktmäßig an einen dicken Baumstumpf gedrückt und schlug, so einigermaßen gedeckt, wie ein Rasender mit seinen Waffen (Hauzähnen) um sich. Schon hatte auch ein Rüde seine Kühnheit mit dem Leben bezahlt; mit aufgeschlitztem Bauch lag er am Boden. Dadurch ließen sich aber die übrigen Hunde nicht abschrecken; sie rückten, wenn gleich zum Theil aus mehreren Wunden blutend, ihrem Gegner immer näher auf den Leib und endlich gelang es den zwei gepanzerten Doggen, den Keuler so fest am „Gehör“ zu fassen, daß er nicht mehr „schlagen“ konnte. Inzwischen war der Graf näher geritten, als er aber den Eber von den beiden Doggen so „gedeckt“ sah, vom Rosse gestiegen. Und nun trat er, nachdem die übrige rasende Meute abgetrieben war, was nicht ohne große Mühe möglich gewesen, herzu und gab dem Eber mit seinem langen Waidmesser „den Fang unter dem Blatt.“ Da hieß der Graf seine Gäste und Jäger zusammen rufen: ein lauter Hornruf that ihnen kund, daß sie zur „Herberge“ (zum Rast- und Sammelplatze) ihres Herrn kommen sollten.

Unverweilt wurde der erlegte Eber unter Handreichung einiger Knechte von dem Jägermeister ausgewaidet. Herz, Lungen, Leber, Nieren, die Eingeweide &c. all' dies den Hunden zum Fressen hingeworfen. Das macht sie, wie die Jäger sagen, zur Jagd gut. Im Uebrigen wurde das todte Wildschwein, wohl mit Tannenreis zugedeckt,

auf einem Karren mit fortgeführt. Darauf zog man — es gieng stark dem Abend zu — von dannen, im Thale der Nagold weiter bis zur Einmündung des „Omersbaches“, wo man die Knappen, die Knechte mit den Pferden, die Saumrosse und die Bauern mit den Karren traf. Da wurde Halt gemacht, im frisch grünen Wiesenthale und an dem Waldtrauf hin „Herberge“ bezogen, mit den hergeführten Vorräthen der Abendimbiß eingenommen und die Nacht von den Herren unter Zelten, welche der Marschalk hatte aufschlagen lassen, zugebracht.

Die Hirschjagd.

„Lieber waidman frei,
was ist aller jäger frewdengeschrei?
Der lieben jaghund jung und alt
nach einem hirschen im grünen walt.“

Die Nacht brachte den Herren und Jägern wenig Gemach. Da hieß es bald:

Wohl auf all' meine gute Gesellen;
Die heut mit auf die Jagd wellen,
Die schicken sich bald
Daß der liebe Gott walt!

Mit Tagesgrauen brach man auf und folgte dem engen Thale des „Omersbaches“. Der Graf hatte ein frisches Jagdpferd bestiegen. Möglichst still sollte sich, so war strenge anbefohlen worden, auf dem Zuge alles verhalten.

Bald war man beim „Kropfberg“ angelangt. Da stieg der Jäger von Sigmarsfeld denselben hinan, nahm seinen Bracken „Hindan“, mit welchem er vor einigen Tagen den seltenen Hirsch aufgespürt, an das Leitseil, um die Fährte desselben wieder aufsuchen zu lassen. Traulich sprach er seinen Jagdgefährten an: „Ho, ho, ho, ho, trauter Gesell, hin, hin!“ Der suchte auch ohne einen Laut von sich zu geben emsig bald da, bald dorthin; endlich fand er die Fährte in der Richtung gen Göttelfingen und bald sah sein Herr durch die Lichtung des Waldes, wie der ihm wohlbekannte stolze Hirsch auf einer blumigen Wiese sein Morgenmahl hielt. Als der alte Waidmann den Hirsch auf's Neue „bestätigt“ hatte, kehrte er auf dessen Fährte, welche er mit abgebrochenen Tannenreisern bezeichnete, eiligst zu seinem Herrn zurück. Der Jägermeister umstellte nun in aller Stille den „Kropfberg“ auf der Mitternacht-, Morgen- und Mittagseite mit Bogen- und Armbrust-Schützen und den Führern der Hundekoppeln, um dem Hirsch wo möglich nur die zur Verfolgung günstige Abendseite gen Göttelfingen

offen zu lassen. Darauf ritt der Graf mit seinem Gefolge die Höhe des „Kropfberges“ hinan; man ließ einen Theil der Spürhunde, englische Windhunde und Rüden von der Koppel und wies sie auf die Fährte des Hirsches. Und nun gieng's an das Aufsuchen und Verfolgen desselben, voran die Hunde, ihnen zunächst auf leichten Jagdkleppern einige Jäger mit Bogen und Armbrusten bewaffnet, darunter auch der alte Waidmann von Sigmarsfeld, um die Fährte des Wildes scharf im Auge zu behalten. Sodann kam der Graf mit seinen Herren, geführt von dem Jägermeister, daher geritten.

Lange bevor die Hunde und Jäger des Hirsches ansichtig geworden und ihm näher gekommen waren, hatte der von seinen Verfolgern Witterung bekommen. Eiligst packte er auf, jagte mit einer Geschwindigkeit, welche der einer fliegenden Schwalbe wenig nachgab, Göttelfingen zu und von da über Feld und Wiesen gegen Abend hin und brach durchs krachende Waldesdickicht ins enge Nagoldthal bei dem „Urnagolderberg“ hinab. Jäger und Hunde hatten bei dieser gar jähen Flucht des Hirsches eine Zeit lang dessen Fährte verloren, waren dagegen auf anderes Edelwild gestoßen, das von einem Theil der Jagdgesellschaft verfolgt und auch erlegt wurde. Der alte Jäger von Sigmarsfeld aber wollte nicht von dem durch ihn aufgespürten „Mörder“ ablassen. Wohl mußte er seinem nacheilenden Grafen, der ihm zurief: „Ho ho, mein lieber Waidmann, hast du nicht vernommen, wo meine hochlautenden (laut bellenden) Jagdhunde sind hingekommen? gestehen, daß auch er und sein guter „Hindan“ die Fährte des seltenen Wildes verloren, aber er gab die Hoffnung nicht auf, solche wieder zu finden. Nach seiner Vermuthung war der Hirsch in's Nagoldthal eingebrochen. Darum stieg die Jagdgesellschaft in dasselbe hinab. Just traf es sich, daß man Angesichts des „Urnagolderberges“ darin anlangte. Von dort führte in einem kleinen Seitenthal ein fahrbarer Waldweg hinauf zur alten „Weinstraße“, welche schon in den ältesten Zeiten auf dem Scheiderücken zwischen dem oberen Nagold- und Murgthale durch den Schwarzwald hinlief. Auf dieselbe hin hieß man die Karren und Säumer fahren, alsdann Halt machen. Der Jäger von Sigmarsfeld aber stellte mit seinem Leithunde nochmals eine „Vorsuche“ an, indem er den Urnagolderberg hinanstieg. Dort, im rauhesten Dickicht, hatte der verfolgte weiße Hirsch Rast und Kühlung gesucht, auch für einige Zeit gefunden, war aber durch den Lärm des nicht weit davon vorbei ziehenden Bauernvolks aufgejagt worden und hatte sich in den lichteren Wald hinausgemacht. Hier spürte ihn der Leithund „Hindan“ auf. Hievon benachrichtigt eilte der Graf mit seinem Gefolge in der von ihm bezeichneten Richtung herbei. Man ließ zu den erschöpften Hunden

noch weitere frische Koppeln von Windhunden und Hatzrüden laufen und bald that heftiges Anschlagen der ausgesandten Hunde dem Grafen kund, daß dieselben an dem Hirsch waren. Der alte Jäger und andere seiner Jagdgesellen, welche über Stock und Stein nachjagten, verloren denselben nun nicht mehr aus den Augen. Da machte das Gebell der wie rasend gewordenen Meute, das Waidgeschrei, die Hornrufe und das Halali der Jäger einen wahren Höllenspektakel gleich dem heranziehenden wilden Heere. Die freudetrunkenen Jäger aber riefen in die Wolken: „Herre Gott, herabe vom Himmel blicke und hoer' diz wonneclich Getoene.“ Endlich stellte sich der zum Tod erschöpfte Hirsch gegen die Hunde zur Wehr. Er wollte zur „Bile“ noch seine letzte Kraft zusammennehmen, um sich seine Verfolger vom Halse zu schaffen. Wohl hatte er einem kecken Rüden, welcher, wie er gelehret worden, ihn an der Brust greifen wollte, mit seiner gewaltigen Stange den Garaus gemacht, aber es half ihm nichts. Die zahlreiche, wüthend gewordene Meute würde ihn zerfleischt haben, wenn nicht die eiligst herbeigekommenen Jäger ihrer Wuth Halt geboten hätten. Die Hunde sollten, so verlangte es die Jagdkunst, nun den Hirsch blos festhalten. Da that ein Hornruf dem nacheilenden Grafen kund, daß der seltsame Hirsch zum Stehen gebracht sei und seiner die Ehre warte, denselben „abzufangen“. Auf schweißtriefendem Renner kam er angeritten, stieg aber alsbald ab. Und nun hieb der Jägermeister dem von den Hunden festgehaltenen Hirsch die „Hessen“ (Sehnen am Sprunggelenke der hinteren Läufe) ab. Darauf trat der Graf herzu und tödtete den Hirsch mit seinem langen Waidmesser durch einen Stoß hinter's Blatt. Der Jägermeister löste nun den rechten Vorderlauf ab und überreichte solchen dem Grafen als Ehrengabe.

„Dô hôrtens (hörte man) allenthalben ludem (Lärm) unde dôz (Hornschall)
Von liuten und von hunden der schal was (war) sô grôz,
daz in (ihnen) dâ von antwurte (wiederhallte) der berg unt ouch der tan“ (Tannenwald).
(Nibelungenlied: Gunthers, Siegfrieds u. s. w. Jagd in dem Odenwalde.)

Viele Jahre noch sprach man von der großen Jagd des Grafen von Nagold, in welcher man bei der „Weinstraße“ den Einhornhirsch erlegt hatte; noch lange von dem großen Jagdlärm, der sich dabei in dem Gehölze erhub, wo das seltsame Wild gefangen worden. Daher heißt es noch heute das „Kreywäldle“. Dasselbe liegt rechts von der alten „Weinstraße“. Nicht weit davon, aber zur Linken derselben lag der alte Jagdthurm „Königswart“.

Ehe man den Platz verließ, wo der seltene Hirsch gefällt worden, nahm der gräfliche Jägermeister unter Beihilfe von einigen Knechten

das Abhäuten und Zerlegen („Zerwurken") desselben vor. Manchem der anwesenden schwäbischen Ritter und Jagdfreunde war die kunstgerechte Art, mit welcher er solches that, neu, denn sie war vor nicht langer Zeit von der „Franzoiser" Lande nach Schwaben herüber gekommen. [3] Man hatte vorher da nicht anders gewußt, als daß man dem erlegten Hirsche die Haut abzieht, sodann denselben vom Kopf bis zum Schwanz spaltet und dann vollends Viertel daraus macht.

Nun verfuhr der Jägermeister aber folgendermaßen: er nahm das Abhäuten allmählich, stückweise vor, dazwischen hinein löste er die beiden Bug- sodann die beiden Hinterbeine (Keulen) ab, nahm die Brust, nach dieser das Rückenstück, den „Braten" oder „Ziemer" heraus, indem er beidseitig die Rippen durchhieb; die genannten Stücke ließ er zusammen an einen Ort legen, hierauf durch zwei Knechte den Wanst und die Eingeweide wegnehmen und bei Seite tragen. Sodann gieng's an die Leber, Nieren und Netze. Die nahm er heraus, band erstere zwei mit Hilfe der Netze an einen gabelförmigen Zweig, welchen er im Walde geschnitten und übergab solches einem Knechte mit der Weisung, wohl darauf Acht zu haben. Nun kam die Reihe an das Herz, die Lungen und Milz, was alles, ersteres kreuzweise in vier Stücke geschnitten, er auf die ausgebreitete Hirschhaut legte. Darnach schnitt er das Halsstück mit dem Schlund heraus; endlich löste er den Kopf sammt dem „Gehürn" (Geweih) von dem „Kragen". Das Halsstück erhielten die mit ausgezogenen Bauern; das Herz, die Lungen, Milz, den Wanst und die Eingeweide aber die Hunde.

So verfuhren im Allgemeinen die Jäger auch bei dem Zerlegen der andern erlegten Hirsche; sie waren darin von dem weisen gräflichen Jägermeister unterwiesen worden. Darauf warf man was den Hunden preisgegeben werden sollte, auf zwei ausgebreitete Hirschhäute, deckte darüber je eine Hirschhaut und legte auf diese je auch einen Hirschkopf mit dem „Gehürn" (Geweih). Und nun wurden die Koppeln der Hunde vor ihr verdecktes Mahl geführt, die oberen Hirschhäute mit den Hirschköpfen weggezogen und die Hunde unter dem Ruf: „ſa, ſa, ſa!" darauf losgelassen. Dabei stieß man in die Hörner und erhub ein großes Geschrei. Der kluge Jägermeister aber wandte sich zu den Jagdgästen seines Herren mit der wichtigen Bemerkung:

> „Daz ist in (ihnen, den Hunden) süeze durch das bluot
> Und machet ouch die Hunde guot",

und dieselben sahen auch leicht ein, daß diese Jagdkünste sind

> „Bracken unde hunden
> Ze grozem frumen (Nutzen) funden."

Der Jagdthurm Königswart.

Nachdem so die Hunde „gepfneust" und wieder angekoppelt worden, lud man die zurecht gemachten Stücke des erlegten Edelwilds auf die Jagdkarren und die hohe Gesellschaft brach auf, um Herberge für die Nacht aufzusuchen und daselbst das übliche Jägermahl einzunehmen. Da war die Wahl bald getroffen. Man war ja ganz in der Nähe des Jagdschlosses „Königswart", welches der Großvater von Graf Burkards Gemahlin, Pfalzgraf Rudolf I. von Tübingen, im Jahre 1209 hatte erbauen lassen (s. oben S. 20). Als Pfalzgraf von Schwaben und zumal Hüter des großen Reichsforsts Schönbuch (s. S. 23) mochte es derselbe doppelt für seines Amtes gehalten haben, auf diese Weise zunächst dafür sorgen zu sollen, daß, wenn sein Herr und König sich in diesen wenig bewohnten Waldrevieren der Jagdlust hingeben würde, er auch ein Unterkommen fände. Dabei wollte er sich hiedurch bei allen Freunden des edlen Waidwerks in dankbarem Andenken erhalten.[4] So ritt man denn stracks dahin und war schon nach einer Stunde am Ziel. In dem festen, vierstockigen Jagdthurm wohnte ein alter pfalzgräflicher Waldvogt und Jäger mit einem Thurmwart und einigen Knechten.

Der verließ, als ein Hornstoß des Wächters die Ankunft von Fremden kund gegeben, seine einsame Behausung um zu sehen, wer da komme. Nach dem Spruch des Schwarzwälders: „was gut für die Kälte, ist auch gut für die Wärme," hatte er seinen Mantel aus einem Wolfsfell umgeworfen und seine Bärenmütze aufgesetzt, für alle Fälle aber sein langes Waidmesser und seinen starken Jagdspieß mitzunehmen nicht vergessen. Dabei vergegenwärtige sich unser Leser einen hochgewachsenen breitschulterigen Mann mit großem eisgrauem Barte, wettergebräuntem Gesicht, darin das immer noch blitzende sichere Waidmannsauge, welches schon manch' reißendem Thier, Bär und Wolf, furchtlos in den todtrohenden Rachen geschaut, dazu dem Manne zur Seite einen gewaltigen, knurrenden Rüden.

Als der alte pfalzgräfliche Diener der berittenen stattlichen Gesellschaft näher gekommen war, erkannte er alsbald in dem voransprengenden Reiter den „Swâger" seines Herrn.

„Seid mir willekommen, min genädiger Herre, auf der „Kunigswarte"; also begrüßte er unter ehrerbietigem Verneigen den Grafen Burkard und fügte alsbald bei: „womit kann euer Knecht euch dienen?" „Mit guter Herberge für mich und mein Gefolge, so weit solche dein Jagdthurm bieten kann, mein guter Alter; für unsere hungerigen Mägen und durstigen Kehlen sollen mein Truchseße und Schenke sorgen," erwiederte der Graf und gab dem Alten einen kräftigen Hand-

schlag vom Pferde herab. Darauf stieg alles ab. Der Graf ließ sich einstweilen mit seinen Rittern am Waldsaume vor einem anmuthigen Wiesengrunde nieder. Die Jäger, Knechte und Bauern ersahen sich auch möglichst gute Ruheplätze. Der Waldvogt aber kehrte unverweilt in seinen Thurm zurück, um eiligst drei Stockwerke desselben, welche theils als Wohnung theils als Zeugkammer dienten, ausräumen zu lassen. In zweien derselben sollten seine Gäste ihr Nachtlager haben. Zwar konnte er hiezu fast nichts als trockenes, weiches Moos und dürres Laub bieten; für den Grafen und einige Herren wollte er grobe Teppiche, Bären- und Wolfsfelle hinzufügen. Doch tröstete er sich damit, daß die Nachtruhe der Gesellschaft kurz sein werde. Im dritten Stock ließ er, so gut es gieng, Tische und Bänke aufschlagen; der sollte alsdann den Ritter- und Speisesaal vorstellen. Nun gab es auch für den gräflichen Marschalken, Truchseßen, Schenken und Küchenmeister mancherlei anzuordnen und zu thun. Allererst dachte der Schenke an den großen Durst seines Herrn und dessen Gäste. Darum rief er:

„auf Knappen hurtig mit Becher und Flaschen,
daß die Herren Lunge und Leber waschen!“

Denn die waren einer wie der andere von der hitzigen Jagd an dem heißen Sommertage über die Maßen „hellig“ (durstig) geworden. Zuvörderst ließ er nun die „Faltstühle“, welche nachgeführt worden, an den Ruheplatz des Grafen schaffen, die großen „Fleschen“ mit Wein, die Kannen, Becher und Kuchen, welche in der Nacht vor der „Waldreise“ eiligst gebacken worden, herbeitragen. Mit großer Befriedigung sah die hohe Gesellschaft alle diese Zurüstungen. Bald kreisten auch, nachdem der Schenke dem Grafen den Leibbecher, einen stattlichen Humpen, bis zum Rand mit dem „Ausstich“ von der „Grafenhalde“ an der Rotenburg gefüllt, ehrerbietigst gereicht, lustig die Kannen und Becher, um den ersten Durst zu löschen.

Darauf stillten auch die mitgebrachten Eier- und Pfannenkuchen vor der Hand den Hunger.

Inzwischen hatte der Küchenmeister an geeigneten freien Plätzen in der Nähe des Jagdthurms gewaltige Feuer aufmachen, die Küchengeräthe, namentlich große Kessel und Bratspieße, auch die Buge, Keulen und Ziemer der erlegten Hirsche, den Kopf und die Schlegel des Wildschweins herbeischaffen und die letzteren durch seine Knechte zurüsten lassen.

Das Rothwildbrät wurde an den Bratspießen fertig gemacht, die Stücke vom Schwarzwild in einer stark mit Pfeffer und anderen scharfen Gewürzen versetzten Brühe gesotten.

Der Marschalk nahm Einsicht von der großen Stube in dem

Thurme, welche zum Speisesaale dienen sollte und ordnete mit dem Waldvogte, welcher schon die Umgestaltung begonnen hatte, das noch weiter hiezu Nöthige an. Es wurden auch die rohen Tische, welche nachgeführt worden, in den Thurm heraufgeschafft, die mitgebrachten wenigen Tischgeräthe aufgestellt und die großen, noch mit Wein gefüllten steinernen Krüge in dem Erdgeschoß des Thurms untergebracht.

Darauf that der Truchseß, als der Küchenmeister fertig auch sonst alles gerüstet war, hievon seinem Herrn Meldung und wartete dessen Befehl zum Beginn des Mahls. Der ließ auch alsogleich durch ein Horn hiezu das Zeichen geben, erhob sich mit seinen Gästen und schritt unter dem Vortritt des Marschalken zum improvisirten Ritter- und Speisesaal, wohin die „Faltstühle“ bereits geschafft worden waren.

Zweites Kapitel.

Das Jäger-Bankett in der „Königswarte“.

Zuerst ließ, als die hohe Gesellschaft sich niedergelassen hatte, der Truchseß durch den ältesten der mit ausgezogenen Knappen den großen Schweinskopf und die Schlegel in der scharfen Brühe aufstellen. Das sollte die Eßlust reizen und Durst machen, wiewohl es an beiden nicht fehlte. Darnach kam in Hülle und Fülle das am Spieß gebratene Rothwildbrät, köstliche und kräftige Bissen, welche auch großen Beifall fanden. Den Schluß des Jägermahls, wie solches der Truchseß angeordnet auch damit Lob eingeerntet, machte als besonderer „Schleckbissen“ die gebratene Hirschleber.[5]

Da trat, als die Gesellschaft dem Koch schon unter die Augen zu sehen vermeinte, der Waldvogt in den Speisesaal ein. Er trug eine große verdeckte Schüssel; ihm folgten seine zwei Knechte mit je auch einer Schüssel. Ehrfurchtsvoll nahete sich der Alte dem Grafen, stellte mit den Worten: „auch ein Jägerimbiß von dem Waidmann auf der Königswarte, mein gnädiger Herre!“ seine verdeckte Schüssel vor denselben. Als er darauf den mit einer hohen Handhabe versehenen Deckel weggenommen hatte, prangte mit frischen Epheuranken verziert ein gebratener Bärenkopf. In der zweiten Schüssel lag eine Bärentatze, in der dritten eine gute Zahl von „Forhennen“ (Forellen) in der bei den schwäbischen Rittern so beliebten Pfefferbrühe. Die Fische hatte er eiligst beim Fischer in Schönegründ holen lassen. Die dort vorbeifließende Murg war von jeher reich an dieser köstlichen Fischart. Den

Bärenkopf und die Bärentatze — es war die rechte — hatten an demselben Morgen ihm Leute des Dornstetter Kirchspiels gebracht, welche in der Nacht zuvor auf pfalzgräflichem Grund und Boden einen Bären erlegt und nach ihrem „Waldgedinge" auch uraltem Herkommen die genannten Stücke von dem getödteten wilden Thier ihm auszuliefern hatten. Mit Ausnahme des edlen Rothwilds — der Hirsche und Rehe — war nämlich in alten Zeiten die Jagd im Schwarzwald frei gewesen.[6]

Auch diese „Aufwartung" des alten Waldvogts fand reichen Zuspruch. Der Bärenbraten war manchem der Herren etwas neues. Dem Schenken aber ward bei dieser Verlängerung des Mahls eigentlich bange, denn je mehr gegessen, desto mehr wurde auch getrunken, und sein Weinvorrath gieng bereits auf die Neige, da während des Mahls scharf getrunken worden, weiteren Wein er aber nicht aufzutreiben wußte. Da klagte er dem Waldvogt seine Noth. Und der wußte Rath, denn er hatte erst vor Kurzem von dem Prior des Klosters Reichenbach im Murgthale ein Faß köstlichen Lagerbiers erhalten. Solches hatte ein dortiger Laienbruder, der aus dem Thüringer Walde bürtig, aber von einem abenteuerlichen Geschick in das schwäbische Kloster verschlagen worden, gebraut.[7] Da war dem Schenken ein großer Stein vom Herzen genommen, denn sein Herr liebte ein kräftiges Bier nicht minder als den Wein. Und der Alte auf der Königswart machte sich eine Ehre daraus, aushelfen zu können, rechnete auch im Stillen darauf, daß, wenn er dem Kloster bald wieder ein Stück Rothwild schicke, die Gegenerkenntlichkeit nicht lange ausbleiben werde, zumal wenn er durch seinen Boten würde einfließen lassen, welche Ehre dem letzten Faß Klosterbier zu Theil geworden.

Da ließ der Schenke die Becher und Kannen schnell von den Tischen nehmen, „spülen" und wieder aufstellen; ein Knecht brachte einen „Schragen," ein anderer legte das Faß Bier darauf. Da entstand ein allgemeiner Jubel und großer Lärm im Saal; der Wein äußerte bereits seine Wirkung bei einigen der Herren. Der Schenke aber verfehlte nicht, dem Grafen den Spender der Gabe zu nennen. Darum sollte der Waldvogt, so wollte es die ganze Gesellschaft, nun auch sich an den Tisch setzen und den Trunk mitmachen. Der that's ohne Sperren und Ziererei.

Hugo von Werenwag, der Minnesänger, wie wir wissen einer der Gäste des Grafen Burkard, welcher auch die „Waldreise" mitgemacht und dem der Wein etwas warm um's Herz gemacht, begann gar zu singen:

> „Da lauft der edel Hirsch Wasser und Grund,
> Mich freut meines Triutel (Liebchens) rother Mund."

„Da lauft der edel Hirsch über die Haid,
Gott grüß mein' schön' Triutel in sei'm weißen Kleid!"

„Da lauft der edel Hirsch ein G'wand,
Ich wollt' ich hätt' mein' schön' Triutel bei der Hand!"

Wiewohl Hugo's Gesang etwas ungeschlacht geklungen, wurde er doch mit allgemeinem stürmischem Applaus aufgenommen. Darauf legte er seinen nächsten Tischnachbarn mancherhand Jägeräthsel vor. Seinen Nachbar zur Linken frug er:

„Was macht den edeln Hirsch wund
Und den Jäger gesund?"

Da aber ziemlich lang keine Antwort kam, löste er das Räthsel:

„Der Jäger und sein Leithund
Machen den edeln Hirsch wund
Und eine schöne Jungfrau macht
Den Jäger gesund."

Seinem Nachbar zur Rechten legte er das Räthsel vor:

„Was macht den Wald weiß?
Was macht den Wolf greis?
Was macht den See breit?
Woher kommt alle Klugheit?"

Als auch da keine Antwort kommen wollte, fuhr er selbst also fort:

„Der Schnee macht den Wald weiß,
Das Alter macht den Wolf greis,
Das Wasser den See breit
Und von schönen Jungfrau'n
Kommt alle Klugheit!"

Seinem Gegenüber endlich legte er die Frage vor:

„Wann mag der Hirsch am gesundesten sein?"

Der Gefragte war aber gerade nicht zum Nachdenken aufgelegt, seine Gedanken schweiften schon unsicher hin und her. Da meinte der von Werenwag, das sei eben jetzt leicht zu errathen:

„Wenn die Jäger sitzen bei Bier und Wein,
Pflegt der Hirsch am gesundesten zu sein."

Allseitig fand man das Klosterbier vortrefflich, und mancher Ritter meinte, wenn er eben mit größtem Behagen seinen großen Becher auf einen Zug geleert hatte und an die reichen Fischteiche der Klöster dachte, er könnte es doch auch als Mönch „prästiren."

Immer lauter und lärmender gieng's nun in der Gesellschaft her. Da sprachen der und jener von ihren Jagdabenteuern, wie sie

schon Hirsche mit vierundzwanzig oder gar zweiunddreißig Enden erjagt, Bären und Wölfe erlegt. Man weiß, die Jäger pflegen es bei Erzählung ihrer Abenteuer nicht genau zu nehmen, und es wird stets so gewesen sein.

Da vertraute der alte Waldvogt, bei welchem der dankbare Schenke sich eben niedergelassen, diesem ganz im Geheimen und bescheiden an, daß er ein gar wunderlich „Aventiure“ von einer Hirschjagd eines Grafen von Tübingen wisse, die habe ihm sein Vater, der in die neunzig Jahre alt geworden, oftmals erzählt. Und der habe solche von einem Edelmann vernommen, der sich Emershofen geschrieben und auf dem Schlößle Feherbach an der Waldach drüben gesessen. Nachdem der Schenke seinem Herrn von der vertraulichen Mittheilung des Waldvogts gesagt, klingelte der Graf heftig an seinem Becher, um in dem allgemeinen Durcheinander, Reden und Schreien sich Gehör zu verschaffen und rief mit lauter Stimme: „erzähle alter Waltvogt die Jagdaventiure!“ Der erhub sich auch alsbald und erzählte wie folgt:

„In dem Schloß im ‚Weiler‘ (Pfalzgrafenweiler bei Freudenstadt) hat eines (einst) ain Graf von Tübingen gewonet, der hat under andern Kurzweiln vil gepflegen zu jagen, wie dann die alten Deutschen, unsere Vorfarn, sich des Waidwerks vil beflissen. Uf ein Zeit ist der Graf abermals uf's Holz gezogen, do ist ime uf dem Waldt ein wunderklains Jegerlin ent (ver)kommen, das furt zwai Jaghündlin mit sich an einer Kuppel. Das Mendlin nampt (nannt') sich Maister Epp, dergleichen die Hundlin, das ain Will, das ander Wall; woher sie aber kommen, das weis man nit. Der Graf het ab (an) dem Jegerlin Meister Eppen und seinen zwaien Hundlin so viel Gefallens, das er die mit ime haim name gen Pfalzgrafenweiler und behielt die vil zeit also bei sich, und furohin als oft der Graf mit Maister Eppen und seinen zwaien Hündlin uf den Waldt zoge, so fieng er allwegen Wilpret, das ungefangen er nie haim kam. Zu dem gieng es dem Grafen, so lang er diß Erdenmendlin oder Jegerlin bei sich erhalten, glücklich und wol an Leib und Guet und allem dem, das er fürnam. Einsmals unterstuendt sich der Graf abermals zu jagen mit seinem Jegermaister Eppen und denen zwaien Hundlin Willen und Wallen an dem Weilerwaldt allernechst hünder Feherbach dem Schloß. Wie sie nun in den Waldt kamen, da prachten die zwen Hundt ein mechtigen Haupthrß, der nit von disen Landen was, uf die Fueß. Der Hirß nam die Flucht gen Horb der stat und ab (dann) fur ein Waldt haist der Weithow und furo Tübingen zu, daneben ab fur Gemundt, Elwangen, Dinkelspuhel, Nurmberg und durch den Behemerwaldt biß gen Prag in einen Waldt, darbei gelegen. Der Graf und sein Jegermaister Epp mit

iren Hunden Willen und Wallen zugen alles hinach alle Tag, biß das sie die Nacht begriff und allzeit morgens frue wider uf. Zugen also hernach biß gen Prag. Sie kamen an die Burg, darin damals ein Kunig von Behaim mit seinem Hofgesündt. Wie aber der Graf auch sein Jeger und die Hundt an die Porten (das Thor) kamen, da was es beschlossen. Es waren aber die zwai Jaghündlin Will und Wall so wol lauts (bellten so stark), das sich meniclich darab verwundert. Diese Ding waren dem Kunig gleich furbracht, der hieß sie einlasen. Do zog der Graf mit seinem Jeger und denen Hundlin biß in des Kunigs Saal, darin hiengen ob den tausenden Hürßgehürn (Hirschhörner). Wie aber die baid Hündlin unter das Gehurn kamen des Hürß, den sie also gejagt heten, da sahen sie über sich uf und waren abermals so wol laut, das der Kunig und alles Hofgesündt ein groß Wunder darab nam. Man thette user (auf) des Kunigs Befelch die Gehurn einstails, die des nechsten gefangen waren herab und legt die fur beede Jäghündle, welche, als sie über das recht Gehürn kamen, da fielen sie darein, zu gleicher Weis als die Hundt thuen, die ein Hürß bestettigen. Darauf sagt des Kunigs Jeger, das derselbig Hirß erst bei einem Tag darvor wer gefangen worden, darbei man auch wol erkennen kont, das es der Hirß war, der des ersten an dem Weilerwaldt bei Feherbach, wie obgemelt, uf die Bain war gebracht worden. Darauf wardt den Kunig von Behem gröslichen verwundern, wie es umb diese Sach ain Gestalt hette. Also erzalt (erzählt) der Graf dem Kunig den Anfang bis ans Ende, erstlich wie im sein Jegermeister, Maister Epp das klain Mendlin, sampt seinen zwaien Jaghündlin uf dem Holz weren uf in gestoßen, auch wie im hernach allemal uf dem jagen gelungen und nie leer oder ungefangen were heim komen; mer wie er disen Hirß am Weilerwaldt des ersten het antroffen, dem weren sie darnach alle Tag biß daher nachgezogen. Da nun der Kunig solche Abenteur vernamme und horte des Grafen Namen, da kannte er in wol und fandt seinen Namen geschriben in etlichen Brieven, darauß aigentlichen abzunemen und zu erweisen, das er des Kunigs von Behem offner und abgesagter feindt was. Darab erschrack der Graf nit wenig Also sprach der Kunig, er solt darab nit erschrecken, denn er wer Leibs und Guets sicher. Die Herren und ander Hofgesündt, so darb waren, redten sovil zun (zu den) Sachen, daz der Kunig und d Graf freintlichen und allerdings (ganz) vereiniget wurde und ließ d Kunig alle Ungnad fallen. Ueber etliche Zeit, als der Graf mit sein Jegerlin, Maister Eppen und den zwaien Jaghundlin Willen u Wallen hinweg schaiden wollte, do bat in der Kunig so ernstlich u die zwai Hündle, mit vermelden, wo er ime die schankte, welte er

nichts versagen, warum er ine auch bette, das zimlich were. Darauf bedacht sich der Grave und underredt sich mit Maister Eppen, seinem Jegermaister, deßhalben. Maister Epp widerriet dem Grafen das zu thuen; so versagt auch der Graf dem Kunig ungern seiner Bit, thete es auch noch vil ungerner. Wie er also in langem Zweifel stande, dorft ers dem Kunig nit abschlagen und schankt im letzlich (am Ende) die Hundlin. So bald das beschach, do wolt sich das Jegerlin, Maister Eppo, von seinen lieben Jaghundlin, dem Willen und Wallen, nit schaiden, sonder blib auch bei dem Kunig zu Prag. Unlangs hernach do rust der Kunig von Behem den Grafen von Tübingen mit Knechten und Pferdten auch anderer Schenkin (Geschenken) nach kuniglichen Ehren und ließ in mit allen Gnaden abschaiden. Der Grafe raist wider haim gen Pfalzgrafenweiler und bald darnach kam in ein Verlangen an nach seinem Maister Eppen und den Jaghundlin. Das meret sich an ime sovil, daß er anfieng an Leib und Guet abzunemen, auch baldt darauf starb." [8]

Aufmerksam und mit großem Staunen, das sich manchmal bis zum Kopfschütteln steigerte, folgte ein Theil der hohen Gesellschaft der Erzählung des Waldvogts, man vergaß aber dabei nicht zwischen hinein je und je einen tüchtigen Schluck zu thun. Auf einige der Herren, welche gar zu fleißig zum Becher gegriffen, hatte dieselbe dagegen die Wirkung, daß sie dadurch in Schlaf eingelullt wurden und ihre schweren Köpfe auf die Brust herabsinken ließen. Doch war auch längst Mitternacht vorüber, daher die ganze Gesellschaft, nachdem der Waldvogt seine Erzählung zu Ende gebracht hatte, unverweilt die sehr ländliche Lagerstätte aufsuchte und sich dem Schlaf in die Arme warf. Der hielt den Grafen und seine Gäste auch lange fest und man trat erst, als die Sonne bereits über Berg und Thal geschienen, ganz befriedigt von dem Verlauf der „Waldreise" den Heimritt zur Burg Nagold an. Unterwegs boten das von dem alten Waldvogt erzählte Jagdabenteuer und die in den letzten Tagen selbst mitgemachten Jagden meist den Stoff zur Unterhaltung der gräflichen Gäste. Denen gegenüber, welche meinten, es habe nie „Erdmendle" gegeben, behauptete der Marschalk von der Rotenburg, welcher, wie der Leser weiß, die „Waldreise" auch mitgemacht hat, steif und fest das Gegentheil. „Die Erdmendle haben," so führte er des Weiteren aus, „vor Jahren uf der Seiten des Neckars, wo der Ort Rotenburg gelegen, gewohnet, denn so man von da gen Sülichin oder Wurmlingen ußgehet, findt man zur linken Hand nit sonders tief in der Erden ein wunderbarlichs Gebäu. Es ist nämlich ein Gang wie ein Portikus oder ein Kreuzgang, der sich in die Länge erstreckt. Der ist uf der einen Seiten mit Ziegelsteinen zugemauert, uf der andern Seiten ist er mit kleinen

steinenen Säulen gebauen gewesen offen und oben gewölbet, inwendig allerdings (ganz) hohl, zweier gemeiner Werkschuh weit und vier hoch. Das Paviment (Estrichboden) des Portikus soll mit auserlesenen Steinchen uf's zierlichste gemacht sein. Man weiß weder den Anfang oder das Ende solchs Portikus, noch wo er hingeht. Kein Zweifel aber ist, daß er von Menschenhanden nit gemacht worden, vil weniger, daß er zu menschlichem Gebrauch sollte dienstlichen sein.“ [9]

Der Minnesänger Hugo von Werenwag ritt, in sich gekehrt, schweigsam einher und nahm an dem Gespräch seiner Gesellen keinen Antheil. Manchmal summte er etwas vor sich hin, darum meinte der von Salmendingen, er werde dichten, worüber ein spöttisches Gelächter entstand. Allerdings dichtete er. Der seltsame stolze Hirsch stand noch leibhaftig vor ihm und Hugo war von dem ächt Ritterlichen der Jagd des edelsten Wildes auf's Neue so begeistert, daß er wünschte, sich derselben auch noch nach seinem Tode hingeben zu können. Dies in ein Liedchen zu kleiden, darauf eben sann er wirklich. Und es gelang ihm.

„Näht mich“ — so sang er — „in eine Hirschhaut ein,
Im grünen Sonntagskleide,
Das Jagdhorn von Weißelfenbein,
Den Spieß legt mir zur Seite:
Verschließt die Berggruft mit dem Schild,
Deckt sie mit Moos und Rasen,
Ich hoff' von dort einst Wald und Wild
Zur frohen Urstend (Auferstehung) zu blasen.“ [1]

Drittes Kapitel.

Ein Fahrender auf Hohen-Nagold.

„Hie vor (vorher) was vröude und êre
gewinnet alsô sêre,
swa (überall wo) ein höfsch (fein gebildeter) mán ze hove quam (kam)
daz man gérné von im vernam
seitspil singen oder sagen (erzählen).
daz waz genaeme in dén tágen.
daz ist ab nur (aber nun) sô únwért
daz es der sehste nine gert (gar nicht begehrt),
er'n kunde danne ein maere (es sei denn, daß er eine Mär' wüßte).“
Der Dichter Stricker († um 1250) in seiner Einleitung zu dem Schwank „der Pfaffe Âmîs und der Bischof.“ S. den 12. Abschnitt Band II.

Eines Tages — es war gegen Abend — erschien vor dem äußern Burgthor auf Hohen-Nagold ein Mann, der Einlaß begehrte. Der Wächter dorten, sowie der bei ihm in der Thorstube gerade anwesende

Knappe hatten schon von Ferne gesehen, daß es weder ein Bauer noch ein Krämer, aber auch kein Rittersmann gewesen. Es war eine hagere Gestalt mit blassem Gesicht; das von einem brennend rothen Stirnband festgehaltene Haar fiel ihm in unordentlichen Locken auf Schulter und Nacken. Dies und ein gelber Mantel von Fritschal (s. S. 146) ließ indeß doch kein gewöhnlich' Menschenkind erwarten. Als der Fremde aber vor dem Thore stand und man sein kuttenartiges, braunes Unterkleid, welches ihm nur bis zum Knie reichte, und noch dazu die Fidel (Geige) sah, welche an einer grünen Borte ihm auf dem Rücken hieng, da schrie der muthwillige Knappe ebenso hocherfreut als spöttisch: ein Fahrender, ein Spielmann, und eilte von dannen, um es dem Grafen Burkard kund zu thun. Deß gewiß, daß der „Fidelaere" den Herren, welche im Saale des Palas gerade beim Abendtrunk versammelt waren, ganz erwünscht kommen werde, ließ ihn der Thorwart inzwischen ein. Da streckte der Fremde seine „wegemüden" dürren Beine auf der steinernen Bank aus, welche neben dem großen Ofen, der zur Hälfte die Stube einnahm, staffelförmig aufstieg.

Dankbar für den alsbaldigen Einlaß war der Fahrende nun auch gerne bereit, die Neugierde des alten Thorwächters, der ihn gleich beim Eintritt gefragt: woher des Weges? zu befriedigen. Er war, wie er erzählte, vor Kurzem auf Hohen-Tübingen gewesen und hatte dorten bei dem Pfalzgrafen Hugo gnädigstes Gehör gefunden. Den pries er als einen gar „milden" (freigebigen) Herren, als einen großen Freund der Sänger und Fahrenden. [11] „Sieh, Alter," sagte er, „diesen Mantel, an dem sich kein Ritter schämen darf, ließ mir der gute Graf, als ich von ihm geurlaubet worden, durch den Kämmerer ‚vereren'. Deß Lob werde ich auch auf allen Burgen des Reichs singen." — Von Hohen-Tübingen aus hatte er auch auf der Rotenburg einsprechen wollen, war aber dort nicht eingelassen worden, weil Graf Burkard in den Schwarzwald geritten. „Die heutigen Edelfrauen," bemerkte der Fahrende giftig, „gleichen mehr Klosterfrauen; ja, wenn man wie ein Pfaffe mit ihnen den Rosenkranz beten und Psalmen singen würde, da wäre man schon willkommen, dazu aber gibt sich unser einer nicht her." So war der Fahrende, nachdem man ihm gesagt, Burkard halte mit seinen Rittern auf Hohen-Nagold Hof, dahin aufgebrochen, hatte aber unterwegs einen Abstecher auf die Burg Herrenberg gemacht, wo er bei dem Grafen Rudolf gleichfalls gute Aufnahme gefunden.

Nach dieser Mittheilung seiner Reise zog er aus dem „Brieffaß", welches am Gürtel seiner Kutte hieng und in dem er seine ganze Habseligkeit bei sich trug, einen langen Streifen von Permint, und las von dem eifrig etwas still vor sich hin ab. Es war aber, wie der

aufmerksame Leser leicht errathen kann, nicht gebetet, sondern er präparirte sich auf den Vortrag, welchen er im Saale des Palas halten wollte. Da der Graf, wie man ihm gesagt, mit seinen Rittern gerade im Saale beim Wein saß, so war seine Wahl bald getroffen. Da singst du, sprach er bei sich selbst, deinen „Weinschwelg", das Lob des Weins. Darauf machte er seine Toilette zurecht und ließ sich seine plumpen schwarzen Lederschuhe von dem Reisestaub reinigen. Der sollte nun aber auch seine Kehle „hinabgeflözt" werden, darum bat er den Thorwart um einen Trunk. Solchen konnte ihm dieser wohl verschaffen, aber nur „Birēmōst"; doch der that den Dienst auch. Nicht mehr lange stand es nun an, so erschien der Knappe mit dem Bescheid seines Herrn: der Fahrende solle alsbald kommen, er werde gnädig Gehör finden. Der machte sich auch unverweilt auf, schritt, von dem Knappen geleitet, dem Palas zu, und trat, sich ehrerbietigst verneigend, mit seiner Fidel in der Hand in den Saal. Da überzeugten ihn nun die von Wein schon glühenden Gesichter und die lärmende Unterhaltung der Gesellschaft, daß er mit der getroffenen Wahl seines Vortrags einen guten Griff gethan. Laut rief er: „Ein armer Fahrender bittet um gnädig' Gehör; er singt des Weinschwelgs Loblied auf den Wein," und hub unter Begleitung mit seiner Fidel also zu singen an:

„Sah schon im Leben trinken viel,
War Alles eitel Kinderspiel:
Doch hab' ich *einen* Schwelg gesehn,
Dem muß den Preis ich zugestehn!
Die Becher, Schalen mocht er nicht,
Die stunden ihm nicht zu Gesicht:
Trank nur aus *großen Kannen*,
Ein Muster allen Mannen,
Ihr ganz Geschlecht zu zieren.
Bei Hirschen noch bei Stieren
Ward je ein solcher Schluck gesehn!
Es mußte immer vor ihm stehn
Die große Kanne Weines voll.
Dann sprach er:" ‚Wein, dich kenn ich wol,
Was an dir ist, mein lieber Wein,
Du könntest traun nicht besser sein!
Hast Schönheit und hast Güte
Und gibst uns Hochgemüte.
Du machest kün den Zagen,
Wer dein Panier will tragen,
Der wird so weise, bald (kühn) und klug,
Behende und auch stark genug,

Du fürchtest keines Mannes Dräun!
Du kannst ein trübes Herz erfreun!
Dem Alten leihst du jungen Mut,
Dem Armen Reichtum one Gut,
Färbst Wangen rosig wunderbar,
So wie du selbst bist schöne gar,
So wie du selbst bist klar und blank!‘

— — — — — — —

„Er sprach:“ ‚Warum in aller Welt
Sollt' ich den Wein vermeiden?
Ich mag ihn gar wol leiden.
Da er mir stäts nach Willen tut,
So dünkt er mir auch mehr als gut.
Er wird zuviel mir nimmermehr,
Ich will ihn preisen hoch und hehr,
Viel mehr als Kampf und Sieg und Tanz,
Als Sammt und Seid' und Marderpelz,
Mehr als des Ruhmes Kron und Kranz,
Und all der Welten Glanz und Schmelz,
Ich näm' sie all nicht für den Wein!‘

— — — — — — —

„Er sprach:“ ‚Die Blümlein, Gras und Klee
Und all die Kräuter zauberhaft,
Gewürz und aller Steine Kraft,
Der Wald und alle Vögelein —
Kann Keines uns, du lieber Wein,
So fein, wie du, ergetzen,
Kann keines dich ersetzen
Mit allem was sie können.‘

— — — — — — —

„Er sprach:“ ‚Der Herzog, Herr Jram,
Mich dünkt, der war nicht recht gescheit,
Daz er nach Büffeln ritt so weit,
Er und sein Jäger Nordian.
Wein sollten sie gejaget han!
Dann wären sie so weis' wie ich.
Mir ist viel woler, sicherlich!
Kann jagen und erlangen,
Mich ermüdet nicht mein Fangen.
Ich jage den geliebten Wein,
Des Jäger will ich immer sein.
Er hat mir stäts gar gut getan.‘

— — — — — — —

„Er sprach:“ ‚Was ich noch jemals las,
Wie zwei der Liebe pflagen

Und tot von Liebe lagen;
Die waren nie so klug als ich!
Wie ward doch Paris jämmerlich
Helenen wegen gar erschlagen!
Des Torheit soll man ewig klagen!
Hätt' er Lieb' am Wein geübet,
Der hätt' ihn nie betrübet. —'

— — — — — — — — — —

„Er sprach:" ‚Die Welt ist unweis,
Wenn sie nicht stäts zu Weine geht,
Wenn sonst sie kein Gebrechen hätt'!
Wenn sie nicht trinkt für alles Leid,
Für Angst und Sorg' und Arbeit,
Für Alter und auch für den Tod,
Für Siechtum und für alle Not,
Für Schaden und für Schanden Schlag
Und was die Welt verwirren mag,
Für Nebel und für bösen Stank!'

— — — — — — — —

Nachdem der Fahrende sein Loblied auf den Wein geendet, scholl durch den Saal stürmischer Beifallsruf und lange andauerndes Händeklatschen. Inzwischen setzte der Schenke dem armen Schlucker eine hohe mit Wein gefüllte Kanne vor.

Die hub er auf und trank.
Das gurgelte so munter
Wie Wasserflut hinunter
Auf Mühlenfluder (Räder) rinnen tut.

Und als sich der Beifallssturm etwas gelegt hatte, setzte er im Trinken ab und rief, indem er mit der Linken sanft über die Brust herstrich:

„Das ist 'ne süße Flut,
Die wäscht mir von dem Herzen
All' Unfreud', alle Schmerzen." [12]

Darauf nahm er die Kanne wieder zum Munde und trank sie aus, daß auch nicht die „Nagelprobe" darin verblieb.

Nach einer kurzen Pause rief der Fahrende abermals mit lauter Stimme in den Saal: „eine lustige Maer'"

„Das Schretel und der Wasserbär"

und hub, seinen Vortrag einleitend, also zu singen an:

„(S') wer hovelicher (höfischer) maere ger (begierig)
Der neige herze und ôre her:

Dem git (geit, gibt) dis âventiure (Abenteuer)
Ein lachen ze stiure (Steuer, zum besten).
Ich lache ouch (s') wenne des wirt zît (wenn's Zeit dazu ist),
Ob sorge mir die muse git (wenn Sorgen mir es je erlauben),
Der ich von rehte je muste pflegen"
(mit denen ich in der That bis daher immer zu kämpfen hatte).

Darauf fuhr er fort also zu erzählen: Ein Künig von Norwegen, hochgeborn und reich, sandte seinem Genossen, dem von „Tenemarken", ihm an Adel und Reichheit gleich, einen Wasserbären (Eisbären). Es war der weißen einer, lang und hoch gewachsen, von ungefüger Stärke aber ganz zahm. Zwischen den Landen der beiden Künige aber liegt ein weites Meer, darum ward dem zottigen Ungethüm auf die Fahrt ein wegeweiser Führer vom Volke der Normannen gegeben. Als der mit seinem Bären in des edelen Küniges von Tenemarken Land auf den Sand gestiegen, nahm er das Thier an der Stangen und sah sich eilig nach einer Herberge um, wann (weil) es Abend war. Bald gewahrte er nicht fern ein schön' Dorf. Dahin wandte er sich; der Bär folgte ihm gutwillig an der Hand. Und als er in das Dorf gekommen, sah er einen Hof, so weit und wonnesam, daß er dachte, ein Ritter säze drin oder sust ein Mann von ehrbarem Stande. Auf den lief er mit seinem Bären schnurstracks zu. Da fand er dessen Wirt (Besitzer) gar traurig davor sitzen. Es war ein guter „einfältiger" Mann, „seiner Art ein rechter" Bauer. Wie hart und sauer es dem auch oft geworden, sich und die Seinigen ehrlich durchzubringen, so gab er doch jedem Dürftigen, der ihn darum angieng, sein Almosen. Der Norman grüßte ihn. Darauf dankte der Bauer, hieß den Fremdling willekommen sein und sprach: „viel lieber Freund, laßt mich doch wissen, was für ein Thier ihr da an der Hand führet? Ist die Creatur geheuer oder ungeheuer (gefährlich, unheimlich oder nicht)? Ist das schreckliche Ungethüm ein Meerwunder? Muß ich mich etwa vor ihm fürchten?" Da sprach der Norman: „nein Herre. Es ist ein zahmer Wasserbär, den mein Herre, der Künig von Norwegen, der ehrenreiche, dem königlichen Degen dieses Landes sendet zu Geschenk. Dem soll ich ihn bringen. Nun thut mir, viel lieber Wirt, den Gefallen, und lasset mich mit dem Thiere unter eurem Dache über Nacht bleiben." Darauf sprach der gute Däne in seiner Einfalt: „ich bin in dem Hofe nicht Herr und Gebieter." „Wie mag das sein?" frug der Norman. Da antwurt der Hofbauer: „Des Teufels Vâlant (Drache) und sein Gespenst ist in meinen Hof eingezogen und dahin ist bei mir all' Glück und Freud'. Aber ich kann nicht erfahren, was es für ein Geschöpf ist. Seine Gestalt und Glieder hab' ich nie gesehen. Seine Hand ist aber so schwer wie

Blei; wen sein Schlag trifft, der fällt nieder, wie stark er auch sei. Es ist so flink als stark: Tische, Stühle und Bänke sind ihm so ring wie ein Ball; es wirft Schüsseln und Töpfe hinunter und wieder hinauf; Ofenbrett und Ofensteine, Körbe und Kisten, alles wirft es hin und her und macht also ein schrecklich Gerumpel. So hat es Gesinde und Vieh ausgetrieben, zuletzt auch mich und die Meinen und ich habe mir vor meinem Hofe da auf dem Felde eine Hütte aufgeschlagen." Da sprach der Norman: „viel lieber Wirt, das ist mir sehr leid. Aber ich vertraue zu eurer Menschenfreundlichkeit, daß ihr mir erlaubet, die kommende Nacht in eurem Hofe zuzubringen. Wer weiß ob mir nicht Gott hilft, daß der Teufel und sein Blendwerk mich in Ruhe läßt?" Darauf versetzte der Bauer: „habt ihr den Muth es zu wagen, so gönne ich's euch von Herzen. Aber mir däucht's, wenn ich die Wahrheit sagen soll, dumm." Da sprach der Norman: „es dünke euch dumm oder weise, versehet mich und meinen Bären nur mit Speise, ich wag's halt, es mag mir ergehen, wie's will." „Wenn ihr," sprach darauf der Wirt, „euch nicht rathen lassen wollet, so ist es eure Sache. Ich theile euch mit, was ich han, aber ihr müsset eben mit dem wenigen, was ich geben kann, vorlieb nehmen." Und der Norman erhielt Bier und Brod, Fleisch, Rüben und Salz, Eier, Schmalz und Butter, sein Bär aber einen Widder. Damit konnten, fügte der Fahrende etwas leise bei, aber beide wohl zufrieden sein; ist dem Bärenführer wenigstens besser aufgetischt worden, als manchmal mir. Darauf fuhr er wieder laut also fort: der Gast sagte seinem freigebigen Wirte großen Dank, nahm die Speise und den Trank in Empfang und gieng mit dem Bären in den Hof hinein, thät' aber zuvor den „Gottes Segen" für sich sprechen, und achtete darum wenig auf den Graus, von dem ihm der Bauer gesagt. In dem Hofe aber stand ein großes Backhaus. In dem nahm er mit seinem Thier Herberge. Darin machte er, der gute Mann von Norwegen, ein Feuer an, sott und briet sich seine Mahlzeit, und als die fertig war, aß und trank er, war fröhlich und guter Dinge und gab auch seinem Bären so viel er mochte. Darnach legte sich der wegemüde Norman auf eine Bank und wurde bald von dem Schlafe übermannt, der Bär aber bei dem Feuer nieder und schlief auch in Kurzem ein.

Nun so die beiden im Schlafe lagen, was geschah? Ein „Schretel" (Waldteufel) hüpfte in das Backhaus herein. Das war kaum drei Spannen lang, hatte ein rothes Mäntelchen an, war aber sonst schrecklich anzusehen. Es nahm von dem noch ungekochten Fleisch, steckte es an einen eisernen Spieß, trug's in seinen Händen zum Feuer, um es für sich zu braten. Da ward es des Bären gewahr und sprach bei sich:

„was thut dies Ungetüm da? Das sieht ja so gräulich aus, und könnte dir leicht was zu Leide thun. Das darf nicht hier bleiben; ich han die andern verjagt, und das muß auch noch hinaus.“ Und bald gab es dem Bären mit dem Spieß einen Schlag auf den Rücken. Darauf regte und krümmte sich der und grinste das Schretel an. Erschreckt sprang es nun weg und fuhr fort, sein Fleisch an dem Spieß zu braten und es mit Schmalz zu beträufeln. Bald kam es aber wieder heran und versetzte dem Bären abermals einen Schlag, welcher sich aber nichts daraus machte. Darauf entfernte es sich wieder und briet vollends seinen Braten. Und als der fertig war, nahm es den Spieß sammt demselben von dem Feuer weg, lief abermals zum Bären und schlug ihn damit über's Maul. Da war der aber doch nicht so faul; er fuhr auf und packte das Schretel mit seinen Tatzen, hub an es zu beißen, zu zwicken, zu kratzen so grimmig, daß es kläglich und überlaut schrie: „O weh, Herre, weh! O weh, Herre, weh!“ Doch wehrte es sich, so klein es war, auch, griff dem müden Bären in den Rachen, zerrte ihn an der Schnauze, biß, kratzte und kneipte ihn auch so sehr, daß er vor Zorn zu brummen anhub und am Ende in großem Grimme so laut aufschrie, daß von seiner gewaltigen Stimme der ganze Hof wiederhallte. Das schreckte aber den kleinen Waldteufel nicht ab; er fuhr fort sich mit dem Bären herumzubalgen. Bald lag jener bald dieser oben. Da wurde so wacker gebissen und gekratzt, so hell aufgeschrieen und grimmig gebrummt, daß es fürchterlich anzusehen und anzuhören war, und der Bärenführer, welcher ob dem Schreien und Brummen längst aufgewacht war und dem schrecklichen Kampf mit großer Besorgniß „zugelugt“ hatte, vor Angst in den Backofen hineinschlüpfte, und zur halb geöffneten Thüre gar traurig dem „großen Unfug“ zusah, welcher mit seinem Bären getrieben wurde und bis gen Mitternacht fortdauerte. Da erst überwand der Bär seinen kleinen Gegner und dieser verschwand plötzlich. Wohin? wer kann das wissen? Darauf legte sich der Bär nieder, um seine kampfmüden Glieder auszuruhen zu lassen. Der kühne Norman aber verließ sein Versteck erst, als es lichter Tag war. Da kroch er ganz rußig aus dem Ofen heraus, nahm seinen Bären und führte ihn zum Hofe hinaus. Vor dem stand der Bauer; er war neugierig, zu erfahren, wie es seinem Gaste ergangen, denn er hatte das Schreien, den fürchterlichen Rumor wohl gehört. Darum sprach er, nachdem er dem Norman guten Morgen gewünscht, „ihr lebt noch, guter Mann?“ „Ja,“ versetzte dieser kurzgefaßt, „weil mir Gott vergönnt, noch länger zu leben,“ und zog, indem er seinem Wirthe großen Dank sagte, mit seinem zerkratzten Bären unverweilt von dannen. Der Bauer aber rüstete seinen Pflug und fuhr auf das Feld. Da lief nun,

während er pflügte, das Schretel daher und setzte sich bei ihm auf einen Stein. Seine Beine waren über und über mit Blut bedeckt, sein zierlicher Leib überall zerkratzt und zerbissen, sein Mäntelchen verzaust und zerrissen. Mit kläglicher, lauter Stimme schrie es drei Mal den Bauern an: „Hörst du? Lebt deine große Katze noch?“ Endlich luoget der Bauer auf, sah es an, und sprach: „ja, ja, meine große Katze lebt noch dir, bösem Wichtel,* zum Trotz und Schrecken, so wahr das Joch Ochsen mir gehört, und hat mir verwichene Nacht fünf schöne Jungen gebracht; langgestreckt, weiß und herrlich ist ihr junger Leib und dem der alten ganz gleich.“ „Fünf Jungen,“ sprach da das Schretel. „Ja, bei meiner Treu, lauf hin und schaue sie, so schöne Katzen hast du in deinem Leben nie gesehen,“ antwurt der Bauer. „Pfui dich, ich will sie nicht sehen, und lauf nicht hin; sind nun ihrer gar sechse worden, so würden sie mich umbringen, hat mir die eine schon so viel Leids gethan.“ Solche Rede des Schretel freute den Bauern über die Maßen, das Schretel aber verschwand alsbald. Darauf kehrte der Bauer in seinen Hof zurück und hatte von nun an Ruhe vor dem bösen Wichtel, er, sein Weib und seine Kinder. Und seit der Zeit lebten sie wieder glücklich und ungestört in dem Hofe. [13]

Nicht minder günstig als das „Lob des Weins“ wurde das von dem Fahrenden vorgetragene Märchen: „der Waldteufel und der Eisbär“ von der hohen Gesellschaft aufgenommen. Kein Wunder, denn dasselbe ist einer der lustigsten Schwänke aus dem dreizehnten Jahrhundert, erinnert auch an manche noch in Schwaben umlaufende Sage von Zwergen und elbischen Wesen (s. oben S. 73), welche unter verschiedenen Namen — „Rothmäntele,“ „Poppele,“ „Erdwichte“ u. s. w. figuriren. [14] Es war ganz nach dem Geschmack der damaligen höfischen, das heißt höheren und höchsten Kreise der Gesellschaft, wie auch der Dichter solches in der Hofsprache jener Zeit und zwar derjenigen gegeben, wie sie in Süddeutschland und speziell in Schwaben zu Hause war und in den unteren Volksschichten dorten noch ist. Manche Wendungen darin z. B. der Bär war nicht faul — die sind ihm ring — wie mir's halt ergeht — ein rechter Bauer der es sich sauer werden läßt — u. a. m. kann man täglich in Schwaben hören. Das mußte unsere schwäbischen Ritter auf Hohen-Nagold besonders anheimeln. Und der Büttelmann von Dettingen erzählte nachher von den Rothmäntelchen im Elbenloch ganz in der Nähe seiner Heimat (s. 73).

Was den Inhalt anbelangt, so war schon der Contrast zwischen den Haupt-Figuranten des Märchens — dem flinken Waldteufel in

* Zwergartiges dämonisches Wesen.

seinem rothen Mäntelchen, in dessen Gestalt ein zwergartiges dämonisches Wesen auftrat, und dem plumpen kolossalen Eisbären — pikant genug, um die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu erregen. Und dieselbe wurde auch durch die überaus lebendigen und anschaulichen Schilderungen gefesselt. Dies gilt namentlich von der Art und Weise, wie der Dichter die chaotische Verwüstung malt, welche der kleine „Wicht" in dem Gehöft des Bauern angerichtet und diesen am Ende gar aus seinem Eigenthum vertrieben hat, sodann von dem plastischen Bilde des Kampfes der beiden so sehr ungleichen Streiter, des kaum drei Spannen langen muthwilligen und keckken Kobold-Zwergs und des neben ihm riesenhaften, etwas phlegmatischen Eisbären. Gleich interessant sind die zwei Hauptpersonen des Märchens — der normännische Bärenführer und der Hofbauer in seiner markigen Einfalt — deren Auftreten und Handlungen gezeichnet. Ganz naiv insbesondere erscheinen die Zwiegespräche derselben.

Ausnehmend spaßhaft nimmt sich auch aus, wie der Bärenführer, welcher sich zuvor so unverzagt gezeigt, nachdem er dem Kampfe eine Zeit lang zugesehen, aus Angst vor dem „Waldteufel" in den Backofen gekrochen, durch das halbgeöffnete Thürchen gar traurig zugesehen, und erst, nachdem es längst Tag geworden, ganz rußig wieder herausgeschlüpft ist. Durch ein schallendes, stürmisches Gelächter, welches nicht aufhören wollte, wurde denn auch der Fahrende bei diesem Theile seines Vortrages auf einige Zeit unterbrochen. Nicht minder heiter schließt das Märchen, indem es erzählt, wie der Bauer bei all' seiner Einfalt den Koboldzwerg doch dadurch wieder aus seinem Hofe vertrieben, daß er dem von Blut triefenden kleinen Wicht listigerweise zugerufen: seine große Katze, der Eisbär, habe über Nacht fünf Junge geworfen ganz so gestaltet wie er, langseitig, weiß und herrlich.

Reich beschenkt und darum ganz fröhlichen Muthes zog der Fahrende des anderen Tages seine Straße weiter. Dieweil der düstere, schäbige Leibrock desselben zu dem brillanten Mantel gar schlecht stand, hatte ihm der Kämmerer des Grafen Burkard einen anderen geschenkt, der roth und weiß in die Quere gestreift war. Und eben dieser buntscheckige Aufzug gefiel dem lustigen Gesellen ausnehmend. Dazu erhielt er noch einige Tübinger Schillinge als Wegzehrung. Deren war ihm zwar nicht viel von Nöthen, denn er zog wie ein Hausirer von Burg zu Burg, und Burgen gab es im alten Schwaben der Menge. Auch unterließ man auf Hohen-Nagold nicht ihm zu sagen, daß nicht weit von dort, auf der Burg Calw, ein gar sängerfreundlicher Graf des Namens Gotfried sitze.[15] Als er aber auf dem Wege zu diesem, zwischen Wildberg und Calw, links über dem tiefen Nagoldthal stolze

Thürme und Burgzinnen über dem Tannwald hatte ragen sehen und in Erfahrung gebracht, daß dort ein reiches Freiherrn-Geschlecht, die von Waldeck, wohne, wandte er sich zuvor dahin.

Viertes Kapitel.

Die Nonnenklöster Kirchberg und Reuthin. — Eine Deputation.

Wohl stand, wie unsere Leser bereits wissen (s. S. 19 f.), Graf Burkard von Hohenberg, der Vater unseres Helden Albert, in seiner von den heftigsten Parteikämpfen zwischen Kaiser und Pabst zerrissenen Zeit auf der Seite des letzteren. Darum war er aber doch kein sonderlicher Klosterfreund: Hörnergeschell und Hundegebell, lustigen Becherklang und rauhen Zechergesang liebte er mehr als das Psalmodiren und die Chorgesänge der Mönche und Nonnen.

Selbst die Klöster des Dominikaner- (Prediger-) Ordens, dessen Glieder im Auftrag des Pabstes Innocenz IV. in Deutschland das Kreuz gegen Kaiser Friedrich aus dem hohenstaufischen Hause gepredigt haben, und welcher gerade zu Graf Burkards Zeit durch Gründung von vielen Nonnenklöstern auch in Schwaben festen Fuß gefaßt hatte — selbst diese Klöster durften sich der Gunst desselben nur in sehr bescheidenem Maße rühmen. Denn als Glieder des Hohenberger Grafenhauses — wie es scheint, waren es sogar Schwestern Burkards — um das Jahr 1237 auf dem diesem gehörigen Hofgut Kirchberg (Oberamts Sulz) ein Dominikaner-Nonnenkloster zu gründen beabsichtigten, trat er solches nur gegen eine Entschädigung von fünfzig Mark Silber ab, obgleich zwei Mönche des Dominikanerklosters zu Eßlingen, welche auf der Burg Haigerloch vor dem Grafen erschienen waren, auf's Wärmste zu Gunsten des frommen Werks gesprochen hatten. Da waren die flehentlichen Bitten des Bruders Theophilus (Gottlieb) ebenso wirkungslos geblieben, wie die ernsten Mahnworte des redegewaltigen Bruders Elias. Doch vermochte Burkard dem Geiste, welcher durch seine Zeit gieng, nicht ganz zu widerstehen.

Nachdem zu dreien Malen an den harten Grafen von Oben die Mahnung ergangen war, er müsse ein Kloster bauen, „wölle er behalten werden,“ begann sein halsstarriger Sinn zu weichen. Da verließ er eines Tages ohne jegliche Begleitung seine Burg Wildberg, auf welcher er kurz vor seinem Heimritt einige Tage Hof gehalten, schritt zur Nagold hinab und über diese hinüber, um einen Platz zu suchen,

wo er, wenn ihm inzwischen kein anderer Sinn käme, ein Kloster gründen wollte. Der saftige Wiesenplan schien ihm hiezu gar zu gut, deßhalb lenkte er seine Schritte zu einem benachbarten wild verwachsenen Waldgrunde, in welchem nicht selten Wölfe ihr Lager hatten. Unerschrocken drang der starke, mit seinem großen Ritterschwerte bewehrte Graf in das wirreste Dickicht ein. Da stieß er auf ein Loch; darin lag eine Wölfin mit ihren Jungen. Dieselbe tödtete er mit einem Schwertschlag, ehe sie sich hatte zur Wehr setzen können. Darauf säuberte er theils mit dem Schwerte theils mit eigener Hand den umliegenden nächsten Platz von „Stockh und Stauden." Darum sollte — so bestimmte es Burkard — auch eben dahin das Thor und über das Wolfslager der „Fronaltar" (Hochaltar) zu stehen kommen. Der Platz war hiedurch eine „Riute" (Reute) geworden und so hieß man auch das dorten aufgerichtete Kloster.

Indessen war der Grund und Boden, auf welchen dasselbe zu stehen kam, nicht Eigenthum des Grafen, sondern der Kirche in Unter-Jettingen (Oberamts Herrenberg) und lag somit nur in dessen Grafschaft, zu welcher auch genannter Ort gehörte.

Doch schritt Burkard nach den nöthigen Abmachungen mit der genannten Kirche zum Bau des Klosters, zeigte sich aber, Mangel an baren Mitteln vorschützend, bald karg und dem einmal begonnenen Werk nicht sonderlich förderlich. Ja, es würde am Ende gar in's Stocken gerathen sein, wenn nicht „allabendlich ein alt's Mendlin die Staig hinter dem Kloster herabgekommen wäre und die Werkleuth ausbezahlt hätte." So war wenigstens in einem alten „pergamentinen" Buch, welches aber längst verloren gegangen, zu lesen, und demselben nach war das „alt Mendlin" niemand anders, als der heilige Nikolaus.[16] Darum nahmen sich die Klosterfrauen von Reuthin denselben auch zu ihrem Schutzpatron,[17] sonst aber folgten sie der Regel des heiligen Dominikus,[18] beziehungsweise der des heiligen Augustinus.[19]

Den Tag vor Burkards Heimritt, an Sanct Margarethen des Jahres 1253, erschien auf der Burg Wildberg eine Deputation von dem jungen Kloster Reuthin, nämlich die Priorin Guta, mit zwei Klosterfrauen Adelin (von Owe) und Barbara (von Giltlingen). Die trugen über weißen Untergewändern braune Mäntel und schwarze Hauptschleier. Ihnen hatten sich Heinrich, ihr Kapellan und Beichtvater, auch die Laienbrüder Erlwin und Edech[20] angeschlossen. Durch den Kämmerer ließ man bei dem Grafen um gnädiges Gehör bitten. Solches konnte auch nicht wohl abgeschlagen werden, wenn gleich die Abordnung Burkard ganz ungelegen gekommen, da er sich eben an-

geschickt, mit seinen Gästen einen Ritt zu den freien Herren von Waldeck, seinen Vettern und Vasallen, zu machen. Darum empfieng er aber im Beisein seiner Ritter die Abgesandten im Saale des Palas doch sehr gnädig mit den Worten: „was ist euer Begehr, ehrwürdige Frau Priorin?" Statt aber zu antworten, verneigte sich diese wiederholt still und ehrerbietigst, dafür trat der Kapellan vor, um den Sprecher zu machen. Die beiden Laienbrüder blieben bescheiden im Hintergrunde, ihre Augen waren beständig auf den Boden geheftet, und sie vermieden es sichtlich, ihre Blicke herumschweifen zu lassen. Auf dieselben lassen sich die Worte unseres großen schwäbischen Dichters anwenden:

„Da verläßet er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen sieht er nimmer
Noch sein treues Roß."

Denn Erlwin und Edech hatten vordem statt der strickgegürteten Kutte den Waffenrock und Schwertgurt getragen, wie die Herren im Gefolge des Grafen Burkard. Wohl mögen sie auch in dem einen oder andern derselben einen früheren Gesellen oder Gegner erkannt haben. Erlwin gehörte dem Geschlechte der reichen Freiherren von Berneck (im Schwarzwalde), Edech dagegen dem der Ritter von Haiterbach an.[21] Der Welt Händel und Kämpfe herzlich satt, vielleicht auch von Gewissensbissen gepeinigt, hatten sie Ruhe und Frieden hinter den Klostermauern gesucht. Und sie achteten es nicht für Schande, dem Gotteshause gemeine Knechtsdienste zu thun. Thaten sie doch solches der gebenedeiten Mutter Gottes und dem h. Nikolaus zu Ehren.

Hören wir aber nun das Anliegen der klösterlichen Deputation. „Es ist Euch, unserem gnädigen Herren, wohl bekannt," begann der Sprecher derselben, „daß Grund und Boden unseres Gotteshauses, welches nach Eurem Willen und mit Zustimmung der Kirche in Unter-Jettingen gebaut worden, letzterer als Eigenthum zusteht, und darum von uns verzinst werden muß. Der Mutter Gottes Ehre, zu der unser Kloster erbaut worden, und das Wachsthum desselben erheischet aber, daß wir nicht auf fremdem Grund und Boden sitzen. Darum geruhet, gnädiger Herre, uns zu freiem Besitz desselben zu verhelfen." Als der Kapellan geendet, gab der Graf seinem Kämmerer, welcher die Deputation eingeführt hatte, die Weisung, den „Keller" (Verwaltungsbeamten) und Notar der Herrschaft Wildberg zu rufen. Die sollten Auskunft geben, wie dem Kloster geholfen werden könnte. Deß wußten sie auch alsobald Rath. „Euer Gnaden," sagte der Keller, „besitzt im Bann des Dorfes Unter-Jettingen zwo große Wiesen, welche viel mehr werth sind, als das, was die dortige Kirche da unten über der Nagold hat,

worauf das Kloster und dessen Garten steht. Darum ist leicht durch einen Tausch zu helfen, welchen die Kirche in Unter-Jettingen auch gerne eingehen wird." „Dem werde so; mein Notar soll das Weitere besorgen, vornehmlich auch die Genehmigung des Tausches durch meinen Freund, den Bischof von Konstanz, einholen," war des Grafen kurzer Bescheid.[22]

Da hob der Kapellan seine Hände gen Himmel und sprach salbungsvoll: „Herr Graf! Gott lohne Euch Eure Gnade hier und dort; möget Ihr der Ehren und des Glückes viel an Euren Kindern erleben! Wir werden Eurer und Eures Hauses unablässig in unseren Gebeten gedenken!" Darauf schied die Deputation und kehrte leichten, freudigen Herzens zu ihrem Kloster zurück.

Und dazu hatte sie auch gegenüber von dem Verhalten Burkards bei der Stiftung und den ersten Zeiten des Klosters Kirchberg alle Ursache. Dort mußten die Nonnen eine Reihe von Jahren bitteren Mangel leiden, denn im alten Schwesterbuch des Klosters[23] stehet aufgezeichnet, daß der Ertrag der klösterlichen Güter im ersten Jahr nur aus dreizehn Habergarben bestanden habe, und zehn Jahre darnach es im Kloster noch so knapp hergegangen sei, daß sechzig Schwestern sich fünf Tage lang mit siebzehn kleinen Broden hätten begnügen müssen.

Wo aber der Vater karg gewesen, da gaben die Söhne um so reichlicher. Der älteste, Albert, die Hauptperson unseres Bilderkreises, erwies sich gegen Kirchberg, der andere, Burkard, gegen Reuthin besonders wohlthätig. Und ihr frommes Beispiel fand vielfache Nachahmung, denn der HErr war mit beiden Gotteshäusern und arbeitete an vieler Herzen, daß sie herzu kamen: die arme Wittwe mit ihrem Scherflein, der reiche Edle mit großer Gabe und solches alles in den Gotteskasten des Klosters niederlegten. Manch' Edelfräulein, dessen Herz von irdischer Liebe nicht befriedigt worden oder bittere Enttäuschungen erlebt hatte, nahm in Kirchberg oder Reuthin den Schleier der Himmelsbräute.[24] Manche Wittwe schlug dort ihren Wittwenstuhl auf. Deren keine aber kam mit leeren Händen. Auch manch' einen Todten trug man her und erbat sich für denselben eine stille Ruhestätte im Kloster. An derselben sollten geweihte Kerzen flammen und fromme Klosterfrauen ihre brünstigen Gebete verrichten, um die Qualen des Fegfeuers zu kürzen. Dafür fielen Spenden an Geld und Gut, Gilten und Zinsen. So mehrete sich das Klostergut von Jahr zu Jahr; nach einigen Decennien ihres Bestandes waren beide Gotteshäuser bereits zu Wohlstand gelangt, nach Jahrhunderten aber war an die Stelle der anfänglichen Armut und Dürftigkeit Reichthum und Ueberfluß getreten. Allerdings nicht zum wahren Frommen des klösterlichen Gemeinwesens und Geistes.[25]

Elfter Abschnitt.

Des jungen Grafen Albert von Hohenberg Ausflüge im Sommer 1253.

Erstes Kapitel.

Sein Besuch auf der Burg Fürstenberg in der Baar.[1]

Bald nach dem Ausritt von Alberts Vater in den Schwarzwald erschien ein Knappe des Grafen Rudolf von Habsburg auf dem Schlosse Rotenburg mit Briefen von seinem Herrn an den Grafen Burkard und dessen Ehegemahl. Darin machte derselbe unter anderem seinem „Sweher“ und seiner „Swiger“ die Mittheilung, daß er sich zur Zeit auf seinem Hofe in Thiengen bei Freiburg befinde, später von dort durch das „Höllenthal“ auf die Burg Fürstenberg reiten, zuvor aber an einem näher bestimmten Tage in Hüfingen eintreffen und dort Nachtherberge nehmen werde. Dabei bat er, es möchte seinem jungen Schwager gestattet werden, in Hüfingen mit ihm zusammen zu treffen, von da auf die Burg Fürstenberg, allwo er gewiß sehr freundlich werde aufgenommen werden, zu reiten und einige Tage dort zu verweilen, darnach aber ihn, seinen Schwager und seine Schwester Gertrud besuchen zu dürfen.

Da das Schreiben den Grafen Burkard indeß nicht auf der Rotenburg getroffen, so wurde ein Knappe mit demselben unverweilt auf die Burg Nagold, wo er damals Hof hielt, gesandt. Und schon zwei Tage später war der Eilbote mit der Nachricht zurückgekehrt, Albert solle der Einladung folgen und sich zur Zeit auf den Weg machen. Das geschah denn auch, nachdem die Gräfin Mechtilde ihren Sohn und dessen Reisegefährten mit dem Nöthigen ausgerüstet hatte. Es ritten mit ihm der junge Ritter Marquard von Ehingen, der Knappe Konrad

von Weitingen [2] und mehrere Knechte, darunter einer mit einem Saumpferde, das mit zwei Körben bepackt war, in welchen sich Gewänder für den jungen Grafen, dessen Ritter und Knappen, auch eine Gabe für die Gräfin Gertrud u. a. befanden. Glücklich und ganz zu rechter Zeit traf die kleine Reisegesellschaft bei Graf Rudolf von Habsburg in dessen Herberge zu Hüfingen ein, worüber dieser hoch erfreut war. Den andern Tag bei Zeit sandte Rudolf einen Knappen auf die nahe Burg Fürstenberg, um ansagen zu lassen, daß er und sein junger Schwager mit einigen Rittern und Knappen in den Nachmittagsstunden, um die Besperzeit, dort eintreffen werden.

Als beide Grafen mit ihren Leuten dem gegen Morgen gelegenen Thore von Hüfingen entritten waren, erblickten sie schon die stattliche Burg, konnten auch bald deutlich unterscheiden, wie sich hart auf dem Rande der weißen Felskrone des gewaltigen Berges eine hohe von starken Thürmen überragte und mit Zinnen versehene Ringmauer erhob, eine zweite aber sich etwas tiefer um den Berg herum zog, sahen auch den Burgweg sich von Morgen gegen Abend hinanwinden. Auf dem Schlosse aber gab's für Agnes, die hohe Burgfrau, deren Tochter Margaretha wie auch die Hofbeamten dorten, den Marschalken, Kämmerer, Schenken und Truchseßen manches zu sorgen und zu rüsten. Graf Heinrich aber machte sich mit einigen Rittern, Knappen und Knechten auf den Weg Hüfingen zu, um seinem Vetter Rudolf [3] und dessen Schwager entgegen zu reiten. Bald trafen sie auch zusammen und mit einem kräftigen Handschlag begrüßten sich Heinrich und Rudolf, und letzterer stellte darauf seinen Schwager vor, welcher von jenem nicht minder herzlich willkommen geheißen wurde. Auch die ritterlichen Begleiter der drei Grafen wurden gegenseitig vorgestellt und bald entspann sich zwischen denselben eine Unterhaltung, wie wenn sie alte Bekannte gewesen wären.

Sobald die stattliche Ritterschar der Burg Fürstenberg so nahe gekommen war, daß sie von dem Wächter auf dem Lugin'sland wahrgenommen wurde, stieß dieser verabredetermaßen drei Mal in sein Horn. Darauf begab sich die Gräfin Agnes mit ihrer Tochter Margaretha und einigen Edelfräulein zu dem bereits geöffneten Hauptthor der Burg, welche auf dem höchsten Theil des Berges Hüfingen zu gelegen war. Graf Heinrich aber ritt mit seinen hohen Gästen den Burgweg hinan, welcher sich um die mittägige Seite des Berges herum zog und dann zur Morgenseite hinlief. Da ritten sie zum ersten in die untere, äußere Ringmauer eingebauten offenen Thor, dann auf der Zugbrücke über dem zwischen beiden Ringmauern befindlichen Graben einem zweiten Thore zu. Als sie dieses hinter sich hatten, befanden sie sich in einem von vielen zum Theil ansehnlichen Gebäuden umgebenen Hof-

raume. Da standen stattliche Vorrathshäuser, Scheunen, Stallungen &c., auch niedrige Häuser, in denen die zunächst zur Burg gehörigen Grundholden und Leibeigenen (Handwerker und Bauern) wohnten. Es war der bereits zu einem kleinen Städtchen herangewachsene Hauptfronhof Fürstenberg,[4] welcher eine für sich abgeschlossene Befestigung hatte und so zugleich die Vorburg bildete. Aus dieser ritt die hohe Gesellschaft durch ein drittes in der um das Städtchen laufenden Ringmauer befindliches Thor auf eine zweite Zugbrücke, welche über den Graben gelegt war, der das Städtchen von der etwas höher gelegenen Grafenburg trennte. Und nun stieg Rudolf von Habsburg, als er die Gräfin Agnes mit ihrer Tochter in der Halle des offenen Burgthores ersehen hatte, alsbald vom Rosse — ein Gleiches thaten auch alle übrigen — schritt mit seinem Schwager an der Hand auf dieselben zu und stellte diesen ihnen vor. Und Gräfin Agnes beehrte sie beide mit dem Willkommenskuß. Bei Margarethen aber, die, seitdem sie der Graf von Habsburg nicht mehr gesehen hatte, zur blühenden Jungfrau herangewachsen war, bedurfte es eines besonderen Winkes von Seiten ihrer Mutter, ehe sie Rudolf auch also empfieng; dem jungen Grafen Albert aber reichte sie züchtig die Rechte. Nun schritten der hohe Wirth und die edle Wirthin, deren Tochter und Edelfräulein unter dem Vorantritt des Marschalken der Burg mit ihren liebwerthen Gästen dem Saale des Herrenhauses zu, wo der Ehrenwein, ein fein' Gewächs aus dem Breisgau, in einem goldenen reich mit Edelsteinen und Perlen verzierten Becher[5] gereicht wurde. Solches that bei dem Grafen Rudolf und dessen Schwager die junge Gräfin Margaretha mit „großen Züchten" (ebenso viel Anstand als Bescheidenheit), bei den Rittern der Schenke der Burg. Darauf folgte ein Imbiß von Weißbrod, Käse und Eiern.

Bald nachdem Graf Heinrich mit seinen Gästen sich zu dem Vesper-Imbiß gesetzt, und „um das Heil" (auf die Gesundheit) seines Vetters und dessen Schwagers getrunken hatte, zog sich die Gräfin Agnes mit ihrer Tochter zurück, um sich zu überzeugen, ob der Meisterknappe und die Obermagd Adelheid, wie ihnen befohlen worden, den Gästen, insbesondere den beiden Grafen „gut Gemach," bequemes Wohn- und Schlafzimmer, bereitet haben. Sie fanden indeß alles in bester Ordnung, denn vor ihnen hatten auch der Kämmerer und Marschalk Umschau gehalten.

Nach eingenommenem Imbiß suchten die Gäste, Rudolf und Albert, von dem hohen Wirth und dessen Ehegemahl selbst, die übrigen von den Hofbeamten auf Fürstenberg geleitet, ihre Kemenaten auf, um sich unter Beihilfe von Knappen umzukleiden und auf den „Spanbetten" (Divan) der Ruhe zu pflegen. Vor dem Abendimbiß machten Graf

Rudolf und sein Schwager der hohen Burgfrau in ihrer Kemenate ihre Aufwartung; jener erzählte u. a. dies und das von seiner Reise, dieser meldete von seiner Mutter freundliche Grüße. Des Grafen von Habsburg Besuch bei der Gräfin Agnes galt zugleich als Abschied von derselben und deren Tochter Margaretha, denn diese pflegten dem Abendimbiß des Grafen und seiner Ritter nicht anzuwohnen; Rudolf gedachte aber schon den andern Morgen mit seinem Gefolge weiter zu reiten. Der Abendimbiß der Herren und Ritter, bei welchem Wildbrät, Fische und Wildenten mit gutem Constanzer Bier gereicht worden, dauerte darum auch nicht lange. Doch kamen der Graf von Fürstenberg und sein Vetter von der Habsburg, wiewohl sie bald den Saal verließen und dadurch das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gaben, nicht so bald zur Ruhe, denn der hohe Wirth begleitete seinen viel theuren Gast in seine Kemenate und da verhandelten beide mit einander noch mancherhand, von dem uns indeß nichts überliefert worden. Es wird sich um Familiensachen, wohl auch um Politik gedreht haben.

Nachdem der Graf von Habsburg weggeritten war, blieb unser junger ritterlicher Graf noch an vierzehn Tage auf der Burg Fürstenberg. Und die giengen ihm hin wie geflogen, denn man beeiferte sich von allen Seiten, ihn zu beehren und mit mancherlei Kurzweil angenehm zu unterhalten. War man durch die Ungunst des Himmels in die vier Wände gebannt, so spielte die junge Gräfin Margaretha in der Kemenate ihrer Mutter mit dem Gaste Schach. In diesem Spiel, welches zu den Künsten und Fertigkeiten der vornehmen Stände jener Zeit gehörte, waren sie und der junge Graf schon in jüngeren Jahren förmlich unterwiesen worden. Den höchsten Genuß aber bereitete es unserem jungen Grafen, wenn abendlich im traulichen Kreise der gräflichen Familie, in welchem auch die Edelfräulein und Junkherren nicht zu fehlen pflegten, Margaretha, ohne sich vorher zu zieren und lange bitten zu lassen, zu Alberts Begleitung mit der Fidel ein Liedchen sang oder selbst zur Harfe griff und zum Lob des Maien und Sommers sang:

„Wol dir, sumer, diner süezen
wüneclichen schoenen zit.
Du kanst trûren wol gebüezen (wegnehmen):
din kunft (Ankunft) hôchgemuete git (Fröhlichkeit geit, gibt).
Du bist süeze;
dâ von ich dich suoze grüeze.

Heide, velt, walt, anger, ouwe (Aue)
sach ich nie gekleidet baz (besser).
Von dem luftesüezem touwe (Thau bei linder Luft)
sind die bluomen alle naz.

Vogeline (Vögelein)
singent lop des meyen schine (Schein, Herrlichkeit)." [6]

Da war's für Jung und Alt nicht minder eine süße Augenweide, zu sehen, wie Margaretha flink und zierlich mit ihren hermelinblanken Händen die Saiten schlug. Schlanker, dabei kräftiger Wuchs, goldblonde Haare, himmelblaue Augen, blendend weiße, dabei blühende Gesichtsfarbe bildeten, soweit die Geschichte Kunde gibt, den Grundtypus der gepriesenen Schönheit der Bewohnerinnen von der Baar und so ist es noch zumeist in unseren Tagen. Darum dürfen wir uns auch von Margaretha von Fürstenberg solch' ein reizend' Bild machen, und unwillkürlich erinnern wir uns an Bissula, jenes alemannische Mädchen, welches in den Kriegen zwischen dem römischen Kaiser Valentinian (zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts n. Chr.) und den Alemannen in Gefangenschaft gerieth und als Siegesbeute in den Besitz des römischen Dichters Ausonius kam, welcher, obwohl schon ein Sechziger, von ihrer Schönheit so begeistert wurde, daß er sie — zu deutsch — also besungen hat:

„Bissula, jenseit des frostigen Rheins gezeugt und erzogen,
Bissula, welche den Quell kennt von Danubius Strom.
Einst gefangen im Krieg, dann losgelassen, ist jetzt sie
Hohe Wonne für den, welchem zur Beute sie ward.
Zur Lateinerin ist sie nun worden; doch deutsch noch von Antlitz,
Himmelblau noch ihr Aug', golden das röthlichte Haar.
Andre Heimat verräth die Gestalt, und andre die Sprache;
Diese ein römisches Kind, jene das Mädchen vom Rhein."

„Meine Bissula, Maler! — sie ahmt nicht Farbe, nicht Wachs nach,
Reize verlieh ihr Natur, wie nimmer der Kunst sie gelingen.
Mennig und Bleiweiß! geht und malet andere Mädchen!
Denn dies Farbengemisch des Gesichts — nicht malen es Hände.
Mische doch, Maler, wohlan die purpurne Ros' und die Lilje,
Und mit der duftigen Farbe davon male dies Antlitz."

Hatte der Wonnemonat helle und schöne Tage gebracht, so suchte die junge Gesellschaft — Margaretha, ihre Gespielen, Albert, Ritter Marquard von Ehingen und die älteren Knappen — die Bänke unter der Linde im Burghofe auf und unterhielt sich mit dem Räthselspiel, oder eines der Edelfräulein las eine Mär' aus alter Zeit vor, oder man spielte im Baumgarten bei der Burg Ball, trat auch den sittsamen Reigen, wobei Albert mit Margaretha den Vortänzer, beziehungsweise Vorsänger machte.

Da bereitete es Albert auch großen Genuß, wenn er, geführt von einem der gräflichen Hofbeamten oder gar Margaretha selbst, von dem

gewaltigen, über dreitausend Fuß hohen Fürstenberg aus Umschau in die Nähe und Ferne hielt. Der hatte seinen Namen — der vorderste — nicht umsonst, ebenso wenig als sein auf der andern (linken) Seite der Donau liegende Nachbar, der Wartenberg, den seinigen, denn sie beide sind nicht nur die Hochwarten der Landschaft weit umher, sondern zugleich die vorgeschobenen Wachposten des tannbewaldeten langen Walles, welchen die Natur zum Schutze der dahinter liegenden Rheinebene aufgeworfen hat.

Da lagen nun vor unseres jungen Grafen entzückten Blicken herrliche Buchen- und Eichenwälder um den Fürsten- und Wartenberg her, weiterhin aber die ganze Baar mit ihren fruchtbaren Getreidefeldern, reich bewässerten üppigen Wiesengründen, fetten Waideplätzen und langgestreckten Tannenwäldern, dazwischen ein Kranz von Städtchen, Burgen und unzähligen Dörfern und Höfen. Gegen Mittag über das nahe Dörfchen Hondingen hin sah er die schneebedeckten Spitzen und Hörner der Bergriesen Helvetiens, seiner theuren Schwester neuer Heimat; gegen Morgen und Mitternacht wies man ihm in duftiger Ferne den Heuberg, auf dem seines Vaters Schloß Hohenberg stand, gegen Abend aber schloß das großartige Panorama mit einem unermeßlichen dunkelgrünen Meere von Wäldern.

Bei solcher Umschau wußte dann der alte Kämmerer dem hohen Gaste seines Herrn auch manches aus früheren Zeiten zu melden. So erzählte er, auf das mitternachtwärts liegende Neidingen deutend, ihm also: „Auf dem Hügel dort, an dessen Fuß hin die junge Donau fließt, wo Ihr, Herr Graf, die Kapelle sehet, stand in uralten Zeiten zuvor eine Villa der mächtigen Kaiser des Frankenreichs, denen auch unsere Baar einst gehorchte. Dort hat vor beiläufig vierhundert Jahren ein Urenkel des großen Kaisers Karl fast arm und vergessen seine Tage beschlossen. Er hieß auch Karl und man nannte ihn wegen seiner ungewöhnlichen Beleibtheit nur den Dicken. Der hatte eine Zeit lang drei Kronen — die römische Kaiser-, die von Frankreich und Deutschland — auf seinem Haupte vereinigt, war aber dieser schweren Bürde nicht gewachsen, auch der hohen Ehre nicht würdig. Denn der an Körper und Geist schwache Herrscher überließ die Regierung seines großen Reiches seinem schlechten und ränkesüchtigen Kanzler und erkaufte mit Geld den Frieden von des Reiches Feinden. Darum haben ihn die Großen des Thrones entsetzt und sein Nachfolger — hieß, wie mir der Kapellan einmal gesagt, Arnulf — hat ihm aus Barmherzigkeit die Villa bei Neidingen und einige andere königliche Kammergüter zum Wohnsitz und Leibgeding angewiesen. Aber der vom Reich und Thron Verstoßene lebte in seiner Verbannung nur wenige Monate. Weiter Donau auf-

wärts sehet Ihr, Herr Graf, über dem großen, an Seen reichen Ried das Dorf Pfohren und dabei inmitten eines derselben ein Schloß. Darin haben, wie man erzählt, die Könige und auch die Grafen der Baar, wenn sie zur Jagd auf Federwild, an dem die Gegend umher so reich ist, gekommen waren, allemal Herberge genommen. Und in der Nähe von dem Jagdschloß soll den abgesetzten Kaiser, welcher, wiewohl krank, doch ein großer Liebhaber der Jagd gewesen, eines Tages vollends noch das schreckliche Unglück betroffen haben, daß er bei seines Leibes Schwere und Unbeholfenheit in einem sumpfigen Röhricht versunken und erstickt ist. [7] Führt Euch aber einmal der Weg in das Kloster Reichenau im schwäbischen Meere, so werden Euch die Mönche des also elendiglich von hinnen gefahrenen Kaisers Grab zeigen, denn dorthin wurde sein Leichnam verbracht."

An einem überaus schönen Abend saß die Gräfin Agnes mit Margaretha und ihrem Gaste auf ihrem Lieblingsplätzchen außerhalb der Burg. Man labte sich an dem Anblick der herrlichen Aussicht gegen Abend und Mitternacht und war eben auf die Ritter von Almishofen zu sprechen gekommen, da sah die Gräfin den Burgkapellan, welcher einen kleinen Ausflug gemacht hatte, auf dem nahen Fußpfade daher kommen. „Ihr kommt eben recht, Herr Kapellan," rief sie ihm zu, „um uns von dem frommen Ritterfräulein Ruchtrut zu erzählen, welches vordem auf der Burg zu Almishofen gelebt hat. Setzet Euch zu uns." Und bereitwilligst entsprach der geistliche Herr dem Wunsch seiner hohen Gräfin und hub also zu erzählen an: „Auf der Burg zu Almishofen lebte vor vielen Jahren Ruchtrut, die Tochter eines reichen Ritters. Die war ein Ausbund von einer frommen Jungfrau und schlug darin wenig in die Art ihrer Eltern und Geschwister. Und als man ihr von dem Leutpriester in dem einige Stunden von Almishofen gelegenen Dorfe Mistelbrunn gesagt, wie gar schön und erhebend der die Mette singe, da hatte sie keine Ruhe, bis sie solche gehört. Und eines Tages, um Mitternacht, ergriff es sie so mächtig, daß sie sich von ihrem Lager erhob, ankleidete, zu dem geheimen Pförtchen schlich, welches aus der Burg führte und den Weg nach Mistelbrunn einschlug. Unerschrocken betrat die fromme Jungfrau trotz der rabenschwarzen Nacht den dichten Tann, der sie bald aufnahm und in welchem bei sonstiger Todtenstille ein furchtbarer Sturm raste. Da wurde es plötzlich so helle vor ihr, wie in einem von tausend Kerzen beleuchteten Saale: ein gewaltiger Edelhirsch von siebzehn Enden stund vor ihr; auf jeder Zacke seines Geweihes flammte ein Licht; der gieng langsamen Schrittes vor ihr her; bald hatte sie sich von ihrem Schrecken erholt; sie sah in ihm den ihr von Oben gesandten Führer und folgte ihm.

Auf einmal ward es, als der Wald licht zu werden anfieng, wieder finster um sie, der Hirsch war verschwunden; dafür sah sie nicht weit vor sich ein hell erleuchtetes Fenster, hörte auch einen feierlichen Gesang, und bald stand sie vor der Kirche von Mistelbrunn. Bebend trat sie ein. Ueber die Maßen ehrwürdig erschien ihr der Priester, und himmlisch sein Gesang. Und glücklich und schnell, wie von Engels-Fittigen getragen, kam sie wiederum heim. Aber nun genügte ihrem frommen Sinne nicht mehr die Art und Weise, wie ihr Burgkapellan die Messe celebrirte. Je und je, nicht nur in lauen Sommernächten sondern selbst im kalten Winter trat sie ihren weiten Kirchgang an und allemal gesellte sich zu ihr der leuchtende Hirsch und geleitete sie bis zum jenseitigen Waldsaume.

So giengen viele Jahre hin. Sie hatte, als sie das erste Mal von der Mistelbrunner Kirche zurückgekehrt war, der Mutter Gottes das Gelübde gethan, Jungfrau bleiben zu wollen, auch die Hand manches schmucken und reichen Ritters zurückgewiesen. Und als das Stündlein ihres Abscheidens gekommen, da nahm sie den Ihrigen das Versprechen ab, sie wollten sie nicht in der Familiengruft sondern da begraben, wo Gott es wolle. Da luden sie, um dem Wunsche nachzukommen, den Todtenbaum, in welchen sie die entseelte Leibeshülle gelegt, auf einen Wagen, spannten zwei des Joches ungewohnte Stiere vor, trieben sie an und ließen sie gehen, wohin sie wollten. Der Ruchtrut Angehörigen und viele Leute von Almishofen aber folgten von Ferne. Da schlugen die unvernünftigen Thiere ohne Umwege zu machen durch Dick und Dünn den Weg nach Mistelbrunn ein und gerade auf den dortigen Kirchhof zu, machten dort Halt und legten sich nieder. Da erkannten die Angehörigen der Verstorbenen, in der dortigen Kirche sollte sie begraben werden. Und so geschah es auch.“ [8]

Zur Unterhaltung seines hohen Gastes und um denselben mit der Gegend bekannt zu machen, veranstaltete Graf Heinrich kleinere und größere Ausflüge. Da ritten u. a. Margaretha, ihre Gespielen und Graf Albert mit dem Kämmerer, einigen andern Rittern, mehreren Knappen und Knechten Hüfingen und Breunlingen zu, um in dem klaren, frischen Wasser der erlenbeschatteten Brege Forellen zu fangen. Ausnahmsweise schien auch in der hochgelegenen Baar die Maisonne sehr kräftig, darum trugen die Fräulein ländliche Hüte mit breitem Rande, theils aus weißer Seide theils aus Stroh. Die Knechte hatten sich zum Fischfang mit Netzen und Stangen, Margaretha, die Edelfräulein, Graf Albert und die Ritter mit zierlichen Angelruthen versehen. An Ort und Stelle angekommen, vertheilte sich die hohe Fischgesellschaft an dem lieblichen Ufer des durch blumige Wiesen munter

fließenden Wälderkindes und wartete, während man sich zugleich an der herrlichen Landschaft ergötzte, eben geduldig ab, bis eine Forelle an dem Köder anbiß und mit demselben hinweghuschen wollte. Und wem solch' Glück beschieden, hob jubelnd den Fisch aus dem Wasser, machte ihn los und gab ihn dem Knappen in die mitgeführte Lade. Hatte ein Fräulein einen Fang gethan, so sprang dienstfertig ein Ritter oder Knappe herbei, um den Fisch aus dem Haken loszumachen. Manchmal traf es sich, daß, wenn die Angelschnur mit der Forelle aus dem Wasser gezogen wurde, diese sich zappelnd losmachte und wieder in die Brege fiel. Da wurde der Fischer, welcher allzufrüh gejubelt, ausgelacht. Einige Knappen senkten, unterstützt von den Knechten, an andern Stellen Netze in das Flüßchen und suchten die Fische mit den Stangen in dieselben hinein zu treiben. Darauf stiegen die Knechte in das Wasser, um die etwa hängen gebliebenen Fische zu ergreifen. Als das Fischen zu Ende war, zerstreuten sich Fräulein, Ritter und Knappen, um Blumen und belaubte Erlen- und Weidenzweiglein zu pflücken, machten daraus Kränze und schmückten sich gegenseitig damit die Hüte. Alberts kunstfertige Hand aber band aus dem emsig gesammelten Material einen förmlichen Hut — einen „Schatehuot" für Margaretha, welche solchen denn auch statt ihres aus weißer Seide aufsetzte. Und zufrieden mit dem Fang, plaudernd, scherzend und singend ritten die fürnehmen Fischerinnen und Fischer heim zur Burg Fürstenberg.

Ein andermal ritt man unter dem Ehrengeleite des Kämmerers und geführt von dem gräflichen Oberfalkner auf die Reiherbeize oder Falkenjagd zum Ufer der jungen Donau und in das große mit Röhricht bewachsene Ried bei Pfohren, wo es viel Reiher, Wildenten und anderes Federwild in Menge gab. Da hatte Albert die Ehre, an Margarethens Seite zu reiten, deren schneeweißen Zelter an einem Seidenbande zu führen, im rechten Augenblicke dem edlen, trefflich abgerichteten Falken, welchen sie auf ihrer mit einem Handschuh aus weichem Leder bewehrten Linken trug, die gestickte Haube abzunehmen, dessen seidenes Fußband zu lösen und ihn kunstgerecht nach einem der Reiher zu werfen, welchen die mitgenommenen kleinen Hunde aus dem Röhricht aufgejagt hatten. Da schwang sich das stolze Federspiel kühn in die Lüfte, und von den kleinen silbernen, an den starken Fußwurzeln befestigten Schellen hub sich hell klingendes Getön.[9] Darauf folgte Albert, wie es die ritterliche Galanterie verlangte, mit größter Aufmerksamkeit dem Flug und Kampf von Margarethens Falken und brachte, wenn dieser mit seiner Beute auf den Boden hernieder gestoßen war, Sieger und Besiegten seiner Dame. Gelang es nicht, sie aufzufinden, so schickte man die kleinen Hunde aus oder der Oberfalkner suchte durch

den dem Federspiel bekannten Ruf dasselbe herbei zu locken. War aber der jungen Gräfin Falke nicht Herr über den Reiher geworden, oder demselben gar unterlegen, so sandte man einen zweiten Falken nach.

Auf solchen Ausflügen, bei denen Graf Albert als höfisch gebildeter Ritter gewöhnlich an Margarethens Seite war, gab es für beide mancherhand Stoff zur Unterhaltung. Die junge Gräfin unterhielt den liebwerthen Gast ihres Hauses vornehmlich damit, daß sie ihn mit ihrer Heimat bekannt machte, und da konnte sie des Lobes derselben nicht satt werden. Stießen sie auf Leute aus dem Volke, zumal in ihrem höchst eigenthümlichen Sonntags- oder gar Hochzeitsstaat, so meinte sie, solche schöne goldblonde und blauaugige, hochgewachsene und kräftige Gestalten, Bursche wie Maid, seien im ganzen Reiche sonst nicht zu treffen; das machen, sagte sie, das herrliche Wasser und die frische tanngewürzte Luft, welche durch die Thäler der Breg und Brig aus dem Schwarzwald komme; die schaffen die Gesichter wie Milch und Blut. Wohl kommen, das habe sie schon sagen hören, Sprache und Sitten ihrer Landsleute manchem Fremden rauh und derb vor, aber in ihrer Brust schlage ein Herz, treu, fest und ohne Falsch. „Mein Vater und seine Ritter," betonte sie ganz besonders, „können die reisigen Knechte aus der Baar, wie man ihre Heimat ja gemeinhin nennt, nicht genug rühmen. Mit diesen kernfesten, kriegslustigen Gesellen haben sie im Heere des Kaisers immer große Ehre eingelegt."

Indem sie auf die um ihre väterliche Burg und den Wartenberg gelegenen, ausgedehnten schönen Buchen- und Eichenwälder hinwies, pries sie ihrem auf jedes Wort lauschenden Begleiter den Reichthum derselben an Wild. Da gibt's für die ritterliche Jagd den stolzen Edelhirsch und den trotzigen Keuler, an welchem der Jäger Muth und Stärke erproben kann. Wem aber daran nicht genug, für den fehlt es in dem dichten Tann und den wildverwachsenen Schluchten des nahen Schwarzwaldes selbst nicht an Wölfen und Bären. Mit einem gewissen Stolz machte die junge Gräfin ihren Gast auf die stattlichen Höfe der Baar aufmerksam, in denen, wie sie sich ausdrückte, „unser Bauren-adel sitzt," ferner auf die großen Striche fruchtbaren Ackerlandes, wo auch für die Nachbarn über dem Rheine und im Walde das Brot wachse, endlich auf den großen Reichthum ihrer Heimat an üppigen Wiesen und fetten Waiden, welche die schönen Rosse, das gute Melkvieh und die großen Schafheerden der Hofbauern ernähren.

Und der junge Graf war natürlich so galant, in das Lob, welches seine reizende Begleiterin ihrer Heimat also und noch in vielen andern Dingen in so reichem Maße spendete, stets aus vollem Herzen einzustimmen, doch erlaubte er sich schließlich die Bemerkung: „Zwei Dinge

aber vermisse ich vornehmlich doch: es ist die Weinrebe und der zahme Obstbaum meiner Heimat," und knüpfte daran eine anziehende Schilderung der fröhlichen Weinlese und des herrlichen Anblicks, welchen die Obstbäume, von denen seine heimatlichen Dörfer umgeben seien, zur Blütezeit und im Herbste gewähren. „Wie das schön und lustig ist, das habe ich schon oft mit eigenen Augen gesehen und mitgemacht," versetzte darauf Margaretha, „wenn ich zu meinem lieben Oheim Konrad nach Freiburg im Breisgau geritten bin. Doch bieten die dem Schwarzwalde angrenzenden Wälder der Baar zur Herbstzeit, wenn die in großer Masse darin wachsende Preiselbeere reif ist, auch einen äußerst lieblichen Anblick dar. Da sieht es aus, als ob sich unter dem dunkelgrünen Dach der dicht stehenden Tannen ein smaragdgrüner, mit hochrothen Korallen besetzter Teppich ausbreitete. Uebrigens wird's in unserem Schwabenland wohl überall in seiner Weise schön sein, so gewiß auch bei Euch, Herr Graf." „Nicht doch," entgegnete dieser, „denn zur Steuer der Wahrheit muß ich Euch zum Beispiel sagen, daß die Striche um meines Vaters Burg Hohenberg auf dem rauhen öden Heuberg nichts weniger als schön sind, dagegen kann ich Euch die Landschaft um unser Schloß Rotenburg, wo meine liebe Mutter allermeist ihren Sitz hat, nicht genug rühmen; die ist ein wahrer Paradiesgarten. Und wenn die Menschen darin nicht glücklich sind, so haben sie wie Adam und Eva selbst ihr Glück verscherzt. Ich getraue mir's und hoffe dort als Herr und Graf in einem gesegneten Hausstande einst glücklich sein zu können."

Nachdem auf einem der Ausflüge das Gespräch zwischen Margaretha und Albert also eine Wendung genommen hatte, welche die rosigen Wangen der jungen Gräfin noch mehr röthete, wurde dasselbe, als man nicht mehr fern vom Schlosse Fürstenberg war, durch einen Zwischenfall abgebrochen, welcher dem jungen Grafen ganz neu, sonst aber im Grunde zum Schluß der Unterhaltung stimmte. Es hub sich nämlich von fern Geklingel und Geschell, und als die hohe Gesellschaft um eine Biegung des Weges geritten war, sah sie einen langen, mit vier Pferden bespannten Leiterwagen daher fahren. Näher gekommen gewahrte man, daß derselbe wie auch sämmtliches Roßgeschirr nagelneu war und letzteres reich in glänzenden Zieraten aus Messing, welche das Geschelle erhuben, prangte. Am meisten staunte Graf Albert über die Rosse, das eine Paar — Rappen, das andere — Apfelschimmel, ausnehmend starke, stämmige, wohlgenährte, stolze Thiere, wie er sie in seiner Heimat noch an keinem Bauernwagen gesehen. „Das gäbe," bemerkte er zu dem Kämmerer, welcher inzwischen an seine linke Seite geritten war, „herrliche Streitrosse, stark genug, den Ritter in Rüstung

und Waffen und ihr eigenes eisernes Dach zu tragen.“ Auf dem Handpferd an der Deichsel saß der Oberknecht des Eigenthümers, ein überaus kräftiger, stolz drein schauender Bursche; der Roßbube desselben, ein junger muthwilliger Geselle, mit dem landesüblichen Lederkäppchen auf dem Kopfe, machte den Vorreiter.

„Die führen,“ sprach der Kämmerer zu dem jungen Grafen gewendet, „die Aussteuer der Tochter eines reichen Hofbauern der Baar, deren Hochzeit in einigen Tagen sein wird, in ihre neue Heimat.“ Auf dem Wagen sah man eine große mit bunt bemaltem Betthimmel verdachte Doppelbettstatt, einen gewaltigen Kleiderkasten, zwei lange und tiefe „Tröge“ (Truhen), alles auch möglichst bunt und grell bemalt, eine Kunkel mit angelegtem Flachs in flatternden Bändern in allen Farben, einen Besen von weißen Reisern mit verziertem Stiel, dem Brautbesen, welcher, wie der Kämmerer erklärte, andeuten sollte, wie die zukünftige Frau mit Ordnung und Reinlichkeit ihr Hauswesen führen wolle. Der Kasten aber und die Truhen, meinte er, werden gefüllt sein mit dem „Staat“ (der Garderobe) der Braut, Leibweißzeug, Bett- und Tischzeug, großen Ballen von verschiedenen Linnen u. a. m. Hinter dem Wagen trabte auf einem prächtigen, reich aufgeschirrten Rosse ein junger Bauer. Er war in einen blauen, weiß abgenähten Tuchrock gekleidet, welcher offen und an den Seiten etwas zurückgeschlagen war, daher man das scharlachrothe Leibchen mit einer engstehenden Reihe von silbernen Knöpfen und den breiten grünen Hosenträger sah, welcher in einem Querstreifen über die Brust hinlief. Seine Beine staken in gelben hirschledernen Hosen, welche bis etwas unter das Knie reichten. Hier schlossen sich schwarze Stiefel, an denen silberne Sporen glänzten, mit hohen, weiten Rohren aus gleichem Leder an, deren Rand ziemlich breit zurückgeschlagen war. Auf dem Haupte trug er, kühn gegen das rechte Ohr gesetzt, einen schwarzen Filzhut mit ziemlich niederem Kopf aber sehr breiter Krempe, über die nach hinten ein breites Band in die Luft flatterte. Und kein Zweifel konnte obwalten: der junge Bauer, der so stolz und glückselig in die Welt hinaus blickte, mußte der Bräutigam sein. In Kurzem war der Wagen mit dem stattlichen Viergespann den Augen der hohen ritterlichen Gesellschaft, welche bald darauf auch am Fuße des Fürstenbergs ankam, entschwunden. Und nun erzählte, während man den langen, äußerst steilen, an dem Berg sich hinaufwindenden Weg zur Burg hinan ritt, der Kämmerer dem gräflichen Gaste von den Hochzeitsfeierlichkeiten der reichen Bauern in der Baar.

„Schon am frühen Morgen,“ hub er an, „erklingen Geigen, Schalmeien und Pfeifen. Der weitum bekannte schnurrige ‚Spielhannes‘

bläst mit seinen Gesellen vor den Häusern des Dorfes die ‚Morgensuppe' an. Sinnend, in still ernster Freundlichkeit sitzt schon die Braut in ihrer Kammer unter den Händen der sie schmückenden Schwester, ihre bereits in vollem Staat prangenden ‚Ehrenmägde' umstehen sie. Endlich steht die Glückliche in bräutlichem Schmucke da: eine thurmartige, glitzernde, perlenbehängte Krone voll farbiger Steine und Flittergold (ein Schappel) schmückt, zunächst auf einem runden Häubchen sitzend, das Haupt; die reichen Haare sind eingeflochten in hochrothe Stränge von türkischem Garn; Brust und Hals züchtig in zarten, fein gefälteten Flor gehüllt; das mit Borten besetzte und anschließenden Aermeln versehene Leibchen aus feinem, dunklem Tuch läßt einen Theil des reich eingebändelten und goldverzierten Mieders sehen; der auf schwarzem Sammtband goldgestickte ‚Schappelgürtel' umschließt die schwarzseidene Schürze und die künstlich gefältete ‚Jüppe' mit rothem und grünem Besatz, welche auf die Schuhe mit hohen Absätzen (‚Stöckleschuhe') niederwallt."

„Inzwischen ist die Musik verklungen und bald erschallt das feierliche Glockengeläute. Die Braut überschreitet die Schwelle des elterlichen Hauses und zieht mit großem Ehrengeleite zur Kirche. Von der geht der lange Zug zur fröhlichen, reichbesetzten Hochzeitstafel, welche die Masse der von Nah und Fern gekommenen Gäste kaum zu fassen vermag. Geschäftig sind die ‚Ehrenmägde' jedem derselben einen Strauß zu bieten. Mit dem Rosmarinzweig und dem zierlich zusammengelegten ‚Fazenetlein' (Taschentuch) in der Hand aber sitzt die Braut, die Königin des Festes, am Ehrenplatz des Hochzeitstisches, um sie ihre Gespielen. Ein behagliches Schmausen beginnt, dazwischen hinein klingeln fleißig die Gläser: ‚man bringt's den Freunden zu.' Bald hebt sich unter den Alten, welche alle in ihrem noch wohlerhaltenen Hochzeitsstaate erschienen, ein zutrauliches Geplauder. Wenn aber vom oberen Stockwerk her verlockend die Geigen und Pfeifen ertönen, so ist die junge Welt nicht mehr zu halten. Sie bricht lärmend dahin auf und der Tanz beginnt. Zunächst sind es einige Vortänze für die Brautleute und bevorzugte Gäste. Da werden nun mitunter gar künstliche Tänze, welche sie die ‚sieben Springe' heißen, aufgeführt. Darnach erst kommen die Ländler für das allgemeine Festpublikum. Und bis in die späte Nacht, ja nicht selten bis zum grauenden Morgen dauert das Gelage und Getöse, Gesang und Musik in wirrem Durcheinander."

Bald nachdem der Kämmerer mit seiner Schilderung zu Ende gekommen war, ritt man in das Schloß ein. Den folgenden Tag wurde nichts unternommen; man rastete. Für die nächsten Tage aber wurde verabredet, man wolle auf die Burgen einiger Herren und Ritter der Um-

gegend reiten, später auch die ferneren Thäler der Breg und namentlich Wutach besuchen. Und Graf Heinrich erwies seinem Gaste die hohe Ehre, selbst den Führer zu machen. Mit ihnen ritten der fürstenbergische Marschalk, Ritter Marquard von Ehingen, einige Knappen darunter auch Konrad von Weitingen und mehrere reisige Knechte, insbesondere der alte Jäger Kuno, der überall genauen Bescheid und manches zu erzählen wußte.

Zunächst galt der Besuch dem reichen freien Herren Konrad von Wartenberg,[10] sodann den in Almishofen und Eschingen („Tunow-Eschingen") gesessenen Rittern. An beiden letzteren Orten wurden auch die Quellenbecken besichtigt, von denen jede schon in früheren Zeiten die Ehre beanspruchte, der Ursprung des großen Donaustroms zu sein. Von Almishofen gieng der Ritt im Bregthale über Hüfingen, Breunlingen, Wolterdingen der Burg „Sindoltstein" (Zindelstein) zu. Lange aber, bevor die hohe Gesellschaft hier eintraf, zog sich ein schweres Gewitter am Himmel zusammen und nöthigte dieselbe, auf einem der ansehnlichsten Höfe der Baar, dessen Besitzer man nur den „Storchenbauern" nannte, einzusprechen. Nicht wenig staunte unser junger Graf aus dem Neckarthale über das stattliche, ganz aus Stein aufgeführte Hauptgebäude des Hofes mit seinen staffelförmig aufsteigenden Giebeln, deren einer auf der höchsten Staffel in einem dort angebrachten Gerüste ein Storchennest trug, woher denn der Besitzer eben seinen Beinamen erhalten hatte. Man hätte das Hofgebäude eher für ein Ritter- als Bauernhaus halten können.

Ehrerbietigst aber nicht in Knechtes Weise empfieng der „Storchenbauer," welcher die berittene Schar seinem Hofe hatte zureiten sehen, dieselbe vor seinem Hause. Er hielt dem Grafen Heinrich, welchen er alsbald erkannt hatte, beim Absteigen den Stegreif, nahm auch dessen Roß beim Zügel, bis seine herbeigerufenen Knechte sich desselben und der andern Rosse annahmen und in den Stall führten. Darauf bat er den Grafen mit seinem Gefolge einzutreten und geleitete den hohen unerwarteten Besuch in die sehr geräumige, holzgetäfelte Stube des oberen Stocks, in welcher es Dank den breiten Doppelfenstern trotz des schwarzen Gewitterhimmels sehr helle war. In derselben stand ein großer runder eichener Tisch, dessen weit gespreizte, sehr massive Füße mit etwas Schnitzwerk geziert waren, und in dessen Mitte eine Schiefertafel eingelassen war. Dieser Theil der großen Stube hieß der „Herrgottswinkel," weil sich dort in einer Mauernische das flitterbehangene „Känsterle" (Hausaltärchen) mit einem holzgeschnitzten Muttergottesbild befand. Auffällig auch war unserem jungen Grafen der kolossale grüne Kachelofen mit einer so breiten und langen Bank, daß ein erwachsener

Mann sich ausgestreckt darauf legen konnte. Ein aparter Theil der langen und tiefen oberen Stube des Hofbauers war der „Tempel," der durch eine besondere Thüre abgeschlossene Raum zwischen dem Kachelofen und der Wand. In demselben verbrachte die alte Großmutter, schon lebend wie abgeschieden von der Welt, meist mit Beten beschäftigt, den Rest ihrer Tage. Längs den breiten Doppelfenstern hin liefen Bänke, welche zugleich als „Tröge" (Truhen) dienten. An der entgegengesetzten Wand waren in der Höhe mit allerlei Zieraten versehene Bretter angebracht, auf denen blank gescheuerte zinnerne Kannen ꝛc. standen. Die paradirten aber nicht mehr lange, denn nachdem die hohe Gesellschaft sich auf plumpen Stühlen um den Tisch herum niedergelassen hatte, trat Friedli, der Sohn des Hofbauern in dem landesüblichen rothen „Wollenhemd" (einer Art Jacke oder Camisol) in die Stube, nahm einige herunter und stellte sie bald darauf mit kühlem Markgräfler gefüllt auf den runden Tisch, darnach zinnerne Becher, dem Grafen Heinrich den größten, den beiden Knappen die kleinsten. Nun trat der Storchenbauer in seinem sonntäglichen, weiß abgenähten, blauen Tuchrock an den Tisch heran, füllte die Becher eben voll und sagte, indem er zuletzt auch sich einen füllte und dem Grafen „brachte" (zutrank): „Wohl bekomm's, meine Herren." Darnach setzte Friedli den Gästen Brot und auf dem Hofe bereiteten Käs vor. Bald brachte er auch eine große zinnerne Platte mit „Schunken." Und die hohen Gäste zeigten sich nicht als Verächter der Aufwartung des „Storchenbauern," wollten sich aber, als, wie derselbe versicherte, der starke „Luft" das Wetter in die Ebene hinaus gejagt, zum Aufbruch anschicken. Da trat Else, die gelbblonde und blauaugige Tochter des Bauern in ihrem vollen Sonntagsstaat — der kunstreich gefälteten Jüppe mit dem silbernen Gürtel, dem goldverzierten Mieder („Brustlatz"), dem rothen vom seidenen Mailänder Halstuch bedeckten Koller — in der Rechten eine große Schüssel voll köstlich duftender „Sträuble" („Küchle") in die Stube, und setzte, ohne verlegen zu sein oder sich zu zieren, das Traktament mit einem „Knix" (einer Verbeugung) und den Worten: „Sind au Gott willchom, mine Herre, lant (lasset) üch die Küechle guot schmecke," auf den Tisch und entfernte sich unter einem zweiten „Knix." Das thaten denn die Gäste auch — denn einem so schönen „Maidli" wollten sie keinen Korb geben. Doch drängte der Graf bald zum Weiterritt. Und als es wirklich damit Ernst wurde, geleitete der Storchenbauer seinen Besuch vor das Haus, wo die Rosse wie auch die Knechte und der Jäger des Grafen schon bereit standen. Auch letztere waren in der unteren Stube gut und reichlich bewirthet worden.

Mit den Worten: „Gehab dich wohl und hab' Dank für deine

Bewirthung," reichte Graf Heinrich dem Storchenbauer die Rechte und schwang sich unter dessen Beihilfe auf sein Roß. Und nun gieng's in ziemlich scharfem Ritt im Thale der Breg Wolterdingen zu. Beim Abreiten hatte der gräfliche Marschalk jedem der Knechte des Hofbauern einen Constanzer Silberschilling in die Hand gedrückt. Als Albert eine kurze Strecke an des Grafen Heinrich Seite geritten war, sagte er u. a. zu diesem: „Habt Ihr, Herr Graf, an dem Hause des Hofbauern auch den gewaltigen Stierschädel unter der obersten Staffel, darauf das Storchennest ist, gesehen? Was soll das wohl bedeuten?" „Da bin ich, mein liebwerther Gast, überfragt, mein Jäger aber kann Euch hierüber gewiß Bescheid geben," antwortete Heinrich und wandte sich zu dem hinter ihm trabenden Marschalken mit den Worten: „Rufe den alten Jäger an die Seite des Grafen, er soll ihm den Stierschädel an des Storchenbauern Haus deuten."

Als der alte Kuno, der Sohn eines armen Bauern, der zu einem großen Hofe der Baar gehörte, an die linke Seite von seines Herren Gast geritten war, sprach er: „Herr Graf, Ihr wollet wissen, welche Bewandtnuß es mit dem Stierschädel an des Storchenbauern Haus hat, darüber kann ich Euch Bescheid geben." Und fuhr also fort: „Den könnet Ihr noch an manch' anderem Haus in unserer Baar sehen, und nicht umsonst grinzt dieses hohle, von Wind und Wetter gebleichte Gebein gespensterhaft den Menschen an, denn wisset, sobald man das Rumoren eines Hauskobolds gewahr wird, läßt man solchen in den Stierschädel bannen und Menschen wie Vieh sind dann von dessen Unwesen und Plage befreit. Und an Unholden fehlt es bei uns weder im Haus noch im Stall, auch nicht in Ried und Wald. Darum ertönt Winters allabendlich um neun Uhr bei uns allwärts die geweihte Schnee- und Nebelglocke, um den von denselben irregeführten Wanderer wieder auf den rechten Weg zu weisen." Und bereitwilligst belehrte der redselige Alte unsern jungen Grafen auch über manches andere was demselben in Landsart und Sitte der Baar fremd vorgekommen. So nahm er u. a. von dem Storchenbauren Veranlassung, von den reichen Hofbauern der Baar überhaupt zu reden. „Diese besitzen," fuhr er in seinem Gespräch fort, „meist mehr als hundert Jauchart fruchtbares Ackerfeld, welches reichlich Korn und Gerste trägt, was sie an die Schweizer- und Wälderleute verkaufen, große Strecken fetter Wiesen, dazu gute Waiden für ihre Rosse, Kühe, Schafe und Gaisen, und mit ersteren treiben sie viel Hoffahrt."

Während der alte Jäger Kuno sich's also angelegen sein ließ, den fürnehmen Gast seines Herrn gut zu unterhalten, kam man der Burg Zindelstein („Sindoltstein") auf einem hohen, über dem Bregthale ragen-

den Granitfelsen, welcher durch eine tiefe Schlucht von dem rückwärts anstoßenden Bergrücken getrennt ist, nahe, und der Jäger ritt nun zurück zu den Knechten. Auf derselben saß ein Ritter Rudolf von Bonndorf (nicht weit von Donaueschingen) als des Grafen Burgmann („Burggraf").[11] Diesem hatte man schon den Tag zuvor durch einen reisigen Knecht die hohen Gäste ansagen lassen; dieselben wurden daher auch möglichst gut beherbergt und bewirthet. Freilich große Ansprüche durften sie in beiden Beziehungen nicht machen. Und es geschah auch nicht.

Nachdem man am andern Tag den frugalen Morgenimbiß eingenommen hatte, führte der gräfliche Burgmann den Gast seines Herrn auf die mit einem Zinnenkranz und kleinem Wächterhaus versehene Plattform des hohen festen Hauptthurms, um ihm die Gegend umher zu zeigen. Da sahen sie auf- und abwärts ein Stück des Thales, durch welches die Brege ihr grünes, klares Wasser meist über große Steinblöcke schäumend hinwälzt; hohe tannbewaldete, hie und da von kahlen Felsen gekrönte Berge, welche das Thal begleiten, lange, waldige Rücken, die sich in dasselbe hinabziehen und es in der Ferne zu schließen scheinen. Bald gesellte sich zu dem hohen Besuche auch der alte Thurmwächter, das lebendige Lagerbuch der Gegend. „Bei uns," hub der redselige Alte zu erklären an, „beginnt der Schwarzwald und man sieht thalaufwärts nichts als Himmel und Wald. Zwischen Wiesen und Wäldern liegt versteckt das wenige Ackerfeld, auf welchem der Wäldner seine Halmfrüchte, Haber, Roggen und Gerste baut. Einen großen Reichthum machen für ihn seine vielen von einer Unzahl Quellen und Bäche bewässerten Wiesen, welche mit seinen großen Waideplätzen ihm seine Rosse, seine Schafe und sein Hornvieh ernähren. Das klare frische Wasser seiner Bäche liefert ihm eine Masse guter Fische, die köstliche Forelle u. a. m. Der Wald gibt ihm das Bauholz, welches jeder Hofbauer auf seiner eigenen Klopfsägmühle schneiden läßt, Holz in Menge, um seinen großen grünen Kachelofen den größeren Theil des Jahres hindurch gehörig warm zu halten, auch den Kienspan, um seine Stube zu erleuchten, Kohlen brennen zu lassen u. a. m. Und doch fult das meiste Holz im Wald uf dem Stamm."

Nach der Umschau in der Gegend wies der Burgmann von dem Thurme aus unserem Grafen die einzelnen Theile des Schlosses, dessen Hut ihm anvertraut war und sprach von der ausnehmenden Festigkeit wie auch dem hohen Alter desselben. „Mit Verlaub, Herr Ritter," fiel hier der alte Thurmwächter ein, „ja, nicht umsonst geht allerlei wunderlich' Gerede bei uns aus uralter Zeit über den Zindelstein um. Von da soll, so erzählt man, vor langer, langer Zeit ein tapferer Rittersmann mit einem großen Christenheere in's Morgenland gegen

die Mohren und Türken ausgezogen sein, manchen davon erschlagen und reiche Beute heimgebracht haben. So einen Karfunkelstein. Der sei so feurig gewesen, daß, wenn er ihn in stockfinsterer Nacht auf die Ringmauer seiner Burg gelegt, er so gezündet und gefunkelt habe, daß es im ganzen Bregthale bis nach Wolterdingen hinab helle geworden sei. Daher habe die Burg auch ihren Namen bekommen."

Noch an dem gleichen Tage machten unser Graf Albert und der Burgmann auf Zindelstein mit dem Jäger des Schlosses einen Ritt in's Thal bis zu einem Wälderhof, welcher linker Hand auf einem sanften Hügel, nahe bei einer Schlucht lag. Den hatte man von dem Thurme aus erblickt und der Gast aus dem Neckarthal wünschte ihn näher zu besichtigen. Derselbe war Eigenthum eines freien Bauern, und dazu gehörten ausgedehnte üppige Wiesengelände, große Strecken guter Waideplätze, viele hundert Jauchart Wald, darin die Jagd, das Fischwasser und sonstiges Nutzungsrecht eines ansehnlichen Baches u. a. m. In die Nähe desselben gekommen, sahen sie vor sich ein weitläufiges, aus mehreren Gebäuden bestehendes und mit einem hohen engen Zaun aus Tannenstämmen umgebenes Anwesen. Bald erhub sich heftiges Bellen eines gewaltigen Hundes, welcher in der Umzäunung herum raste; darum machte man auf den Rath des Jägers Halt. Das Hauptgebäude ruhte, wie sie sahen, auf einem steinernen, einige Schuh hohen Unterbau, sein Gerippe bestand aus gewaltigem Eichengebälk und das Ganze war überhaupt aus Holz aufgeführt. Es hatte außer dem Erdgeschoß nur ein Stockwerk, war von bedeutender Tiefe, mit dem hinteren, gegen Mitternacht gelegenen verhältnißmäßig schmalen Giebel an den rückwärts liegenden Berg angebaut, der mittägige Giebel in seinem schmalsten Theile mit einem schiefen (Schwalben-) Dach bedeckt; auf den beiden Langseiten gegen Morgen und Abend aber sprangen die flachen Dächer, welche wie auch die der schmalen Giebel mit starken, breiten Schindeln gedeckt waren, weit über das einzige Stockwerk vor. Dieses zeigte auf der linken Hälfte des mittägigen Giebels, auf dem sich der Eingang, zu welchem eine Freitreppe führte, befand, eine schmale, mit einer durchbrochenen Brüstung versehene Laube, von welcher, wie der Jäger sagte, eine Thüre in die dahinter gelegene große Wohnstube führte. An der Brüstung der Laube stand hinter einigen Blumentöpfen von Rosmarin u. dgl. ein altes Mütterchen, welches mit ängstlichen Blicken auf die angekommenen berittenen Herren herunter sah. Auf der gegen Morgen gerichteten Langseite lief ein balkonartiger Gang hin, über den und die dahinter befindlichen Fenster das Dach herlief. Auch von diesem führte, wie man sah, eine Thüre in die große Wohnstube. Das Erdgeschoß hatte auf der Mittagseite,

links von dem Eingang, drei neben einander befindliche Fenster. In dasselbe konnte man auch von einem Küchengärtchen, welches seine eigene Umzäunung und einen kleinen laufenden Brunnen hatte, gelangen. Dabei sah man eine Art Häuschen, welches der junge Graf aus dem schwäbischen Unterlande für einen großen Schweinstall hielt; der Jäger aber belehrte ihn, es sei das „Milchhäuschen.“ Innerhalb der von einem schiefen Dächchen bedeckten vier Holzwände befindet sich, erklärte er weiter, ein großer Trog; darin stehen die Milchtöpfe, durch jenen aber fließt beständig eine aus dem nahen Berge sprudelnde klare Quelle, welche die Milch stets frisch erhält.

Außerhalb des hohen Zaunes senkte sich ein grüner Rasen, auf welchem ein kleiner Knabe behaglich auf dem Boden liegend junge Gänschen hütete, zu einem klaren, muntern Bache hinab, in welchem zwei größere Jungen eben mit Fangen von silberschuppigen Greßlingen und Grundeln beschäftigt waren, nun aber ihr Fischen aufgaben und die Reiter angafften. An mehreren Stellen waren Diele über den Bach gelegt; der fremde Besuch aber hatte diesseits des Baches Halt gemacht, da nach der Meinung des Jägers allem nach außer dem alten Mütterchen von Erwachsenen sich gerade niemand im Hofe befand und trat, nachdem man sich möglichst umgesehen hatte, den Heimritt an. Auf diesem ergänzte der Jäger, welcher schon oft auf dem Hofe gewesen war, die kurze Besichtigung desselben von außen. „Das weitläufige Gebäude, welches wir gesehen,“ hub er an, „ist das Wohnhaus des Hofbesitzers, enthält im Erdgeschoß die große Gesindstube, einige Kammern und die Küche, in dem Stockwerk gegen Mittag und Morgen die sehr geräumige Wohnstube und wieder einige Kammern für die Familie, unter dem Dach einen großen Speicher. Unter dem Gebäude läuft zum Theil in den Berg hinein der Keller, in dem es an gutem Wein aus dem Breisgau, den der Hofbauer dort für Erlös aus Vieh zu kaufen pflegt, nicht fehlt. Die übrigen Gebäude, welche wir gesehen, enthalten theils die großen Heuböden, theils die Traschtenne für die Gerste, den Haber und Roggen, welche eingeheimst worden, theils die Stallungen für Roß, Rindvieh, Schafe, Gaisen und Schweine, welche aber alle den ganzen Sommer auf den Halden, darnach bis zum Anfang des Winters auf den Wiesen waiden. Der Besitzer dieses Hofes hat allein an hundert Stück Hornvieh. In den Stallgebäuden haben auch die Knechte und Roßbuben ihre Schlafkammern. Sonst noch befinden sich in der Umzäunung Schöpfe für Wagen, Holzvorräthe u. a. m., endlich, was selten fehlt, ein Immen-(Bienen-)stand, denn auf den weiten Haidestrecken, und vornehmlich wo der Besenginster mit seinen goldgelben honigreichen Blumen in

Masse blüht, finden die Immen Sommers reichlich Nahrung. So ist unser Schwarzwald, wie rauh er auch dem Unterländer erscheinen mag, doch ein Land, wo Milch und Honig fleußt. Und die Besitzer solcher Höfe, wenn auch mancher von diesen Erblehen von einem Grafen oder edlen Ritter ist, sind die Herren im Walde. Die erblichen Inhaber der Mühle und Fischerhütte an des Hofes Bache, der Köhlerhütte in dem Hofwalde aber sind die G'husen (mit Weib und Kind sich häuslich niedergelassene Leute), die Dienstmannen des Hofbauern, zu denen noch seine ledigen Dienstboten (Ehhalten) kommen. Da kann man an den langen Winterabenden in der großen oberen Stube des Hofbesitzers neben dessen Nachbarn und Freunden (Hagarten, Heimgarten) den Müller, Köhler und Fischer, die ledigen Knechte des Hofes um den warmen Kachelofen versammelt sehen, und sich beim Schnurren der Spindel und flackernden Scheine des Kienspanns mit mancherhand Dingen — wie sich auf der Waide ein Stück Vieh verlaufen, ein anderes vom Fall eines morschen Stammes erschlagen worden u. a. m. unterhalten. Da erzählt der Bewohner der einsamen Köhlerhütte auch von allerlei Spukgeschichten, den neckischen Waldweibchen u. dgl., und andächtig hört ihm alles zu. Der Hofbauer aber sitzt inmitten seiner hörigen und ‚pofren Lüte' gravitätisch in seinem hohen Lehnsessel, wie ein Graf im Saale des Palas, umgeben von seinen Vasallen und Dienstmannen. Ist aber das allgemeine Kirchweihfest herangekommen und der Hofbauer mit seinen zahlreichen Dienstboten zufrieden, so sieht man diese eines Tages an einem langen Tische in der großen Stube sitzen und den Besitzer mit seinem Weibe ihnen auftragen, was Vorrathskammer, Küche und Keller Gutes haben."

Als Graf Heinrich des andern Tages mit seinem Gast vom Zindelstein heimritt und diesem wieder seinen alten Jäger als Cicerone beigab, begegnete die kleine berittene Schar einem schmucken „Maidli," welches mit einem untersetzten Manne von gebräuntem rundlichem Gesicht, schwarzen Augen und Haaren und einem ziemlich betagten Weibe in einer Pelzkappe, ohne Zweifel seinen Eltern, des Weges daherkam. „Das sind Lüte aus dem Walde," sagte Kuno zu unserem jungen Grafen, „und das Maidli ist in seinem größten Sonntagsstaat. Die kommen sicherlich von dem B'schauet (der Brautschau)." Mit großer Verwunderung und sichtlichem Wohlgefallen betrachtete Albert die junge Schwarzwälderin und der Jäger Kuno war so schlau, ein Gespräch mit den Leuten anzuknüpfen, um sie ein wenig aufzuhalten. Sehr vortheilhaft wurde die blühende, schlanke Gestalt des Mädchens noch gehoben durch seine Tracht: Die schneeweißen, zierlich in Falten gelegten Hemdärmel, das rothsammtne Mieder mit goldener Nestel, den

dunkelgrünen Koller, den gelben Strohhut mit ziemlich hohem Kopf und breiter Krempe, darunter die gewaltigen hellbraunen Zöpfe, die weit über den Rücken hinabhiengen, die kunstreich gefaltete dunkle „Jüppe“ mit breitem grünem Saum.

Als die Leute wieder ihres Weges gegangen waren, wandte sich Graf Heinrich, welcher inzwischen mit seinem Marschalken über verschiedene Geschäfte seines Grafenregiments gesprochen, zu seinem Gaste und sprach: „Nun, wie gefallen Euch die Mädchen des Waldes? ich denke gut.“ „Ja, gnädiger Herre,“ warf nun der Jäger ein, „die werden von ihren Burschen auch hoch gehalten und ihnen zu Ehren manche seltsame Feste gefeiert. Da solltet Ihr,“ sprach er und wandte sich zu dem Gaste seines Herrn, „Herr Graf, einmal im März, am Abend der Jungfernfastnacht, in diese Gegend kommen und dem „Sägswerfen“ anwohnen.“ „Erzählet mir's wenigstens, Alter,“ sprach darauf Graf Albert. Und Kuno hub also an: „An genanntem Abend versammeln sich die Bursche der Gegend umher auf einer freien hohen Halde über dem Thale der Breg; in diesem sammeln sich die Zuschauer, in einem besonderen Haufen die Mädchen. Wenn es nun finster geworden, sieht man oben auf der Halde ein gewaltiges Feuer auflodern. Inzwischen haben die Bursche eine schöne Tanne gefällt, in scheibenförmige Stücke zersägt und in dieselben runde Löcher gemacht. Jeder ergreift nun eine solche Scheibe, steckt sie vorn in eine Stange. Und nun hält einer um den andern seine Scheibe in's Feuer, um sie anzuzünden. Brennt die Scheibe des ersten lichterloh, so tritt er an den Rand der Halde, ruft mit lauter Stimme in's Thal hinab:

„Die Sägs fahrt links, die Sägs fahrt rechts;
Sie macht's der Jungfer . . .* grade recht,“

schwingt seine Stange herum und schleudert rasch die brennende Sägs (Scheibe) mit einem kräftigen Wurf in's Thal hinab. In mächtigen Bogen, wie ein schießender Stern fliegt die feuersprühende Scheibe durch die finstere Nacht, um unten zischend in der Brege zu erlöschen. Und so macht's einer nach dem andern. Den andern Tag erhält dann jeder Bursche von seinem ‚Maidli‘ zum Dank für die ihr erwiesene Ehre eine große Platte von Fastnachtsküechle, welche sie selbst bereitet hat. Unsere Pfaffen aber sagen, dieser uralte Brauch sei ein ‚heidnisch Treiben‘ und eifern dagegen; hilft aber nichts.“ Als der Jäger geendet, sprach Graf Albert: „Wirklich eine sehr seltsame Art, seinem Trut (seiner Geliebten) die Huldigung darzubringen; in meiner Heimat

* Hier nennt er den Namen seiner Auserwählten.

ist es Sitte, in der Johannisnacht auf Bergen Feuer anzuzünden und feurige Räder aus Stroh in die Thäler hinab rollen zu lassen; doch ist es wieder etwas ganz anderes.“

Darauf wandte sich der Graf von Fürstenberg zu Graf Albert mit den Worten: „Nun kennet Ihr jetzt Landesart und Sitte von der Baar und dem Schwarzwald und seid Ihr mit meinem alten Kuno zufrieden?“ „Ja wohl, und ich bin ihm sehr dankbar,“ erwiederte Graf Albert und reichte dem Jäger die Hand, welcher nun zu den Knechten zurück ritt, die ihn ob seiner Redseligkeit und Weisheit „foppten“ (verspotteten). Dafür unterhielt sich Graf Heinrich bis zur Ankunft auf Fürstenberg mit seinem Gaste, indem er mancherhand Fragen an ihn richtete über seine Eltern, Geschwister und Heimat, auf das Kloster Bebenhausen zu reden kam, in dem sein Oheim Rudolf damals als Mönch lebte, von seiner Burg Urach, der Wiege seines Geschlechts sprach, welche er, wie der Leser hier erfahren möge, aber ein Jahrzehent später an das Grafenhaus Wirtemberg verkaufte, u. a. m.

Auf Fürstenberg angekommen, konnte Albert der hohen Burgfrau und deren Tochter nicht genug rühmen und erzählen, wie viel Neues und Schönes er auf der Ausreise gesehen und gehört habe. Und schon nach einem Rasttag ritt Graf Heinrich am frühen Morgen mit seinem Gaste, dem Marschalken und einigen Knechten in das wild romantische Wutachthal zur Burg Blumeneck, auf der ein Lehensmann seines Hauses saß. Man ritt von Fürstenberg mittagwärts nach Achdorf, überschritt dort das Thal der Wutach und schlug den Weg nach dem Dorfe Blumeck (Blumeneck) ein. Da angekommen wandte man sich links. Schon hörte man das Tosen und Rauschen des Wildwassers und bald sah man sich einer schauerlichen Schlucht nahe. Zu beiden Seiten derselben erhoben sich steile Felsen, aus der Tiefe der Schlucht aber ragte ein gewaltiger Felsklotz empor, auf welchem sich ein hoher viereckiger Thurm von drei Stockwerken, umgeben von einer Ringmauer, erhob.* „In diesem Adlerneste,“ sprach Graf Heinrich zu seinem Gast gewandt, „sitzt mein tapferer Ritter Konrad von Blumeneck.“ Nun vernahm man von der Plattform des mit Zinnen gekrönten Thurmes drei Hornstöße. Bald erschien auf derselben der Ritter selbst, um nach den Ankömmlingen auszuspähen. Da erkannte er sogleich seinen Lehensherrn. In Kurzem fiel von dem Fels eine Brücke zum Rande der Schlucht herüber. Ein Pförtchen öffnete sich in der Ringmauer; der Ritter trat aus demselben, hinter ihm ein Knappe und ein Knecht, und lief eiligst über die Brücke, um seinen Herrn ehrerbietigst zu begrüßen. Mit den Worten: „Will-

* Vergl. J. V. v. Scheffels „Juniperus“ S. 16 f., 97 ff. 105.

chommen, min gnädiger Herre," trat er zu dem Grafen, hielt dessen Stegreif; ein Gleiches thaten der Knappe und der Knecht des Ritters bei dem Grafen Albert und dem fürstenbergischen Marschalk. Von dem Rosse gestiegen stellte Graf Heinrich seinen Gast vor. Und nun gieng's zusammen über die Fallbrücke, unter der in großer Tiefe die Wutach über Felstrümmer und alte Tannenstämme, welche in ihrem Bette lagen, ihre wilden Wasser fortwälzt, in die Burg. Diese bestand nur aus dem bereits erwähnten gewaltigen Thurme, einem höheren aber sehr schlanken Lugin'sland und einigen unbedeutenden Gebäuden, welche viel niedriger waren als die Ringmauer und einige Kammern für Knechte, Ställe und Speicher enthielten. Unverweilt führte der Ritter von Blumeneck seine Gäste auf einer hölzernen Freitreppe auf den Umgang der Ringmauer, welche sich hart auf dem Rande des Felsen erhob. Die Brustwehr derselben war mit vielen nach innen und außen sich erweiternden Schlitzen versehen und der Umgang mit einem Dache bedeckt. Von demselben war ein Brückchen zu des Thurmes Eingang etwa dreißig Schuh über dem kleinen Burghof gelegt. Von dieser Höhe an hatte der Thurm noch drei Stockwerke. Das Erdgeschoß desselben, in welches man von dem untersten Stockwerk gelangte, hatte nur wenige und ganz schmale Licht- oder Luftöffnungen und diente theils als Keller theils als Gefängniß (Burgverließ). Im ersten und zweiten Stockwerk wohnten der Ritter und seine Familie. Jener pflegte sich indeß meist im dritten Stockwerk aufzuhalten. Von diesem Gemach führte eine eiserne Fallthüre auf die Plattform des Thurmes, welche mit einem Zinnenkranz umgeben war, und auf der sich eine kleine Wächterwohnung befand. Schmale, wegnehmbare Stiegen führten von einem Stockwerk in das andere und auf die Plattform, von welcher man eine sehr weite Aussicht genoß (s. unten).

Der Ritter führte seinen hohen Besuch in die Kemenate des dritten Stockwerks, in deren Kamin ein lustiges Feuer brannte und deren Boden mit ganz gewöhnlichen rothen Thonplättchen belegt war. In diesem Gemach, welches den Rittersaal vorstellen sollte, pflegte der Blumenecker nämlich seine Freunde und sonstige Besuche zu empfangen auch Geschäfte abzumachen. Auf jeder Seite desselben war ein nach Innen und Außen merklich erweiterter Mauerschlitz, in dessen Verengung ein wegnehmbares, sehr enges hölzernes Gitter (Fenster) angebracht war, der aber von Innen auch noch durch eine eiserne Klappe ganz geschlossen werden konnte. Vor jedem Schlitz befand sich in der ausnehmend dicken Mauer eine mannshohe Nische und in jeder war eine steinerne Bank angebracht. An zwei anderen Stellen befanden sich in der Mauer kleine mit eisernen Thürchen versehene Nischen. In der

einen bewahrte der Ritter seine Pergamentbriefe, in der anderen Geld, Kleinodien, silberne Becher und andere Dinge von Werth. An den ehedem weiß getüncht gewesenen Wänden hiengen Schilde und Schwerter, Spieße und Jagdhörner. Die übrige Ausstattung dieses mittelalterlichen Rittersalons war höchst einfach. In der Mitte befand sich ein runder eichener Tisch, dessen Platte und schragenartiges Gestell gleich plump und schmucklos waren. Um denselben standen einige dergleichen Stühle. Von der aus eng an einander gereihten Balken bestehenden Decke hieng auf den Tisch eine Oellampe herab. In der Nähe des Kamins war eine ziemlich breite Bank mit Rücklehne. Auf und vor derselben lag ein schöner Wolfspelz. Das war das Ruhebett des Burgherrn. Solches bot der Ritter beim Eintreten seines Besuches auch alsbald seinem Herrn zum Sitz an. Der Knappe aber kam eiligst mit weichen Polstern herbei, legte sie auf die steinernen Bänke in den Fensternischen und nahm die hölzernen Gitter weg. Und nun lud der Ritter den Gast und Marschalken seines Herrn ein, dort Platz zu nehmen und sich inzwischen an dem vom nahen Tann zu ihnen heraufschallenden Vogelsang zu ergötzen. Darauf entfernte er sich unter Entschuldigungen.

Nachdem Graf Heinrich von Fürstenberg ausgeruht auch den Anzug von seinem Knappen hatte zurecht machen lassen, ließ er durch diesen den Ritter von Blumeneck rufen und drückte gegen ihn den Wunsch aus, er möchte noch vor dem Imbiß der Burgfrau in ihrer Kemenate — wie wir jetzt sagen — seine Aufwartung machen. Dies vernahm der Ritter mit sichtlicher Freude, bemerkte aber, sein Ehegemahl schicke sich eben an, den hohen Besuch mit ihrer ältesten Tochter zu begrüßen. Aber der Graf von Fürstenberg beharrte in ritterlicher Galanterie auf der Ausführung seines Wunsches und ersuchte den Blumenecker, er solle ihn und seinen Gast zu gelegener Zeit bei seinem Gemahl einführen. Darauf gieng der Ritter wieder weg, und es stund ziemlich lange an, bis er wieder kam und die Nachricht brachte, sein Ehegemahl rechne es sich zu hoher Ehre an, den Herren in seiner Kemenate ehrerbietigst begrüßen zu dürfen, wie auch den jungen Grafen, seinen Gast, kennen zu lernen. Die Rittersfrau hatte dazu einen für ihren Stand kostbaren aber doch bescheidenen Anzug angelegt: ein Unterkleid (Rock) aus feinem grünem Wollenstoff (Barragan), welches am Oberkörper dem Wuchse (der Taille) angepaßt war, von den Hüften an aber in reichem Faltenwurf herabfiel und so lang war, daß man keine Spur von der Fußbekleidung sah, überdies noch eine Schleppe hatte; die Aermel reichten bis zum Handgelenk, waren engauliegend und wie auch der Halssaum mit einer gewirkten bunten seidenen Borte besetzt. Das Oberkleid war aus rothem Zendal (Seidestoff),

um den Oberkörper auch eingezogen, von da an gleichfalls faltenreich, aber kürzer als das grüne Unterkleid. Es hatte keine Aermel aber am unteren Saume und am Halse einen Besatz von einer schwarzen silbergewirkten Borte. Auf dem Kopfe trug sie eine kleine, weiße, mit Stickerei gezierte barettartige Haube (ein „Gebende"), welche durch ein Kinnband festgehalten wurde. Ihr Haar war aufgebunden und in ein breites, schleierartiges Kopftuch gehüllt.

Die Gewandung, in welcher die Tochter des Ritters von Blumeneck, eine blühende Jungfrau, erschien, war in Bezug auf Schnitt der ihrer Mutter in der Hauptsache gleich, nur hatte das Oberkleid kurze Hängeärmel, auch waren Stoffe und Farben kostbarer, beziehungsweise lebhafter. An Schmuck trug das Ritterfräulein eine „Fürspange" (Broche), auf der ein Edelstein glänzte. Das pünktlich gescheitelte, goldblonde Haar wurde durch ein schmales, blaues Sammtband festgehalten, lag um die Schläfe in kurzen zierlichen Löckchen, wallte aber sonst lang und reich frei auf Schulter und Rücken nieder.

In der Kemenate, in welcher die Rittersfrau den hohen Besuch empfieng, sah es etwas gemüthlicher aus, als in der des dritten Stockes. Der gleichfalls aus Fliesen bestehende Fußboden war theilweise mit gewirkten Teppichen, sonst mit frischen Tannenzweiglein auch einigen Blumen bestreut. Die Wände waren mit grünglasirten Ziegelplättchen bekleidet, zwei von den vier Mauerschlitzen in ihrer Verengung durch bunte Glasfenster, die beiden andern dagegen durch mit starkem grünem Flor bespannte, hölzerne Rahmen verschlossen, übrigens auch hier alle noch durch eiserne Klappen ganz verschließbar. In den tiefen Mauernischen, deren Fenster von Glas waren, standen hölzerne Stühle; die Sitze waren mit Polstern bedeckt, hatten aber keine Lehnen, dafür war die Rückwand jeder der beiden Nischen mit einem bunten Teppich behangen. Vor jeder Bank war an der Wand ein zierliches Brettchen, welches zurückgeschlagen werden konnte und als Arbeitstischchen diente, angebracht, und auf dem Boden stand ein kleiner Fußschemel. In der Nähe des Kamins war ein mit Polstern wohlversehenes „Spanbett" (Ruhebett, Divan), welches sonst, wenn das Oberbettzeug in einer in der Kemenate befindlichen Truhenbank verwahrt wurde, auch als Schlafstätte diente. Davor lag ein gewirkter Teppich. In der Mitte des Gemaches stand ein kleiner runder Tisch, welcher mit einem Teppich aus schneeweißem, feinem, gemodeltem Linnen bedeckt war und auf dem ein kleines Gebetbuch lag. Die Decke der Kemenate bestand aus einem Täfelwerk, welches bemalt war, und von derselben hieng ein kleiner Kronleuchter herab, der mit einigen Wachskerzen besteckt war. Auch die Kemenate der Rittersfrau hatte zwei kleine Nischen, in deren einer

eine kleine, bunt bemalte Lade, in der andern aber das in Holz geschnitzte Conterfeit des heiligen Fridolin stand. In einer Ecke des Gemachs standen zwei zierlich gedrehte und bemalte „Kunkeln," welche mit Flachs umwickelt waren und von denen die eine reich mit bunten Bändern geziert war. Endlich hieng in einer der mit Glasfenstern versehenen Nischen ein Käfig mit einem Vogel von amaranthrothem Gefieder.

Ehrerbietigst empfiengen die Burgfrau und deren Tochter den hohen Grafen und dessen Gast, welche von ihrem Gemahl eingeführt worden waren, und luden sie ein, sich auf dem Spanbett gnädigst niederzulassen. Graf Heinrich und seinem Gast aber däuchte es, diesen Ehrenplatz sollten die Rittersfrau und deren Tochter einnehmen und griffen unverweilt zu den Stühlen in den beiden Fensternischen und setzten sich bei denselben nieder. An Stoff zur Unterhaltung fehlte es nicht. Der junge Graf vom Neckar drunten, welcher die „Landsart" (die Gegend) zuvor nie gesehen hatte, rühmte die kräftigen, biderben Bewohner, die stattlichen Höfe, die herrlichen Wälder mit ihren hohen, kerzengeraden Tannen, die würzige Luft in denselben, die weitgestreckten Halden, auf denen er zahlreiche Viehheerden hatte waiden sehen, das wildschöne Thal der Wutach mit ihrem klaren fischreichen Wasser, die von zahllosen Quellen und Bächen bewässerten Wiesengründe um sie her. So einsam gelegene, trauliche Thälchen, so schauerliche Schluchten und wilde Felsparthien, meinte er, gebe es in seiner Heimat nicht, auch nicht so kühn im Waldversteck gelegene Felsenschlösser wie die Blumeneck. Freilich, fügte er, sich zu dem Ritterfräulein wendend, theilnehmend hinzu, — wird man sich zumal in dem langen, strengen Winter des Waldes auf diesem einsamen Fels von der übrigen Welt ganz abgeschieden und verlassen fühlen und die Ankunft des Frühlings kaum erwarten können. Hierin gab das Fräulein dem jungen Grafen zwar Recht, bemerkte aber, die Landschaft um ihre Felsenburg her habe doch selbst im Winter ihre Reize und es sei ganz gemüthlich, wenn man, während draußen die Schneestürme toben, hinter den festen Mauern geborgen, um das warme Kaminfeuer her, hinter der Kunkel oder an dem Stickrahmen in traulichem Gespräch mit Vater, Mutter und Geschwister sitze. Da pflege jener, wozu er sonst sehr selten komme, von den Zeiten zu erzählen, als er an dem Hofe des Herzogs von Zähringen Edelknabe und Knappe gewesen. „Ja, da muß es," fuhr das Fräulein fort, „selbst unser geflügelter Genosse, der Tannenpapagei, mein Liebling, behaglich finden, denn auch in dieser Zeit läßt er seinen, wenn gleich nicht schönen, so doch uns alle sehr anmuthenden Gesang nicht selten hören." Der Vogel hatte, bevor von ihm die Rede geworden,

schon die Aufmerksamkeit des Grafen Albert, der ein großer Liebhaber der Sänger des Waldes gewesen, einen solchen Vogel aber noch nie gesehen hatte, auf sich gezogen. Sein falkenartiger Kopf mit dem doppelhackigen Schnabel, seine starken Beine und Krallen bei der Größe von einer alten Lerche, sein amaranthroth geschupptes Gefieder, dazwischen seine schwärzlichen Schwingen, so lang, daß sie seinen Gabelschwanz fast ganz bedeckten, all' das gab ihm in der That ein ganz absonderliches Aussehen. Deßhalb erhob sich Albert bald von seinem Sitze, um den Vogel näher zu besichtigen. Darauf verließ auch das Fräulein das Spanbett, um dem jungen Herrn ein Mehres von ihrem Liebling zu sagen. „Kreuzschnabel, auch Tannenpapagei," hub es ihrem Besuch zu erklären an, „heißt man diesen stattlichen schönen Vogel, denn er findet sich nur in unsern großen Tannenwäldern. Er lebt auch fürnehmlich von den Samen der Tannen, welche er sich mit großer Gewandtheit zu verschaffen weiß, indem er mit seinem scharfen Schnabel die Zapfen abhaut, sie zwischen seine Klauen nimmt und mit den spitzigen und gekrümmten Zangen seines Schnabels die Schuppen aufsperrt und dann die geflügelten Samen mit seiner langen, runden und klebrigen Zunge herausholt. Und es ist herrlich anzusehen, wie der flinke Geselle in seinem rothen Gewande sich zwischen den dunkelgrünen Tannenzweigen lustig pfeifend herumtreibt und ebenso possirlich, wie er an denselben herumklettert, indem er sich dazu auch seines Schnabels bedient. So soll es noch ein anderer, aber viel größerer Vogel mit herrlichem Gefieder machen, welcher Papagei heißt und in den heißen Ländern über'm Meer zu Hause sei, hie und da aber auch, wie ich gehört, bei uns an den Höfen der Fürsten und Könige gehalten wird."

Der Graf von Fürstenberg hatte sich allererst an die Burgfrau gewandt, ein und das andere mit ihr gesprochen, in ritterlicher Galanterie u. a. die wohnliche, schöne Ausstattung ihrer Kemenate gerühmt, den feinen Linnenteppich, der auf dem Tische gelegen und wie er sich dachte, eine Arbeit von ihrer Hand war, bewundert. Darnach aber angefangen, mit deren Gemahl über seine Burgen und Höfe, Zinsleute und Hörige u. a. m. zu sprechen. Da nahm die Rittersfrau auch an der Unterhaltung über den Tannenpapagei Antheil, indem sie beifügte: „Ja, und nicht nur darum hält man bei uns diesen Vogel, weil er zu Winterszeit unsere Waldessehnsucht einigermaßen stillen kann, sondern auch aus ‚ehafteren' (wichtigeren) Ursachen, denn in ein Haus, wo man denselben hat, schlägt kein Blitz, auch besitzt er die Eigenschaft, daß er gewisse Gebresten wie Gicht und Fluß von den Menschen ohne Schaden für ihn an sich zieht. Freilich wundersam, aber auf dem Walde glaubt Jung und Alt, Reich und Arm steif und fest daran."

Bald darauf verabschiedeten sich der Graf von Fürstenberg und sein Gast in höfisch ritterlicher Weise von der ehrwürdigen Burgfrau und deren reizender Tochter, um mit dem Ritter die Blumeneck zu besichtigen. Und so geehrt sich auch die beiden Damen durch den hohen Besuch fühlten, so kam es ihnen schließlich doch ganz erwünscht, als die beiden Herren sich verabschiedeten, denn sie wollten dieselben mit einem möglichst feinen Mittagsmahl bewirthen und standesgemäß halten. Darum hatte die Mutter in der Küche noch dies und jenes zu besorgen, die Tochter aber den „Speisesaal," den Tisch u. a. zurecht zu machen und zu rüsten.

Bei Besichtigung der kleinen engen Burg hielten sich die Herren am längsten auf der Plattform des Lugin'slands derselben auf. Von da aus zeigte und erklärte ihnen der Ritter die Gegend nah und fern. Zunächst um die Burg und vornehmlich gegen Mitternacht lag vor ihnen das enge, zerrissene Thal der Wutach, ein Wirrsal von kahlen, steilen Felsen, hohen waldigen Bergen von zum Theil seltsamen Formen und wilden Schluchten; den Blick gegen Mittag über eine weite Landschaft von Thälern und Höhen, besät mit Dörfern und Höfen, erhoben, sahen sie in weiter Ferne die Schneeberge des Schweizerlandes im Sonnenschein glänzen; morgenwärts erblickten sie die burggekrönten Häupter des Hegau's. Unter diesen erkannte unser junger Graf die Neue-Hewen mit dem stattlichen Schlosse, ein Eigen seines Vaters.

Während der Ritter von Blumeneck seinen hohen Gästen darauf von dem wildschönen Thale der Wutach, den in demselben gleichfalls auf schroffen Felsen kühn gelegenen Burgen Stahleck und Tanneck, auf denen seine Vetter saßen, sprach, stieg aus dem nahen Walde eine dicke schwarze Rauchwolke auf, auch vernahm man das Plätschern eines Wasserrades und das Klappern einer Mühle. Und bald darauf erklang aus ziemlicher Ferne ernst und feierlich ein Glöcklein. Da bekreuzte sich der Ritter, ein Gleiches thaten die beiden Grafen; jener aber sprach: „Dort drüben — er wies auf eine Stelle im Walde hin, welche durch eine Gruppe besonders dicht stehender hoher Tannen kenntlich war — steht auf einem kleinen Bühl (Hügel) im Schutz der Riesen unseres Waldes ein Kirchlein, dabei die Klause eines frommen Waldbruders, welcher nun eben sich angeschickt hat, sein Gebet zu verrichten. Am Fuße des Hügels liegt eine kleine von einem Bächlein bewässerte Waldwiese, welche er aber theilweise zu einem mit einem Zaune umgebenen Gemüse- und Kräutergärtchen umgeschaffen hat, das er selbst baut. Er lebt nach dem Spruche: bete und arbeite, denn er treibt neben seinem Gartenbau allerlei kleine Hantierung: gießt Heiligenbilder aus Wachs, drechselt aus Holz und Bein zierliche Rosenkränze,

macht zur Zeit auch Lichtspanspitzen. Im Sommer und Herbst sieht man ihn auch mit Sammeln von Wachholder- und Himbeeren, Heidel- und Brombeeren, welche in Menge in unsern Wäldern wachsen, beschäftigt. Daraus bereitet er sich theils Mus für den Winter, theils wie auch aus allerhand Kräutern Heilsäfte und Balsam, wodurch er für die Kranken des Waldes ein großer Gutthäter wird. Auch hat er an seiner Klause einen „Immen-" (Bienenstand), denn an den Haidekräutern des Waldes und den langen Glocken des schönen, rothen Fingerhuts, welche manche Plätze ganz bedecken, finden die „Immen" (Bienen) reichliche Nahrung. Der Honig aber dient ihm theils als Nahrung theils als Labsal der Kranken, für welche man bei ihm Rath und Hilfe sucht. Von Frühling bis Herbst wird das Kirchlein von den umwohnenden Waldleuten, welche zu dem wunderthätigen Muttergottesbilde, mit welchem es begabt ist, pilgern, viel besucht. Die bringen dem Bruder dann gewöhnlich allerlei kleine Gaben an Lebensmitteln u. dgl., wofür er ihnen Heiligenbilder und Rosenkränze schenkt. Im strengen Winter aber sind ein Eichhörnchen und einige Vögel, welche er zahm gemacht, meist die einzigen Gefährten seiner Einsamkeit."

Darauf fuhr der Blumenecker, zu seines Herrn Gast gewandt, also fort: „Wo die Rauchsäule aufsteigt, ist der Kohlplatz meines Köhlers, eines meiner Hörigen, welcher nahe dabei mit Weib und Kind in seiner schindelbedeckten Hütte wohnt und nun seinen hutförmig aufgeschichteten und mit frischen Rasen wohlbedeckten Holzstoß angezündet hat. Das Geklapper und Geplätscher aber kommt von meiner ‚Burgmühle', welche nicht weit von da im engen Thale der Wutach steht. Der Müller, welcher zugleich Bäcker ist, gehört zu meinen Zinsleuten und hat die Mühle von mir in Erbpacht. Er muß mir nämlich an Mehl liefern, was ich brauche, an Ostern den großen „Müllerkuchen" geben, jedes Jahr einige Schweine mästen und meine Jagdhunde nebst einem Rüdenknecht herbergen und verhalten. Dagegen sind alle meine in den umliegenden Flecken und Weilern seßhaften Leute in seine Mühle gebannt und müssen ihm das übliche Milter (den Müllerlohn) geben."

Während der Blumenecker Ritter seine Gäste in der Burg herum führte und diese die Aussicht von der hohen Warte genossen und man sich dabei mit diesem und jenem unterhielt, war das Ritterfräulein in der Kemenate ihres Vaters, wo der hohe Besuch das Mittagsmahl einnehmen sollte, thätig. Da stellte sie um den Tisch für den jungen Grafen, den Marschalken von Fürstenberg und ihren Vater jeden einen Stuhl ohne Lehne, oben an aber einen Sessel, dessen hohe Rückenlehne aus zierlichem Flechtwerk von Lindenbast bestand und dessen Sitz mit einem weichen Kissen bedeckt war — ein altes, hoch geachtetes, darum

sonst wenig gebrauchtes Geräth, das nun der Ehrensitz des Grafen von Fürstenberg sein sollte — endlich vor jeden Platz einen kleinen Fußschemel. Darnach legte sie das „Tischlachen" (Tischtuch) auf, welches ein blendend weißes Linnen war und auf allen Seiten bis auf den Boden herabhieng. Solches hatte ihre Mutter selbst gesponnen. Darauf schloß sie die Lade auf, welche sich in einer der Wandnischen befand, und nahm einen schalenartig geformten silbernen Becher mit hohem Fuß, ein altes Erbstück ihres Hauses, heraus, reinigte ihn sorgfältig von etwas angesetztem Staub und stellte ihn an des Grafen von Fürstenberg Platz, an die übrigen Plätze dagegen große Becher aus blank gescheuertem Zinn, hielt auch zwei dergleichen hohe Kannen bereit. Sodann trug sie zwei hölzerne Teller, zwei Messer und ebenso viel Gabeln herbei und legte sie auf den Tisch; die Messer liefen etwas schmal und hackenförmig aus, die Gabeln aber sahen mehr Zangen gleich. Die beiden Grafen hatten sich in das eine Messer, die eine Gabel und den einen hölzernen Teller, der Marschalk und ihr Vater in die anderen zu theilen. Löffel aber waren nach damaliger Sitte nicht gegeben worden. Nachdem also der Tisch gedeckt und gerichtet war, bestreute sie den Fußboden der Kemenate mit Immergrün, frischen Tannenzweigen und den Erstlingen der Blumen ihrer Gegend, welche sie durch den Roßbuben in Eile hatte sammeln lassen. Es waren die Blüten des weißen Huflattichs, der gelben Dotterblume und des rothen Windröschens. Auch holte sie den Käfig mit dem Tannenpapagei aus ihrer Mutter Kemenate herauf und hieng ihn in einer der Nischen auf. Der Vogel sollte zu dem Gastmahl den Spielmann machen, auch wollte sie damit dem jungen Grafen eine kleine Aufmerksamkeit erweisen. Darnach verfügte sie sich in die Küche, wo ihre Mutter inzwischen eine Anzahl flacher, dünner und harter Kuchen gebacken hatte. Von diesen legte sie jedem der vier Herren einige an seinen Platz. Sie sollten auch als Teller dienen, denn man pflegte darauf das Fleisch zu zerschneiden, und wurden, nachdem sie mit dem Safte desselben getränkt worden, schließlich gegessen, schmeckten auch so doppelt gut. Darnach wurde der Knappe beordert, die beiden Kannen in dem kleinen Burgkeller mit dem guten, rothen Hallauer zu füllen und in eine der Nischen zu stellen.

Auf ein dem Ritter von Blumeneck gegebenes, mit seinem Ehegemahl verabredetes Zeichen, daß alles gerüstet, lud dieser seine Gäste ein, mit ihm das Mittagsmahl in seiner Kemenate einzunehmen. Sie wurden von dem Ritterfräulein empfangen, welche, wie ihr Vater scherzend bemerkte, nun unter Beihilfe seines Knappen ihr Schenke und Truchseße sein werde. Der Graf von Fürstenberg aber meinte, solchen könne man sich schon gefallen lassen und gewahrte mit sichtlichem Wohl-

gefallen, wie des Ritters Tochter die vorher schmucklose Kemenate so schnell in einen kleinen festlichen Speisesaal umgeschaffen hatte. Vor Anfang des Mahles trat das Fräulein mit einem zinnernen Becken, in dem sich Wasser befand, und einer „Twehele“ (Zwehle, Handtuch) von schneeweißem, feinem Linnen vor den Grafen Heinrich wie auch dessen Gast und diese wuschen wie üblich die Hände. Denselben Dienst verrichtete der Knappe bei dem Marschalken und seinem Herrn.

Bald begann das Mahl. Die reizende Schenkin füllte den Becher des Grafen von Fürstenberg mit dem köstlichen Schaffhuser Gewächs und kredenzte ihm denselben mit größten Züchten (feinem Anstand). Also that zu gleicher Zeit der Knappe dem Grafen Albert. Der Ritter von Blumeneck aber bediente selbst seinen alten Jugendgenossen, den Marschalken. Darauf erhob der Fürstenberger seinen schweren Becher und trank auf das Wohl der verehrten Burgfrau, ihrer sorgsamen Tochter und des Burgherrn, seines treuen Mannen. Die erste Schüssel, welche der Knappe herbeitrug und auf den Tisch setzte, enthielt Forellen aus der Wutach in einer scharfgewürzten Brühe schwimmend. Damit wollte man bewirken, daß die Gäste fleißig zu dem Becher greifen sollten, auch die Eßlust reizen. Bei diesem Gericht wie bei den folgenden diente das Ritterfräulein dem Grafen von Fürstenberg, der Knappe dessen Gast als „Fürschneider.“ Und großes Lob erntete das feine Traktament, der Wirth aber bemerkte, noch vor einer Stunde hätten diese Fische sich am Grunde seiner Felsenburg munter in der Wutach herum getummelt. Darauf folgten gebratene Wildenten und ein gesottener Wildschweinskopf in einer scharfen „Salze“ (Brühe) von Wein, mit viel gestoßenem Imber und Pfeffer auch Knoblauch versetzt. Den Keuler hatte der Jäger des Ritters wenige Tage zuvor in einer tiefen Waldschlucht mit seinem „Saufinder“ aufgespürt und glücklich erlegt. Der Wildschweinskopf fand großen Beifall und mancher Becher von dem Hallauer wurde geleert, darum machte der Knappe auf den Wink seines Herrn einen zweiten und dritten Gang in den Burgkeller. Die letzte Platte, welche der Knappe herbeitrug, war mit reich gezuckerten „Sträublen“ gefüllt, einem Schmalzgebäck, welches schon in alten Zeiten auf dem Walde bei Reich und Arm beliebt war und es noch ist.

Bald darnach erschien die Rittersfrau selbst in dem improvisirten kleinen Speisesaal, um den ihr gewordenen hohen Besuch zu erwiedern, hatte aber dabei noch eine besondere Absicht. Sie wollte nämlich selbst noch eine Extra-Aufwartung machen, hatte in ihrer Linken eine runde hölzerne Büchse, und unmittelbar nach ihr war der Knappe mit einem Brett voll dünn geschnittener Brode eingetreten. Sie öffnete die Büchse, nahm mit einem Messer eine dickflüssige, braune, honigartige Masse

heraus und strich sie auf die Brode. Darnach legte sie eines dieser auf eine kunstreich gefaltete feine linnene „Twehele“ [12], trat, sich ehrerbietigst verneigend, vor den Grafen von Fürstenberg, präsentirte ihm mit höfischem Anstand das Brod mit den Worten: „Geruhet, gnädiger Herre, das von mir selbst bereitete Wachholder-‚Gsälz‘ zu kosten.“ Also that auch ihre Tochter gegen den fremden jungen Grafen und den Marschalken. Und alle fanden das „Gsälz“ köstlich und lobten darum die Hausfrau sehr. „Ja,“ sagte diese, „das ist ein wahrer Balsam, vornehmlich für die Brust und darum bei uns Waldleuten hochgeschätzt; ohne solches stünden wir ganz rathlos an manchem Krankenbette.“ Bei diesen Worten übergab die Wirthin dem Grafen Heinrich ein zierliches Gefäßchen aus Glas, mit Wachholderöl gefüllt und sprach: „Nehmet das von mir als kleine ‚Verehrung‘, welche ich Euerem Ehegemahl, meiner hohen Frauen mache. Das Oel darin ist gut für Fieber und ‚vallend lait‘ (fallende Sucht), wenn man den Rückgrat damit salbt; für die Taubheit, wenn man solches in das kranke Ohr ‚troist;‘ die ‚Melancoli‘, so man es mit dem Essen nimmt, und viel ander Krankheiten und Gebrechen.“ [13]

Als die Mahlzeit zu Ende und den Herren wiederum Gelegenheit gegeben worden war, die Hände zu waschen, schickte sich, da es schon gegen Abend gieng, Graf Heinrich zum Aufbruch an. Der Marschalk sorgte dafür, daß die Rosse gesattelt und inzwischen über die Zugbrücke geführt worden, wo man solche erst besteigen wollte. Die Rittersfrau und ihre Tochter geleiteten den hohen Besuch bis dahin und verabschiedeten sich erst dort. Der Blumenecker aber ritt eine gute Strecke Wegs mit. Bei Einbruch der Nacht traf man allseitig sehr befriedigt von diesem Ausflug auf dem Schlosse Fürstenberg ein und Graf Albert wußte im Familienkreise manches davon zu erzählen.

„Ein festlich' Waffenspiel.“

Den Glanzpunkt aller Belustigungen und kleinen Feste aber, welche Graf Heinrich von Fürstenberg zu Ehren seines Gastes schließlich veranstaltete, war ein Speerstechen. Ohne solches wäre derselbe allerdings auch nicht in völlig ritterlicher Weise geehrt worden. Und mit größter Freude vernahm Albert die Kunde von dem beabsichtigten Waffenspiel. Allererst war nun für ihn in der gräflichen Kammer Rüstung und Waffen und im Stalle ein Streitroß auszuwählen. Ersteres besorgte mit ihm der Kämmerer, letzteres der Marschalk von Fürstenberg. Solches geschah mehrere Tage vor dem angesetzten Termin des kleinen Festes, damit er noch Zeit hatte, sich in Roß und Rüstung einzuleben. Der Kürze der Zeit halb sollte er sich jedoch des Fürstenbergischen

Wappenschildes mit dem rothen Adler in goldenem Felde und dem mit Hermelin besetzten Rande wie auch des Helmes mit dem Ball von Hermelin, dem Fürstenbergischen Kleinod, bedienen. Auch der Wappenrock des jungen Grafen und die Decke des Streitrosses konnten nicht mehr beschafft und mußten daher auch der gräflichen Kammer entnommen werden. Ersterer war aus gelbem Pfelle (kostbarem Seidenzeuge) mit darauf in Seide gestickten rothen Adlern; letztere aus gelbem Fritschal mit aus rothem Scharlach geschnittenen und aufgenähten Adlern, und beide waren mit Säumen aus Hermelin geziert.[14] Doch sollte Graf Albert an seinen Speerschäften Fähnlein in den Farben seines Hauses, Silber und Roth, führen, wofür die Gräfin Agnes mit ihrer Tochter Margaretha und der Kämmerer besorgt waren. Zum Rennplatze aber wählte der Marschalk mit Gutheißen seines Herrn einen „wunneclichen," völlig ebenen Wiesengrund in den herrlichen Buchenwaldungen bei der Burg Fürstenberg, genannt die „Länge", welcher sich in einem ausgedehnten Länglichrund von Morgen gegen Abend hinzog. Dort wurde der Turnierring abgesteckt und außerhalb desselben am mittägigen Waldsaume unter grünem Laubdach ein langes Gerüste für den Grafenhof und für die zuschauenden Gäste, auch zwei Zelte für die Kämpfer aufgeschlagen. Als dies und anderes verabredet, beziehungsweise vorbereitet war, ließ der Graf die freien Herren von Wartenberg, die Ritter von Gutmadingen, Almishofen, Eschingen (Donau-Eschingen), Blumeneck, Dürrheim u. a. durch ausgesandte Knappen zu dem Waffenspiel als Kämpfer oder Zuschauer mit dem Beifügen einladen, daß sein hoher Gast drei Speere, je eines mit einem Ritter zu verstechen gedenke. Da erschienen theilweise schon am Abend vor dem angesetzten Tage der junge Herr Heinrich von Wartenberg, Walther der Alte von Dürrheim, genannt der Esel, Heinrich von Gutmadingen, Hugo von Almishofen, Hans von Eschingen, Konrad von Blumeneck, Erkenbold von Weiler u. a. m. zum Theil mit ihren Frauen und Töchtern auf dem Schlosse Fürstenberg, wo sie ehrenvoll und gnädig empfangen wurden. Und zum Speerstechen meldeten sich die Herren und Ritter alle bereit, durch das Loos aber traf es mit dem fremden jungen Grafen in folgender Reihe: Walther, den Esel von Dürrheim, Hugo von Almishofen und Heinrich von Wartenberg.

Des andern Tages, nachdem man die Messe in der Burgkapelle angehört und den Morgenimbiß im Saale des Palas eingenommen hatte, gieng's in festlichem Zuge zur Rennwiese. Denselben eröffnete ein kleiner Haufen reisiger Knechte des Grafenhofes, handfeste hochgewachsene Bursche aus der Baar. Nach diesen ritten auf kleinen Pferden („Runziten") vier der Musika kundige Knappen, welche auf Flöten

und Hörnern eine lustige „Reisenote“ (Marschweise) bliesen. Ihnen folgte der Marschalk in ritterlicher Rüstung mit dem entblößten Schwert in der Rechten. Nach ihm ritt ein Ritter mit dem Fürstenbergischen Banner, dessen Farben herrlich in der strahlend am Himmel stehenden Sonne glänzten. Darauf kamen im Geleite des Kämmerers die Gräfin Agnes und ihre Tochter Margaretha. Sie saßen in weite und lange „Kappen“ [Reise- (Reit-) Mänteln] mit zurückgeschlagener Kapuze aus weißem beziehungsweise himmelblauem Pfelle gehüllt, auf schneeweißen Zeltern, welche nach dem Takt des Marsches sanft wiegend einherliefen. Die Sattellehnen waren reich mit Silber beschlagen, die Decke smaragdgrün mit rothen goldgewirkten Borten besetzt, die „Fürbüge“ (Brustriemen) von rothem spanischem Leder mit kleinen silbernen Schellen behangen, Zaum und Zügel reich mit silbernen Platten belegt. Bei der Gräfin und ihrer Tochter ritten auch die Ritterfrauen und Fräulein. Ihnen folgte Albert an der Seite des Grafen von Fürstenberg. Darauf kamen drei Knappen, darunter Konrad von Weitingen, von welchen der eine das „bedachte“ Streitroß, der andere den Schild und der dritte den Helm des jungen Grafen führte. Auf sie ritt ein reisiger Knecht mit einem Bündel Speere für denselben. Nun folgten zunächst die Ritter, welche das Loos zum Rennen getroffen hatte und dann die übrigen — bei diesen ritt auch der junge Marquard von Ehingen mit Knappen und Knechten. Darauf kam ein von zwei Pferden gezogener Rüstkarren mit großen Truhen, in welchem Rüstungen, Wappenröcke u. a. bewahrt waren. Den ganzen Zug aber schloß wiederum eine kleine Schar reisiger Knechte.

Bei dem „Ring“ angekommen, begaben sich Graf Heinrich, dessen Ehegemahl und Tochter, die zum Feste gekommenen Frauen und Fräulein wie auch die Ritter, welche nicht kämpften, unter dem Vorantritt des Kämmerers auf das Schaugerüste. Der Marschalk war als Festordner und Kampfrichter anderweitig vollauf beschäftigt mit Bezeichnung der Plätze, auf denen sich die Kämpfer, die Knappen und Knechte derselben mit Reserve-Speeren ꝛc., die Trompeter, welche die Signale zum Rennen geben mußten, aufzustellen hatten u. a. m. Allererst hatte er durch reisige Knechte den Ring und dessen Planken von dem gafflustigen Volke säubern und dann die beiden einander gegenüber liegenden Eingänge sperren lassen. Denn als das Gerede von dem Turnei nach Neidingen und in andere umliegende Dörfer gedrungen war, hatte sich in der Frühe des dazu bestimmten Tages dort Alt und Jung aufgemacht, war dem an der Einsattlung zwischen dem Fürstenberg und dem vordersten waldigen Rücken der „Länge“ gelegenen „Schächerhofe“ und von da der nahen Rennwiese zugeströmt.

Graf Albert und die Ritter, welche das Loos zum Rennen getroffen hatte, ritten mit ihren Knappen zu den aufgeschlagenen Zelten, um die vollständige Waffenrüstung anzulegen. Und in Kurzem erschien unser junger Held in „verstürztem“ Streithelm, bewehrt mit Schild und Speer auf dem ihm bezeichneten Platze; kampfesmuthig wieherte sein gewaltiges Streitroß. Da fiel ein Trompetenstoß und der Meisterknappe des Fürstenberger Grafenhofes, welchen der Marschalk zum Herold bestellt hatte, rief laut: „wâ nu, wâ nu ein ritter der tjostirens ger (stechen will)? Der sol komen Herâ her!“ Und bald darauf ritt Walther von Dürrheim, genannt der Esel, in den Ring und stellte sich seinem Gegner gegenüber auf. Und nun fielen auf des Marschalken Zeichen drei Trompetenstöße. Da ritten Albert und Walther gegen einander, wie üblich erst im Schritt, dann im Galopp; es wurden die Speere gesenkt, unter den Arm geschlagen und mit der Scheibe fest an die Brust gesetzt. Als sie aber noch etwa eines Roßlaufes Länge von einander waren, trieben sie ihre Rosse mit den Sporen vom Galopp in die „Rabbin“, und rannten einer Windsbraut gleich auf einander ein. Walther hatte als älterer Ritter in kühner und für ein Waffenspiel etwas zu gefährlicher Weise sein Absehen auf den Helm seines jungen Gegners genommen, in dem allzu hitzigen Anrennen aber mit dem Speer sein Ziel verfehlt und dadurch seinen festen Sitz verloren, dagegen zugleich einen solch' gewaltigen Stoß auf seine Schildbuckel erhalten, daß er vom Rosse gestochen und rücklings auf das Gras gesetzt wurde. Unverweilt stieg Albert von seinem Rosse, das lammfromm stehen blieb, um sich von dem Befinden seines Gegners zu überzeugen. Er fand zu seinem großen Bedauern denselben „sinnelos“ (bewußtlos) und ließ ihn von den herbeigeeilten Knappen und Knechten aus dem Ring tragen. Doch hatte er, wie sich bald zeigte, Dank dem weichen, grünen Teppich des Wiesengrundes keinen weiteren Schaden genommen, aber der Spott, also von dem jungen Ritter heimgeschickt zu sein, war ihm nicht erspart worden.

Nach diesem ersten „Tjost“ (Rennen) ritt Albert auf seinen Platz und bald fiel wieder ein Trompetenstoß. Da ritt Hugo von Almishofen in den Ring und stellte sich unserem jungen ritterlichen Grafen gegenüber auf. Nachdem wieder die drei Trompetenstöße gefallen waren, begann der zweite Tjost. Graf Albert rannte im letzten Stadium desselben mit so furchtbarem „Hurt“ auf seinen Gegner ein und versetzte ihm einen so gewaltigen Stoß auf die „Brünne“ (Brustplatte), daß dessen Roß auf die Kniebug der Hinterbeine („Hehsen“) geworfen wurde, der Ritter Zügel und Stegreif verlor und sich nur dadurch vor dem Fall schützte, daß er sich am vorderen Sattelbogen festhielt. Nach solch'

unritterlichem Gebahren ritt auch der von Almishofen als Besiegter von dannen.

Nun kam die Reihe an den jungen Freiherrn von Wartenberg, der als ein besonders gut geschulter und starker Ritter galt, daher seine Landsleute zuversichtlich glaubten, er werde den fremden jungen Grafen zu Fall bringen. Und wirklich war der erste Zusammenstoß von beiden Seiten ein so furchtbarer, daß beide Speere in Stücke giengen und die „Sprizel“ (Splitter) der eschenen Schäfte hoch in die Lüfte flogen. Gleichwohl waren beide Ritter sattelfest geblieben und hatten keinen Schaden genommen. Auch die Rosse waren noch unversehrt, aber heißer Dampf stieg von ihnen auf und mit weit aufgesperrten Nüstern wild schnaubend standen sie einander gegenüber. Lauter Jubel hub sich ob so herrlichem „Puneiz“ (Rennen) in dem Ring und begeisterte Verehrer der ritterlichen Kunst meinten, Gott selbst müsse, wenn er vom Himmel hernieder schaue, daran einen Gefallen haben. Die beiden Kämpfer aber ritten nach kurzer Rast wieder an ihre Plätze und schrie'n ihren Knappen zu: „sperâ herre, sperâ sper! diu sint entzwei: andriu her,“ denn ein zweiter Tjost sollte entscheiden, wer von ihnen der größere Meister in der ritterlichen Kunst sei. Besorgt um das Leben der jungen Helden sahen aber die Frauen; angstvoll sah vor allen Margaretha der Fortsetzung des Kampfes entgegen. War es blos der Gast ihres Hauses, für den ihr bangte, oder ward sie in diesen kritischen Augenblicken inne, daß Albert ihrem Herzen bereits näher stand? Doch dauerte dieser qualvolle Zustand nicht lange und der Ausgang des zweiten Tjosts entschied endgiltig über den Sieger. Graf Albert war, nachdem er seinem Gegner auf Roßlaufs Weite nahe gekommen, einem Falken gleich auf denselben eingerannt und hatte dessen Schildbuckel so regelrecht und wuchtig getroffen, daß sie einbrach, der Wartenberger an der linken Hand schwer verletzt wurde und sein Schild in das Gras rollte. Alberts Schild dagegen war nur leicht am Rande vom Speerstoß des Gegners beschädigt worden. Eiligst ritt der Marschalk von Fürstenberg hinzu, that als Kampfrichter den Spruch, es sei Recht und Brauch des Tjosts nun volle Genüge geschehen, verkündigte den Grafen Albert von Hohenberg als Sieger des Waffenspiels und führte ihn zum Schaugerüste vor seinen Herrn, dessen Ehegemahl und Tochter. Entblößten Hauptes und ehrerbietigst neigte sich Albert auf dem Rosse vor ihnen. Graf Heinrich von Fürstenberg aber reichte ihm die Rechte und sprach: „vieltheurer Graf und Freund, durch euch ist meinem Schilde große Ehre widerfahren. Habet Dank!“ Auch Gräfin Agnes beglückwünschte ihn als Sieger und bot ihm ihre Rechte. Die küßte Albert ehrfurchtsvollst. Darauf erhob sich Margaretha und reichte ihm unter Trompeten-

geschmetter, Posaunenschall und Paukenschlag von dem Gerüste herab den Siegerkranz. Der war von Margarethens kunstreicher Hand aus biegsamen Zweigen von „Hulst“ (Stechpalme) gefertigt worden. Ein Knecht hatte die Staude aus dem Walde bei Villingen, wo dieser „Lorbeer des Schwarzwaldes“ eben in Blüte stand, herbei holen müssen. Und herrlich waren die lederartig steifen, glänzend grünen, eiförmigen Blätter mit ihrem wellenförmigen, stachligen Rande neben den weißen Blütenbüscheln anzusehen. Der Kranz war aber ganz dazu angethan, an des turnierlustigen Ritters Ulrich von Lichtenstein Worte zu mahnen: „Des Schildes Ampt git ère, si muoz ab (aber) kosten sère“ (sauer erworben werden). Albert hielt mit dem Kranze Margarethens Rechte fest und zog sie an seine Lippen. Wohl fühlte er sie zittern, aber nicht widerstreben. Eine tiefe Röthe flog über der jungen Gräfin Engel-Antlitz; jetzt erst ward es ihr selbst klar, daß sie den Siegerkranz für keinen andern als ihn, ihren theuren Gast, geflochten. Und in diesem Augenblick war zwischen zwei edlen Seelen ein beide gleich beglückendes Band bis zum Grabe geknüpft, denn ehe der wonnesame Mai wieder in's Land gekommen, war Margaretha von Fürstenberg unseres Helden Albert Ehegemahl geworden.

Wenige Tage nach dem kleinen Turnei trat Graf Albert den mit seinem Schwager verabredeten Ritt zu ihm und seiner Schwester Gertrud an. Sein Aufenthalt auf der Burg Fürstenberg hatte länger gedauert, als von ihm ursprünglich beabsichtigt worden. Margarethen war im Stillen zwar auf den Abschied etwas bang gewesen, doch machte ihr ein Umstand den bevorstehenden Abgang des ihr lieb gewordenen Gastes weniger schwer. Sie machte nämlich in den Tagen nach dem Ritterfeste an sich die Beobachtung, daß sie nicht mehr mit der früheren Unbefangenheit mit ihm verkehren, spielen, plaudern und scherzen konnte. Und dasselbe glaubte sie auch an Albert wahrnehmen zu können. Beide bemühten sich aber bei dem Abschied gefaßt und unbefangen zu erscheinen. Und dies war ihnen dadurch erleichtert worden, daß derselbe in Gegenwart von den Eltern der Margaretha und des Marschalken erst am äußeren Burgthor erfolgte und Graf Heinrich, welcher mit einigen Rittern seinem Gaste eine Strecke Wegs das Geleite gab, dort nach Kurzem zu Rosse stieg, der Scheidende ein Gleiches that und man darauf unverweilt abritt. Und bald verschwanden bei der großen Steilheit und mehrfachen Krümmung des Burgwegs die Reiter den Blicken der Gräfin und ihrer Tochter, welche ihnen, so lange sie sie sahen, mit flatternden Tüchern noch Scheidegrüße zuwinkten.

Nach dem in jener Zeit üblichen Brauche schied Graf Albert von dem Fürstenberger Grafenhofe nicht ohne ein Gastgeschenk, einen kost-

baren Schildriemen („Vezzel"), welcher aus einer starken seidenen Borte bestand, auf welche allerlei Blumenwerk kunstreich gestickt war. Es hatte dieses Andenken für unsern jungen Helden um so größeren Werth, als es, wie er sich selbst hatte überzeugen können, eine Arbeit von Margarethens Hand war. Und so lange Graf Albert lebte, wurde dieses Prachtstück von ihm besonders hoch gehalten und nahm im Waffensaal der Rotenburg einen bevorzugten Platz ein. Dabei hieng der Kranz aus Hulst, welchen er auf dem kleinen Turnei von Margaretha erhalten hatte. Wohl verdorrten die Ranken, das herrliche Grün der Blätter erbleichte und diese selbst fielen mit den eingeflochtenen Blumen allmählich ab, aber das Band, welches er um Margarethen und Albert geschlungen, vereinte sie noch im Grabe. Und auch das kleine ritterliche Gefolge Alberts wurde mit Geschenken bedacht.

Den reichen jungen Freiherrn Heinrich von Wartenberg sah man aber nach dem Ritterspiel nur sehr selten mehr auf dem Schlosse Fürstenberg. Dasselbe hatte ihn zu der Demüthigung hin, welche seine allzu hohe Meinung von seiner ritterlichen Kunst erlitten, um eine geheime süße Hoffnung ärmer gemacht. Er minnete nämlich Margarethen, und zwar, wie er sich wenigstens einbildete, nicht ganz ohne Erwiederung. Diese seine Minne war auch kein großes Geheimniß, und man raunte sich auf den Burgen der Baar in's Ohr, er habe in dem gräflichen Gaste vom Neckar einen Rivalen gesehen und sei aus Eifersucht bei dem Speerstechen darauf ausgegangen, denselben zu Fall zu bringen.

Zweites Kapitel.

Graf Albert bei seiner Schwester Gertrud, Gräfin von Habsburg.

Graf Albert traf mit seinem kleinen Gefolge, dem jungen Ritter Marquart von Ehingen, dem Knappen Konrad von Weitingen und seinen reisigen Knechten glücklich bei seiner Schwester ein. Auf dem Ritt dahin war er mit seinen Gedanken stets bei Margaretha von Fürstenberg gewesen, und oft summte er vor sich hin das Liedchen:

„O wohl mir deß, daß ich sie sah,
Gepriesen sei die Stunde,
Da mein Herz erwählete sie
Der Tugend Meisterinne.

Gedächte sie, wann es geschah,
Als ich von ihrem Munde

Empfieng den ersten Gruß und wie
Mich ihr hingab die Minne. [15]

Er traf Gertrud in dem Schlosse Brugg im Aargau, wo dieselbe auch in späterer Zeit als Königin nach alter guter Sitte und dem Vorbild ihrer Mutter das Hauswesen selbst leitete. [16] Die Habsburg in der Nähe von Brugg, nach welcher sich Alberts Schwager und dessen Geschlecht geschrieben, war nämlich ihrem Bau nach mehr Wehr- als Wohnburg, darum sehr selten von Graf Rudolf und seiner Familie, dagegen von ritterlichen Dienstmannen mit reisigen Knechten bewohnt. Dieselbe bestand in der Hauptsache aus zwei dicken viereckigen Thürmen, einem großen, festen Wohnhaus und einigen andern Gebäuden, darin Ställe, Vorrathskammern u. s. w. waren, natürlich alles von einer hohen starken Ringmauer eingeschlossen. [17]

Graf Albert wurde, wie man sich denken kann, von Schwester und Schwager herzlich aufgenommen. Letzterer empfieng ihn übrigens mit einem kleinen Vorwurf, indem er sagte: „Du hast nicht sehr geeilt, von Fürstenberg weg und zu uns zu kommen; es muß dort sehr unterhaltend gewesen sein.“ Das war aber von Rudolf nicht böse gemeint, sondern sollte nach seiner Art nur eine kleine Neckerei sein. Andererseits war es ihm damit wirklich Ernst, möglichst bald zu erfahren, wie sein Schwager am Fürstenberger Grafenhofe aufgenommen und gehalten worden, wie es demselben dort gefallen &c. Daher mußte Albert, sobald er die Grüße und Aufträge von der Heimat ausgerichtet, auch diese und jene Fragen seiner Schwester in Betreff derselben beantwortet hatte, und sie mit einander allein waren, seinem neugierigen Schwager über seinen Besuch auf Fürstenberg Rede stehen. Und bald mochte er bei dem Examen seines Schwagers herausgefühlt haben, daß es demselben und nicht weniger seiner Schwester hauptsächlich darum zu thun war, zu erfahren, wie ihm (Albert) die junge Gräfin Margaretha gefallen und ob er glaube, ihr ein angenehmer, liebwerther Gast ihres Vaters und Gesellschafter gewesen zu sein.

Da konnte nun Albert nicht genug rühmen, wie ehrenvoll er von Graf Heinrich und dessen Ehegemahl gehalten worden, wie man sich von allen Seiten bemüht, ihm den Aufenthalt am Hofe möglichst angenehm zu machen, und schließlich machte er gegenüber von Schwester und Schwager auch kein Hehl daraus, daß die Schönheit und Tugend der Tochter des Grafen sein Herz verstrickt und er sie herzlich minne, auch ihrer Minne sich glaube getrösten zu dürfen.

Solch' Geständniß und Hoffnung schuf Rudolf und Gertrud große Freude, und ersterer sagte nun seinem jungen Schwager geradezu, daß er sich seit einiger Zeit mit dem Plane trage, ihm die Tochter des

Grafen von Fürstenberg, seines Vetters, zum Ehegemahl zu gewinnen, und, um solches einzuleiten, ihn als Gast bei diesem eingeführt habe. „Und nun," sprach Graf Rudolf, „überlasse, lieber Schwager, mir getrost die Ausführung meines Planes. Ich werde sowohl mit deinen Eltern als denen der Margaretha zur Zeit die nöthigen Verabredungen treffen und bin eines guten Erfolges gewiß." Hiemit verließ Rudolf das Thema von seines Schwagers Heirathsangelegenheit, wünschte dagegen u. a. namentlich von ihm ausführlich zu hören, wie es bei dem kleinen Ritterspiel, welches Albert vorübergehend bereits erwähnt hatte, ergangen, ein Wunsch, welchem dieser gerne nachkam. Und Rudolf lobte ihn, daß er dem Rittergürtel, welchen er ihm verliehen, solche Ehre gemacht.

War aber Albert mit seiner Schwester Gertrud allein, so konnte er dieser nicht genug von Margarethen sagen. Sie wollte wissen, ob sie groß, schlank sei, was sie für Augen und Haare habe; wie sie im Hause, als man auf die Reiherbeize und zum Ritterfest geritten, gekleidet gewesen, wie ihr Harfenspiel und Gesang, ihr Gang und Tanzschritt sei; womit sie sich daheim, auf der Burg, unterhalten; was sie mit einander auf den Ausflügen gesprochen; wie Margaretha's Benehmen gewesen, nachdem sie ihm bei dem kleinen Turnei den Siegerkranz gereicht; wie sie sich beim Abschied benommen. Und viel anderes mehr wollte nach Frauenart Alberts Schwester Gertrud von Margaretha von Fürstenberg wissen.

Wenn hingegen Graf Rudolf nicht durch mancherlei Geschäfte, wie solche seine ausgedehnte Grafschaft in der Schweiz und im Elsaß mit sich brachte, oder durch sonstige Verhältnisse von Hause ferne gehalten war, so nahm er sich seines liebwerthen Besuches möglichst an und dieser saß alsdann wenig daheim. Rudolf stellte zur Ehre und Unterhaltung seines theuren Gastes kleine Speer-Rennen an, ritt, selbst ein großer Jagensfreund, mit demselben auch häufig auf die Jagd und sonst bald da, bald dorthin, so auf die nahe Habsburg, seine Schlösser Baden und Bremgarten, nach Rheinfelden, wo Gertrud mitunter auch gewohnt, nach Säckingen, an den Luzerner und Vierwaldstädter See, in deren Strichen er auch Land und Leute oder wenigstens Vogteien über solche besaß.

Häufig und am liebsten besuchte Albert, wenn sein Schwager auf Fahrten in seiner Grafschaft herum begriffen war, mit seinem Ritter und Knappen die Habsburg. Da staunte er nicht wenig, als er zum ersten Mal von Schinznach aus nach derselben ritt, über den viereckigen, gewaltigen Thurm, welcher aus großen Buckelsteinen aufgeführt, die Hauptwehr der Burg war, vor seinen Augen hoch in die Luft ragte

und noch theilweise erhalten ist. Neben der Bauart desselben zog ihn besonders die herrliche, großartige Aussicht an, die man von der Gallerie, welche zur Vertheidigung des Thurmes um die Plattform desselben herumlief, genoß. War er, begleitet von einem alten, der Gegend kundigen reisigen Knecht der Burg von dem Umgang der nahen Ringmauer aus durch die rundbogige Pforte in den Thurm eingetreten, so stieg er auf den angebrachten leichten hölzernen Stiegen in das dritte Stockwerk desselben, setzte sich gewöhnlich auf die aufgemauerten Bänke einer der drei tiefen mannshohen Nischen, welche die Stufenscharten des Thurmes, die sich auf drei Seiten desselben befanden, nach Innen bildeten. Da beschaute er nun durch den etwa acht Zoll breiten Schlitz wie durch das Glas eines Fernrohrs die Landschaft des Vordergrundes, die reizenden Thäler der Aar und der ihr zuströmenden Gewässer. Hatte er darnach auch die Plattform erstiegen und war auf die über den Thurm vorspringende Gallerie hinausgetreten, so lag vor seinen ebenso erstaunten als entzückten Blicken die lange Kette der majestätischen Bergriesen des Schweizerlandes, und die schneebedeckten Gipfel derselben blinkten bei hellem Wetter im Silberglanze zu ihm herüber. Noch viel größer aber war seine Ueberraschung, als er auf den Rath seines Führers eines Tages vor Sonnenaufgang den Thurm bestieg. Da sah er, als am fernen Osten der Himmel sich röthete, die ganze Landschaft umher aber noch in Nacht gehüllt war, zuerst die Spitzen der höchsten Berge und Hörner glühen, gleich als ob sie im Feuer stünden, bald aber die Feuerfarbe sich weiter herabsenken und in's Rosenrothe übergehen; darnach, als die Königin des Tages weiter heraufgestiegen war, die beschneiten Gipfel im Silberglanze leuchten, nun aber die weniger hohen Berge erglühen, während die Tiefe immer noch im Dunkel lag.

Als Graf Albert auch einmal wieder auf die Habsburg geritten war und im Saale des großen Wohnhauses sich den ihm von dem Burgmannen, einem Ritter von Wildegg, vorgesetzten Imbiß wohl schmecken ließ, und man von vergangenen Zeiten der Burg sprach, da warf er die Frage auf, woher dieselbe wohl ihren Namen habe. „Darüber und wie die Vordern meines hohen Herrn in's Land kommen und darin mächtig worden, weiß ich euch, mein junger Herre,“ hub der Wildegger an, „gut Bescheid,“ und erzählte: „Die Ahnherren meines gnädigen Grafen sind von Rom zu uns kommen und waren schon dort von gutem altem Geschlecht, doch nit so rich und mächtig als adelich durch ihre Thaten. Da fuogt' es sich, daß ihr einer, der geistlich war, in dies' Land kommen ist und Bischof ward zu Straßburg. Der brachte auch seinen Bruoder mit ihm herus. Dieser war

aber Laie und ein feiner, adelicher Herr, darum ihn männiglich in dem Lande, Adel und Baurenschaft bald lieb gewann. Da geschah es einsmals, daß derselbe junge Herre Jagens und Beizens halb mit Edlen in das Land hinus ritt und bis in das Ergau (Aargau) kam. Da warf er sein Federspiel (Falken, Habicht) nach einem anderen Vogel und wollt' also dasselbe hetzen. Das Federspiel stieg auch seiner Beute nach alsogleich auf, aber so hoch in die Luft, daß man nit wußt', wohin es kommen war. Also suchten sie es den ganzen Tag, konnten ihm aber nit nachkommen. Doch wollt' der Herre nit ablassen und sein Federspiel wieder han. Da funden sie am andern Morgen den Habich(t) uf einem hübschen Bühl (Berg, Hügel). Da war der Herre froh und der Bühl gefiel ihm fast (sehr) wohl. Darum gelüstete ihn sehr, da eine Veste zu bauen und er sprach zu seinen edlen Jagdgesellen und Dienern: ‚Ist es hie nit ein ganzer Lust? könnt' ich es bi minem Bruoder und Herren zuwege bringen, so wöllt' ich ein Hûs hie machen.‘ Schon den andern Tag bracht er's auch an den Bischof von Straßburg, sait (sagt') ihm von der hübschen Gelegenheit und bat ihn, daß er ihm hülfe, daselbst ein schön' Schloß zu bauen. Und der Bischof war dazu bereit und ihm lieb, daß sein Bruder Lust zu dem Lande hatte.

Also hub der jung' Herre an, die Burg uf dem hübschen Bühl zu bauen und nannt' sie Habichesburc (Habsburg), weil er den Habich ûf dem selben Platze funden hatte. Und darnach hieß auch er, der zuvor einen welschen Namen hatte, und sein Geschlecht — von Habsburg. Und sein Bruoder, der Bischof, war ihm dabei sehr zu Hilfe gewesen, hatte ihm dazu auch groß' Gut gegeben, denn er war sehr mächtig. Der junge Herre von Habsburg aber theilte das Gut meist unter die Herren, Ritter und Knechte, die im Lande umher saßen, auf daß sie alle seine Freunde und Diener würden und ihm gehorchen sollten, und verwendete den geringsten Theil davon auf den Bau seiner Feste und zu seinem eigenen Nutz'. Nun fugt es sich einsmals, daß der Bischof von Straßburg wollt' sehen, was sein Bruoder gebaut und kam mit großem Gefolge von Herren und Rittern zu demselben gen Habsburg. Als nun der Bischof die Feste gesehen, welche sein Bruder gebaut, sprach er zu ihm: „Bruoder, mich dünkt, du habest gar wenig gebaut mit dem, was ich dir gegeben.“ Der von Habsburg aber antwortete: „Herre und Bruoder, morn (morgen) sollet ihr erst recht den Bau sehen, welchen ich gemacht.“ Er hatte nämlich heimlich nach seinen Freunden und Dienern (Verbündeten, Vasallen und Dienstmannen) geschickt. Die sammelten sich nachts um die Burg. So lag, als der Bischof und seine Herren morgens aufstanden, das Feld umher voll Volks: Herren, Ritter und Knechte, die ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Da meinte

der Bischof, als er solches sah, er wäre in der Burg belagert. Aber der von Habsburg sprach: ‚nein Herre, das sind meine Mauern, welche ich gebaut habe; wie fest auch mein Hus wäre, das hülfe mich nits, hätte ich keine Freunde in dem Lande, welche mir in allen meinen Nöten beistehen.‘ Da lobte der Bischof den Bruder ob seiner Klugheit und fuhr fröhlicher Dinge heim.[18] Das habe ich,“ schloß der Wildegger, „von meinem Ureni, welcher an die hundert Jahre alt geworden, als Knabe oft erzählen hören, und es wird alles wohl auch also ergangen sein.“

So war Alberts Aufenthalt in Brugg in vielfacher Weise ein höchst genußreicher. Am meisten aber freute es ihn, seine Schwester als glückliche Gattin und Mutter eines Töchterleins und Söhnleins zu sehen, welche herrlich heranwuchsen. Jenes hatte man der Großmutter nach auf der Rotenburg Mechtilde genannt, diesem den Namen des väterlichen Großvaters Albrecht gegeben. Und manche Stunde saßen Schwester und Bruder glückselig, sich wieder zu haben umgeben von den lieben Kleinen und deren treuer Wärterin Hildburg in traulichem Gespräch beisammen. Letzterer schuf Alberts Ankunft auch große Freude. Sie war eine Tochter des Ammans von dem Städtchen Rotenburg, eines unfreien, aber sehr beliebten Dieners des Grafen Burkard, schon in früher Jugend auf das Schloß Rotenburg gekommen und als kleine Dienerin der Gräfin Mechtilde mit Gertrud aufgewachsen. Als nun diese einen eigenen Hausstand gründete, bat sie ihre Mutter, sie möchte die Hildburg ihr zur neuen Heimat folgen lassen, um an derselben eine vertraute Dienerin zu haben. Diese Bitte ward Gertruden gerne gewährt und Hildburg, die von unfreier Geburt war, gehörte so zur Ausstattung derselben, wurde aber mehr als Freundin denn Zofe gehalten und manche Stunde plauderten Herrin und Dienerin mit einander vertraulich von der alten Heimat. Auch Albert erzählte der Hildburg, welche er von jeher wohl leiden mochte, dieses und jenes von derselben und erfreute damit das Mädchen, welches wie alle Schwäbinnen stets mit inniger Freude an der Heimat hieng, höchlich.

So verlebte Albert bei seiner Schwester glückselige Tage und die Zeit gieng ihm hin, als flöge sie. Aber er mußte bald die Wahrheit von des weisen Freidanks Spruch erfahren, welcher sagt:

„Diu werlt git (gibt) uns allen
nach Honge (Honig) bitter gallen.“

Zwölfter Abschnitt.

Graf Burkards Heimritt, jähes Ende am 14. Juli 1253[1] und feierliche Bestattung zur Erde.

Erstes Kapitel.

Graf Burkards Heimritt und jähes Ende.

„Ich weiz wol daz der Tôt geschiht:
Des Tôdes Zît weiz ich niht.
Dem Tôde maneger winket,
Der âne (ohne) Dürsten trinket.
— — — — — — — — —
Daz Jâr gât hin, der Tôt gât her:
Der widerseit uns âne Sper."
(Der überfällt uns unangesagt, plötzlich.)

Vrîdanks Bescheidenheit. (Spruchsammlung, Laienbrevier aus dem dreizehnten Jahrhundert) Nr. 51. Von dem Tôde.

Am 14. des Heumonats vom Jahr 1253 trat Graf Burkard von der Burg Wildberg mit seinen Rittern den Heimritt an. Einige von den gräflichen Gästen waren schon vorher mit Urlaub von dannen geritten. Da es schon am Morgen des angegebenen Tages sehr schwül gewesen, so gedachte Burkard in Gültlingen, auf der dortigen Burg seines Lehensmannes Balduin[2] einzusprechen und einen erfrischenden Trunk zu thun. Derselbe war, während sein Herr auf Hohen-Nagold und Wildberg Hof gehalten, auch mehrere Male dorthin geritten. Ritter Balduin, welcher sich durch solchen Besuch sehr geehrt gefühlt, that auch sein Möglichstes. In einem großen, gar kunstreich geschnitzten „hilzinen" Becher, auf dem ein schön gemalt' Wappen mit drei im Triangel gestellten schwarzen Adlern in silbernem Felde zu sehen,[3] kredenzte er seinem Lehensherrn das Beste, was sein Burgkeller enthalten.

Nachdem sich der Graf und seine Begleiter an einem frischen Trunk

gelabt hatten, ritten sie von dannen und aus dem anmuthigen Wiesenthälchen hinauf zu der Hochebene, welche sich von Gültlingen über Ober-Jesingen und Kuppingen Herrenberg zu hinzieht. Balduin von Gültlingen gab seinem Herrn das Geleite. Da wogten weithin reiche goldgelbe Aehrenfelder, bald reif für die Sicheln der Schnitter — ein herrlicher, aber fremder Anblick für die Ritter, welche, wie die von Salmendingen und Werenwag, von der weniger fruchtbaren Schwabenalb herabgekommen waren.

Als die Ritterschar kurze Zeit auf der Höhe geritten, gewahrte sie ein von Mittag her gegen sie anziehendes Gewitter. Auf Befragen eines Bauern, welcher auf seinem Acker beschäftigt gewesen, was er von dem Gewitter halte, meinte derselbe, es komme ihm nicht „geheuer" vor, schon vor mehreren Stunden sei das „Wetter" da gestanden, dann aber Herrenberg zu gezogen, von dort werde es der Schloßberg, die alte „Wetterscheide" wieder zurückgetrieben haben. Und solche „zurückgejagte Wetter" seien immer sehr zu fürchten. Ein zweiter Bauer aus dem benachbarten Dorfe Deckenpfronn, welcher des Weges daher kam, war aber anderer Meinung und sagte: seit sie, die von Deckenpfronn, jedes Jahr an Sanct Marx Tag (25. April) „mit Kreuz und Fahnen in Proceß (Prozession) für (gegen) die schnellen und gähen Wetter gehen," seien solche alle von ihrem „Oesch" (Markung) weggezogen.[4] Auch hätten sie, sprach der gesprächige Bauer weiter, eine weit und breit berühmte „Wetterglocke," in der geschrieben stehe:

„Anna Susanna
Mußt ewig da hangän,
Mußt ewig da bleiben,
Mußt Wetter vertreiben.[5]"

Die Herren werden, fuhr er fort, darum gewiß ohne Fährlichkeit seinem Dorfe zureiten können. Bald jedoch hub es „greusenlich" zu donnern und zu blitzen an, auch wurde nun auf dem Kirchthurme von Deckenpfronn „zum Wetter" (gegen das Wetter) geläutet. Da beschloß der Graf von seinem Wege ab und vorderhand nach genanntem Dorfe zu reiten. Ein scharfer Ritt wurde angeschlagen, so daß die Pferde bald stark „dämpften." Immer heftiger rollte über der Reiterschar der Donner, und bald rechts bald links von ihr fuhr der Blitz im Zickzack zur Erde.

Gar verschieden war die Wirkung, welche das ausgebrochene Gewitter auf des Grafen Gefolge und Leute machte. Meist bekreuzte man sich, so oft es blitzte; einer der Bauern beim Troß verkroch sich in eine Dornhecke am Wege, denn in solche schlägt, wie man in dessen Dorf sagte, nie der Blitz, sintemal die Dornenkrone Christi von einem

solchen genommen worden. Laut lachte über des Bauern Flucht einer der berittenen gräflichen Jäger, und in frevelhaftem Scherz rief der gottlose Geselle, als es eben wieder heftig gedonnert hatte, seinem Kameraden zu: „Hörst Du wie St. Peter droben Kegel schiebt.“[6]

Des Bauern von Deckenpfronn zuversichtliche gute Prophezeihung bewahrheitete sich aber schlecht: die Wuth des Gewitters wurde immer größer und plötzlich zuckte aus den rabenschwarzen, tiefgehenden Wolken eine schwefelgelbe Feuerschlange. Und mit Entsetzen sahen die Ritter, welche dem Grafen, der auf seinem guten Renner ihnen vorausgeeilt war, nicht schnell genug hatten folgen können, daß dieselbe gerade auf ihren Herrn herabschoß. Es war nur das Werk eines Augenblicks, so that es einen gewaltigen Fall und der Graf lag mit seinem Pferde am Boden. Und o Schrecken! die Herbeieilenden fanden ihn schon sterbend! Eilends waren die Ritter von ihren Pferden gestiegen; jeder drängte sich heran, um womöglich noch den letzten Seufzer seines Herrn zu vernehmen, den letzten Aufblick seiner Augen zu sehen. Aber sie kamen zu spät! Das Leben war schon nach wenigen Augenblicken auf den so heftigen Streich entflohen.

Bei dem entsetzlichen Anblick wurde auch das härteste Herz erweicht. Da hub sich aus der Mitte der Ritter ein herzzerreißendes Geschrei und Klagen, in heißem Strome flossen die Thränen über manch' narbenreiches Kriegerantlitz. Ganz zerknirscht blieb der leichtfertige Jäger, welcher mit dem Gewitter seinen Spott getrieben, in der Ferne stehen. Da achtete man des noch rollenden Donners und der niederfahrenden Blitze nicht mehr. Doch ließ die Wuth des Gewitters bald nach, wie wenn sie sich nun gekühlt hätte. Auch das laute Wehklagen des gräflichen Gefolges machte allmählig einem stummen, nur schwer etwas niedergekämpften Schmerze Platz. Endlich brach Bertold, der Marschalk des Grafen, die Todtenstille der Trauergruppe mit den Worten: „was nun beginnen, meine tiefbetrübten Gesellen? Soll ich mit einigen Knechten in das nahe Dorf Deckenpfronn reiten, um dem dortigen Priester die Schreckensbotschaft zu bringen, ihn um eine Messe für unseren todten Herrn zu bitten und eine Bahre herbeischaffen zu lassen, auf welcher derselbe vorderhand in die dortige Kirche getragen werden kann?“ Hiemit war alles einverstanden und der Marschalk ritt mit zwei Knechten in das Dorf, wohin sich die Kunde von dem Entsetzlichen, das geschehen, bereits verbreitet hatte.

Nicht lange stand es an, so kamen der Marschalk, der Kapellan des damals in Deckenpfronn seßhaften Dekans von dem umliegenden Landkapitel, der Küster, einige Chorsänger und Ministranten mit Kreuz, brennenden Kerzen, Weihkessel und Rauchfaß. Ihnen folgten vier

Bauern mit einer Tragbahre. Nachdem der gräfliche Leichnam auf diese gelegt worden, der Kreuz- und die Kerzenträger sich um denselben aufgestellt hatten, besprengte ihn der Kapellan mit Weihwasser und betete einige Psalmen. Darauf gieng's langsam in ernst-feierlichem Zuge unter Glockengeläute dem Dorfe zu. Vier Ritter trugen den Leichnam. Voraus ritten zwei, auf jeder Seite des Leichnams ritt einer. Demselben folgten unmittelbar zwei berittene Herren. Die Leichenbegleitung zu Pferde hatte nach Anordnung des Marschalken die Schwerter gezogen. Ihr schloß sich das übrige Gefolge an, das abgestiegen war und die Pferde an der Hand führte. Den Schluß machte der gräfliche Troß, viel Volks, Männer, Weiber und Kinder, welche theils von dem Felde herbeigeeilt, theils aus dem Dorfe herausgekommen waren. Laut weinend und schluchzend folgten sie der Leiche des Grafen, von dem sie, so lange er gelebt, zwar nie etwas gehört hatten. Daß er ein Graf gewesen und so schrecklich geendet, war genug für ihre einfältigen und leicht zu rührenden Herzen.

Unter Glockengeläute, feierlichem Orgelklang und dem Zuströmen des Volks, das sich dem gräflichen Gefolge angeschlossen, wurde der Leichnam in die Kirche hineingetragen und in der Mitte derselben aufgestellt. Darauf betete der Dekan mit dem Volke einige Psalmen für den Todten. Als diese zu Ende geführet waren und das Volk sich verlaufen hatte, traten die Ritter wieder in einen Rath zusammen. Eiligst sollte ein Sarg gefertigt werden, in welchem man den Leichnam auf einem Wagen weiterschaffen könnte, sodann handelte es sich vornehmlich darum, wer die schwere Botschaft übernehmen und der Gräfin Mechtilde auf möglichst schonende Weise den schrecklichen Schlag, der sie und ihr Haus betroffen, mittheilen sollte. Einige meinten, der Marschalk sollte es thun; der aber war anderer Meinung: er habe, sagte er, wie es ihm zugekommen, den Grafen auf manch' einem Ritt begleitet und ihm Herberge gemacht, er wolle auch auf dessen letzter Fahrt seines Amtes warten und nicht von seinem entseelten Herren weichen, bis derselbe an seiner ewigen Ruhestätte angelangt seie. Darnach fiel die Wahl auf Hermann von Owe[7] und Hugo von Werenwag. Jener war ein dem Grafenhofe auf der Rotenburg näher befreundeter und dort gerne gesehener Herr; Hugo von Werenwag stand ob seiner Sangeskunst bei der Gräfin in hohen Gnaden. Beide übernahmen auch den ehrenvollen, wiewohl schmerzlichen Auftrag und ritten unverweilt weg, nachdem ihnen von dem Marschalken mitgetheilt worden, daß er mit den übrigen Rittern den Leichnam des Grafen in der folgenden Nacht weiter führen und mit Tagesanbruch in die Kirche von Sülichin bringen werde.

In der Kirche von Deckenpfronn verblieb der Leichnam des Grafen, an dem die Ritter je zu zweien abwechslungsweise mit bloßem Schwerte Wache hielten bis zum Anbruch der Nacht, während welcher Zeit der Dekan von Deckenpfronn, sein Kaplan und einige inzwischen aus der Nachbarschaft herbeigekommene Pfarrer abwechslungsweise Psalmen sangen und Gebete sprachen. Da hieß es auch bei manchem Ritter: die Noth lehrt beten. Alsdann brach der Leichenzug unter Führung des Marschalken in der Ordnung, wie oben angegeben, auf, nur daß nun die ganze Begleitung ritt. Er schlug die Richtung nach Herrenberg ein, in dessen Nähe Graf Rudolf, genannt der Scherer, der Schwager des dahin geschiedenen Grafen Burkard, mit einigen seiner Mannen demselben entgegengeritten kam. Von den zwei an die Gräfin Mechtilde vorausgesandten ritterlichen Boten hatte er die schreckliche Kunde erhalten. Bis Sülichin gab er dem Entseelten das Geleite. Just traf es sich, daß man dorten eintraf, als die Glocke eben zur Mette rief. Es war noch nicht Tag. Geisterhaft hätte es sich für Jemand ausnehmen müssen, welcher von Ferne gesehen, wie der Leichenwagen mit seinem berittenen Geleite lautlos bei Fackelschein sich der Sülicher Kirche zubewegte. Noch soll der alte grasige Weg, auf dem er von der Wurmlinger Straße ab dahin gegangen, davon der „Totenweg“ [8] heißen. Als die Sargtruhe in der Kirche aufgestellt war, begann die Frühmesse, welcher Graf Rudolf sowie der Marschalk von der Rotenburg mit den übrigen Rittern andächtig und tief ergriffen wie vielleicht nie zuvor anwohnten. Als dieselbe zu Ende und der Tag angebrochen war, ritt der „Scherer“ zu seiner Schwester, um sie in ihrem schweren Leid zu trösten.

Verlassen wir nun auch auf kurze Zeit die gräfliche Leiche und versetzen uns in das

Trauerhaus auf der Rotenburg.

Die Gräfin Mechtilde hatte die fromme Gewohnheit, wann sie Morgens aus der Burgkapelle von der Messe zurückgekehrt war, den auf ihrem Tische liegenden Psalter (s. oben S. 46) aufzuschlagen und als Nachandacht dasjenige Stück zu lesen, welches ihr gerade in die Augen fiel. Da traf es sich, daß sie eben am Morgen des 14. Juli den 90. Psalm aufschlug und las. Und der lautet also:

„Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge geworden und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommet wieder Menschenkinder.

Denn tausend Jahr sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist und wie eine Nachtwache.

Du lässest sie dahin fahren wie einen Strom und sind wie ein Schlaf; gleichwie ein Gras, das bald welk wird.

Das da frühe blühet und bald welk wird und des Abends abgehauen wird und verdorret.

Das macht dein Zorn, daß wir so vergehen und dein Grimm, daß wir so plötzlich dahin müssen. Denn unsere Missethat stellest du vor dich, unsere unerkannte Sünde in das Licht vor deinem Angesicht.

Drum fahren alle unsere Tage dahin durch deinen Zorn; wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz u. s. w."

So weit hatte sie mit Sammlung des Gemüths und Geistes gelesen, da befiel sie plötzlich eine ihr unerklärliche Angst und sie sprach vor sich hin: was wartet heute auf dich, daß dir solches zu lesen beschieden worden? Eine ängstliche Stimmung wollte auch den Tag über nicht von der Gräfin weichen, wenn gleich auf der Rotenburg alles in seinem alten geregelten Geleise gegangen; sie war mit ihren Gedanken mehr als sonst drüben im Schwarzwalde bei ihrem Herrn und Gemahl. Und unwillkürlich erinnerte sie sich daran, wie derselbe oft von sich gerühmt, daß er auf der Jagd dem wüthendsten Keuler, dem grimmigsten Wolfe und stärksten Bären nicht aus dem Wege gehe, sondern sie furchtlos angreife. Dazu malte sich ihre Phantasie aus, ihr Mann könnte, wenn er in seiner unbändigen Jagdlust eine solche Bestie hitzig verfolgt habe, in dem unermeßlichen Walde verirrt, von seinen Gefährten getrennt worden sein und am Ende — — —. Aus allen Kräften bemühte sie sich, diese finsteren Bilder von sich zu bannen. Aber unglückseligerweise trat immer wieder lebhaft vor ihre Seele jener Unglück verkündende Rabenzug, welcher Grab! Grab! schreiend über ihren Burkard hingezogen, als er in den Maien geritten.

Mit einbrechender Abenddämmerung des 14. Juli waren die beiden ritterlichen Boten von Sülichin der Rotenburg zu aufgebrochen, nachdem sie dem dortigen Pfarrer die vertrauliche Mittheilung von dem schrecklichen Todesfall gemacht und die Ankunft des gräflichen Leichnams angekündigt hatten. So konnten sie hoffen, in die Burg zu kommen, ohne von Jemanden anders als dem Thorwart, wenigstens ohne von der gräflichen Familie zuvor gesehen worden zu sein. Es gelang ihnen dies auch, und dem Thorwart war strenge aufgegeben worden, nur dem alten Kämmerer Dietrich die Ankunft der beiden Herren mit dem Anfügen zu melden, daß sie sich alsbald in dessen Kammer einfinden werden. Derselbe war nicht wenig erstaunt, die beiden Ritter ohne seinen Herrn ankommen zu sehen. Als ihm aber unverweilt die

Schreckensbotschaft mitgetheilt wurde, da brach der alte treue Diener des Grafen fast zusammen. „O wie jammert mich meiner guten Frauen und der lieben Kinder! Wie das entsetzliche Unglück ihr und ihnen beibringen? Muß der greise lebenssatte Diener dem noch vor Kurzem so starken, lebensfrohen Herrn in die Grube sehen!“ rief der Alte mit zitternder Stimme aus.

„Fasse dich, guter Geselle, und hilf uns unsern schweren Auftrag gut ausrichten; laß den Burgkapellan, den Truchseßen und Schenken rufen, alsdann wollen wir Rath halten, wie der Gräfin die schreckliche Botschaft auf die schonendste Weise beizubringen,“ entgegnete Ritter Hermann von Owe auf die Lamentationen des alten Kämmerers.

Als die Herren beisammen waren, kam man schließlich überein, es sei das Beste, man sage der Gräfin ohne weiteren Umschweif, doch erst am Morgen des folgenden Tages vor der Messe, daß ihr Gemahl plötzlich gestorben und dessen Leichnam bereits in die Kirche von Sülichin gebracht worden sei. Nur die schreckliche Todesart wolle man ihr vor der Hand verschweigen. Und zwar solle die Mittheilung durch die beiden ritterlichen Boten und den Kapellan geschehen.

„Man hätte fast meinen können,“ sagten der Kapellan und die Hofbeamten, „die Gräfin habe eine Ahnung von dem entsetzlichen Unglück gehabt; so sei wenigstens ihre Stimmung den ganzen Tag über gewesen. Darum sei sie gewissermaßen bereits vorbereitet. „Für sie, unsere hohe Frau, welche in manchen Lagen ihres Lebens schon wahren Mannesmuth bewiesen, ist mir weniger bange als für die lieben vaterlosen Kinder,“ bemerkte tief aufseufzend der gute Kämmerer Dietrich, welcher sich stets mit väterlicher Liebe und Treue der Söhne und Töchter seines Herrn, die unter seinen Augen aufgewachsen waren, angenommen hatte.[9]

Damit schloß die Berathung der Herren, welche sich nun zur Ruhe begaben; die wollte aber bei denselben nicht so bald einkehren. Behutsam hatte man alles vermieden, was die Ankunft der beiden ritterlichen Boten der gräflichen Familie hätte verrathen können.

Am Morgen des 15. Juli, kurz vor Beginn der Messe, welche die Gräfin mit ihrer Familie zu besuchen pflegte, ließen der Burgkapellan und die beiden angekommenen Ritter bei der Gräfin anfragen, ob es ihr genehm wäre, sie in ihrer Kemenate zu empfangen.

„Was soll mir dieser so frühe, ganz unerwartete räthselhafte Besuch,“ sagte Mechtilde zu ihrer Zofe Lise. Und plötzlich fuhren ihr durch die Seele die finsteren Gedanken und Ahnungen, welchen sie den Tag zuvor nachgegangen. „Das sind Unglücksboten! Ich fühle es, ich weiß es, mein Burkard ist todt! Heiß' sie eintreten,“ sprach sie in

großer Erregung aber doch mit fester Stimme zu Lise. „Was führt die Herren in so ungewöhnlicher Stunde zu mir?" redete die Gräfin die eben Eingetretenen an, ehe diese auch nur ein Wort hatten anbringen können. „Wir bringen Euch, unserer gnädigen Frauen, schlimme Kunde, eine schreckliche Unglücksbotschaft, nehmet solche gefaßt auf," entgegnete der Kapellan. „Euer Gemahl, unser hoher Herr —" „Ist todt," fiel die Gräfin dem zaudernden Sprecher in die Rede. „Ja, er ist todt! wir müssen zu unserem größten Schmerze bestätigen, was Ihr geahnt und soeben ausgesprochen," erwiederten darauf die Boten. „Aber saget an," fuhr die Gräfin mit zitternder, hastiger Stimme fort, „wie? wo? wann? ist mein Burkard gestorben? Hat ihn ein wildes Thier, ein Bär oder ein Wolf auf der Jagd zerrissen? Ist er, einen Edelhirsch allzuhitzig verfolgend, todt vom Pferde gestürzt? Waret Ihr, meine guten Ritter, Zeugen seines Todes? Saget an, schonet meiner nicht! Verschweiget mir nichts!"

„Wir können uns kurz fassen, gnädige Gräfin," antwortete Ritter Hermann von Owe. „Heiter und guter Dinge ritten der Graf, unser Herr, und wir, seine Ritter, gestern von Wildberg weg heimwärts. Heiß brannte schon am Morgen die Sonne hernieder, darum sprach der Graf in Gültlingen, auf der Burg Balduins ein, um einen erfrischenden Trunk einzunehmen. Nachdem uns der köstlich gemundet, ritten wir weiter. Inzwischen war die Luft noch glühender geworden denn zuvor. Kein Lüftchen wehte, kein Espenlaub zitterte. Weithin nur wogende Kornfelder, kein Wald, welcher Schatten bieten konnte. Schwer litten wie die Kreuzfahrer in Syriens Wüste Mann und Roß durch die unerträgliche Hitze. Da beschloß der Graf, als wir die Spitze des Kirchthurms von Deckenpfronn in der Sonne blitzen sahen, in dieses Dorf zu reiten, um kühlere Stunden abzuwarten. Kräftig trieb er seinen Renner, der sonst keines Sporns bedurfte, an, um möglichst bald dahinzukommen. Wir konnten ihm nicht schnell genug folgen. Da auf einmal sahen die Vordersten von uns, wie der Graf im Sattel hin- und hertaumelte; sie trieben ihre Rosse aus allen Kräften an; ehe sie aber zur Stelle gekommen, war der Graf schon halb von seinem Pferde gesunken, dieses jedoch lammfromm stehen geblieben. Und o Jammer! Wie der Marschalk unsern Herrn vom Stegreif frei gemacht hatte und ihn mit den Armen umfaßte, war das Leben schon entflohen." Bei diesen Worten des Ritters Hermann von Owe brach die Gräfin Mechtilde fast ohnmächtig zusammen. Mit schwacher bebender Stimme wandte sie sich zu dem alten Kämmerer mit den Worten: „Ihr alter treuer Diener sollt meine lieben unglücklichen Söhne von dem Schrecklichen, das unser Haus betroffen, in einer Euch passend erscheinenden

Weise in Kenntniß setzen. Und," fuhr sie fort, „Euch, meinen würdigen ‚Bihtvater‘, bitte ich, in der nun abzuhaltenden heiligen Messe der Seele meines verstorbenen Gemahls zu gedenken. Meine Kinder," schloß sie, sich wieder an den alten Kämmerer wendend, „Ihr, meine guten Ritter, mein Hofgesinde bis zum Roßbuben herab — alle sollen sich nun in der Burgkapelle einfinden und für das Seelenheil meines mir so plötzlich entrissenen Gemahls beten." Und nun verabschiedete sich die Gräfin von den Herren, legte ein Trauergewand an und theilte ihrer Tochter auf die schonendste Weise die erhaltene schreckliche Botschaft mit.

Als das Glöcklein auf der Burgkapelle zur Messe rief, begab sich Mechtilde mit ihren Kindern dahin. Weinend traten sie ein. Kaum faßte das Kirchlein diesmal die Zahl der Zuhörer. Alle waren tief gerührt und lautes Schluchzen mischte sich unter den Gesang des die Messe celebrirenden Kapellans. Dieser empfahl der Bitte seiner Gräfin gemäß nach der Wandlung in dem „Memento" oder der Fürbitte für die Verstorbenen seinen in das Jenseits so plötzlich abberufenen Herrn, den Grafen, dem göttlichen Erbarmen.

Als die Gräfin nach der Messe mit ihren Kindern in ihrer Kemenate saß und sich eben anschickte, Psalmen vorzulesen, trat der Kapellan ein. Er kam, der gräflichen Familie Trost einzusprechen, entnommen der heiligen Schrift. Da schlug er das mitgebrachte Pergamentbuch auf — es war Hiob — und las: „Wir sind von gestern her und wissen nichts, unser Leben ist ein Schatten auf Erden. Der Herr siehet nicht an die Person der Fürsten; er kennet den Herrlichen nicht mehr denn den Armen; sie sind alle seiner Hände Werk. Plötzlich müssen die Leute sterben und zu Mitternacht vergehen; die Mächtigen werden kraftlos weggenommen. — Des Herrn Augen sehen auf eines jeglichen Weg und er schauet alle ihre Gänge. — Gott sucht jeden Menschen heim, daß er ihn herumhole aus dem Verderben. — Der Herr thut große Dinge, die nicht zu erforschen sind; siehe, selig ist der Mensch, den Gott strafet, darum weigere dich der Züchtigung des Allmächtigen nicht; denn er verletzt und verbindet, er zerschmeißt und seine Hand heilet; aus sechs Trübsalen wird er dich erretten und in der siebenten wird dich kein Uebel rühren. Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch annehmen?"

Und der schriftkundige Kapellan hatte seine Trostsprüche trefflich gewählt: wie köstlicher Balsam wirkten sie auf die schwer verwundeten Herzen seiner Zuhörerschaft, insbesondere der gräflichen Wittwe. Gefaßt erhob sie sich von ihrem Sitze und sprach: „Lasset uns zur Sülicher Kirche reiten, wo mein entseelter Burkard unser' wartet."

Zweites Kapitel.

Wie Graf Burkard nach dem frommen Brauch (Ritus) der heiligen Kirche feierlich zur Erde bestattet worden. [10]

Nachdem die Frühmesse in der Kirche zu Sülichen zu Ende gebracht, wurde der Leichnam des Grafen auf Anordnung der Hofbeamten durch gräfliche Diener mit lauwarmem Wasser gewaschen, vorderhand wieder in das Reisegewand gehüllt, durch den Pfarrer von Sülichen mit Weihwasser besprengt und ihm ein kleines Crucifix in die gefalteten Hände gegeben, auch stellte man brennende Wachskerzen um den Sarg.

Schon am frühen Morgen hatte sich die Kunde von dem erschütternden Tode des Grafen und der Ankunft von dessen Leichnam in der Kirche von Sülichen in dem benachbarten Orte Rotenburg, bald auch in den umliegenden Dörfern verbreitet. Darum strömte alles von dort, Edle und Unedle, Männer und Weiber der kleinen Kirche zu, welche die Masse bei weitem nicht fassen konnte, so daß viele, die herbeigeeilt waren, außerhalb der Kirche auf dem Friedhof bleiben mußten.

Unter Weinen und Schluchzen einer so zahlreichen Zuhörerschaft, wie solche das Kirchlein zuvor wohl nie gesehen, sang der Dekan von Sülichen die Messe um neun Uhr. Als dieselbe zu Ende war und das gemeine Volk nicht ohne Drängen der Diener sich verlaufen hatte, kam die gräfliche Wittwe von der Rotenburg nach Sülichen geritten. Sie war in ein schwarzes, nonnenartiges Gewand gekleidet und ihr Haupt bis auf das Gesicht mit einem weißen Tuch verhüllt. Mit ihr waren ihr zweitältester Sohn Burkard,* ihre Tochter Mechtilde, deren Zuchtmeisterin und Gespielen, auch der Burgkapellan und der alte Kämmerer Dietrich mit einigen berittenen Knechten gekommen.

Da war der Jammer unendlich groß, als die gräfliche Familie die Kirche betrat. Unter herzzerreißendem Wehegeschrei warfen sich die Kinder auf den Leichnam ihres in offenem Sarge liegenden Vaters und benetzten dessen kaltes Antlitz mit heißen Thränen. Darauf knieeten sie an dem Sarge nieder. Gefaßter zeigte sich die Gräfin. Mit den Worten: „Mein viel lieber Mann! O weh' mir dieses Leides! Muß ich dich todt wieder sehen!“ beugte sie ihr leichenbleiches Gesicht über Burkards noch im Tode männlich schönes Haupt und bedeckte Stirn und Wangen mit heißen Küssen.

In stummem, unnennbarem Schmerze stellte sich der treue Diener

* Albert lassen wir damals auf Besuch bei seiner Schwester Gertrud, Gräfin von Habsburg, gewesen sein (s. vorigen Abschnitt).

Dietrich zu den Füßen seines verblichenen Herrn und schaute ihm in das Antlitz, das dem guten Alten so oft wohlwollend begegnet war. Bald kniecte die ganze Familie, all' das Ingesinde, edel und gemein, um den Sarg nieder. Der Burgkapellan besprengte den Leichnam mit Weihwasser, darauf betete er die Psalmen: „Erbarme dich meiner, o Herr, nach deiner großen Barmherzigkeit" u. s. w., und: „Aus den Tiefen rufe ich zu dir, o Herr; Herr, erhöre meine Stimme!" u. s. w. Nachdem er geendet, ließ die gräfliche Wittwe noch weitere brennende Kerzen um den Sarg stellen, so daß derselbe in der düsteren Kirche wie von einem Lichtmeer umgeben schien.

Bald kamen mehrere Pfarrer aus den umliegenden Dörfern, auch einige Cisterzienser Mönche von dem benachbarten Kloster Bebenhausen und selbst die Dominikaner Elias und Theophilus von Eßlingen, welche noch vor Kurzem bei dem Grafen zu Haigerloch und Wildberg gewesen waren und Kunde von dem schrecklichen Abscheiden desselben erhalten hatten. Da wurden noch weitere Messen gelesen und auch Bußpsalmen gebetet, während dazwischen viel Volks ab- und zugieng und reiches Opfer zum Seelenheil des Verstorbenen fiel. Der alte Kämmerer hatte nämlich zu dem Ende auf Geheiß seiner Herrin außer Wachskerzen auch Geld unter die armen Andächtigen austheilen lassen. [11]

Gegen Abend wurde der bestellte Sarg gebracht. Er war aus Eichenholz gefertigt, außen mit etwas Schnitzwerk geziert, innen mit grünem Sammt ausgeschlagen und zum Verschließen mit starken eisernen Bändern versehen. Nachdem alles Volk aus der Kirche entfernt worden und nur noch die gräfliche Familie, die „Pfaffen" und Mönche, die Ritter und das Hofgesinde geblieben waren, sprach die Wittwe zu letzteren: „Nun helfet mir ‚besarken' meinen lieben Mann." Sie hatte vor dem Abgang von der Rotenburg ihrer Obermagd Berhtel befohlen, aus einem großen Stück von der feinsten Leinwand (Saben) eiligst ein Sterbehemd für ihren Gemahl zu machen und wenn solches fertig geworden, es unverweilt in die Kirche von Sülichen zu senden. In dieses kostbare Todtenhemde wurde der Leichnam gehüllt. Darüber sollte nach der Meinung der anwesenden Herren die ritterliche Rüstung mit dem weißrothen Waffenrock aus kostbarem Seidenstoff angelegt werden. Schon hatten aber die anwesenden zwei Predigermönche der Wittwe den Rath gegeben, sie solle ihren entseelten Gemahl in dem Gewande ihres Ordens beisetzen lassen, so werde er drüben auch der Verdienste desselben theilhaftig werden. Erst bei dieser Unterredung erfuhr die Gräfin, auf welch' erschütternde Weise ihr Gemahl aus der Welt abberufen worden. Ganz richtig kalkulirten die klugen Mönche, daß diese Mittheilung den von ihnen ertheilten Rath kräftigst unterstützen würde. Und dem war auch

so. Auf's Tiefste ergriffen und um das Seelenheil ihres also dahingerafften Gemahls doppelt bekümmert, folgte sie dem Rathe der Mönche. Vergebens hatte Hugo von Werenwag, dessen Wort sonst viel bei ihr gegolten, dagegen eingewendet, daß sein Herr, der Graf, ja nie ein sonderlicher Freund der Mönchskutten gewesen. Derselbe würde, bemerkte Hugo im Vertrauen gegen seinen Freund Hermann von Owe, wenn er es wüßte und es ihm möglich wäre, sich darob noch im Grabe umkehren.

Nachdem der Leichnam in das besagte Ordensgewand gekleidet, wurde er in den offen gelassenen Sarg gelegt und zwar so, daß das Gesicht gegen den Chor und Hochaltar gerichtet war, und nochmals mit Weihwasser besprengt. Auch waren Kränze aus Epheuranken, welche in üppiger Fülle die Mauern der Rotenburg bedeckten, in den Sarg gelegt worden. Berhtel, die treue Obermagd der Gräfin, hatte sie gefertigt und mit Bitten nicht nachgelassen, bis ihr Wunsch gewährt war.[12] Darauf hob man den Sarg auf eine ziemlich hohe mit einem großen Teppich bedeckte Tragbahre. Es wurden wieder frische brennende Kerzen, welche der gräfliche Kämmerer beschafft hatte, auf hohen Leuchtern in dichter Reihe um den Sarg gestellt und bei dem Haupte des Todten ein Crucifix aufgerichtet.

Inzwischen war die Nacht völlig hereingebrochen und hatte der ganzen Scene einen noch höheren Ernst verliehen. Scharf hob sich bei der reichen Kerzenbeleuchtung das todtbleiche Antlitz des Leichnams von dem schwarzen Kapuzmantel der Predigermönche ab, in welchen er gekleidet worden. Wurde das Gemüth der anwesenden Leidtragenden hiedurch tief ergriffen, so fühlte es sich dagegen wieder gehoben und erleichtert durch den Aufblick zu dem in hellem Kerzenschein strahlenden Gekreuzigten, dem Sieger über Tod und Grab.

Nun kehrten die gräflichen Kinder unter dem Geleite des alten Kämmerers Dietrich und der Zuchtmeisterin wieder auf die Rotenburg zurück. Die gräfliche Wittwe aber brachte mit einer ihrer Frauen und dem Burgkapellan die Nacht in der Kirche von Sülichen zu und letzterer war ihr als innigst theilnehmender geistiger Beistand zur Seite. Bald war es eine fromme, erbauliche Betrachtung, die er anstellte, bald sprach er tröstliche Gebete am Sarge des dahingegangenen Grafen. Dazwischen hinein lasen andere Geistliche mit lauter feierlicher Stimme Bußpsalmen oder es wurden Hymnen angestimmt,[13] welche in der Todtenstille der Nacht das Gemüth der Anwesenden mächtig ergriffen, vor allen die Kreuzeshymne:[14]

Theures Kreuz — du aller Bäume
Auf der Erde — Edelster!

Dir an Laub und Blüt' und Keime
Gleicht in Wäldern keiner mehr!
Süßes Holz! es trägt mit Würde
Süße Nägel, süße Bürde u. s. w.

Und als bald nach Mitternacht die Zeit der Mette gekommen war, sang der Chor der Geistlichen:

Laßt uns in finst'rer Nacht erstehen,
Vereint dem Herrn Gesänge weih'n!
Der Sang gefällt ja Gott allein,
Den Eintracht schickt zu Himmelshöhen.

Und hat das Lied hier ausgeklungen,
Dann werd' Ihm in der Heil'gen Kreis
Von uns ein höh'rer Ruhm und Preis
In alle Ewigkeit gesungen.

Gewähr' uns das, der Väter Bester,
Und du, Sein eingeborner Sohn,
Stets herrschend auf des Himmels Thron,
Auch du, o Geist, der Deinen Tröster!

In der Morgenfrühe schickte man sich an, den eingesargten Leichnam in feierlicher Prozession zur St. Remigius-Kirche in Ehingen, auf deren Friedhof er nach dem Willen der gräflichen Wittwe beigesetzt werden sollte, zu bringen. Dem Wunsche derselben gemäß bedeckte man den Sarg mit einem großen Teppich aus kostbarem „Baldekin“, welchen sie von der Rotenburg hatte bringen lassen. Auf demselben war gar kunstreich gewirkt das Bild des heiligen Michael, des ritterlichen Heiligen, welcher die Seelen der Verstorbenen zur ewigen Ruhe einführt. Der Teppich sollte dem Willen der Gräfin zufolge, nachdem er ihrem verstorbenen Gemahl diesen frommen Ehrendienst gethan, der St. Remigius-Kirche in Ehingen als Eigenthum zufallen. Nach dieser Anordnung ritt die Gräfin Mechtilde im Geleite zweier Ritter eben dorthin voraus.

Als sie weggeritten war, kamen die Mönche des benachbarten Cisterzienserklosters Bebenhausen, an ihrer Spitze der Abt, in feierlichem Zuge je zwei und zwei bei der Sülicher Kirche an; sie waren vom Trauerhause zu den Exequien des Grafen geladen worden. Wer die Reihen derselben mit scharfem Auge gemustert, dem mußte einer davon auffallen. Diesem konnte man ansehen, daß er nicht von jeher, etwa von jungen Jahren an die Kutte getragen, dabei schien er besonders ernst nachdenkend und mehr ergriffen zu sein, als seine Mitbrüder. Kein Wunder, denn dieser Mönch, den man einfach Bruder Rudolf nannte, war niemand anders als der vormalige Graf Rudolf von Urach. Im engen romantischen Thale der Erms, welche aus der Schwabenalb hervor-

bricht, stehen auf hoher waldiger Bergkuppe die Ruinen der Stammburg seines Hauses, das in dem erlauchten Geschlechte der Fürsten von Fürstenberg noch fortblüht. Er war dem, zu dessen Grabgeleite er sich eingefunden, auch durch politische Gesinnung und Bestrebungen wenigstens in den späteren Jahren seines viel bewegten Lebens nahe gestanden, zuvor aber ein Feind der Kirche und des Pabstthums gewesen und erst später auf deren Seite getreten — wie die böse Welt sagte — geblendet von römischem Golde, das man ihm geboten. So konnte es wohl kommen, daß Angesichts der schrecklichen Todesart seines politischen Glaubensgenossen in ihm leise Zweifel und Bedenken aufstiegen, ob die Partei der Kaiserlichen, die er verlassen, wirklich die von Gott verworfene, die Bahn dagegen, auf welche man ihn geführt und auf welcher auch der vom Blitz erschlagene Graf Burkard gewandelt, gewiß die rechte sei.[15] Es sammelten sich nun auch viele Laien aus allen Ständen um die Kirche. Außer dem Grafen Rudolf von Tübingen-Herrenberg hatte sich dessen Bruder Hugo eingestellt. Der war in der Nacht vom 15. auf den 16. Juli von seiner Burg ob der Stadt Horb, wo er meist gewohnt, mit einigen seiner Ritter — Hugo von Ihelingen, Friedrich von Eutingen, Reinhard von Weitingen — weggeritten und traf noch rechtzeitig ein, um an der Prozession zur St. Remigius-Kirche Theil nehmen zu können. Auch Graf Friedrich von Zollern, der Stammesvetter des Verstorbenen, hatte sich mit einem kleinen Gefolge eingefunden. Wohl hatte das liebe Mein und Dein die Vetter manchmal im Leben entzweit;[16] bei der Kunde von dem schrecklichen und plötzlichen Tode Burkards, welche die Gräfin Mechtilde durch einen Knappen auf die Zollerburg hatte bringen lassen, war aber aller Groll aus Friedrichs Herzen gewichen. Graf Gotfried von Calw, der wenige Tage zuvor Burkard gesund und guter Dinge auf der Burg zu Wildberg getroffen, war aus dem Schwarzwald herüber geritten. Zahlreich waren die Vasallen und Dienstmannen des Trauerhauses erschienen und mancher, der zum Mairitt in den Schwarzwald, der so überaus unglücklich geendet, nicht geladen worden, wollte seinem Herrn nun zum Grabe das Geleite geben. Der Amman Konrad von Rotenburg war an der Spitze eines langen Zuges seiner Amtsuntergebenen erschienen; ihnen hatten sich die Leute von Ehingen angeschlossen. Sonst waren fast alle Einwohner von Sülichen und den benachbarten Flecken herbeigeeilt.

Als der Pfarrer der St. Remigius-Kirche in Ehingen mit dem Kreuz derselben eingetroffen war, die Mönche und Weltpriester auch die vornehmsten Laien versammelt waren, ordneten der Dekan von Sülichen und der Marschalk von der Rotenburg vorläufig die Leichenprozession also: dieselbe eröffnete ein Pfarrer mit dem Weihwasser, ihm folgte ein

anderer mit dem Kreuz der Ehinger Kirche inmitten zweier Kerzenträger; darauf folgten die vierundzwanzig Brüder des heiligen Urban von Rotenburg.[17] Nach diesen kam der Abt von Bebenhausen mit seinen Cisterzienser Mönchen in weißen Kutten und schwarzen Skapulieren, ihnen schloßen sich die beiden Dominikanermönche von Eßlingen in ihren weiten schwarzen Kapuzmänteln und weißen Skapulieren an. Sodann folgten die Pfarrer der benachbarten Kirchen alle mit brennenden Kerzen, hierauf der Dekan von Sülichen und der Pfarrer von Ehingen. Die Vorgenannten sollten sämmtlich dem Sarge vorangehen, die Laien aber in ihrer Gesammtheit ihm folgen.

Als die Leichenprozession vorläufig also geordnet war, sich auch bereits eine kleine Strecke in Bewegung gesetzt, darauf aber wieder Halt gemacht hatte, traten der Pfarrer von Ehingen mit dem Weihwasser- und Kreuzträger nebst den beiden Begleitern des letzteren, auch ein Theil der übrigen Geistlichen nochmals in die Sülicher Kirche ein. Der Kreuzträger und seine Begleiter stellten sich zu Haupten des Sarges, die übrigen Geistlichen mit brennenden Kerzen um denselben; ersteren gegenüber nahm der Pfarrer von Ehingen seinen Platz, bei ihm der Geistliche mit dem Weihwasser. Darauf besprengte jener den Sarg dreimal mit Weihwasser und betete also: „Wenn du auf die Missethaten achtest, Herr, Herr, wer wird bestehen? Aus den Tiefen rufe ich zu dir, o Herr; Herr erhöre meine Stimme! Die ewige Ruhe gib ihm, Herr, und das ewige Licht leuchte ihm,“ worauf der Chor wiederholte: „Wenn du auf die Missethaten achtest“ u. s. w. Darnach wurde der Sarg gehoben und von acht Rittern aus der Kirche getragen, wobei der Pfarrer von Ehingen laut anstimmte: „Vor dem Herrn werden frohlocken die zerschlagenen Gebeine,“ und der Chor der Geistlichen den Psalm sang: „Erbarme dich meiner, o Gott! nach deiner großen Barmherzigkeit“ u. s. w.

Als die Ritter mit dem Sarge die Kirche verlassen und denselben in die Reihe des Zugs eingestellt hatten, traf der Marschalk nach Verabredung mit mehreren der anwesenden Herren und Ritter folgende Anordnungen, wie solche dem hohen Stande des Verstorbenen angemessen und Brauch waren. Vor dem Sarg her sollte das weiß-rothe Hohenbergische Banner getragen werden; diese Ehre erbat sich der freie Herr Hiltipolt von Werstein; dem Sarge folgten die Ritter Hugo von Werenwag und Hermann von Owe mit des Verstorbenen Schild; die Ehre des Verstorbenen Helm zu tragen hatte Baldebert von Staufenberg, der Truchseße des Grafen Friedrich von Zollern; das Schwert trug Hugo von Hailfingen vom Gefolge des Grafen Rudolf von Tübingen; darauf folgte das Streitroß des Dahingeschiedenen mit geschorenem Schweif und

Mähne, geführt von Albert dem Züttelmann von Dettingen und Hugo von Haigerloch; dasselbe war mit einer bis auf den Boden reichenden Decke von schwarzem Zendal bedeckt, auf welcher an mehreren Stellen das Hohenbergische Wappen mit „Helm und Kleinod vnder sich stend“ (umgekehrt stehend) zu sehen war. [18]

Nachdem solches geschehen, bestieg der Marschalk in voller ritterlicher Rüstung sein bereit stehendes Roß und stellte sich mit gezücktem Schwert vor den Bannerträger in den Leichenzug. Seine Anordnungen wurden aber nicht allseitig gutgeheißen, besonders meinten die „Pfaffen“, wozu im Hinblick auf die schreckliche Todesart des Grafen all' dies ritterlich' Gepränge? Ihnen schwebten die Worte des heiligen Hieronymus vor, mit denen er den Prunk bei den heidnischen Begräbnissen getadelt, indem er sagte: „Wie paßt der Hochmuth und der eitle Glanz zum Leidwesen, zu den Thränen und zur Betrübniß?“ Der Marschalk ließ sich aber durch das mißbilligende Gemurmel nicht beirren; er sah die von ihm getroffenen Anstalten als eine Art Revanche an für die Dominikanerkutte, in welcher man seinen Herrn in den Sarg gelegt. Auf das Leibroß des Grafen folgten im Zuge zunächst die Ritter, welche ihre Genossen im Tragen des Sarges ablösten. Darnach kamen der Kämmerer Dietrich, ihm zur Seite der junge Burkard, nach diesen der Truchseß und der Schenke, sodann das gemeine Gesinde von der Rotenburg. Darauf folgte das übrige Geleite der Laien in unübersehbarem Zuge von den hohen Grafen und Freiherren bis zu den gräflichen Maiern, Zinsbauern, Hörigen und Leibeigenen herab. Auch die dem Sarg folgenden Laien, Reiche und Arme, trugen meist brennende Kerzen. [19]

Als sich die Prozession zur Begräbnißkirche in Bewegung gesetzt hatte, sangen die Geistlichen: „In das Paradies mögen die Engel dich geleiten“ ꝛc. „Erbarme dich meiner, o Gott, nach deiner großen Barmherzigkeit“ ꝛc. „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir“ ꝛc. ꝛc. Still betend für die Seele des Verstorbenen folgten dagegen die Laien dem Sarge.

Nachdem die „Pfaffen“ bei der Länge des Weges, welchen die Prozession zu machen gehabt, noch manchen Psalmen und am Schlusse jedes derselben gebetet hatten: „Die ewige Ruhe gib ihm, o Herr!“ kam man endlich bei der St. Remigius-Kirche an. Beim Eintritt in dieselbe wurde wieder angestimmt: „Vor dem Herrn frohlocken werden die zerschlagenen Gebeine!“ und darauf: „Kommet, helfet, ihr Heiligen; eilet herbei, ihr Engel des Herrn: führet hinauf die Seele des Verstorbenen, bringet sie vor das Antlitz des Höchsten u. s. w. Die ewige Ruhe gib ihm, o Herr! und das ewige Licht leuchte ihm.“ Nachdem man den

Sarg in der Mitte der St. Remigius-Kirche niedergesetzt hatte und rings um denselben brennende Kerzen aufgestellt worden waren, wurde ein Todtenamt gehalten und darauf noch eine stille Messe für den Verstorbenen gelesen. Bei jenem wurde die Mark und Bein erschütternde alte Sequenz[20] angestimmt:

> Tag der Rache, Tag der Sünden,
> Wird das Weltall sich entzünden,
> Wie Sibyll und David künden.
>
> Welch' Entsetzen wird da walten,
> Wenn der Richter kommt zu schalten,
> Streng mit uns Gericht zu halten u. s. w.

Da mochte manchem der anwesenden Herren das Herz pochen, wenn ihm sein Gewissen vorhielt, wie schlecht er dem bei seinem Ritterschlag geleisteten Schwur nachgekommen, mit dem er gelobt: täglich die heilige Messe zu hören, für die Kirche und den Glauben zu kämpfen, Wittwen, Unmündige und Waisen zu schützen, ungerechten Krieg zu meiden, dem Kaiser und seinem Stellvertreter in allen weltlichen Dingen zu gehorchen, vor Gott und den Menschen tadellos in dieser Welt zu leben.

Feierlich klangen in der Morgenstunde durch das Gotteshaus die Psalmen, welche die Geistlichen bei dem Todtenamte anstimmten: „Herr! strafe mich nicht in deinem Grimme und züchtige mich nicht in deinem Zorn. — Nach dir, Herr, verlanget mich. Mein Gott, ich hoffe auf dich. Laß mich nicht zu Schanden werden. — Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele Gott zu dir“ u. s. w.

In tiefster Andacht vor dem Sarge ihres entseelten Gemahls auf den Knieen liegend hörte die gräfliche Wittwe, was dazwischen die Priester mit feierlicher Stimme aus Hiob lasen: „Schone meiner, o Herr, denn nichts sind meine Tage. Was ist der Mensch, daß du ihn groß achtest und bekümmerst dich um ihn? Du suchest ihn täglich heim und versuchest ihn plötzlich. Der Mensch vom Weibe geboren, lebet kurze Zeit und ist voll Jammers, gehet auf wie eine Blume und fällt ab; fleucht wie ein Schatten und bleibet nicht. Der Mensch hat seine bestimmte Zeit, die Zahl seiner Monde stehet bei dir. Du hast ein Ziel gesetzt, das wird er nicht übergehen.“

Als das Amt zu Ende, das „Libera“: Befreie mich, Herr, vom ewigen Tode an jenem schrecklichen Tage 2c. 2c. gebetet, auch die Todten-Vesper vorbei war, begaben sich die Träger des Kreuzes, Weihwassers und Rauchfasses, die Geistlichen mit brennenden Kerzen und der Pfarrer der St. Remigius-Kirche vom Altar zum Sarge und stellten sich nach dem Brauche der Kirche um denselben auf. Darauf sprach letzterer mit

entblößtem Haupte und gefalteten Händen im Namen des Verstorbenen das ergreifende Gebet: „Gehe nicht in's Gericht mit deinem Knechte, o Herr“ u. s. w. und darauf wurde von den Sängern und der gesammten Geistlichkeit angestimmt:

„Herr rette mich vom ew'gen Tod
An jenem Tag', der Schrecken droht!
Wo Erd' und Himmel beben einst,
Wann du zum Weltgericht erscheinst“ u. s. w.

Nachdem auch noch das „Herr erbarme dich unser, Christe, erbarme dich unser!“ gesungen, sprach der Pfarrer von Ehingen mit lauter Stimme: „Pater noster,“ besprengte und beräucherte, nachdem er still weiter gebetet, den Sarg drei Mal und betete nochmals ein Gebet für die Seele des Verstorbenen. Und nun wurde der Sarg unter lautem Weinen und Schluchzen einer großen Menge Volks zum Grabe auf den Friedhof der St. Remigien-Kirche getragen, während die Geistlichen anstimmten: „Mögen die Engel dich in's Paradies geleiten, die Märtyrer dich dort aufnehmen und in die heilige Stadt Jerusalem führen. Möge der Engel Chor dich empfangen und mögest du mit dem weiland armen Lazarus die ewige Ruhe genießen!“

Nachdem die Geistlichkeit die Beisetzung des gräflichen Leichnams nach den frommen Satzungen der Kirche des Weiteren vollführet, auch der Grabhügel aufgeworfen war, trat der Schenke von der Rotenburg mit zwei Knappen herzu, welche große „Fleschen“ mit Wein trugen. Damit begoß er den frischen Grabhügel seines verstorbenen Herrn. Darauf kam auch Lise, die Zofe der Gräfin, mit einigen Mägden herbei, welche mit Blumen gefüllte Körbe hatten. Mit solchen bestreute sie Graf Burkards Grabhügel so dicht,[21] daß er einem in bunter Blumenpracht prangenden Gartenbeete glich, zu dem freilich das aufgesteckte schwarze Todtenkreuz einen gewaltigen Contrast bildete. Der Marschall endlich ließ zu Häupten des Verstorbenen auf dem Grabhügel ein hohes hölzernes Kreuz aufrichten, an welches zuoberst des Abgeschiedenen Helm befestigt war.[22] Damit schloßen sich vollends die Begräbnißfeierlichkeiten unseres Grafen Burkard und Todtenstille kehrte wieder auf dem Friedhof der St. Remigien-Kirche ein. Noch dreißig Tage aber wurden in den Kirchen von Ehingen und Sülchen, sowie in der Kapelle der Rotenburg Seelmessen für den verstorbenen Grafen gelesen. Die ganze dreißigtägige strenge Trauerzeit hindurch spendete die Gräfin den anwohnenden Armen Brod („Totenwecken“), Geld und Kleider, auf daß sie ihre Gebete für den Abgeschiedenen mit ihr vereinten. Auch vergabte sie mit Zustimmung ihrer Söhne Albert und Burkard an die ob-

genannten Kirchen wie auch das Kloster Bebenhausen[23] reichlich Zinse und Güter, damit dorten für ewige Zeiten der Todestag ihres Gemahls mit einer feierlichen Seelmesse abgehalten werde. Am siebenten und vornehmlich am dreißigsten Tage der tiefen Trauerzeit wohnten nebst den befreundeten Grafen von Tübingen und Zollern alle hohenbergischen Vasallen und Mannen, deren Burgsitze nicht allzu weit von der Rotenburg entfernt waren, den Seelmessen an — ein Akt der alten deutschen Treue, welche dem Lehensmann gebot, auch noch nach dem Tode seinem Herrn gewärtig und dienstbereit zu sein. Auch Mönche von Bebenhausen sowie die Weltgeistlichen aus der Umgegend waren dabei erschienen. Da forderte nun „ein altes Herkommen", daß das Trauerhaus denen, welche der Seelmesse am dreißigsten angewohnt hatten, ein Todtenmahl gab. Es ist eben eine uralte, sich immer noch geltend machende Meinung in Schwaben und auch anderwärts, es könne nichts ohne Becher und Gasterei weder würdig begonnen noch zu Ende geführt werden. Auf solch' löblichen und tröstlichen Schluß der Trauerzeit freuten sich denn auch „Pfaffen" nicht weniger als Laien.[24] Das harmonirte nun zwar ganz und gar nicht mit der Stimmung der gräflichen Wittwe, konnte aber, wie der Marschalk, Schenke und Truchseß der Rotenburg ihrer Herrin zu bedenken gaben, „ohne sondere Nachrede" nicht unterlassen werden. So fügte sich dieselbe in das Unvermeidliche, ritt aber an selbigem Tage (am dreißigsten) mit ihrem Kapellan, dem alten Kämmerer Dietrich, ihren Kindern und der „Zuchtmeisterin" nach der für ihren Gemahl in der St. Remigien-Kirche abgehaltenen Seelmesse unmittelbar auf Hohen-Tübingen und von da in das Kloster Bebenhausen, um das Grab ihres Vaters zu besuchen. Die Herren aber und die „Pfaffen" schlugen nach beendigter Messe unverweilt den Weg zur Rotenburg ein, wo in dem Saale des Palas das Todtenmahl („der ertrunk uf den dreißigsten") eingenommen wurde. Dabei verabreichte man aber neben reichlichem Wein wie üblich nur Fastenspeisen — Fische und Gebackenes — aber so in Hülle und Fülle, daß gleichwohl alles gehörig satt werden konnte. Und das Mahl verlief — zum Lob der ehrenwerthen Gesellschaft sei es gesagt — ganz anständig.[25]

Anmerkungen zum ersten Abschnitt.

[1] Zu S. 2. Insbesondere werden wir den verwandtschaftlichen Zusammenhang und Ausgang der verschiedenen Zweige des Stammes der Hohenzollern — des burggräflich-Nürnbergischen, markgräflich-Brandenburgischen, Königlichen und nunmehr Kaiserlichen auf dem Preußischen Throne und des Fürstlich Schwäbischen, wie des längst ausgestorbenen Hohenberger Zweiges — welch' letzterem der Held unseres Bilderkreises angehört hat, kurz und übersichtlich auseinander setzen, was wir um so weniger unterlassen zu können glaubten, als sich bei manchen Gebildeten und selbst Gelehrten nicht selten sehr unklare, ja ganz falsche Ansichten darüber finden. Und schließlich wird dieser erste Abschnitt im Ganzen dem Leser vorführen, wie der Held unseres Bilderkreises von Vater- und Mutter-Seite in einem Ahnenruhme strahlte, welcher in Bezug auf hohes Alter und hervorragende Stellung den von manchem gekrönten Haupte verdunkelt.

Quellen und Hilfsmittel zu diesem Abschnitt: Monumenta Zollerana I. hrsg. von Graf Stillfried und † Archivrath Dr. Märcker; monumenta Hohenbergica, Urkundenbuch der Pfalzgrafen von Tübingen, beide von uns selbst herausgegeben; Hohenzollern'sche Forschungen von Stillfried und Märcker Bd. I.; C. B. A. Fickler Quellen und Forschungen; Stillfried, Hohenzollerische Alterthümer und Kunstdenkmale, insbesondere dessen Schlußwort dazu, ferner desselben Geschichte und Beschreibung der Burg Hohenzollern; Nachrichten über die königliche Stammburg Hohenzollern von † Stellien (Major); Lancizolle von, Geschichte der Bildung des Preußischen Staats I., und Stälin wirtemberg. Geschichte II.; unsere Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen und der Grafen von Zollern-Hohenberg und in dieser vornehmlich die kritisch-historischen Untersuchungen über die älteste Geschichte des Hauses und der Grafschaft Zollern wie auch der Burggrafen von Nürnberg vom Ende des zwölften Jahrhunderts an. Seite I bis XCVIII; unsere Geschichte der Belagerung und Zerstörung der Burg Zollern durch den schwäbischen Städtebund 1422—1423; der heilige Meinrad in der Ahnenreihe des erlauchten Hauses Hohenzollern, eine von uns in den Schriften des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Hohenzollern 1874 herausgegebene Abhandlung.

[2] Zu S. 2. 1061 „Burkardus et Wezil de Zolorin occiduntur." So in den Annalen des Berthold von Constanz, welcher 1054—1080 die erste Fortsetzung der Chronik seines Lehrers, des gelehrten Reichenauer Mönchs Hermann des

Lahmen († 1054) vom Veringer Grafengeschlecht, geschrieben. Abgedruckt in Ussermann's Prodromus Germaniae sacrae I. 256. Vgl. auch W. Wattenbach, Deutschlands Geschichts-Quellen im Mittelalter II. S. 40 f.

[3] Zu S. 2. Nach den Resultaten unserer Abhandlung „der heilige Meinrad in der Ahnenreihe des erlauchten Hauses Hohenzollern" S. 45 ff. Pkt. 17 ff.

[4] Zu S. 2. Vergl. unsere Gesch. der Gr. von Zollern-Hohenberg S. XX ff. Dieser Aufstellung tritt auch Graf Stillfried in seinen Forschungen über den Urstamm der Gr. v. Zollern (am Schlusse seiner Beschreibung und Geschichte der Burg Zollern 1870) nachträglich bei, denn er sagt S. 62, er sei geneigt, für fast bewiesen zu achten, daß die Vorfahren der ersten urkundlichen Zollern in den Burkardinischen Grafen des nahen Scherragaues zu suchen seien. Diese aber gehörten zum Stamme der genannten alemannischen Herzoge.

[5] Zu S. 3. Vergl. die unserer Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg angehängte Karte und in den Mon. Hoh. nro. 890.

[6] Zu S. 4. Vergl. in unserer Gesch. d. Gr. von Zollern-Hohenberg S. LX Abs. 11 ff.

[7] Zu S. 5. Lancizolle a. a. O. S. 152 und in den Beilagen Urkunde nro. 3.

[8] Zu S. 6. Lancizolle a. a. O. Beilage nro. 1 und monum. Zollerana I nro. 86—90. Hrsg. durch von Stillfried 1843.

[9] Zu S. 6. Im Jahr 1262 findet man beide Grafen auf dem Hoftag Konradins und 1276 auf dem des Königs Rudolf und beide Male als Zeugen derselben Verhandlung und im Jahr 1271 richtete Gr. Friedrich ein Schreiben an Albert, das also beginnt: „dilecto avunculo suo inclito domino Alberto dei gratia Comiti de Hohenberg Fridericus dei gratia Comes de zolre debite dilectionis plenitudinem et affectum." So konnte Friedrich doch wohl nicht an Albert schreiben lassen, wenn er damals mit ihm in Händel gelegen wäre. Die angeführten Urkunden sind abgedruckt in Mon. Zoll. I. nro. 195 u. 211 u. Böhmers Acta imperii selecta nro. 408. Nach einer Aufzeichnung der gleichzeitigen Sindelfinger Kronik („Chronici Sindelfingensis quae supersunt" hrsg. v. Haug, Tübingen 1836) S. 18 zu 1284 kehrten Albert u. Friedrich der Erlauchte und des letzteren gleichnamiger Sohn mit einander von der Belagerung der Burg Waldeck heim und nahmen im Stift Sindelfingen Herberge.

[10] Zu S. 7. „Domus nobilium de Zolre et de Hohenberch in castris et munitionibus contra imperium et ejus insultus habent resistere quantum placet!" So sprach sich aus Albert Bohemus, Dekan des Kapitels in Passau, von 1239 an päbstlicher Legat in Deutschland, einer der entschiedendsten Vertheidiger der päbstlichen Sache gegen die Hohenstaufen in s. Notizen- u. Missiv-Buch vom Schluß der dreißiger bis gegen die Mitte der fünfziger Jahre des dreizehnten Jahrh. 16te Publikation des lit. Vereins in Stuttgart II. S. 149 f.

[11] Zu S. 7. Mon. Zoll. I. nro. 203. 204. 205. 208.

[12] Zu S. 8. Anno MCCLXXXIX. post Annunciationem (25 Mart.) Rex (Rudolfus I.) venit Ezzelingen. Subito inde recessit. Multa facta sunt isto anno per desponsationes in castro Achalme." Man wird nicht irre gehen, wenn man annimmt, Rudolf habe bei seiner damaligen Anwesenheit in Schwaben u. a. auf der Reichsburg Achalm bei Reutlingen, welche er unter die Obhut

seines Schwagers Albert gestellt hatte, durch Stiftung von Ehebündnissen — einen von ihm auch sonst und gerne eingeschlagenen Weg — den vielen Händeln unter den schwäbischen Grafen und so auch dem alten Streit zwischen Zollern und Hohenberg ein Ende zu machen gesucht.

[13] Zu S. 17. Vergl. unsere Schrift über des Minnesängers Hartmann von Aue Stand Heimat und Geschlecht. Tübingen 1874. S. 57 f.

[14] Zu S. 18. Nach neuester nochmaliger, genauer Besichtigung der ehedem in der Kirche des Klosters Reuthin befindlich gewesenen Hohenbergischen Grabsteine, welche nun an dem „Sieges- und Minnesänger-Denkmal" auf Alt-Rotenburg aufgestellt sind, gehört einer davon mit den Wappenschilden von Tübingen und Hohenberg einer Gräfin „Lvgardis" von Tübingen † 1201. 10. Id. Nov. an. So hat auch der alte Gabelkofer, zu dessen Zeit die Grabsteine in besserem Zustand noch in der Klosterkirche waren, und somit richtig gelesen. S. unsere Gesch. d. Gr. v. Zollern-Hohenberg S. 151, wo Note 1. hienach zu berichtigen ist. Da nun aber das Kloster Reuthin erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gestiftet worden, so muß man annehmen, die sterbliche Hülle der genannten Gräfin seie erst später dahin gebracht worden.

[15] Zu S. 22. Dieser Ansicht, welche wir in unserer Gesch. d. Pfalzgrafen von Tübingen S. 512 ff. näher begründet haben, treten der † hochverdiente Forscher, Freiherr Josef von Laßberg (s. in dessen Briefwechsel mit Ludwig Uhland zum 9. Nov. 1854) und dieser selbst (VIII. Bd. seiner Schriften S. 564) bei.

[16] Zu S. 23. Vergl. L. Uhlands Schriften 8ten Bd. S. 311 ff. und dessen Gedicht: „der letzte Pfalzgraf."

[17] Zu S. 24. Pertz, Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde VII. S. 628.

[18] Zu S. 25. Ein besonderes älteres Grafengeschlecht Montfort, welches nach Vanotti (Gesch. d. Gr. v. Montfort) u. a. neben den alten Grafen von Bregenz existirt haben soll, hat es, wie die Urkunden beweisen, nicht gegeben.

[19] Zu S. 26. Am 28. Jan. 1247 stellte der päbstliche Legat Philipp, Bischof von Ferrara, auf Bitte des Gr. Rudolf von Tübingen im Lager des römischen Königs Heinrich Raspe von Thüringen vor Ulm eine Urkunde zu Gunsten des Klosters Bebenhausen aus. Urkundenbuch unserer Gesch. d. Pfalzgr. v. T. nro. 11.

[20] Zu S. 26. Ein Graf Hugo von Tübingen (von 1092—1120) holte seine Braut, eine Gräfin von Arnstein, welche ihm deren Bruder bei St. Goar am Rhein festlich zugeführt hatte, mit einem Gefolge von 200 Rittern und großem Gepränge heim, und Pfalzgraf Rudolf, der Stifter von Bebenhausen, erschien noch zu Lebzeiten seines Vaters auf des Rothbarts Reichstag zu Ulm im Jahr 1180 mit einem Gefolge von 130 Rittern.

[21] Zu S. 26. V. d. Hagen, die Minnesinger Bd. II. S. 89.

[22] Zu S. 27. Das Haus theilte sich im letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts in eine Tübinger-, Herrenberger-, Böblinger-, Asperger- und Horber-Linie.

Anmerkungen zum zweiten Abschnitt.

[1] Zu S. 33. Quellen und Hilfsmittel: Urkundliche Angaben, die Schilderungen, welche die deutschen Minnesänger von Burgen machen Leo, über Burgenbau und Einrichtungen im Mittelalter vom elften bis vierzehnten Jahrh.; Alwin Schultz, über Bau und Einrichtungen der Hochburgen des zwölften und dreizehnten Jahrh.; J. Falke, die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauenkultus; Weinhold, die deutschen Frauen u. a. m.

[2] Zu S. 34. Wolframs von Eschenbach Parzival, Ausgabe von K. Bartsch 376, V. 1146 ff.

[3] Zu S. 34. „den berc het in gevangen (umgeben)
ein burcmûre hoch und dic.
— — — — — — — —
eȥ rageten für (über) die Zinnen
türne von quâdern grôȥ,
der (deren) fuoge nicht zesamene flôȥ
kein sandic pflaster:
si wâren gebunden vaster (fester)
mit îsen und mit blie
ie drie und drie."
— — — — — — — —
Hartmann von Aue in seinem Erec 7844 ff.

[4] Zu S. 35. „vil erker ûȥ geschoȥȥen
wâren oben an der were
dar inne saȥ der schützen here
mit armbrusten und mit bogen,
die waren von in ufgezogen."
Konrads von Würzburg trojanischer Krieg, hrsg. durch Adelbert von Keller. S. 300. 128 ff.

[5] Zu S. 36. „bi mir was daȥ gedranc vil grôȥ,
die lin da waren ninder blôȥ (leer),
si sâȥen alle vrowen vol."
Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst S. 258. V. 25 ff.

[6] Zu S. 36. Als Gâwân, einer der Helden in Wolframs von Eschenbach Parzival, auf eine Burg ritt, sprach die Herrin derselben zu ihren Töchtern, welche ihn (den Fremden) auf die Burg zureiten sahen: „waȥ gezoges mac diȥ sîn?" (Wer zieht da zu uns herauf?) Und als einmal der Held Parzival vor der geschlossenen „Porte" einer Burg nahe dem Palas ankam und mit dem „Ring" daran (dem Thürklopfer) ein Zeichen gab, hörte es niemand als „eine juncfrouwe, diu ûȥ einem fenster sach."
Wolframs von Eschenbach Parzival 182, 91 ff.

[7] Zu S. 37. „üffen hôf
der was gein wer berâten,
türn' ob'en kemenâten
wichûs (zur Vertheidigung eingerichtetes Haus), perfrit, ärker,

der stuont dâ sicherlichen mêr,
denn er (der Held Parzival) dâ vor gesache ie."
Wolframs von Eschenbach Parzival 183, 130 ff.
„die burg sie vmbe fingē
mit grozme nidē
gegen den berffriden
schuzzē sie ir pffile."
Herborts von Fritslâr liet von Troye. Hrsg. v. G. K. Frommann S. 43. V. 3666 ff.

Hieraus geht hervor, daß „bercfrit" im dreizehnten Jahrhundert nicht, wie Alwin Schulz a. a. O. S. 34 meint, blos einen hölzernen Belagerungsthurm bezeichnete.

[8] Zu S. 37. „Ouch hete er einen turn gemaht
— — — — — — — —
— — uf einem velse hôch
— — — — — — — —
er was mit vlîze vollebrâht
ûz grôzen quâdersteinen
— — — — — — — —
swaz meister in den landen ist
bi Rine und bi Elbe
die kunden ein gewelbe
von künsterichen sachen
so starkez niht gemachen
als einez an dem turne lac."
Konrads von Würzburg trojanischer Krieg, Ausgabe von Adelbert von Keller S. 209. Vers 453 ff.

[9] Zu S. 37. „In einen turn er in warf,
Da er sunnen noch den mânen (Mond) sach.
— — — — — — — —
Nu lit der êrbaere
in eime karkaere,
der ist unsuberkeite vol."
Lanzilet von Ulrich von Zatzikhoven hrsg. von Hahn, Frankfurt 1845. S. 40. V. 1680 ff.

[10] Zu S. 37. „türn' ob'en kemenaten"
Parzival 183, 132.

[11] Zu S. 38. „ûf den hof für den palas
alda der linden schate was."
W. v. Esch. Parzival 432, 1029 ff.

[12] Zu S. 38. „Er (der wechter) gesach vf der warte
— — — — — — — —
halsberg, schilt, helm, swert
— — — — — — — —
er schrei also sere
dez alle die wechtere

die vf den zinnen stunden
schrigen begunden.
— — — — — — — — —
Fürsten, frigen, dinstman
scutten ir wappen an,
sper an die hant,
iegelicher sinen helm bant
swert vnd schilt zv siten."
— — — — — — — — —
Sie besluzzen tor vnd tür
vnd hingen ir schilde hervür
oben an die zinnen
daz her wart des innen
daz si zv gewer giengen."
Herbort von Fritslâr a. a. O. Ausg. von G. K. Fromman V. 3661 ff. 4188 ff.

[13] Zu S. 39. Herbort von Fritslâr a. a. O. V. 12. 297 ff.

[14] Zu S. 39. S. unsere Gesch. d. Gr. v. Zollern-Hohenberg S. 65 f.

[15] Zu S. 39—41. Anmerkungen zum Palas. Im Text irrig 13—15 statt 15—17.

a „Do hiz er eine schone sal
bi dem turme wirkẽ."
Herbort von Fritslâr a. a. O. S. 21. V. 1807 f.

b „Do ginc er vf den palas
sint (darnach) er quã vf den sal."
Herbort von Fritslâr a. a. O. S. 24. V. 2067 f.

c „Hiemit furt man die geste dan
in die burg uff den palas
do der könig inn was."
Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Heunen. Von der Hagen, deutsche Gedichte des Mittelalters. 1196.

d „man besande (die der Untreue beschuldigte) Isolde und si kam
zem conzilje in den palas (sal)."
— — — — — — — — — —
si stuont ûf selbe unde sprach:
„herre, min hêr bischof,
dise lantbarûne und al der hof."
Gottfrieds von Straßburg Tristan V. 15426 f. 15476 ff. —

e „Dô giengens' ûf Prîandes sal,
der sine Fürsten überal
vür sich hete dô besant.
Der werde künig Prîant
des selben mâles sich beriet
mit siner wisen hovediet (Hofgesinde)."
Konrads von Würzburg trojan. Krieg. Ausgabe von Adelbert von Keller S. 316. V. 26455 ff. —

f „man truoc die tische gar her dan
(nach dem Mahl alle von dannen d. i. aus dem Saal),
dô vrâgte min hêr Gawân
umb' guote videlaere."
Wolframs von Eschenbach Parzival 639, 363 ff. —

g „dô noch die recken
sliefen in hetelen sal."
Kudrun Strophe 639. Ausgabe von K. Bartsch.

h „Ez was abn̄t stunde
bettē man in begunde
im vn̄ sinē gesellen al
sie gingē slaffen in dē sal."
Herbort von Fritslâr a. a. O. S. 14. V. 1135 ff.

i „Nû was die burcstrâze
zwein mannen niht ze mâze:
sus vuoren si in der enge
beide durch gedrenge
unz an daz palas." Dâ vor
was gehangen ein slegetor." (Fallgitter.)
Hartmann's von Aue Iwein 48. Vers 1075 ff. —

k „Sie giengen gein 'em palas,
dâ hôch hin ûf gegrēdet was (zu welchem eine hohe Treppe führte).
Wolframs von Eschenbach Parzival 186, 213 ff. —

l „do stund ein stieg gleich an dem wege,
in sein haus (Palas), darunder was
eines knechtes gemach."
Alexius, Ausgabe von Maßmann 1843, VIII und X.

m „und (Ulrich von Lichtenstein) reit —
ûf die burc."
der wirt mich dâ vil wol enpfie.
sin wîp, diu husfrou, gein mir gie
mit vrowen vil ein stieg ze tal."
Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst. Ausgabe von K. Lachmann 279, 12 ff.

n „glanz unde niht ze timber (finster)
diu venster alle wâren,
diu lieht dem hûse (hier der palas gemeint) bâren (brachten).
— — — — — — — — — — —
an ir siule sinewel (rund)
dâ manic fremdez capitel
stuont an gesniten unde ergraben."
Konrads von Würzburg trojanischer Krieg. Ausgabe von Adelbert von Keller S. 209. 17508 ff. —

o „Da bi harte schone glas
do der sal geworht was."
Herbort von Fritzlar a. a. O. S. 21. V. 1821 f. —

p „nu gezam des wol der sunnenschîn
— — — — — — — —
daz er — — — — — —
durch ein vensterglas (einer Kemenaten) schein."
Hartmanns von Aue Erec Vers 3015 ff.

q „ritter und barune
Tristandes cumpanjune
die sâzen ûf dem esterich (des Palas beziehungsweise Saals).
Gottfrieds von Straßburg Tristan Vers 11191 ff.

r „Do sprach von Tronege Hagene:
stêt zuo des sales want
lât niht die brende vallen
ûf iuwer helmbant."
— — — — — —
„die geste half daz sêre,
daz der sal gewelbet was."
35. Aventiure des Nibelungenlieds Str. 2176 und 2178.
Ausgabe von Holzmann. —

s „die boten ûf des sales büne
für in (den König) geliche traben."
Konrad von Würzburg a. a. O. Str. 316 V. 26466 ff.

t „manec rückelachen *
in dem palas (Saal) wart gehangen.
aldâ wart niht gegangen
wan (als) ûf Tepchen wol geworht (gewirkt)
ez het ein armer wirt ervorht **
alumbe an allen siten
mit senften plûmiten (Kissen)
manec gesiz dâ wart geleit
dar ûf man tiure kultern (theure Polster) treit."
Wolframs von Eschenbach Parzival 627, 22 ff. —

u „manec tiuriu krône
was gehangen schône
alumbe ûf den palas (hier statt Saal)
diu schiere (bald) wol bekerzet was (mit Kerzen besteckt).
ûf al die tische sunder
truoc man kerzen dar ein wunder (eine Menge)." —
„kleine kerzen umbe an der want."
Wolframs von Eschenbach Parzival 229,177. 638,839 ff. —

* Teppich, der an die Wand gehängt wird und an den man sich mit dem Rücken lehnt.

** Solche Ausstattung hätte einem armen Wirte Angst gemacht.

v „mit marmel (Marmor) was gemûret
dri vierekke fieverrame (Gestell, um das Feuer darauf zu machen):
dar ûffe was des fiwers name (Brennmaterial, Stoff).
— — — — — — — — — — — — —
der wirt sich selben setzen bat,
gein der mitteln fiwerstat
ûf ein spanbette (Ruhebett)."
Wolframs von Eschenbach Parzival 230, 188 ff. —

w „Dô Gâwân den palas sach,
dem was alumbe sîn dach
reht' als pfâwîn gevider gar
lieht gemal unt sô gevar,"
weder regen noch der snê,
entet (schadet) des Daches blicke (Glanze) * rc.
Wolframs von Eschenbach Parzival 565, 367 ff.

x „si (die Ritter) liefen, dâ si funden
gesatelet manic marc (Roß).
in hove Sigemundes (zu Xanten)
der buhurt wart sô starc
daz man erdiezen (wiederhallen) hôrte
palas unde sal.
die hôch gemuoten dëgene
heten vroelichen schal."
Nibelungenlied, zweite „Aventiure von Sifride wie der erzogen wart." Ausgabe von Holtzman S. 5. Str. 33.

16 Zu S. 42. Urkunde vom 16. März 1335 dat. Haigerloch: „Wir Graf Rudolf von Hohenberg — tun kunt — daz wir vnserm Cappelan pfaffe Albrecht von Haigerloch und allen den Cappelan die nach im in vnsrer Capelle die ze Haigerloch vf vnsere burge gelegen vnd gestift ist, singende sint gegeben haben u. s. w. — — — Ez sol ouch der vorbenenet paffe vnser Cappelan vnd alle die Cappelan — bi vns vf der burge ze Haigerloch essen und trinken wanne wir mit huse daruf sient." u. s. w. Monumenta Hohenbergica Nr. 367. — Als der steirische Ritter Ulrich von Lichtenstein als Gast auf der Burg „Velsperc" war, führte ihn die Hausfrau zur Messe in die Burgkapelle. Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst S. 2803 ff. — Der grimme Hagen ließ die Leiche des von ihm ermordeten Siegfried
„legen an die tür (der Kemenate der Kriemhilde),
„daz si in dâ solde vinden sô si der gienge für
„hin zer mettîne, ê daz ez würde tac
„der (welche) diu frouwe Kriemhilt deheime selten verlac (versäumte.)"

17 Zu S. 43 f. Wer sich näher hierüber orientiren will, den verweisen wir auf die von uns zum Jubiläum der Universität Tübingen 1877 geschriebene Schrift: Alt Rotenburg von Einst und Jetzt. W. Bader, Rotenburg am Neckar.

* Wir fanden auch unter den Trümmern am Abhange des Rotenburger Burgberges grünlich glasirte Ziegelplättchen.

Anmerkungen zum dritten Abschnitt.

[1] Zu S. 44. Man wird allererst im Allgemeinen daran erinnern dürfen, daß ein ausgezeichneter Mann in der Regel auch eine vortreffliche Mutter gehabt hat. Insbesondere aber muß die Mutter eines Mannes, welcher, wie Graf Albert, der Held unseres Bilderkreises, sich durch so hohe Moralität und Achtung vor der Religion ausgezeichnet hat, eine wirklich fromme Frau gewesen sein und als solche auch ihre Kinder erzogen haben. Ihre Frömmigkeit kann aber nicht jene frömmelnde, jede heitere Lebensanschauung verdammende Färbung gehabt haben (s. ersten Abschnitt S. 29), da wir im zweiten Bande ihren Sohn kennen lernen werden als einen thatkräftigen Mann, welcher zur Zeit fröhliche Geselligkeit, Witz und Scherz in Ehren geliebt, und an dessen Hofe der Minnesang nicht nur eine freundliche Stätte gefunden hat sondern von ihm selbst gepflegt und geübt worden ist. Von dem Gemahl der Gräfin Mechtilde wissen wir aus dem ersten Abschnitt, daß er von dem Parteigetriebe seiner Zeit nicht nur sich nicht fern gehalten, sondern mit Werkzeugen der damaligen von der Kurie geleiteten heftigen politischen Bewegung in Verkehr gestanden ist, gleichwohl aber sich nicht als sonderlicher Beförderer der kirchlichen Institute gezeigt hat (s. oben S. 294 f.). Der Sage nach hat er sich dagegen mit unbändiger Leidenschaft dem Jagdvergnügen hingegeben und konnte so nicht wohl Geschmack und Freude am Minnegesang haben, dessen Blüte damals ohnedies vorüber war. —

Quellen und Hilfsmittel zu diesem Abschnitt im Allgemeinen: Die Schriften unserer Minnesänger, Weinholds deutsche Frauen, J. J. Falke, die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauenkultus. Spezielle Angaben von weiteren finden sich in den einzelnen Anmerkungen.

[2] Zu S. 44. „Kemenate" bezeichnet nach dem mittellateinischen caminata zunächst ein heizbares Gemach. So lag der kranke Pfalzgraf Rudolf I., der mütterliche Großvater unseres Helden, „in parua caminata retro turrim" auf der Burg Tübingen. Urkunde v. 1188. Sodann bedeutet K. Wohn- Schlaf- und besonders Frauengemach.

[3] Zu S. 45. „Dô gieng ich
gein einer line hin
dâ für so was ein tepich guot
gehangen, als man ofte tuot
für line, da man wil windes niht
noch lieht." — — —

Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst Ausgabe von Lachmann S. 331, V. 13 ff. Siehe auch Anm. 5 zum 2. Abschn.

[4] Zu S. 48. J. V. Zingerle, das deutsche Kinderspiel im Mittelalter. 2. Auflage. Innsbruck 1873. S. 9 ff. Von sprechenden Staren insbesondere S. 14 f.

[5] Zu S. 48. Ludwig Uhland, alte Volkslieder I. Nr. 10.

[6] Zu S. 48. Siehe Anm. 1.

[7] Zu S. 50. Haupt, Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. VI. S. 482 f.

[8] Zu S. 51. Dieses Kinder-Abendgebet, welches heute noch in etwas veränderter Fassung besteht, läßt sich bis in das fünfzehnte Jahrhundert zurück verfolgen, ist indessen sicherlich viel älter. Zingerle a. a. O. S. 63.

[9] Zu S. 51. Walter von der Vogelweide, Lieder u. s. w. Ausgabe von Franz Pfeiffer S. 191.

[10] Zu S. 52. Ulrichs von Lichtenstein Frauenbuch. Ausgabe von Lachmann S. 601, 28. 602, 1—3.

[11] Zu S. 53. Die Eneidt. Ausgabe von L. Eßmüller. S. 282. V. 10—14.

[12] Zu S. 53. Hartmanns von Aue Gregorjus. Ausgabe von Fedor Bech. V. 1407—1420.

[13] Zu S. 54. Kudrun. Ausgabe von K. Bartsch S. 87. V. 411 ff. S. auch unter „Kämmerer" im ersten Abschnitt des zweiten Bandes S. 21 f.

[14] Zu S. 54. Siehe ersten Abschnitt S. 26.

[15] Zu S. 55. Als die „Hohen" von Wurmlingen mit Zustimmung ihres Herrn, des Grafen Friedrich von Zollern, des Erlauchten, im Jahr 1252 ihren Weinberg im Pfaffenberg (s. den 7. Abschnitt S. 192) an das Kloster Kirchberg bei Haigerloch verkauften, war neben dem genannten Grafen und Albert dem „Zütilman" von Dettingen Zeuge: Bertold „senior de Ehingin." Mon. Zollerana I. Schwäbische Linie Nr. 178. Derselbe oder sein gleichnamiger Sohn kommt zu 1264 in Urkunde Nr. 199 vor als miles de Ehingen und war begütert bei Rotenburg.

[16] Zu S. 55. Urkunde vom 29. Sept. 1373 des Gr. Rudolf von Hohenberg „Berthold von Vlme, vnser Valckner." Mon. Hoh. Nr. 618.

[17] Zu S. 58. Heinrich Mynsinger „Doctor in der ertzney" von den Falken (Habicht, Sperber) Pferden und Hunden. Verfaßt auf Befehl des Herzogs Ludwig von Wirtemberg († 1450). 71 Publikation des literarischen Vereins in Stuttgart. Wolfram von Eschenbach, Parzival, Ausgabe von K. Bartsch V. 550 f. Des Regensburger Domherrn Konrad von Megenberg „Buch der Natur," verfaßt um 1350 nach einem viel älteren Werk. Ausgabe von Franz Pfeiffer 1861. S. 171. 176.

[18] Zu S. 59. Eine Urkunde vom Jahr 1337 (siehe Monumenta Hohenbergica Nr. 379) führt unter anderen Weinberghalden um die Rotenburg den „Spilbühel" (Spielhügel, Spielberg) auf.

[19] Zu S. 60. Hilfsmittel: J. V. Zingerle, Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter 1873. Rochholz, alemannisches Kinderlied und Kinderspiel 1857.

[20] Zu S. 61. Parzivals Jugend von Wolfram von Eschenbach:

„und schôz (mit bogen und bölzelin) vil vogele die er vant.
swenne ab er den vogel erschôz,
des schal von sange ê was so grôz,
sô weinde er unde roufte sich."

Ausgabe von K. Bartsch 118, (3. Buch) 62—65.

[21] Zu S. 62. Wolframs von Eschenbach Parzival:

„des burcgrâven tohterlîn
diu sprach — — — —
sît daz wir nicht wan tocken hân."

372 (7. Buch) 1035 ff. und im Titurel (1. Bruchstück Nr. 30. daz kint sprach

„liebez veterlîn, du heiz mir gewinnen
mînen schrîn vollen tocken, swenn' ich var von hinnen ꝛc.

Siehe auch Ottokars von Horneck Reimchronik aus dem dreizehnten Jahrhundert, Kapitel 174.

[22] Zu S. 63. Zingerle a. a. O. S. 23.

[23] Zu S. 64. Zingerle a. a. O. S. 37.

[24] Zu S. 65. „sol iemen bringen uns den topf,
hie helt die geisel, dort der topf:
lâtz' kint in umbe trîben.“
Wolframs von Eschenbach Parzival 150, (3. Buch) 1031 ff.

[25] Zu S. 65. Die Anregung zu der allerdings freien Arrangirung dieses Spiels gab uns das alte und noch übliche Spiel „Platzwechseln,“ welches in alten Zeiten „der platz ist min“ hieß, von Fischart unter dem Titel: „Rebekka, ruck den Stul! Jeder Vogel in sein Nest!“ aufgeführt und heute noch gespielt wird unter dem Namen: „der Abt ist nicht zu Hause,“ Schneider leih' mir die Scheer u. a. Vergl. Zingerle a. a. O. S. 47 ff. Rochholz a. a. O. 449 f.

[26] Zu S. 65. Kudrun. Ausgabe von K. Bartsch Str. 411 f.

[27] Zu S. 65. Siegfried durfte erst nach langer Anwesenheit am Hofe der Burgunden in Worms und als besondere Vergünstigung die Königstochter Kriemhilde sehen. Nibelungenlied, Ausgabe von Holtzmann S. 32. Str. 275 f.

[28] Zu S. 68. „Diu vierde juncfrouwe wîs,
troug obez (Obst) der art von pardîs
„ûf einer twehelen blanc gevar“ (schneeweiß).
Wolframs von Eschenbach Parzival 244, 615 ff.

[29] Zu S. 68. „Ich gedenk wol daz wir sâzen,
in den bluomen unde mâzen,
welch diu schoenest möhte sîn.
Dô schein unser kintlich schîn
mit dem niuwen kranze
zuo dem tanze.“
„Set, do lies(en) wir ertber suochen
von der tannen zuo der buochen
über stoc und über stein
der wîle daz die sunne schein.“
K. Bartsch, Liederdichter 227. Minnesinger III. 30. V. 2. 3.

[30] Zu S. 71. „Vridanks Bescheidenheit“ sagt in dem Kapitel 40 „von Wâne“:
„ein kint naeme ein geverwet ei
vür ungeverweter eier zwei.“

[31] Zu S. 71. Die Grafen von Rotenburg bezogen den „kirsen zehenden und die lantgarbe der kirsen“ von der Markung der Stadt Rotenburg. Urkunde vom 29. October 1361. Mon. Hoh. nro. 559.

[32] Zu S. 71. Die älteste uns bekannte Urkunde, welche von dem Niedernauer Mineralwasser und Bad Kunde gibt, ist vom Jahr 1489; es unterliegt aber keinem

Zweifel, daß die erst 1836 von Dr. Raidt, dem Großvater des jetzigen Badbesitzers, entdeckte Quelle bei der sogenannten Wolfsschlucht, nicht weit von unserem Festplatze, schon den Römern bekannt war und von ihnen benützt wurde; darum mit Fug heute den Namen Römerquelle führt.

[33] Zu S. 71. „So du wilt einen vasten krapfen machen von nüzzen mit ganzem kern. und nim als vil epfele dor under. und snide sie würfeleht, als der kern ist. und roest sie wol mit ein wenig honiges. und mengez mit würtzen. und tu ez uf die bleter (Kuchen). die do gemaht sin zu krapfen, und loz ez backen, und versaltz niht. Ein buch von guter spise." Neunte Publikation des literarischen Vereins in Stuttgart. I. S. 21.

[34] Zu S. 72. L. Uhlands Schriften 3. Band. S. 87. 99. 168. Note 209. Rochholz a. a. O. 177.

[35] Zu S. 73. Zingerle a. a. O. S. 17. Walters von Rheinau Marienleben hrsg. von A. v. Keller S. 51.

[36] Zu S. 73. Der Wald auf der linken Seite des Katzenbachs in der Nähe der dortigen Ziegelhütte heißt nach den Flurkarten der Markung des benachbarten Dorfes Schwaldorf das Elbenloch („loh"), d. i. der Elbenwald.

[37] Zu S. 73. „Ez sint auch klainen menschel, diu niht vil lenger sint wan ainer daumellen lanch." Des Regensburger Domherren Konrad von Megenberg „Buch der Natur," geschrieben um 1350. Hrsg. 1861 von Fr. Pfeiffer S. 189. Ueber Elben vergl. Simrocks deutsche Mythologie S. 406 ff. 119 ff.

[38] Zu S. 75. v. Liliencron über den Reien in Haupts Zeitschrift für das Alterthum. 6. Band 79 ff.

[39] Zu S. 76. Wolframs von Eschenbach Parzival: 120, 129 „er brach durch blates stimme (um dem Blatt Töne zu entlocken) 'nen zwic."

Anmerkungen zum vierten Abschnitt.

[1] Zu S. 77. Die Söhne an einem fremden, namentlich größeren Hofe erziehen zu lassen, war im Mittelalter so sehr herrschende Sitte, daß, wenn und wo es nicht geschehen ist, ein solcher Fall zu den seltenen Ausnahmen gehört hat. Bei der hervorragenden Persönlichkeit des Grafen Albert von Hohenberg als ritterlicher Held und Mann von großer geistiger Begabung und feiner höfischer Bildung, als Sänger und Sangesfreund muß man annehmen, daß er nicht nur in allem, was zu den ritterlichen Künsten gehörte, wohl unterwiesen worden und eine sorgfältige Erziehung erhalten, sondern auch schon in jüngeren Jahren das Bild von dem verfeinerten, auch durch geistige Genüsse gehobenen Leben an einem größeren Fürstenhofe vor sich gehabt hat. Halten wir aber Umschau unter den damaligen Höfen, an welchen Albert seine Bildung erhalten haben kann, so ist fast nur an den des Herzogs Friedrich des Streitbaren von Oestreich zu denken, insbesondere kann man bei der politischen Stellung von Alberts Vater nicht den des Herzogs Otto II. von Baiern, da dieser bis zu seinem Tode (1253) der

entschiedenste Anhänger des Hohenstaufischen Hauses war, auch nicht die Höfe von Brandenburg und Meißen annehmen, da man von damals bestehenden näheren Beziehungen zwischen Schwaben und Norddeutschland nichts weiß. Friedrichs des Streitbaren Hof wurde aber in Folge von dessen Tode im Jahr 1246 aufgelöst, ehe Alberts ritterliche Erziehung vollendet sein konnte. Diese mußte also entweder an einem andern fremden oder dem Hofe seines Vaters vollendet werden. Wir haben das letztere angenommen.

Quellen und Hilfsmittel zu diesem Abschnitt: Unsere Minnesänger, insbesondere Wolframs von Eschenbach Parzival, Hartmanns von Aue Erec, Iwein und Gregorjus (in diesem besonders Vers 1421—1447), Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst, Walther von der Vogelweide, Nithart von Neuental; das Roß im Altdeutschen von Dr. Fr. Pfeiffer; Weinhold, die deutschen Frauen; J. Falke, die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauencultus; H. Weiß, Kostümkunde (Band Mittelalter zweiter Abschnitt); De la Curne de Sainte Palaye (deutsch von Klüber), das Ritterwesen des Mittelalters; Zeißberg, östreichische Geschichte 3. Bd.; O. Lorenz, östr. Regentenhalle u. a. m.

[2] Zu S. 95. Albrechts- oder Weilerthal. Ein ganzer Bezirk, insbesondere das oberhalb Scheerweiler gelegene Vogesenthal der Scheer, hauptsächlich im vormaligen französischen Arrondissement Schlettstadt. Vergl. unsere Gesch. d. Gr. von Zollern-Hohenberg. S. 600 ff.

[3] Zu S. 95. Vergl. eine von uns bearbeitete, in der Hofbibliothek zu Sigmaringen befindliche handschriftliche Quellenschrift, betitelt: „Rüstung und Waffen, Knappe und Roß des Ritters," auch das 2. Kapitel des 9. Abschn. von diesem Bande.

[4] Zu S. 99. Hartmanns von Aue Schriften 3ter Bd. S. 273 ff. Ausgabe von Fedor Bech.

[5] Zu S. 111. „Ein Reie" von Nithart von Neuental. Von der Hagen, Minnesinger II. S. 110. Vergl. von Liliencron, Neidhards Dorfpoesie; Haupt, Zeitschrift III. S. 112 f.

Anmerkungen zum fünften Abschnitt.

[1] Zu S. 114. Wir haben bei der Bearbeitung dieses Abschnitts, welcher mitunter andere Seiten der Kulturgeschichte als die vorhergehenden beleuchtet, zugleich im Auge gehabt, den Leser mit derjenigen Burg, welche vornehmlich dem Geschlechte unseres Helden und dessen Grafschaft den Namen gegeben, und ihren Schicksalen etwas näher bekannt zu machen, ihn in eine andere Landschaft Schwabens einzuführen und so unserem Bilderkreis einen neuen Schauplatz zu eröffnen. Insbesondere lassen wir vor dem geistigen Auge des Lesers eine Anzahl derjenigen kühnen Felsenburgen aufsteigen, in welchen der deutsche (schwäbische) Lehens- und Dienstadel, Adlern gleich, gehaust hat und ohne die man sich das Mittelalter nicht denken kann und darf.

In Betreff der Episode des Abschnitts „Ein Brautwerber" (nämlich Graf Rudolf von Habsburg, der nachmalige römische König) sei vorläufig bemerkt,

daß die Vermählung desselben mit Gertrud von Hohenberg höchst wahrscheinlich im Jahr 1250 Statt fand, daher wir zu dem Bilde dieses Abschnitts das Jahr 1249 gesetzt haben. Und wenn wir den Habsburger in eigener Person ohne weiteren Umschweif um seine Braut werben lassen, so glaubten wir uns hiezu durch den Charakter desselben und den Umstand berechtigt, daß er, der 1218 geboren, im Jahr 1249 in reifem Mannesalter gestanden ist.

Quellen und Hilfsmittel zu diesem Abschnitt: Unsere Monumenta Hohenbergica und die topographische Geschichte der Reichsgrafschaft, welche ehedem zu der Burg Hohenberg gehört hat, in unserer Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg. S. 380 ff.

[2] Zu S. 117. Urbar des zur Herrschaft Hohenberg gehörigen Dorfes Egesheim in unserer Gesch. d. Gr. v. Zollern-Hohenberg S. 392. Note 1.

[3] Zu S. 119. Zimmerische Chronik S. 404 ff.

[4] Zu S. 11. „Ach hete ich einen blâfûz vor den falken!
ab er nicht wêr sô rîch,
Doch blebe er stân uf mînes herzen balken."

Heinrich von Muglin (14. Jahrh.) läßt also eine Frau bildlich über den ihr ungetreu gewordenen Geliebten klagen. K. Bartsch, deutsche Liederdichter vom 12. bis 14. Jahrh. S. 283. V. 53 ff.

[5] Zu S. 119. Des Gallus Oheim Chronik von Reichenau S. 170. 178. 84. Publikation des lit. Vereins in Stuttgart.

[6] Zu S. 122. Also zeichnet eine gleichzeitige Quelle (die Kronik von Kolmar) die Gestalt Rudolfs von Habsburg. Deutsche Bearbeitung von Dr. H. Pabst. S. 122. 137.

[7] Zu S. 122. Siehe Anm. 2 zum vierten Abschnitt.

[8] Zu S. 123. Als der Burgundenkönig Gunther mit seinem Gefolge (Sigfrid und Hagen) auf Island in der Königin Brunhilde Burg angekommen war, und der Kämmerer die Gäste aufforderte, Rüstung und Schwert ihm zu übergeben, verweigerte es aus Vorsicht (Mißtrauen) der grimme Hagen. Ausgabe von Holzmann, Str. 415. Wir lassen Rudolf von Habsburg das Gegentheil thun, um jeglichen Verdacht in seine Absichten zu zerstreuen.

[9] Zu S. 124. Rudolf von Habsburg war ein großer Liebhaber von gutem Bier. Haupt, Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. VI. S. 264.

[10] Zu S. 124. Ist die große, jetzt noch verfolgbare römische Heer-(Consular)-Straße, welche von Windisch im Aargau nach Rotweil, Rotenburg (Sumlocenne oder Solicinium), Cannstatt u. s. w. führte.

[11] Zu S. 125. Die Grafen von Hohenberg besaßen im 13. Jahrhundert bei Endingen im Breisgau ein ansehnliches Gut, wozu namentlich auch Weinberge gehörten. Mon. Hoh. zu Okt. 1284.

[12] Zu S. 126. Daß Graf Rudolf von Habsburg, der nachmalige römische König, in erster Ehe mit Gertrud, der Tochter des Grafen Burkard von Hohenberg und Schwester unseres Helden Albert, vermählt war und aus dieser Ehe sämmtliche Kinder Rudolfs hervorgegangen sind, haben wir in unserer Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg S. 340 ff. nachgewiesen, und ist auch nach anderweitigen Untersuchungen über allen Zweifel erhaben. Vergl. auch Dr. Remigius Meyers

historisch-genealogische Untersuchung über Gertrud-Anna, Gemahlin Rudolfs von Habsburg, in den Beiträgen zur vaterl. Gesch. herausg. v. d. hist. Gesellschaft zu Basel 5. Bd.

[13] Zu S. 127. Die ritterlichen Hofbeamten mit dem Vogt und Notar bildeten gewöhnlich den engeren Rath der Grafen in Regierungs- und Familien-Angelegenheiten. Vergl. den ersten Abschn. von Bd. II. S. 61 ff.

[14] Zu S. 128. Siehe im ersten Abschnitt S. 20.

[15] Zu S. 129. Heute noch heißt eine alte dortige Bürgerfamilie „Lamparter“, d. i. der aus Lamparten (der Lombardei) Eingewanderte. Der Ursprung dieser Familie geht also auf jene Zeit, das Mittelalter zurück, da sich Kaufleute und Händler aus den lombardischen Städten in deutschen (schwäbischen) Reichsstädten niederließen.

[16] Zu S. 131. Fizions († 1655) gereimte „Cronica der Reichsstatt Reutlingen“, 1862 herausg. von A. Bacmeister, und Gayler, historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt Reutlingen 1840.

[17] Zu S. 131. Dieser Sturmbock hat seine eigene Geschichte: Fizion in seiner gereimten „Cronica“ a. a. O. beschreibt S. 52 ff. denselben leider mager also:

Hatt 39 Eisse Ring,*
Ein Wunderborlich seltzam Ding,
Da vornen bschlagen also fest
Mitt Eüssem schnabel Uff dz best.

Derselbe, welchen die Belagerer bei ihrem eiligen Abzuge von der Stadt stehen gelassen haben, soll den Reutlingern das Maß der Marienkirche (jetzigen Stadtkirche), welche sie aus Dankbarkeit für die Errettung aus der großen Kriegsgefahr der heiligen Jungfrau erbaut haben, abgegeben haben, kann aber nur vom Schiffe gelten. In dieser Kirche wurde auch das monströse Kriegsgeräth „zum ewigen gedechtnuß“ bis zu den Zeiten des Kaisers Maximilian I. († 1519) aufbewahrt, wonach dieser Theil der Kirche den Namen „Bockstall“ erhielt. Als aber genannter Kaiser einmal nach Reutlingen gekommen (das letztemal im Jahr 1504) war, und die Kirche besichtigte, sagte er (nach Fizion):

„es wär ein kriegerisch ding
und zier' die kirchen gar gering.
Man sol es auff dz Rathauß than
Und zu einer gedechtnus han.“

Es geschah auch insoweit, als die Kriegsmaschine damals aus der Kirche entfernt worden ist, an das neuerbaute Rathhaus aber wurde sie erst später (1563) auf Befehl des Kaisers Ferdinand I. gehängt, und zwar überzwerch, mußte aber um 12 Schuh verkürzt werden. Bei dem Brand (1726) ist der Sturmbock mit dem Rathhaus bis auf einen Stumpen verbrannt, der abermals in die Kirche gekommen sein soll, seit Jahren aber verschwunden ist.

Gayler, Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt Reutlingen 1840.

* Nach Crusius III, 12, 9 waren es 74 eiserne Ringe, um die Maschine in Schwung zu setzen.

[18] Zu S. 131. Weder eine gleichzeitige noch spätere Aufzeichnung enthält Angaben oder auch nur Andeutungen, welche die verunglückte Belagerung Reutlingens durch die päbstliche Partei und ihre eilige Flucht erklären könnten. Auch die neuesten und besten Werke über die schwäbische Geschichte jener Zeit wie das Stälins klären den Vorgang in keiner Weise auf. Wir haben's in dem Vorstehenden versucht und es kann wohl also ergangen sein.

[19] Zu S. 132. Ueber diese Burgen im Allgemeinen, beziehungsweise deren Ruinen und die dort ehedem gesessenen Rittergeschlechter vergl. unsere Gesch. d. Gr. v. Zollern-Hohenberg S. 398 ff.; G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben; A. Schlude, das Donauthal von Tuttlingen bis Sigmaringen, eingeführt von Jul. Hartmann; Staiger, das schwäbische Donauthal. Ueber Wildenstein besonders auch A. Schlude und schließlich war es uns durch die Güte des Herrn Kabinetsraths Gutmann in Donaueschingen vergönnt, eine Reihe sehr gelungener Aufnahmen von W., welche neuerdings im Auftrag Sr. D. des Fürsten Egon von Fürstenberg von einem Ingenieur gemacht worden, einzusehen.

[20] Zu S. 133. Das noch erhaltene, indeß nur von einem Waldhüter bewohnte, dem Fürstl. Fürstenbergischen Hause gehörige, wild romantisch gelegene Schloß Wildenstein im Donauthale zwischen Tuttlingen und Sigmaringen, welches jedenfalls bis in das dreizehnte Jahrhundert zurückgeht, hat im 15. und 16., als schon Pulvergeschosse im Gebrauch waren, unter den damaligen Besitzern, den reichen und berühmten Freiherren (Grafen) von Zimmern, und noch in späterer Zeit einen so totalen Umbau erfahren, daß man aus seiner Beschaffenheit in der Zimmerischen und unserer Zeit auf die der ältesten um so weniger einen sicheren Schluß machen kann, als über den ursprünglichen Bestand nur spärliche Notizen auf uns gekommen sind, welche sich nur auf folgende Angaben beschränken: für's Erste berichtet nämlich die Schwäbische Chronik des Crusius, bei dem großen Erdbeben im Jahr 1348 sei die Burg Wildenstein zerstört worden, insbesondere ein aus ungeheuren Steinblöcken aufgeführter Thurm eingestürzt. Dieser war allem nach die Hauptwehr der niedrigeren äußeren oder Vorburg, welche von dem Festlande nur durch eine unbedeutende Schlucht bez. einen nicht tiefen Graben getrennt war, wie jetzt noch sichtbar. Sodann belehrt uns die Zimmerische Chronik (Bd. I. S. 226), die Burg W. habe gleich der weiter thalabwärts, links von der Donau gelegenen Burg Ober- und Unter-Falkenstein aus zwei Burgen bestanden. Unter W. sei aber im sechzehnten Jahrhundert „gar zerbrochen“ gewesen. Schludes Gesch. der Bergfestung W. gibt über den Zustand der Burg vor dem Zimmerischen Umbau nur die Notiz, daß über dem ersten Thor der äußeren Burg einst ein hoher starker Thurm gestanden sein soll, von dem aber im Jahr 1856 keine Spur mehr vorhanden. Wie nun Ober-Falkenstein auf einem Felsen stand, welcher über die anstoßende Bergwand frei herausragt, Unter-F. dagegen weiter rückwärts, viel weniger frei gelegen, von O.-F. nur etwa 100 Schritte entfernt war, und mit diesem durch eine Zugbrücke in Verbindung stand, so erscheint „Ober- und Unter-Wildenstein“ betreffend mit Rücksicht darauf, daß die Ritter von Wildenstein und Wildenfels (beide im Donauthale) *ein* Geschlecht waren (s. die nächste Anm.), sehr wahrscheinlich, daß die auf dem hohen ganz isolirten Felsen gelegene Hauptburg (seit lange und

noch Wildenstein genannt) Wildenfels, die auf dem gegenüber liegenden nahen Felsenkamm der das Thal rechts einschließenden Bergwand gestandene weniger feste Burg dagegen Wildenstein hieß und beide von den darnach benannten Rittern von Wildenfels und Wildenstein bewohnt waren.

[21] Zu S. 133. Ueber die Ritter von Wildenfels und Wildenstein und ihr Verhältniß zu einander geben Urkunden des 13. Jahrh. in der Hauptsache folgende Nachrichten: In der Mitte des angegebenen Jahrh. lebten gleichzeitig vier Wildenfelser: Heinrich, Walter, Ulrich und Arnold; neben ihnen werden in derselben Urkunde (nämlich vom 5. Juni 1253) ein Friedrich von Wildenstein und — beiläufig bemerkt — ein Walter von Kallenberg genannt und es ergeben sich daraus, zusammengehalten mit einer anderen Urkunde vom 22. Apr. des gleichen Jahres, folgende Resultate: Die Wildenfelser, Wildensteiner und Kallenberger gehörten zu einem Stamme; Wildenfels und Wildenstein war nicht ein und dieselbe Burg, wie man bis jetzt allgemein angenommen, beide lagen aber in der Nähe des Klosters Beuron und die Wildenfelser waren in eben dieser Gegend begütert, was auch durch Urkunden von den Jahren 1278 und 1292 bestätigt wird.

Neben obigem Friedrich von Wildenstein lebten laut Urkunde v. 4. März 1262 zwei weitere Wildensteiner, Heinrich und Konrad, sehr wahrscheinlich Brüder desselben, welche in einem Ort Hausen Güter besaßen, die sie in genanntem Jahr an das Kloster Salem verkauften. Da nun aber dieses, wie sich aus Urkunden ergibt, später als der Hauptbesitzer des Dorfes Hausen im Donauthal, nicht weit von Beuron, erscheint, so ist mit Rücksicht auf obigen Friedrich von Wildenstein zu 1253 und dessen Beziehungen zu den Wildenfelsern höchst wahrscheinlich, daß man in diesen drei Wildensteinern eben die Sippen der Wildenfelser und in deren Burg Wildenstein die im Donauthale zu erkennen hat.

Was nun die soziale Stellung der Wildenfelser und Wildensteiner anbelangt, so ergibt sich aus Urkunden vom 5. Juni 1253, 21. März 1278, 4. Sept. 1292 und 29. Mai 1311, daß dieselben zu den Dienst- beziehungsweise Lehensleuten der Grafen von Nellenburg, Zollern und Hohenberg gehörten, was ganz gut dazu stimmt, daß diese, wie wir in der Einleitung zu unserer Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg nachgewiesen, stammverwandt waren. Die Wildensteiner scheinen sich nach Urkunde v. 4. März 1262 schon um diese Zeit den freien Herren wenigstens in so weit genähert zu haben, als sie einen ritterlichen Lehensmann hatten, was indeß aus demselben Jahrhundert auch von anderen Rittergeschlechtern, z. B. den Hohenfelsern (am Bodensee), welche von Hause aus notorisch dem Dienstmannenstande angehört haben, bekannt ist.

Indessen gab es alte freie Herren, welche sich im 13. Jahrh. nach einer Burg Wildenstein bei Rotweil geschrieben, aber dem Geschlechte der Herren von Justingen angehört haben, wie denn ein Anshelm von Wildenstein, welcher in einer Urkunde von 1304 als Zeuge genannt ist, sich in s. Siegel „Anshelm junior de Justingen" nennt. Zu diesen Wildensteinern gehören jener Anshelm von W. und der „nobilis vir dominus Anshelmus de W.", welche in Urkunden von 1267 und 1292 genannt werden.

Die beiden Urkunden von 1253 sind abgedruckt in den Mon. Zoll. I. Nr. 179. 180; die von 1262, 1278 und 1292 in Mone's Ztschr. f. d. Gesch.

des Oberrheins III. u. IV. S. 71 u. 419 f.; die von 1267 und 1304 in den Mittheilungen des Vereins für Gesch. und Alterthumskunde in Hohenzollern III. IV. S. 58 u. 17 f. eine zweite zu 1292 und die von 1311 in unseren Mon. Hohenbergica Nr. 132 u. 222.

[22] Zu S. 138. Zimmerische Chronik II. S. 275.

[23] Zu S. 139. „Das Buch der Natur" von dem Regensburger Domherren Konrad von Megenberg, um 1350 nach einem hundert Jahr früher geschriebenen Buch („liber de natura rerum") bearbeitet u. 1861 von Franz Pfeiffer herausgegeben, sagt S. 62 unter dem Artikel „Morgenstern, ze latein Venus, auch Abendstern: er haizt auch der minnenstern dar umb daz er seineu kint ez sei fraw oder man, minnenzaem macht, und dar umb haizent die hofierer der minnen göttinne Venus."

[24] Zu S. 139. Dieses Liedchen war wenigstens schon im Jahr 1483 bekannt; es ist abgedruckt in Rittgräf, historische Antiquitäten, Wien 1814. II. S. 122.

[25] Zu S. 140. Alberthus miles de Werbenwâg et Hugo miles frater suus 1258 im Gefolge von Graf Burkards Sohne Albert, dem Helden unseres Bilderkreises, auf der Burg Hohen-Nagold. Mon. Hohenb. Nr. 39. H. v. W. werden wir im 2. Bande als Minnesänger auf der Rotenburg auftreten lassen.

[26] Zu S. 140. L. Uhlands Schriften III. S. 24 ff. 87 ff.

[27] Zu S. 140. Der Dienstmann wurde von s. Herrn mit du angeredet, dieser von jenem mit Ihr. Hartmanns von Aue Gregorjus V. 350.

[28] Zu S. 140. L. Uhlands alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder. I. S. 43 f.

[29] Zu S. 141. S. in unserer Gesch. d. Gr. v. Zollern-Hohenberg S. 403 f. eine nähere Beschreibung der alten Burg Werenwag, welche nebst Zugehör (6 Dörfern) im Jahr 1640 als östreichisches Lehen an das Fürstl. Haus Fürstenberg kam, 1707 aber diesem abgenommen und an die Herren von Ulm gegeben wurde, von denen Fürstenberg 1830 das Schloß und einen Theil der dazu gehörigen Herrschaft durch Kauf wieder an sich brachte.

[30] Zu S. 142. In unserer Gesch. d. Gr. v. Zollern-Hohenberg S. 404 ff. ein Auszug aus dem Urbar der Herrschaft Werenwag.

[31] Zu S. 144. „Alte gute Schwänke." Herausg. v. A. v. Keller Nr. 13.

[32] Zu S. 144. Laut Urkunde unseres Grafen Burkard allerdings erst vom Jahr 1251. Mon. Hohenb. Nr. 35.

Anmerkungen zum sechsten Abschnitt.

[1] Zu S. 145. Bei Bearbeitung dieses Abschnitts haben wir benützt, die Schilderungen unserer Minnesänger und folgende Werke: J. H. von Hefner-Alteneck, Trachten des christlichen Mittelalters nach gleichzeitigen Kunstdenkmalen; Fr. H. von der Hagen, Bildersaal altdeutscher Dichter; H. Weiß, Costümkunde; J. Falke, die deutsche Trachten- und Modenwelt und die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauenkultus; Ul. Fr. Kopp, Bilder und Schriften der Vorzeit; Weinhold, die deutschen Frauen; endlich, dazu an Ort und Stelle eingesehen, das „Evan-

geliarium“ — Text der vier Evangelien mit prächtigen Initialen und Bildern, welch' letztere 35 Blätter füllen — in schöner goldener Minuskel geschrieben, vom Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts. Auf dem Schlosse zu Aschaffenburg aufbewahrt.

[2] Zu S. 147. Siehe im ersten Kapitel des 7. Abschnitts von diesem Bande: die Lindwurm- und Drachensagen.

[3] Zu S. 148. Siehe oben S. 26.

[4] Zu S. 149. Ganz nahe bei der Königlich-Württembergischen Oberamtsstadt Rotenburg steht seit zweihundert Jahren umgeben von Aeckern und Wiesen die dem Täufer Johannes geweihte „Sülchenkapelle“ mit Meßnerhaus und Friedhof für die Stadt Rotenburg. Dieselbe war in alten Zeiten Pfarrkirche des ansehnlichen, indeß längst abgegangenen Ortes „Sülichin,“ nach welchem die Gegend umher Sulichgau hieß, zugleich aber Mutterkirche der umliegenden Ortschaften, insbesondere auch von Rotenburg und noch 1400, als dieses längst Stadt geworden. — Eine schwache halbe Stunde thalabwärts von der Sülchenkirche liegt ein großes Wiesengelände, ehedem meist herrschaftliches Eigenthum, welches im 13. Jahrhundert Birhtinlê (Birtenlê) hieß, jetzt unter dem Namen Burtenlay, auch ganz verdorben, Burgenlay, Burglehen heißt. Auf einem über den umliegenden Wiesen erhöhten Grunde vom Geviertraum eines großen Zimmers stand von jeher und bis in die neueste Zeit ein ziemlich hoher säulenförmiger Stein ohne Bild und Schrift. Fährt man von Tübingen nach Rotenburg und sucht zwischen Kiebingen und Wurmlingen jenseits des Neckars ein aus Stein aufgeführtes Feldhüterhäuschen auf, so hat man ganz nahe davon die Stelle des kleinen Hügels, auf dem noch vor wenigen Jahren der Gedenkstein stand, welcher übrigens nicht alt war. Wir müssen indeß unten nochmals auf Sülichin und Birhtinlê zurückkommen.

[5] Zu S. 150. Siehe S. 20.

[6] Zu S. 151. Roth, kleine Beiträge zur deutschen Sprach- Geschichts- und Ortsforschung 1. Bändchen S. 241 ff.

[7] Zu S. 153. Also das Nibelungenlied von der Königstochter Kriemhilde, als sie zum ersten Mal vor dem Helden Sigfrid erscheinen durfte. Holtzmann Strophe 285. Lachmann 282.

[8] Zu S. 154. Wideme = die zur Dotation für eine Kirche oder den überlebenden Gatten gestifteten Güter.

[9] Zu S. 155. So nach einer Aufzeichnung des Abts Tubingius von Blaubeuren vom Jahr 1521 natürlich ohne allen historischen Werth. Vergl. unsere Gesch. der Pfalzgrafen von Tübingen S. 20 f.

[10] Zu S. 157. Siehe S. 126.

[11] Zu S. 157. Siehe S. 95. 122.

[12] Zu S. 157. Siehe Anm. 2 zu Abschnitt 4.

[13] Zu S. 157. Wenn man von dem Grabdenkmal der Königin Anna, wie sich Gertrud nach ihrer Krönung nannte, im Dom zu Basel, auf welchem sie in ganzer Figur dargestellt ist, insbesondere von ihren Töchtern, deren Schönheit die Zeitgenossen so sehr rühmten (Ottokars von Horneck Reimchronik Kap. 109. 171), einen Schluß ziehen darf, so war Gertrud eine schöne Dame.

[14] Zu S. 157. Aus Fridanks Bescheidenheit (13. Jahrh.): „Von den Künegen und Vürsten.“ W. Grimms Ausgabe S. 75. 12. 13.

[15] Zu S. 158. Ueber die Entstehung der Klöster der Büßerinnen im Elsaß siehe die Zustände des Elsaßes im 13. Jahrh. Annalen und Chronik von Kolmar nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae, übersetzt von H. Pabst. S. 104 ff.

[16] Zu S. 158. Laut Urkunde vom 1. Februar 1249, also just um die Zeit, da Rudolfs Verlobung, beziehungsweise Vermählung mit Gertrud stattgefunden, war dessen Grafschaft als eines Anhängers des Kaisers Friedrichs II. mit dem Interdikt belegt, er selbst somit ohne Zweifel mit dem Bann. Am 18. August 1254, um welche Zeit indeß Rudolf bereits mit Gertrud von Hohenberg sicherlich vermählt gewesen, beauftragte Pabst Innocenz IV. den Bischof von Basel ohne Zweifel auf vorhergegangene Klage von diesem, er solle den Grafen Rudolf von Habsburg und dessen Genossen abermals mit dem Banne belegen, weil derselbe mit seinen Gesellen in das Kloster der Reuerinnen zu Basel eingefallen war und dieses in Brand gesteckt hatte. Diese Feindseligkeit Rudolfs steht ohne Zweifel im Zusammenhang mit seinen Händeln und Fehden gegen den Bischof von Basel, und diese hatten ihren Hauptgrund in dem Bestreben des Kirchenfürsten seine weltliche Macht auszudehnen; es kann deshalb das, was man von des Habsburgers Begegnung mit einem Priester erzählt, immerhin wahr sein. Doch muß Rudolf im Allgemeinen bei der Geistlichkeit in keinem guten Geruch gestanden und nicht frei von Gewaltthätigkeit gegen Kirchen und Klöster gewesen sein, wenn die Klausnerin am Luzerner See, welche Gertrud um ihres Gemahls Zukunft befragt hat (s. das 1. Kapitel des 6. Abschnitts vom zweiten Bande), ihn vor Zerstörung von Kirchen gewarnt hat. Gewiß ist, daß Rudolf noch in den letzten Zeiten (1268) des hohenstaufischen Hauses auf dessen Seite gestanden. Vergl. Böhmers Regesten des Kaiserreichs von 1246—1313. S. 463. 467. Wir werden im fünften Abschnitt des zweiten Bandes ihn auch unter den wenigen Grafen Schwabens finden, welche sich Konradins Heerfahrt nach Welschland angeschlossen haben.

[17] Zu S. 159. Also berichtet von Gr. Rudolf von Habsburg die Chronik von Kolmar S. 126. 132.

[18] Zu S. 159. In Betreff der politischen Stellung des Grafen Burkard s. S. 19.

[19] Zu S. 160. Matthiae Neoburgensis Chronicon (vollendet im Jahr 1350) hrsg. von Studer, Bern 1866. S. 2. „De prenosticacione astronomi Friderici imperatoris de Ruodolfo de Habsburg“ zum Jahr 1241. Im Mai dieses Jahres war Graf Rudolf von Habsburg bei K. Friedrich II. zu Faenza und in dem angegebenen Monat und Jahr trug die kaiserliche (die sizilianische und pisanische) Flotte einen glänzenden Sieg über die genuesische (päbstliche) davon, in Folge dessen mehr als hundert Bischöfe und Prälaten, welche zu dem von dem Pabste ausgeschriebenen allgemeinen Concil reisen wollten, gefangen wurden. Böhmers regesta imperii 1844. S. 462. 1849. S. 189. — Unsere Darstellung nach J. E. Kopp „Das Lager vor Basel.“ Luzern 1855. S. 166.

[20] Zu S. 160. Eine Steinbeschreibung von der Sülicher Markung vom Jahr 1688, welche einem älteren Pfarr-Urbar entnommen worden, hat unter anderem folgende Einträge: „Vnnd stahet der Erste (Stein) ahm Silcher weeg

vnndt dem Eckh ahn HE. Jo. Reichardt Braunen Appothekars Agger im sogenannten „Alten Marckht." — Der achte (Stein) stähet zwischen Hanns Jakob Orgeldinger herrschaftlichen Mayers und HE. Jo. Jakob Steinen Burgermeisters agger."

[21] Zu S. 161. Quellen und Hilfsmittel: Jaumann, Colonia Sumlocenne, Rotenburg am Neckar unter den Römern mit 28 lithographischen Tafeln. Stuttgart und Tübingen 1840 und die Berichte von späteren Funden. — Leichtlin, Schwaben unter den Römern. — Stälins, des leider zu früh hingegangenen, allgemein anerkannten, selbständigen und gewissenhaften Forschers wirt. Geschichte, in welcher derselbe nach den von ihm angestellten Untersuchungen S. 93 sich dahin ausspricht, daß Sumlocenne und Solicinium dieselbe Stadt bezeichnet, und insbesondere sagt: „Somit ist unserem Rotenburg die Ehre der bedeutendsten römischen Niederlassung im Decumatenlande (Südwest-Germanien) und der Ruhm einer Colonie mit ihren glänzenden Einrichtungen, Würden und Aemtern zugesichert." — Paulus, Dr. Finanzrath: die Alterthümer in Württemberg 1877 S. 71 ff. — eine Autorität, welche in Betreff der Bedeutung von Rotenburg als einer römischen Colonial-Stadt mit Jaumann und Stälin übereinstimmt.

Trotz all' dem fehlt es aber nicht an solchen, welche Rotenburg diese Ehre streitig machen, daher wir, die wir seit 30 Jahren die daselbst gemachten Funde verfolgt haben, mehr auf allgemeine Gesichtspunkte gestützt in Folgendem einen Beitrag zur Entscheidung der Frage und zwar nach unserer festen Ueberzeugung für Rotenburg geben.

Hiebei kommt in Betracht: 1) die Lage der heutigen Stadt Rotenburg. In dieser Beziehung ist nun zunächst hervorzuheben, daß Rotenburg so ziemlich auf der kürzesten Linie von Straßburg nach Ulm liegt, welche beide Orte schon zur Zeit der Römer-Herrschaft über Südwest-Deutschland strategische Punkte waren, wie denn auch von Straßburg über den Kniebis eine Römerstraße führte, welche bei Schopfloch (Oberamts Freudenstadt) in die große Heerstraße einmündete, die über Eutingen nach Rotenburg lief (s. Punkt 2) und von da zunächst in dem Neckarthal hin über die Gegend von Reutlingen, Münsingen und Schelklingen nach Ulm gieng. Sodann liegt Rotenburg gerade da, wo sich das von Rotweil an tief eingeschnittene, defiléartige Neckarthal ansehnlich erweitert, diese namhafte Erbreitung bis unterhalb Tübingen auch beibehält und sich weiter ostwärts bis zu der unbestrittenen, wichtigen Römerstation, welche bei dem heutigen Köngen war, Bahn bricht. Und das von Leichtlin sogleich erkannte römische Kastell auf dem Platze der jetzigen „Altstadt", in von Natur sehr fester hoher Lage stand gerade über dem Punkt, wo das Defilé in die Rotenburger Ebene ausmündet. Bedeutsam für die Entscheidung der vorliegenden Frage ist auch, daß im Rücken des Striches von Rotenburg bis Wendelsheim eine große wellenförmige Hochebene beginnt, welche in ansehnlicher Ausbreitung bis zu den Vorbergen des Schwarzwaldes über dem linken Nagold-Ufer sich erstreckt. Ueber den südlichen Theil derselben läuft die bereits erwähnte römische Heerstraße von Eutingen nach Rotenburg. Bei dieser Terrain-Beschaffenheit um Rotenburg und westwärts davon konnte sich die taktische Ueberlegenheit der römischen Heere über die der Germanen noch mehr geltend machen. Endlich liegt Rotenburg so ziem-

lich auf der Halbirungslinie des Winkels zwischen dem Ostabfall des Schwarzwaldes und dem Nordwest-Steilrand der schwäbischen Alb und ist umgeben von zwei natürlichen Hochwarten, im Süden von der Kuppe des „Rotenbergs," auf welcher später die Rotenburg erbaut worden, im Norden von dem Wurmlinger Berge. Von beiden konnten zunächst die Straßenzüge, welche im Ammer- und Neckarthal hinliefen, sodann der Abfall des großen Waldreviers Schönbuch gegen ersteres, insbesondere aber die Höhen des Schwarzwaldes namentlich die des Kniebis und die der Alb, diese in einem langen Zuge beobachtet werden.

2) Die große römische Heer- (Consular-)Straße von Vindonissa (Windisch bei Brugg im Aargau) bis Reginum (Regensburg) lief nach dem Rhein-Uebergang bei Zurzach über Hüfingen bei Donaueschingen zur „Altstadt" bei Rotweil, von da auf den Höhen links über dem Neckar bei Hochmössingen vorüber weiter nordwärts bis in die Gegend von dem bereits genannten Schopfloch, von wo, wie gleichfalls schon bemerkt, über den Kniebis eine Straße nach Straßburg führte, von der auch die Zimmerische Chronik spricht. Von Schopfloch wandte sich wie bereits bemerkt die unter Punkt 1 aufgeführte Consularstraße ostwärts und führte über Eutingen (Oberamts Horb) nach Rotenburg. Von hier lief sie nordöstlich zwischen Wendelsheim und Wurmlingen hindurch in die Gegend von Pfäffingen; von da im Ammerthal hin nordwestlich Herrenberg zu und dann über Böblingen in die Gegend von Cannstatt, zu dem berühmten Straßenknoten. Wie anders ist es nun zu erklären, daß die Römer bei Anlegung dieser großen Heerstraße von Eutingen aus nicht die gerade Linie über die große Ebene des oberen „Gäus" nach Herrenberg, welche unter anderen Verhältnissen doppelt vortheilhaft gewesen wäre, gewählt, sondern letzteres in der Zickzack-Linie von Eutingen, Rotenburg, Pfäffingen zu erreichen gesucht haben — wie anders, sagen wir, ist dieses zu erklären, als daß Rotenburg für sie ein sehr wichtiger Platz und zugleich ein Straßenknoten war, der ihnen weitere Wege nach Osten und Süden öffnete?

3) Man hat urkundliche und sonst zuverlässige Zeugnisse aus dem dreizehnten Jahrhundert dafür, daß in unfürdenklichen Zeiten an der Stelle der heutigen Stadt Rotenburg und des abgegangenen Ortes Sülchen eine sehr ansehnliche Stadt gestanden. So eine Urkunde vom 26. Mai 1293, mit welcher sich das Kloster Kreuzlingen bei Constanz als Besitzer der uralten St. Remigien-Kirche auf dem Wurmlinger Berge mit dem Kirchherren von Sülchen in Betreff des Zehnten von Feldern und sonstigem Grund und Boden vertrug, auf welchen (welchem) Häuser der kurz zuvor von unserem Grafen Albert gegründeten heutigen Stadt Rotenburg gebaut worden. Darin heißt es nämlich, das genannte Kloster habe bezogen: „decimam in quibusdam terris, agris et fundis, sitis in loco quondam antiqua Ciuitas dicta, vbi nunc est Ciuitas dicta* Rotenburch, ab eo tempore, cuius non extabat memoria," und fährt fort „et cum in eisdem terris, fundis

* Aus diesen Worten folgt, daß unter der kurz zuvor erwähnten „antiqua Ciuitas dicta" nicht zu verstehen ist, was man jetzt und seit lange die „Altstadt" nennt (s. Punkt 1), welches die Citadelle der im Thale gelegenen römischen Friedensstadt war.

et agris de nouo domus inedificate fuissent etc." Und in dem Vertrag wurde ausdrücklich bestimmt: „quod monasterium (Kreuzlingen, bez. die Kirche in Wurmlingen) decimas de domibus et inhabitantibus domus (Häuserzinse) percipere debet, sicut inantea de fundis conswevit percipere memoratis." Mon. Hohenb. Nr. 137. Und die alte Chronik des Martinus Minorita, eines schwäbischen Minderbruders, (Stuttgarter Codex 260) sagt fol. 61: „Anno domini M°CCLXXXI° in XL^{a} Rotenburg super neggarum reedificabatur vbi retroactis temporibus egregia ciuitas fuerit sita." In Sagen figurirt diese herrliche Stadt unter dem Namen „Landskron" und soll durch ein Erdbeben zerstört worden sein. Hiebei hat man aber sicherlich an den Einfall und die vandalische Verwüstung der Alemannen zu denken, wodurch allein die Unmasse der kleinen und großen Trümmer von der alten Stadt zu erklären ist (s. Punkt 5).

4) Von der uralten Stadt und zugleich davon, daß diese sich weit über die Grenzen von dem jetzigen Rotenburg hinaus, insbesondere über die Umgebung der Sülchenkapelle bis hinauf zu der Straße, welche von Rotenburg nach Wurmlingen führt, verbreitet hat, zeugen die Flurnamen der Felder in diesen Strichen, welche sich in alten Lagerbüchern, besonders dem bereits erwähnten Urbarbuch vom Jahr 1470 und theilweise noch bis auf unsere Tage im Volksmunde erhalten haben, als da sind: „in den Gassen", „auf dem alten Markt", „auf dem Fleischmarkt" u. a., und denen wir die Bezeichnung „beim alten Gott" anreihen, welche auf ein im Felde ehedem gestandenes Götzenbild hinweist.

5) Zu all' diesem kommt, daß die Stadt Rotenburg mit ihrer nächsten Umgebung namentlich bei Sülchen seit Jahrhunderten ein Hauptfundort von entschieden römischen Alterthümern der manigfaltigsten Art ist, wie für die älteren Zeiten Aufzeichnungen in den „Schwäbischen Annalen" des ehemaligen Tübinger Professors der Klassischen Literatur Crusius (16. Jahrh.), der Zimmerischen Chronik (aus derselben Zeit), und der des Rotenburgers Lutz von Lutzenhardt (17. Jahrh.) beweisen. Da sind es außer den unter Punkt 2) bereits aufgeführten Römerstraßen, welche auf Rotenburg führten, und von da sich weiter verzweigten, um mit dem Großen zu beginnen, eine noch heute leicht zu verfolgende Wasserleitung, welche in einer Ausdehnung von nahezu drei Stunden unterirdisch dahin führte und in ein großes Bassin mündete, welches sich innerhalb der jetzigen Stadt befand; von den ehedem bestandenen Befestigungen um die Stadt auf beiden Ufern des Neckars ist die bedeutendste das bereits erwähnte Kastell auf dem Platze der jetzigen „Altstadt", eines zur Stadt gehörigen Hofguts, in einer von Natur sehr festen Lage über dem rechten Neckarufer; ein Kranz von Villen und andern Gebäuden, deren Grundmauern in der Umgebung der jetzigen Stadt zu verschiedenen Zeiten gefunden wurden; sonst zahlreiche Gebäude-Fundamente mit unterirdischen Heiz-Canälen;* insbesondere in dem Ackergewand „auf dem alten Markt" in der

* Von solchen, die zu ihrer Zeit bei Rotenburg aufgefunden worden, spricht auch die Zimmerer Chronik (Band IV. S. 229, vergl. S. 283 f. dieses Bandes), meint

Nähe der Sülchenkapelle der Unterbau eines im Halbkreis geführten Theaters oder Forums von 380 Fuß Gesammtlänge; an andern Stellen Wurmlingen zu gefundene Säulentrümmer mit Kapitälen und Gesimsstücke von gewaltigen Dimensionen; eine große Zahl römischer Denksteine mit Bildwerken und Inschriften; reich verzierte Gefässe und zahllose Reste von solchen aus Siegelerde mit Stempel- oder Griffel-Inschriften, welch' letztere wie auch Stempel sich auf vielen der in Masse gefundenen römischen Ziegel finden*; Statuetten von Bronze, Waffen, geschnittene Steine, sonstige Schmuckgegenstände, Kinderspielsachen** und eine Unzahl Münzen*** (wenige von Gold, viele von Silber, die meisten von Kupfer oder sog. Korinthischem Erz). Die von dem längst verstorbenen Dekan des Rotenburger Domkapitels (von Jaumann) in vielen Jahren zusammengebrachte Sammlung von allermeist bei R. aufgefundenen römischen Alterthümern ist in dem K. Lapidarium zu Stuttgart zu sehen. Andere Rotenburger Funde, wie kolossale Steinsäulen mit antiken Kapitälen, große Gesimsstücke und andere Steindenkmale sind in dem Hofraum bei einer Rotenburger Schule, Denksteine mit Bildwerken auch im Garten des dortigen bischöflichen Palais zu sehen. Auch hat die Stadtgemeinde Rotenburg in der neueren Zeit angefangen, eine Sammlung von später dort gefundenen Alterthümern anzulegen, welche in zwei Zimmern der „Klause" aufgestellt und dort zu sehen sind.

Wer nun die Unmasse der in alten Zeichnungen oder in Natura noch vorhandenen, bei Rotenburg aufgefundenen römischen Alterthümer — und wie viele sind gewiß im Lauf der Jahrhunderte zu Grunde gegangen oder liegen noch im Boden — kennt und sich vergegenwärtigt; wer, wie der Verfasser in einer langen Reihe von Jahren zu vielen Malen Augenzeuge war wie bei Reuten von Hopfengärten um R. und Fundamentirung von Häusern Alterthümer aller Art zu Tage gefördert wurden, dem ist es völlig unbegreiflich, wie man noch an den Aufstellungen von Leichtlin, Jaumann, Paulus und Stälin, welche das alte Sumlocenne (Solicinium) an die Stelle von der heutigen Stadt Rotenburg und Umgegend versetzen, zweifeln, von Unterschiebungen und Täuschungen reden kann und mag. Wenn es auch damit seine Richtigkeit haben soll, es habe, wie man sich erzählt, seiner Zeit ein gewisses Individuum sich den gewiß doppelt unwürdigen Spaß gemacht, den ehrwürdigen Domdekan, der bei seinen Nachforschungen

aber, die sorgfältig hergerichteten Heiz-Kanäle werden Wohnungen der „Erdmendle" sein. Siehe auch im zehnten Abschnitt dieses Bandes die Unterhaltung bei dem Jägerbankett in dem Jagdthurm Königswarte.

* Darunter allein 15 mit Col. Svmlocene (darunter fünf mit Stempel) und drei mit Col. Solicin(ium).

** So war der Verfasser Augenzeuge, als vor 12 Jahren beim Anlegen eines Hopfengartens zwischen Sülchen und der Straße nach Wurmlingen unter großen behauenen Sandsteinen verschiedener Formen, zahllosen Resten von römischen Geschirren u. a. ein Pferdchen aus feinem weißem Thon aufgefunden wurde, welches sich nun in der Fürstlichen Sammlung zu Sigmaringen befindet.

*** Eine sehr große Zahl Münzen, welche bei der Entdeckung der sogenannten Römerquelle gefunden worden, sind im Besitze des Badinhabers Herrn Raidt in Niedernau und dort zu sehen.

kein Opfer an Geld, Zeit und Mühe gescheut hat, mit angeblich aufgefundenen aber nachgemachten Alterthümern zu foppen, so ist von dem, was wir unter Punkt 1, 2 und 3 gesagt, ganz abgesehen, die Masse der bei R. gefundenen römischen Alterthümer, bei denen eine Unterschiebung oder Nachbildung gar nicht möglich ist, so groß, daß der daher genommene Einwand gegen die Aufstellung von Jaumann, Paulus u. a. in ein Nichts zerfällt.

6) Was nun endlich insbesondere den Namen Solicinium betrifft, welcher auf mehreren Ziegelstempeln bei R. gefunden worden, so ist die Zurückführung des bereits oft erwähnten Namens Sülchen, welchen ein ganz nahe bei R. ehedem gelegener uralter Ort geführt, von dem nur noch die vielgenannte Kapelle mit Meßnerhaus übrig ist, und der in alten Zeiten Solikin, Solkin, Sulichin, Sulichi hieß, auf Solicinium so naheliegend und mindestens ebenso berechtigt als die allgemein angenommene Herleitung der jetzigen Ortsnamen Kempten, Kelmünz, Günzburg u. a. von Namen römischer Städte, während der Name der Königlich-Württembergischen Oberamtsstadt Sulz offenbar von den dortigen Salzquellen hergenommen und nicht auf Solicinium zurückzuführen ist. Auch Stälin sagt Bd. I. S. 141, Sülchen sei der einzige Ort nördlich von der Donau, welcher von einem römischen Namen abzuleiten sei und meint dabei eben Solicinium. L. Uhland versetzt im 8. Bande S. 278 ff. seiner Schriften gleichfalls unbedenklich Samulocenis und Solicinium in die Gegend der heutigen Stadt Rotenburg am Neckar.

[22] Zu S. 166. E. Meier, deutsche Sagen u. s. w. aus Schwaben. S. 157. Vergl. auch L. Uhlands Schriften 8. Bd. S. 292.

[23] Zu S. 170. Nach Urkunde des Abts Friedrich von Bebenhausen dat. um 1230. Ritter Werner von Ihelingen bei Horb und Kuno von Stöffeln bei Gönningen kamen in eigener Angelegenheit „ad placitum quod dominus Rudolfus de Tuingen palatinus cum filiastro suo B. (Burcardo de Hohenberg) pro dote filie sue in Birhtinle conuenientibus ibidem multis nobilioribus habuit.“ Siehe Urkundenbuch unserer Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen Nr. 10. — Laut Urkunde vom 1. Februar 1264 Dat. Rotenburg entschied Graf Albert von Hohenberg einen Streit zwischen dem Kloster Kreuzlingen (bez. der Kirche in Wurmlingen bei R.) einer- und seinen Unterthanen von „Sulchen“ und „Chubingen“ (Kiebingen bei R.) andererseits, welche „quoddam pratum situm in Staina juxta locum quod Birtinle nominatur ipsis (dem Kloster und der Wurmlinger Kirche) abstulerunt.“ Mon. Hoh. nro. 45. — Als Graf Eberhard (auch Ulrich genannt) von Wirtemberg und Graf Eberhard von Tübingen 1291 den Grafen Albert von Hohenberg befehdeten und auf Rotenburg zogen, erfolgte die Vereinigung ihrer Haufen auf dem „Bircinlok“ (lies Birtinlok) Chronik des Sindelfinger Chorherren Konrad von einem Wurmlinger Rittergeschlechte. Ausgabe von Haug S. 25. — Aus einem Urbarbuch vom Jahr 1470 (in der Kameralamts-Registratur in Rotenburg) — „zwei manſmad vff dem birtinle“ — „drei vierndail wiſen vff birtile, die grabwiſ.“ Das „Rohrhalder-Buch“ auf dem Rathhaus zu Kiebingen spricht im Jahr 1657 „von 12 Morgen Wiesen (in Rotenburger Zwing und Bann gelegen) auf dem Burten-

lay, die von ewigen Zeiten her frei gewesen." — Das althochdeutsche hlêo, lêo und mittelhochdeutsch lê bezeichnet einen Hügel, besonders einen solchen, der durch aufgeworfene Erde entstanden ist, einen Grabeshügel, auch Grabstein oder ein Grabdenkmal, was an obiges „Birtile, die grabwis" erinnert. Bei unserer Erklärung von Birhtinlé benützten wir sonst auch den Artikel „Birhtinlee und Gunzenlee" im 8. Bande von L. Uhlands Schriften S. 600.

[24] Zu S. 172. Die Tradition, daß der heilige Meinrad zu dem Ahnenhause der Hohenzollern gehöre, und die Verehrung desselben als Familienheiligen der schwäbischen Linie derselben läßt sich nur bis zum sechzehnten Jahrhundert hinauf verfolgen. Bei allgemeinerer, modifizirter Auffassung des verwandtschaftlichen Verhältnisses zwischen den ältesten Ahnen des hohenzollerischen Hauses und dem Geschlechte, welchem der Heilige angehört hat, läßt sich indeß für die Tradition eine große Wahrscheinlichkeit erzielen, worauf wir hier nicht näher eingehen können, und auf unsere Abhandlung „der h. Meinrad in der Ahnenreihe des erlauchten Hauses Hohenzollern" in den Publikationen des Hohenzollerischen Alterthums-Vereins in Sigmaringen 1874 verweisen. Nur das sei bemerkt, daß die erstmals im fünfzehnten Jahrhundert auftauchende Angabe, der Vater des h. Meinrad habe Berthold geheißen, mindestens in das Gebiet der Sagen zu verweisen ist, und die alten schwäbischen Gaugrafen des Namens Berthold (Birhtilo) entschieden nicht zu den Ahnen der Grafen von Zollern, wohl aber zu denen der Grafen von Tübingen gehören (s. ersten Abschnitt S. 21 f.). Das älteste, ohne Zweifel auch zuverläßige Zeugniß davon, daß der h. Meinrad von edlen Eltern im Sülichgau geboren, gibt die „vita antiquissima S. Meinradi," eine in der Stiftsbibliothek zu Einsiedeln aufbewahrte Pergament-Handschrift aus dem elften Jahrhundert, von welcher, soweit es die Geburt des Heiligen betrifft, Graf Stillfried ein Facsimile gegeben in seinen „Alterthümern und Kunstdenkmalen des erlauchten Hauses Hohenzollern." Neue Folge. Erster Band. I. St. Meinrad. Dort heißt es: „Temporibus Caroli M. Imperatoris Francorum praedictus vir (Meginradus) in alemannia natus est in pago quem ex uilla Sulichi Sulichkewe uocavit antiquitas. Parentes uero eius ex alemannis fuerunt morum nobilitate magis conspicui quam diuitiis perituris."

[25] Zu S. 173. Also übersetzt der Minnesänger Hartmann von Aue das uralte: „mediâ vitâ in morte sumus" in seinem „Armen Heinrich."

[26] Zu S. 173. So deutet † Pfeiffer im ersten Band der Zeitschrift Germania S. 86 ff. bei dem Artikel Gunzenle den Namen Birhtinle. Vergl. Uhlands Schriften 8. Band S. 600 und Anm. 4 und 23 dieses Abschnitts.

[27] Zu S. 173. Vergl. unsere Geschichte der Gr. von Zollern-Hohenberg S. XXII, 7. — Gallus Oheims Kronik von Reichenau, 84. Publikation des lit. Vereins in Stuttgart S. 170. 178. 188. Nach G.O. waren die Ritter von Salenstein die Unterschenken, die Grafen von Kiburg die Obermarschalken.

[28] Zu S. 174. Die Quellen und Hilfsmittel hiezu s. in Anm. 1 dieses Abschnitts.

[29] Zu S. 179. Quellen und Hilfsmittel: Gallus Oheims Kronik von Reichenau a. a. O. — Leben und Wirken des h. Meinrad für seine Zeit und die Nachwelt von P. Gall Morel 1861. — Leben und Regel des h. Vaters Benedikt von J. Karl Brandes, Benediktiner von Einsiedeln. Einsiedel und New-York 1858.

[30] Zu S. 181. Diese beiden hohen Herren waren Enkel des alemannischen Herzogs Gotfried. Nebi führte auch den Titel Herzog. Berthold (zu 724) war Graf des großen alemannischen Bezirks, welcher von ihm den Namen Bertholdsbaar erhalten. S. im ersten Abschnitt S. 22.

[31] Zu S. 190. Die Blüte des Klosters Reichenau dauerte bis in das zwölfte Jahrhundert. In der zweiten Hälfte des dreizehnten war dasselbe in jeder Beziehung heruntergekommen.

Anmerkungen zum siebenten Abschnitt.

[1] Zu S. 191. Ueber die Ritter von Wurmlingen s. L. Uhlands Schriften 8. Band S. 334 ff. und unsere Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg S. 532 ff. In Betreff der Sage vom Lindwurm am Wurmlinger Berge s. E. Meier, Deutsche Sagen S. 210 ff. Ludw. Uhland in Pfeiffers Zeitschrift Germania Bd. I. S. 304 ff. und 8. Band von L. Uhlands Schriften S. 334 ff. — Ueber Schwerzloch L. Uhlands Schriften 8. Bd. S. 589 ff. und unsere Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen S. 32. 398. Die Oberamtsbeschreibung von Tübingen S. 319 ff. Rupp, aus Reutlingens und seiner Umgebung Vorzeit S. 74. Ueber das „Wuotisheer“ Meier, E., Deutsche Sagen drittes Kapitel insbesondere S. 136.

[2] Zu S. 192. „Ein Spiel von St. Georg“ aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Abgedruckt in Pfeiffers Zeitschrift Germania 1. Band S. 183 ff.

[3] Zu S. 193. In einem Urbar der Grafschaft Niederhohenberg vom Jahr 1470 in der Registratur des Kameralamts Rotenburg findet sich unter Wurmlinger Weinbergen aufgezeichnet „in der Mantelburg,“ entschieden mehrmals so, nicht „Wandelburg,“ wie jetzt im Volksmunde der dem Dorfe zunächst gelegene Absatz (Vorsprung) des Wurmlinger Berges heißt. In demselben Urbar wird gleichfalls unter den Weinberghalden von Wurmlingen aufgeführt der „Bernbühl,“ eine Halde nahe bei dem Dorf und an die „Wandelburg“ grenzend, wie die Flur-Karten von Wurmlingen beweisen.

[4] Zu S. 193. So zeigen die Siegel dieser Ritter an Urkunden aus dem dreizehnten Jahrhundert und spätere gemalte Wappen im Rotenburger Wappenbuch. S. unsere Gesch. der Gr. von Zollern-Hohenberg S. 534.

[5] Zu S. 195. An der jetzigen, aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammenden St. Georgenkirche in Tübingen findet sich der Heilige, wie er den Drachen erlegt und dieser selbst auf einer Steinplatte abgebildet, welche von einer viel älteren Kirche herrührt.

[6] Zu S. 195. Zimmerische Chronik Bd. IV. S. 281.

[7] Zu S. 196. Dieses Gebet zu dem hl. Nikolaus stammt aus dem zwölften Jahrhundert. Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied II. S. 55.

[8] Zu S. 197. Noch in unserem Jahrhundert war nach mündlichen Mittheilungen Ludw. Uhlands und Prokurator Abels ein ungeheurer Thierschädel im kleinen

Chor der vormaligen Schwerzlocher Kirche mit einer Kette an einer der frühromanischen Säulen befestigt.

[9] Zu S. 199. Die älteste amtliche Aufnahme der Stiftung dieses Jahrstages durch den Kapitelsdekan (damals in Poltringen) auf Grund der Tradition ist von dem Jahr 1348 und aufgezeichnet in dem „Archivium Wurmlinganum“ (Pfarr-Registratur zu Wurmlingen). Es heißt darin nur, der Stifter sei ein Graf von Calw gewesen; die Angabe, er habe Anshelm geheißen, stammt aus späterer Zeit. Der durch seine schwäbische Chronik (deutsche Ausgabe von Moser, Frankfurt 1733) auch in weiteren Kreisen bekannt gewordene ehemalige Tübinger Professor Martin Crusius erzählt in gedachtem Werk (I. S. 818 ff.) also: Er sei mit M. Samuel Hailant, seinem Amtsbruder und „Gevatter“, am 30. Juli 1589 auf den Wurmlinger Berg gegangen; da habe ihnen der alte Priester der dortigen Kirche in dieser den Leichenstein eines Grafen von Calw gezeigt, der hinten an der Mauer angemacht gewesen aber keine Inschrift gehabt. Und an der Wand habe ein Täfelein mit einem gemalten Wappen und der Inschrift gehangen: „Graf Anselm zu Calw Stifter.“ Der Beschreibung nach war das Wappen allerdings dasjenige, welches die längst ausgestorbenen Grafen von Calw geführt haben. Der Name Anshelm weist aber entschieden auf einen Grafen von Tübingen, deren mehrere im zehnten und eilften Jahrhundert also geheißen haben (s. im ersten Abschnitt S. 23), von deren Burg ein Weg von nur einer Stunde auf dem Rücken des Ammerberges hin zum Wurmlinger Bergkegel führt und von denen auch Dienstmannen in Wurmlingen saßen. Indessen finden sich auch Beziehungen des Grafenhauses Calw zu Sülchen und Wurmlingen. Vergl. unsere Geschichte der Gr. von Zollern-Hohenberg S. XIX 531, Note 2. Ueber den Wurmlinger Jahrstag vergl. auch Ludwig Uhlands Schriften 8. Band S. 555 ff.

[10] Zu S. 200. Die Krypta ist noch vorhanden und die frühromanischen Säulen weisen auf das eilfte Jahrhundert hin. Seit wenigen Jahren ist darin ein „heiliges Grab“ eingerichtet.

[11] Zu S. 205. „Sant Johans sunewenden tac“ (24. Juni) war im Mittelalter die besonders beliebte Festzeit. „Zeinen sünewenden, dâ er (Sigfrits Vater) die hôchzît (das Fest des Ritterschlags seines Sohnes) wolde hân.“ Auf „Sunnewenden“ luden auch der Burgundenkönig Günther und Brunhilde Sigfrid und Krimhilde zu dem großen Feste nach Worms. Nibelungenlied 30, 4. 442, 3 f.

[12] Zu S. 205. Siehe oben S. 39 f.

[13] Zu S. 207. Nach Johannes von Würzburg, welchem die Grafen von Hohenberg Zollerischen Stammes besonders bekannt waren, und der die „abenteuer,“ welche er in seinem Gedicht „Wilhelm von Oestreich“ erzählt, in „latin“ geschrieben vorgefunden und solche im Jahr 1314 verdeutschet, hat Graf Burkard von Zollern, auch von Hohenberg genannt, der Stifter dieser Linie und Urgroßvater unseres Helden, den Kreuzzug des Kaisers Friedrich I., des Rothbarts, unter dessen gleichnamigem Sohne mitgemacht, und sich als Träger der Reichsfahne in der Schlacht bei Iconium (18. Mai 1190) besonders ausgezeichnet. Auszüge der noch nicht gedruckten Handschrift aus späterer Zeit finden sich in Haupts Zeitschrift für das deutsche Alterthum Bd. I. S. 214—227.

[14] Zu S. 208. Die Zeiten der Sonnenwende begiengen die Heiden mit großen Festen; davon rührt noch unsere Johannisfeier (24. Juni) her. Offenbar heidnischen Ursprungs ist die in vielen Gegenden Schwabens noch übliche Sitte, daß an dem Abend dieses Tages auf Bergen oder freien Plätzen Feuer angezündet werden, über welche die ledigen Bursche mit ihren Mädchen an der Hand hinüberspringen. Vordem ließ man auch an manchen Orten große aus Stroh geflochtene Räder, welche man angezündet hatte, die Berge hinabrollen. Sicherlich stammt gleichfalls aus dem Heidenthum das an einigen Orten Schwabens z. B. in Rotenburg a. N. noch übliche Trinkgelage in der Johannisnacht — der „Johannistrunk oder Sant Johanssegen.“ — Von dem dort ehedem üblichen Glockenläuten in der St. Johannisnacht, in welcher nach dem Volksglauben des Teufels ganze Sippschaft, Geister und Hexen, freien Lauf hatten, den Menschen zu schaden (vergl. Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben II. S. 102) gibt Zeugniß eine Aufzeichnung in dem „Liber Quotlibeticorum“ (Manuscript in der Pfarr-Registratur von St. Moriz in Ehingen-Rotenburg), welche sagt, daß „die Zehntknecht ahn selbem abent von Abents 9 biß morgens vmb 3 Uhr stets läuten“ mußten, wofür sie Brod und Wein erhielten.

[15] Zu S. 209. Graf Albert, unser Held, war mit seinem Bruder Burkard u. a. im Oktober 1275 im Hoflager seines Schwagers, des römischen Königs Rudolf I. vom Hause Habsburg, zu Lausanne, wo dieser mit dem Pabste zusammenkam und nebst mehreren Herzogen, fünfhundert Grafen und Herren das Kreuz nahm. Und es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß auch unser Graf Albert seine Theilnahme an dem von seinem königlichen Schwager gelobten Kreuzzug zugesagt hat. Nahm doch selbst seine gleichfalls anwesende Schwester, die Königin, das Kreuz. Die Heerfahrt in das heilige Land kam aber nicht zu Stande und noch zu Lebzeiten Rudolfs (1291) gieng die letzte christliche Stadt dorten (Ptolemaïs, Akkon) an die Sarazenen verloren.

[16] Zu S. 210. Hilfsmittel: Wilken, Geschichte der Kreuzzüge 4. Bd. Ansbert, historia de expeditione Friderici imperatoris ed. Dobrowsky S. 94—97 über die Schlacht bei Iconium. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, 2. Band 418 ff. Speziell in Betreff Graf Burkards I. von Zollern (Hohenberg) Betheiligung unsere Geschichte desselben S. 7 f. und Anmerkung 13.

[17] Zu S. 212. Siehe des Crusius schwäbische Chronik I. S. 647. Im würtemb. Urkundenbuch III. S. 480 ein „Bebo, liber homo,“ ein Mannsname also.

[18] Zu S. 216. Friedrich, der „Lescher“ von Kilchberg, Zeuge einer Urkunde vom Jahr 1261. Urkundenbuch der Pfalzgrafen von Tübingen Nr. 39. — Patronat, Kirchensatz und Widumhof in Kilchberg waren Hohenbergisches Lehen. Das Siegel eines „Lescher“ v. K. an einer Urkunde von 1307 (Urkundenbuch der Pfalzgrafen von Tübingen S. 205) zeigt den Halbmond im Schilde, und das in Lutz von Lutzenhart (Manuscript im St.-Archiv zu Stuttgart) gemalte Wappen der „Lescher“ hat einen silbernen Halbmond im rothen Schilde, also die Farben des Hohenbergischen Wappens.

[19] Zu S. 225. Aus von Scheffels „Frau Aventiure“ die Heimkehr.

Anmerkungen zum achten Abschnitt.

[1] Zu S. 226. Quellen und Hilfsmittel zur Verlobung: Das Nibelungenlied V. 619 ff. V. 1721 ff. Kudrun, Ausgabe von K. Bartsch S. 141. Grimm, Rechtsalterthümer 177. 432. Weinhold, die deutschen Frauen S. 223 ff. Jakob Falke, die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauenkultus.

[2] Zu S. 227. Vergl. unsere Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg S. 600 ff. Im Einzelnen ist als zur Mitgift der Gertrud ausgeworfen urkundlich bekannt auch ein ansehnlicher Hof zu Thiengen (badisches Amt Freiburg) Monumenta Hohenbergica Nr. 60. 61. 62. Die Notiz über das der Gertrud ausgesetzte Leibgeding ist Kopps Werk über Rudolf von Habsburg entnommen. Urkunde bei Herrgott, geneal. Habsb. II, 433.

[3] Zu S. 227. Schwabenspiegel S. 12.

[4] Zu S. 227. Böhmer (regesta imperii) ist mit uns der Ansicht, daß die Heirath des Grafen Rudolf von Habsburg mit Gertrud von Hohenberg nicht wohl vor 1250 stattgefunden haben könne, anderen entgegen, welche muthmaßlich 1245 und 1248 setzen. Mit uns so ziemlich übereinstimmend sagt der Basler R. Meyer a. a. O. der älteste Sohn Rudolfs sei um 1250 geboren. Lichnowsky (Geschichte des Hauses Habsburg Bd. I. S. 398. Note 15) sagt: „Die Zeit der Vermählung des Grafen Rudolf mit Gertrud läßt sich nicht ermitteln."

[5] Zu S. 227. Die von uns angenommenen Personen des Habsburgischen Gefolges lebten und kommen mit Rudolf von Habsburg um die Mitte des 13. Jahrhunderts vor. Böhmers Regesten und Kopps Geschichte der eidgenössischen Bünde u. s. w.

[6] Zu S. 228. „Dń ebni an dem lant tage bei Winoluisheim" (Wendelsheim bei Rotenburg). Urkunden zum 29. August 1312 u. 19. Juni 1328, Mon. Hoh. Nr. 230. 311. Kaiser Karl der Vierte erlaubte laut Urkunde vom 1. Sept. 1378 dem Grafen Rudolf von Hohenberg das „lantgericht" von dem Dorfe Wendelsheim in die Stadt Rotenburg zu verlegen. Mon. Hoh. Nr. 648. Noch weiß man in dem Dorfe W. davon, daß in alten Zeiten auf dem „Randel" unter freiem Himmel Gericht gehalten worden, soll aber das (?) Vehmgericht gewesen sein. Vergl. auch im ersten Abschnitt des zweiten Bandes unter dem Kapitel „das Gerichtswesen" das Landgericht.

[7] Zu S. 229. Diese kommen als Vasallen, beziehungsweise Dienstmannen mit Graf Burkard von Hohenberg in Urkunden vor.

[8] Zu S. 233. Das Buch der Natur von Konrad von Megenberg, aus älteren Schriften zusammengetragen und geschrieben um 1350. Der Verfasser war ein Franke und Regensburger Domherr, herausg. von Franz Pfeiffer 1861, S. 457 f.

[9] Zu S. 234. Quellen und Hilfsmittel: das Nibelungenlied. Die Erzählungen und Schilderungen unserer Minnesänger, insbesondere auch Tristans Schwertleite von Gotfried von Straßburg, Konrads von Ammenhausen „Schachzabelbuch" aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Abgedruckt in „Beiträge zur Geschichte und Literatur aus den Archiven des Kantons Aargau, herausg. von Kurz und Weißenbach. Bd. I. S. 181 f. Der Rittersaal von Dr. Kottenkamp historisch und von Reibisch artistisch beleuchtet. Fabliaux et contes des poètes français

par Barbazan I. p. 60. Das ausführliche Ceremoniel des Ritterschlags nach einem französischen Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert. Büsching, Ritterzeit und Ritterwesen I. 88 ff. XXXVI. Neujahrsblatt für Basels Jugend, herausg. von der Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen. 1858. Jakob Falke a. a. O. S. 31 ff.

10 Zu S. 237. Magnanimus, ingenuus, largifluus, egregius, strenuus (nach den Anfangslauten des Wortes miles [Ritter]).

11 Zu S. 237. Selbst Graf Hartmann von Grüningen-Landau von der Sippschaft der Grafen von Wirtemberg, welcher sich rühmte, ein Vorkämpfer der Kirche zu sein und einen Grafen der römischen Kirche nannte, drang 1256 mit seinen Gesellen in das Kloster Marchthal ein, raubte Kirchen-Ornamente, kostbare Priester-Gewänder, Vorräthe aller Art, ja Bücher und Documente. Urkunde vom 5. September 1256. Im Jahr 1280 wollte Graf Götz von Böblingen-Tübingen nächtlicherweile die Sakristei des Klosters Bebenhausen ausrauben. S. Abschn. 10 des zweiten Bandes. Am 21. Sept. des Jahres 1281 wurde der Probst des Chorherrnstifts Sindelfingen von Leuten desselben Grafen aufgegriffen und gefangen gesetzt. Chronicon Sindelfingense herausg. von Haug. S. 15.

12 Zu S. 237. Ob die gegen Adel und Ritterschaft des Mittelalters und insbesondere des 13. Jahrhunderts erhobene Anklage, manche davon hätten Raub getrieben und sich sonst an fremdem Gut vergriffen, ein „Ammenmärchen" ist, wie unbedingte Verherrlicher desselben (derselben) behaupten, mögen u. a. auch folgende Zeugnisse von Standes- und Zeitgenossen selbst entscheiden. Der dem Herrenstande angehörige Minnesänger Ulrich von Lichtenstein (Steiermark), welcher von 1239 bis 1274 urkundlich vorkommt, läßt sich (S. 530 f. Ausgabe von Lachmann) also vernehmen:

— — — — „er (Herzog Friedrich der Streitbare von Oestreich † 1246) ist nu tôt.
„sich huop nâch im vil grôziu nôt
„ze Stire und ouch ze Oesterrich.
„Dâ wart maneger arm, der ê was rich.
„für wâr ich iu daz sagen wil,
„nâch im geschah unbildes vil:
„man roubt diu lant naht unde tac;
„dâ von vil dörfer wüeste lac.
— — — — — — — — — —
„Swâ sô der edel riche man
„sich nimt sô grôze untugende an,
„daz sîn lip ze einem rouber wirt,
„ich weiz wol daz in gar verbirt (er nicht besitzt)
„gotes hulde und vrowen gunst.
„ez ist ein boesiu herren kunst,
„der sich an nimt sô swache sit
„dâ man die galgen dienet (verdienet) mit."

Ferner „das Buch der Rügen" (für alle Stände) aus dem dreizehnten Jahrhundert, dessen Verfasser ein Süddeutscher gewesen (abgedruckt in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum II. Bd. S. 77) hält vor „den Rittern gemainelich":

„man hiez iuch in dem rittersegen (beim Ritterschlag)
„zühte und êrn staete pflegen,
„witewen, weisen alle zit
„schermen (beschirmen) in dem lande wit (dem ganzen Lande)
„dâ von ir schermaere (Schirmer)
„heizet, ob ez waere
„guoter liute durch got (um Gotteswillen)
„ir habt ez aber vür spot:
„swer iuch schermaere hât genant
„der hât iuch leider nicht erkant,
„ir hiezt (würdet heißen) scheraere (Scheerer) vil baz (besser),
„ir schert trucken unde naz."
— — — — — — — —

Endlich berufen wir uns auf Konrad von Ammenhausen, Pfarrer und Mönch zu Stein am Oberrhein, welcher einem edlen thurgauischen Geschlechte angehört und im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gelebt hat. Derselbe spricht sich, nachdem er in seinem „Schachzabelbuch" a. a. O. Bd. I. S. 182 die Ritterpflichten aufgezählt, unter anderem also aus:

„Nv (Nun) ist das leider verkert gar
„an mengen (bei manchen): wers wil nemen war,
„der mags wol pruefen vnd spehen.
„mir ist leid, das ichs muos jehen (sagen),
„das si aleine beschirment nicht,
„me si roubents, das man sicht
„teglich, die sie soltent schirmen."
— — — — — — — — — —

[13] Zu S. 239. „Diu pild, diu die alten gruoben in die edeln stain bezeichnent der selben stain kreft, und dar umb schol man der stain pild in êren haben. — An dem (stain) man vint ain gevettachtpfert, daz Pegasus haizt, der stain ist der pest den, die ritterschaft pflegent und die vehtent, wan er macht snell und küen und erloest die pfert von der raeh." Konrads von Megenberg „Buch der Natur" a. a. O. S. 466. 468.

Anmerkungen zum neunten Abschnitt.

[1] Zu S. 241. Wie jetzt noch am ersten Mai, wenn dieser sich als Wonnemonat anläßt, Jung und Alt gern einen kleinen Ausflug macht, so geschah es auch im Mittelalter und noch viel allgemeiner und dabei in feierlicher, ceremonieller Weise, namentlich auch von den höheren und höchsten Ständen. Vergl. Ludwig Uhlands Schriften 3. Band S. 31 ff. Zu höchst trauriger historischer Berühmtheit ist jene Maienfahrt gelangt, welche der römische König Albrecht I. vom Hause Habsburg, der Neffe unseres Helden Albert, im Jahr 1308 von Baden im Aargau aus nach Brugg unternommen, denn er wurde, wie bekannt, auf derselben von

seinem Neffen Johann (genannt von Schwaben) und Genossen jämmerlich ermordet. Auch unser Graf Burkard kehrte von dem Mairitt, welchen wir ihn im Jahr 1253 unternehmen lassen, nicht mehr lebendig zurück, da er im Hochsommer dieses Jahres bei Deckenpfronn vom Blitze erschlagen worden (s. zwölften Abschnitt). Dieser Ort liegt aber zwischen Wildberg und Herrenberg auf Burkards Weg von der Rotenburg in den Schwarzwald oder umgekehrt, darum haben wir unseren Mairitt in das Jahr 1253 verlegt. Bei diesem Abschnitt haben wir außerdem, daß wir den zeitüblichen Mairitt einführen wollten, im Auge gehabt, den Leser mit weiteren Hauptburgsitzen und dazu gehörigen ansehnlichen Herrschaften des Geschlechts, welchem unser Held angehörte, bekannt zu machen, und so unserem Bilderkreis wiederum einen neuen Schauplatz zu schaffen, insbesondere dem Leser die nicht rühmliche Wandlung lebhaft vorzuführen, welche mit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in dem Leben und Geschmack des höheren und niederen Adels eingetreten. Vergl. S. 29 f.

[2] Zu S. 241. Bei dem Orte Fischingen am Neckar (in den jetzigen königlich-Preußischen Hohenzollern'schen Landen) lag die stattliche Burg Werstein, zu welcher eine nicht unbedeutende Herrschaft, bestehend aus den Ortschaften Fischingen, Empfingen und Betra gehörte. All' dies trug in alten Zeiten ein freies Geschlecht von dem Grafenhause Hohenberg zu Lehen und kam, als dieses 1381 den größten Theil seiner ausgedehnten Grafschaft an das Haus Oestreich verkaufte, an letzteres. Längst aber ist dieses uralte Besitzthum des Zollerstammes an die noch blühende schwäbische Linie desselben wieder zurückgekommen, deren Haupt, S. K. H. Fürst Karl Anton von Hohenzollern, der Besitzer der zur Burg Werstein gehörigen gleichnamigen Domäne, die noch sehr ansehnlichen Ruinen der für jene Zeiten ausgedehnten Burg vor weiterem Verfall hat schützen lassen.

[3] Zu S. 241. In der Nähe des zu dem Pfarrdorfe Nordstetten O.A. Horb gehörigen Filialorts Isenburg lag ehedem die gleichnamige Burg, zu welcher Nordstetten, der Hof Buch u. a. gehörte, was alles ein freies Geschlecht zu Lehen getragen, in den ältesten Zeiten von den Pfalzgrafen von Tübingen, schon von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an aber von dem Grafenhause Hohenberg. Dem von uns eingeführten Hiltebold von Isenburg sowie dem Hugo von Werstein wird in einer Urkunde vom Jahr 1237, welche dieselben im Gefolge unseres Grafen Burkard aufführt, das Prädikat „baro“ gegeben, eine andere Urkunde nennt sie „nobiles viros“. Vergl. unsere Abhandlung: „Die längst ausgestorbenen freien Herren von Werstein und Isenburg in den Publikationen des Vereins für Gesch. u. Alterthumskunde in Hohenzollern 1877.

[4] Zu S. 241. Auf einem Vorsprunge des südwestlichen Abfalls des Schönbuchs gegen das Ammerthal über dem Marktflecken Entringen (O.A. Herrenberg) steht noch in unseren Tagen ein Schloß, zu welchem das Rittergut Hohen-Entringen, seit Kurzem im Besitz des Freiherrn H. C. von Ow in Wachendorf, gehört. Dort stand schon im eilften Jahrhundert eine Burg, welche von einem edelfreien Geschlechte bewohnt war, das sehr wahrscheinlich zu den Sippen der alten Sülichgau- und Zollergrafen gehört, aber schon im dreizehnten Jahrhundert ausgestorben ist, um welche Zeit nun das Grafenhaus Zollern als Hauptbesitzer der Burg Entringen vorkommt. Vergl. unsere Abhandlung: „Der h. Meinrad in der

Ahnenreihe des erlauchten Hauses Hohenzollern." Publikation des Vereins für Gesch. u. Alterthumskunde in Hohenzollern 1874.

[5] Zu S. 241. Oberhalb des Dorfes Mühringen, Oberamts Horb, liegt das dem Freiherrn von Münch gehörige, zum Theil im alten Stile wieder hergestellte Schloß Hohen-Mühringen, von welchem ein sehr stattlicher Thurm, im Munde des Volks der „Heidenthurm" genannt, jedenfalls in sehr alte Zeiten zurückgeht. Von dem zwölften Jahrhundert an kommen Ritter von Mühringen vor, welche unter den Lehensleuten der Pfalzgrafen von Tübingen und Grafen von Hohenberg genannt werden. Einen schlimmen Nachruf hat ein Ritter Eberhard von Mühringen in den Annalen des Klosters Sanct Gallen hinterlassen, weil er sich, obgleich Lehensmann dieses Gotteshauses, schwere Gewaltthaten gegen Besitzungen desselben bei Alpirsbach und Wittichen erlaubt hat.

[6] Zu S. 241. Zwischen Neufra und Gauselfingen (K. Preußisches O.A. Hechingen) liegen über dem Thale der Vehla, Nebenflüßchen der unterhalb Sigmaringen in die Donau mündenden Lauchart, auf einem gegen 2600 Par. Fuß über dem Meere gelegenen Berge die Ruinen einer Burg, Lichtenstein genannt, auf welcher Ritter saßen, welche zu den Dienstleuten der Grafen von Hohenberg gehörten. Bekannter ist die gleichnamige Burg im K. Württemberg. Oberamt Reutlingen; unser gräflicher Gast gehört aber jener Burg über der Vehla an.

[7] Zu S. 241. Pfarrdorf Salmendingen in den Kön. Preuß. Hohenzollern'schen Landen auf dem Plateau der schwäbischen Alb, nicht weit (nordöstlich) von dem Hohenzollern. Nach der einstens in dem Dorfe gestandenen Burg schrieb sich ein Rittergeschlecht, welches zu den Dienst- und Lehensleuten der Grafen von Zollern und Hohenberg gehörte und in dieser Stellung noch in späteren Jahrhunderten vorkommt. Bekannt ist der in der Nähe von Salmendingen auf dem Plateau bis zu einer Höhe von 2700 Par. Fuß sich erhebende „Kornbühl", von welchem man eine sehr ausgedehnte Aussicht genießt und auf dem eine einst berühmte der hl. Veronika geweihte Wallfahrts-Kapelle steht.

[8] Zu S. 241. Haigerloch, Stadt und Schloß in den Königlich-Preußischen Hohenzollernschen Landen, in romantischer Lage an den Hängen des Eyachthales, welches sich zu dem des Neckars öffnet. Die auf einer von der Eyach umflossenen Landzunge gelegene Burg Haigerloch war schon im eilften Jahrhundert einer der Hauptsitze des mächtigen Grafenstammes Zollern, insbesondere des Grafen Adelbert von Zollern, eines der Stifter des Klosters Alpirsbach im Schwarzwalde. Im dreizehnten Jahrhundert kam Burg und Stadt Haigerloch mit der dazu gehörigen Herrschaft an die Linie Hohenberg, deren berühmtestes Glied Graf Albert, die Hauptperson unseres kultur-historischen Bilderkreises, darnach auch Graf von Haigerloch genannt wurde. In der Folge bekam Haigerloch verschiedene Herren: die Grafen von Montfort, Wirtemberg, Sulz und das Erzhaus Oestreich, von welchem es im fünfzehnten Jahrhundert wieder an sein altes Stammhaus kam und fortan dabei geblieben ist. Der von uns als gräflicher Gast auf der Rotenburg eingeführte Hugo von Haigerloch war einer der dort seßhaften Burgmannen des Grafenhauses Zollern-Hohenberg.

[9] Zu S. 242. Es war im Mittelalter sehr üblich, daß sich zur Faschingszeit auf den Herrenburgen Gäste aus der Nachbarschaft einfanden, wobei Mummenschanz und

ander' Kurzweil getrieben wurde. Von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an sahen sich aber die Frauen von diesen und anderen Unterhaltungen der Männer, die nun zumeist nur aus Trinkgelagen bestanden, ausgeschlossen.

[10] Zu S. 242. Die Distelmühle am Neckar unterhalb Rotenburg, in welche ehedem die Ortschaften Kiebingen, Hirschau und Wurmlingen gebannt waren, ist, nachdem sie an das Rotenburger Spital gekommen war und 1692 von einem schrecklichen Wolkenbruch „weggeschlemmt", nicht mehr aufgebaut worden. Sie hatte noch als Besitzung des Spitals die Auflage, eine große Anzahl von herrschaftlichen Jagdhunden zu unterhalten.

[11] Zu S. 243. Was wir von Lieferungen, Abgaben, Gefällen, Diensten ꝛc. sagen, welche die um die Rotenburg gelegenen Ortschaften, Höfe, Mühlen u. s. w. dem dortigen Grafenhofe zu machen und zu leisten hatten, ist alles unseren Hohenberger Urkunden oder einem Urbar der niedern Grafschaft Hohenberg vom Jahr 1470 entnommen, deßgleichen die Namen von Weinberghalden, einzelnen Wäldern u. s. w. Vergl. auch den ersten Abschnitt von Band II.

[12] Zu S. 244. Der Thurmwächter hatte nicht nur die Umgebung der Burg zu beobachten und bei dem geringsten verdächtigen Anzeichen die Burgbewohner zu warnen und die streitbaren Männer in die Waffen zu rufen, sondern auch mit seinem „tageliet" den Anbruch des Tages zu verkünden und zum Aufstehen zu mahnen. Das von uns angezogene ist von dem mittelhochdeutschen Dichter Herbort von Fritzlar, welcher in dem ersten Viertel des 13. Jahrh. am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen lebte.

[13] Zu S. 245. Die meisten Speisen, bei denen Wildbrät, Fische (Karpfen, Hechte, Hausen, Aale), Geflügel, Rauchfleisch, Hammelfleisch eine besondere Rolle spielten, wurden im Mittelalter in stark gewürzten Brühen, namentlich in der beliebten Pfefferbrühe und mit Safran zubereitet und gegeben. Bedenkt man noch dazu, daß auch die Weine nicht selten mit Muskat, Safran u. a. gewürzt gereicht wurden, so wird man den großen Durst unserer deutschen Ritter sehr begreiflich finden. In der mittelalterlichen Küche spielten die genannten beiden Gewürze, nebst „Nägelein", Kappern („Cappar"), „Muskaten" u. a. eine große Rolle und Konrads von Megenberg „Buch der Natur", geschrieben um 1350, rühmt sehr von ihnen, daß sie „den Lust zu essen erwecken, den Magen sterken und nütz sind zuo (gegen) der undäu und zuo dem wüllen (Erbrechen)," und rühmt von dem mit Safran versetzten Wein, daß er die Leute „vil lachent und bald betrunken mache". Vergl. die Bedürfnisse der gräfl. Küche der Rotenburg im ersten Abschn. des zweiten Bandes.

[14] Zu S. 248. Dieser alten abergläubischen Meinung huldigen noch heute die Bewohner mancher Gegenden Schwabens. Die Deutung des Raben-Rufs im Mittelalter (Narrenschiff S. 363): „Dum juvenis es, cantat tibi: cras, cras (morgen). Dum senex es, cantat: grap, grap."

[15] Zu S. 250. Mone, Urgeschichte des badischen Landes II. S. 81.

[16] Zu S. 251. Grimm, Weisthümer I. S. 384. 387.

[17] Zu S. 251. Spezielle Hilfsmittel: Eine Ansicht der Burg Nagold, Kupferstich von Merian, wie solche vor dem Jahr 1646 beschaffen war, um welche Zeit sie, in Folge des dreißigjährigen Krieges sehr beschädigt, bis auf die jetzt noch stehenden

immer noch sehr ansehnlichen Ruinen, worunter namentlich zwei sehr starke runde Thürme romanischer Bauart, abgebrochen worden ist. Wiederholte eigene Besichtigung der Burgruinen; Beschreibung des O.A. Nagold; ein im Jahr 1836 gefertigter Grundriß der damals noch ausgedehnter vorhanden gewesenen Ruinen auf der Flurkarte von Nagold W. IV. 22. Von noch bestehenden Ruinen, namentlich den Ringmauern, stammt, wie der Augenschein zeigt, manches aus späterer Zeit, da schon Pulvergeschosse im Brauch waren. Quellen und Hilfsmittel im Allgemeinen: Die Schilderungen von Burgen in den Schriften unserer Minnesänger. Die Abhandlung von H. Leo über Burgen-Bau und Einrichtungen vom 11. bis 14. Jahrh. in Fr. v. Raumers historischem Taschenbuch 8. Jahrg. Alwin Schultz über Bau und Einrichtung der Hofburgen des 12. u. 13. Jahrh. Berlin 1862.

[18] Zu S. 251. Ueber Nagold s. oben S. 20, 22 f. u. unsere Gesch. d. Gr. von Zollern-Hohenberg S. 552 ff.

[19] Zu S. 252. Nach dem Pfarrdorf Dettlingen, dem nördlichsten Orte der Königlich-Preußischen Hohenzollern'schen Lande, und einer dort gestandenen Burg schrieb sich ehedem ein Rittergeschlecht, welches von jeher fast ausschließlich den Namen Menloch geführt und zu den Lehensleuten der Grafen von Zollern und Hohenberg gehört hat. Bei diesem Geschlecht war auch die Burghut von Hohen-Nagold als ein Lehen, das im fünfzehnten Jahrhundert von ihm an Ulrich Hiller übergieng. In eben diesem Jahrhundert bewährte ein Glied des Dettlinger Rittergeschlechts, gleichfalls Menloch genannt, die alte Treue seiner Ahnen gegen das Grafenhaus Zollern. Diesem Menloch übertrug nämlich Graf Friedrich von Zollern, genannt der Oettinger, als er am Ende des Jahres 1422 seine von den Aufgeboten der schwäbischen Reichsstädte und der Gräfin Henriette von Wirtemberg belagerte Stammburg Hohenzollern verließ, die Vertheidigung derselben mit einer jedenfalls schwachen Besatzung. Und Menloch von Dettlingen, „der alte ehrliche Kriegsmann," that möglichst seine Schuldigkeit. Erst nach Verfluß von einem halben Jahre, nachdem der größte Mangel an Lebensmitteln eingetreten und in Folge hievon sowie der allzu großen Anstrengungen seine kleine Mannschaft „ganz blöd und schwach" geworden war, übergab er die sehr beschädigte Feste. Vergl. oben S. 11 und unsere Geschichte der Belagerung, Zerstörung und des Wiederaufbau's der Burg Hohenzollern im fünfzehnten Jahrhundert. S. 61. Tübingen 1867.

[20] Zu S. 252. Wie sich aus mehreren Stellen der Zimmerischen Chronik (II. 337, 32. IV. 224, 18. 230, 2.) ergibt, wurde schon in alten Zeiten viel Wein aus dem Breisgau (dem badischen Markgrafenlande) auch aus dem Elsaß bei uns eingeführt.

[21] Zu S. 255. Eine Umschau in den Waffen- und Rüstkammern ist in einem kulturhistorischen Bilderkreis aus der ritterlichen Zeit sicherlich am Platze. Wir haben dazu ein so umfangreiches Quellen-Material zusammengebracht, daß wir aus demselben eine kleine Schrift, betitelt: „Rüstung und Waffen, Knappe und Roß des Ritters im 12. und 13. Jahrh." gebildet haben, welche wir als Handschrift der Hofbibliothek in Sigmaringen einverleibt haben.

[22] Zu S. 261. Die Burgkapelle auf Hohen-Nagold war urkundlich dem heiligen

Georg geweiht. Siehe in unserem Hohenberger Urkundenbuch Nr. 621. Als Reliquie, die in Pappenheim und anderwärts aufbewahrt worden, führt die Zimmerische Chronik (I, 53) den halben Daumen des heiligen Georg in Gold gefaßt auf, und setzt bei: „es mag ain ieder glauben, was er will — aber man finds also geschrieben und habens unsere vorfaren glaubt und als ain ganze warhait gehalten.“ II. 405 f. berichtet dieselbe Quelle von dem „Kirchle“ im Dörfchen Weiler an der Donau, welches „in der ehr des ritters s. Jörgen geweiht“, es habe eine „wunderthätige eichene scheiben mit einem alten gemelde gehabt, wie sich sonderlichen bei denen kirchen finden, so in der ehr des lieben heiligen ritters s. Jörgen geweiht seien.“

[23] Zu S. 263. Vorstehendes nach der Beschreibung Hartmanns von Aue in seinem Ritter mit dem Löwen oder Iwein. V. 1075—1115.

[24] Zu S. 263. Also noch heute zu sehen an dem Thor der alten Meersburg am Bodensee.

[25] Zu S. 263. Der „snitzar“ Zeuge in einer Urkunde Graf Alberts von Hohenberg von dem Jahr 1281.

[26] Zu S. 264. S. Hartmanns von Aue Iwein V. 6186—6220. Es heißt unter anderem dort von Frauen, welche zu Arbeiten leibeigener Weiber verurtheilt waren:

„in (ihnen) galt (trug ein) ir arbeit nit mê
„wan daz (als daß) in z' allen ziten wê
„von hunger und von durste was
„und daz in kune (kaum) genas
„der lip der in doch nâchgesweich (hinschwand),
„si wâren mager unde bleich,
„si liten grôzen unrât
„an dem libe und an der wât“ (Kleidung).

Vergl. auch Anm. 12 zum achten Abschn. dieses Bandes.

[27] Zu S. 266. Die eingeflochtene Sage ist „Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben“ I. Nr. 109 und E. Meier, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben I. Nr. 36 entnommen, das übrige, den Grafen Gerolt betreffend, historisch. Vergl. Anm. 18. Statt Hunnen wolle man Avaren sagen.

Anmerkungen zum zehnten Abschnitt.

[1] Zu S. 267. Quellen und Hilfsmittel: des Nibelungenlieds XVI. Aventiure: die Jagd im Odenwald. — Gotfried von Straßburg, Tristan V. die Jagd und VI. der junge Künstler. — Hadamars von Laber Jagd. 20. Publikation des literarischen Vereins in Stuttgart. — Heinrich Mynsinger „Doctor in der Ertzney“, „von den Falken, Pferden und Hunden,“ auf Befehl des Grafen Ludwig von Wirtemberg verfaßt († 1450), 71. Publikation des lit. Vereins in Stuttgart. — „Waidsprüche und Jägerschreie“ in der Gebrüder Grimm altdeutschen Wäldern III. 97 ff. — Ludwig Uhland: zur schwäbischen Sagenkunde I. die (jagdlustigen) Pfalzgrafen von Tübingen. Zeitschrift Germania für deutsche Alterthumskunde heraus-

gegeben von Fr. Pfeiffer. Erster Jahrgang 1—18. Auch in L. Uhlands hinterlassenen Schriften 8. Band S. 311 ff. — Landauer, die Geschichte der Jagd. — Kobell von, der Wildanger. — Beschreibung des Oberamts Freudenstadt. — Topographische Karte von Württemberg in 55 Blättern. Blatt 42 und 46; auf letzterem ist in der Nähe der Stelle des ehemaligen Jagdthurms Königswart das „Kreywäldle" verzeichnet.

[2] Zu S. 267. Jetzt Simmersfeld O.A. Nagold.

[3] Zu S. 275. Gottfried von Straßburg: Tristan V. die Jagd V. 2786 ff.

[4] Zu S. 276. Die Zimmerische Chronik sagt Bd. IV. S. 241: Bemelte Pfalzgraven (von Tübingen) haben noch bei vierthalb hundert jaren grose jagen ufm Schwarzwaldt gehabt, under denen einer, pfalzgraf Ruedolf, das schloß Kunigswart zu einem jaghaus erbawen, und zu einer gedechtnuß hat er in dasselbig gegen Schwarzenberg mit lateinischen worten in ain stain hawen lassen: † „DOMUM ISTAM FECIT RUDOLFUS PALATINUS COMES DE TUWINGEN ANNO INCARNAT. DNI 1209 OB MEMORIAM SUI." † Gegen Röth hat er lassen in ain stain hawen: † „RUDOLFUS PALATINUS COMES DE TUWINGEN FECIT PORTICUM HUNC ANNO INCARNAT. XPI 1209 IN MEMORIAM SUI." † Innerhalb aber in dem schloß hat er diese wort inhawen lassen: † „RUDOLFUS P. C. DE TUWINGEN DOMUM ISTAM PROCURAUIT FIERI ANNO INCARNAT. CHRI 1209, UT OMNES HIC VENATURI SUI SINT MEMORES ET SALUTEM ANIMAE [ejus] IMPRECENTUR." † — Längst aber ist dieser großartige Gedenkstein, den sich der Pfalzgraf aufgerichtet, nicht mehr vorhanden. Schon zu den Zeiten des Verfassers der Zimmerischen Chronik (Ende des 16. Jahrhunderts) sah man wohl noch „das burgstall und die gräben, die darum sein gangen, das gemeuer aller (war aber) zerfallen" und Johann Oettingers Landbuch des Herzogthums Würtemberg vom Jahr 1624 (Manuscript) erwähnt dessen schon nicht mehr. Als ein kleines Ueberbleibsel davon zeigt man in einer Mauer der Straße von Schönegründ nach Besenfeld noch „einen schön verzierten Stein." Beschreibung des Oberamts Freudenstadt S. 309.

[5] Zu S. 278. Gebratene „Hirßleber" — als Delikatesse. Zimmerische Chronik III. S. 216.

[6] Zu S. 279. „Die inn das gericht gehörent hand recht zu jagen allerhand wildtprechtz, es syen vogel, aichhürn, schwin, beren, fuchs oder wölff — ohn allein roth wild, das sind hürsch, hinden und reher — —." Die Leute des Dornstetter Amts sollen geben dem Herrn, auf dessen Grund und Boden sie gejagt — „von einem beren das haupt vnnd eine Hand, von einem hawenden schwin die schulter mit zwain rippen" — ein andermal heißt es: „von einem schwin das hopt." Dornstetter Waldgeding in J. Grimms Weisthümern I. S. 384. 387.

[7] Zu S. 279. Im früheren Mittelalter (noch im dreizehnten Jahrhundert) war Norddeutschland das Bierland; in Baiern wurde damals von der Masse des Volks Birnenmost getrunken. Der Münchner Bock stammt aus dem Norden, aus Einbeck in Hannover. Haupt, Zeitschrift für deutsches Alterthum VI. S. 264.

[8] Zu S. 283. Dieses Jagdabenteuer ist entnommen der Zimmerischen Chronik IV. S. 37 ff. Vergl. Ludw. Uhlands Abhandlung darüber in Pfeiffers Zeitschrift Germania I. S. 1—18 und 8. Band von L. Uhlands Schriften S. 313 ff.

[9] Zu S. 284. Zimmerische Chronik IV. S. 229. Diese angeblichen Wohnungen der „Erdmendle“ sind Kanäle, welche sich unter römischen Wohnungen, die durch erwärmte Luft geheizt wurden, hinzogen, wie bei Rotenburg und Sülchen, dem ehemaligen Solicinium der Römer (s. S. 161 ff.), an mehreren Stellen aufgefunden worden sind. Vergl. Jaumann, Rottenburg unter den Römern S. 158 ff. Nachtrag S. 8 ff. Vergl. auch Anm. 21 zu Abschn. 6.

[10] Zu S. 284. J. V. v. Scheffels Frau Aventiure, die Heimkehr.

[11] Zu S. 285. Der deutsche Minnesänger Tannhäuser (1240—1270) zählt VI.) die sängerfreundlichen Herren seiner Zeit auf, darunter:

„ein junger helt von Abenberk (Baiern)
unde Hug ein Twingaere,
die worhten (wirkten, übten) beide herrenwerk,
si buozten (linderten) manigem swaere“ (sein Leid).

Hagen, Minnesänger II. S. 89.

Dieser Pfalzgraf Hugo von Tübingen und Graf Rudolf, genannt der Scherer von Herrenberg, waren Brüder der Gräfin Mechtilde von Rotenburg (Hohenberg). S. oben S. 26.

[12] Zu S. 288. Der Weinschwelg (Weinsäufer) in Wackernagels altdeutschem Lesebuch I. S. 575 ff. Die von uns daraus gegebenen Stücke in sehr gelungener neuhochdeutscher Uebersetzung verdanken wir der gefälligen handschriftlichen Mittheilung des Verfassers, Prof. Dr. Schröer in Wien, welcher mit Erläuterungen das Ganze nun (1876) im Verlag von Ed. Frommann (Jena) herausgegeben.

[13] Zu S. 292. Abgedruckt in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum VI. S. 174 ff. Wir benützten diesen Abdruck mit Berücksichtigung der Ausstellungen in Roths kleinen Beiträgen I, 44. Vergl. auch Mone, Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Heldensage 1836 S. 281—287; haben aber zur Erleichterung des Lesers und wegen Raum-Ersparniß das Original — die Einführung ausgenommen — mit Hinweglassung des Unwesentlichen in neuhochdeutscher Prosa indeß mit entsprechender Nüancirung gegeben.

[14] Zu S. 292. Schon der Mönch von Sankt Gallen spricht in seinem ersten, dem neunten Jahrhundert angehörigen Buche über die Thaten Karls des Großen von einem Spuckgeist in der Gestalt eines haarigen Wichts, welcher sich mit lustigen Streichen und Necken der Menschen abgegeben, z. B. in das Haus eines Schmieds gekommen sei und nächtlicher Weile mit den Hämmern und Ambosen sein Unwesen getrieben habe. Auffallend erinnert an das „Schretel“ unseres Märchens, was man noch heute in vielen Dörfern auf dem Heuberg (dem Strich der Schwaben-Alb um die Burg Hohenberg) von den „Poppele“ erzählt. E. Meier, deutsche Sitten, Gebräuche u. s. w. aus Schwaben 1, S. 82. In der Hauptsache aber fast gleichlautend erweist sich folgendes in Schwaben bekanntes Märchen: „War einmal ein Müller in Franken drunten. Zu dem kam jede Nacht ein Wasserweiblein, stellte ihm die Räder und that ihm sonst viel Unliebes. Da kam eines Tages ein Bärentreiber mit drei großen schwarzen Bären in diese Mühle und bat um Nachtherberge. Dem erzählte die Müllerin den Unfug, welchen der Wassergeist anrichtete. Solchem wolle er bald abhelfen, meinte der Bärentreiber, man solle ihn nur seine Bären dahin thun lassen, wohin die Un-

holdin komme. So geschah es auch. Des Morgens darauf erschien das Wasserweiblein zwar wieder auf dem Mühlrad, aber blutend, jämmerlich zerrissen und zerfetzt und rief: „Müller, Müller, hast du deine schwarzen Katzen noch?“ Und von da an kam das Wasserweiblein nicht mehr in diese Mühle. Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben I, S. 135 f.

15 Zu S. 293. Der Minnesänger von Buocheim singt:

„Owe der grozen swaere! (Leid)
Der biderbe (biedere, brave) Kalwaere
Ist ze brueje (früh) tot, des lip nach hohen eren streit,
Er waz ein helt
Gar uzerwelt
Vil manhaft unt werliche;
Sin tod ist mir ze schaden bekannt.
Lebte der tugentriche,
Die herren muesten deste tiurre (theurer) sin in Swabenlant.“

Von der Hagen, Minnesänger II. S. 98. Graf Gotfried von Calw kommt bis 1258 in Urkunden vor.

16 Zu S. 295. Diese Legende von der Stiftung des Klosters Reuthin gibt unter Berufung auf ein altes Pergamentbuch ein Eintrag in dem Rotenburger Wappenbuch v. Jahr 1602 (Manuscript auf dem dortigen Rathhause).

17 Zu S. 295. Laut Urkunden von den Jahren 1278 und 1281. S. unsere Monumenta Hohenbergica.

18 Zu S. 295. Seit dem Jahr 1206 war ein eifriger Kastilianer Domingo oder Dominicus Guzman, Kanonikus zu Osma, erregt von den wachsenden Ketzereien seiner Zeit, als Bußprediger in Südfrankreich umhergezogen, und hatte bald viele Anhänger. Dieser Vereinigung ertheilte zuvörderst Pabst Innocenz III. die Regel des heiligen Augustinus und darauf Pabst Honorius III. um 1216 mit der Bestätigung eines Ordens der Prediger oder „fratres praedicatores“ das Recht einer allgemeinen Seelsorge. Auch diesem Orden, welcher sein ganzes Priesterthum auf Armut und Almosen gründete, schloßen sich alsbald Nonnen an.

19 Zu S. 295. „Venerabilibus dominabus Priorisse et sororibus collegii ordinis Sancti Augustini in Ruti apud Wilperc.“ Urkunde vom 21. Sept. 1285.

20 Zu S. 295. „Bruoder erlwin, Bruoder edech von Rvthi,“ allerdings erst in einer Urkunde von 1295.

21 Zu S. 296. Ein gleichnamiger Ahn des Erlwin war in das Kloster Reichenbach im Murgthale eingetreten. Etecho von Haiterbach — hohenbergischer Lehensmann 1237. 1245.

22 Zu S. 297. Consens-Urkunde des Bischofs Eberhard von Constanz, indeß v. 25. Juni 1252 datirt. Mon. Hohenbergica Nr. 36. Derselbe war damals ein Hauptgegner der hohenstaufischen Partei, nahm sich aber später (1262) des unglücklichen Konradin warm an. S. Bd. II. Abschnitt 3.

23 Zu S. 297. Solches wurde dem Verfasser dieser Schrift von der ehrwürdigen Schwester Johanna, der letzten Nonne des Klosters Kirchberg, welche ihre Tage in Wurmlingen (O.A. Rotenburg) beschlossen, geschenkt, ist ihm aber von einem

geistlichen Herrn, welchem er es geliehen, nicht mehr zurückgegeben worden. So wird nun das interessante Manuscript für weitere schwäbische Geschichtsforschungen verloren sein.

[24] Zu S. 297. Wie uns Urkunden belehren, nahmen eine Tochter des Grafen Albert (s. Abschn. 15 Bd. II.), Angehörige der Freiherren von Neifen und Waldeck, des Rittergeschlechts der Merhelte von Wurmlingen und andere in Kirchberg den Schleier. Als Nonnen von Reuthin werden unter andern aufgeführt: Mehrere Angehörige der Grafenhäuser Hohenberg und Veringen, die Tochter eines Ritters Volmar von Haiterbach, Adelin von Ow und Barbara von Giltlingen, letztere zwei allerdings erst im fünfzehnten Jahrhundert. Die Tochter Alberts brachte Kirchberg den Weiler Anhausen, abgegangen bei Bubsheim, O.A. Spaichingen. Die des Ritters Volmar von Haiterbach eine Gilt von 1 Pfund Heller und sechs Tübinger Schillingen von verschiedenen Gütern u. a. m.

[25] Zu S. 297. Wir glauben dem Wunsche von manchem unserer Leser entgegenzukommen, wenn wir in wenigen Worten das Schicksal der beiden Nonnenklöster Reuthin und Kirchberg bis in unsere Zeit herab verfolgen. Ersteres wurde, nachdem es im Bauernkrieg schreckliche Plünderung und Verwüstung erlitten und die Reformation im Herzogthum Württemberg längst durchgeführt, auch die letzte Nonne gestorben war, aufgehoben. Der ausgebreitete Grundbesitz und die reichen Einkünfte desselben wurden vom Staate eingezogen, ein „Klosterhofmeister" und ein Pächter nach Reuthin gesetzt. Im Jahr 1824 brannte das Kloster sammt der Kirche gänzlich ab. So findet der Wanderer, wenn er jetzt in den von einer Mauer umgebenen Hof, in welchem seit 1807 ein Kameralverwalter seinen Sitz hat, eintritt, fast keine Spur mehr von dem ehemaligen Nonnenkloster. Kaum und erst seit neuerer Zeit hat sich dort für alte Grabdenkmale, welche ehedem in der Klosterkirche waren, unter denen sich auch vier von Grafen und Gräfinnen von Hohenberg befinden, ein dieselben vor weiterer Verwitterung schützendes Plätzchen gefunden. Welch' dankbare Nachwelt! In neuester Zeit aber sind solche zu dem „Minnesinger- und Sieges-Denkmal auf Alt-Rotenburg" (s. S. 42 f.) geschafft worden. Da sind sie nun, aber ohne allen Schutz gegen Wind, Wetter und muthwillige Beschädigung aufgestellt. Von einem (?) Alterthums-Verein eben so unbegreiflich als unverantwortlich!

Das Kloster **Kirchberg** hat bis in unser Jahrhundert herein bestanden, was es offenbar dem Umstande zu verdanken hatte, daß es zu der vorderöstreichischen Grafschaft Hohenberg gehörte, welche erst im Jahre 1805 durch den Preßburger Frieden an Württemberg gefallen ist. Die in unserem Besitz befindliche Fassion des Klosters vom Jahr 1781 ergab bei sehr niedrigen Geldanschlägen ein Vermögen von 81,545 Gulden! — In dem Jahre 1806 wurde dasselbe unter Administration gesetzt, beziehungsweise dessen Güter eingezogen. Man setzte den Nonnen einen Jahresgehalt aus, gestattete ihnen aber dorten zu verbleiben, bis die letzte, **Johanna**, in ihr Geburtsort **Wurmlingen** zog, wo sie vor wenigen Jahren in hohem Alter gestorben. Die meisten Gebäulichkeiten sind in der Hauptsache unbeschädigt erhalten und seit einigen Jahrzehenten der Sitz einer Königlichen Ackerbauschule. So dauert in dieser Umwandlung wenigstens eine der segensreichen Wirkungen fort, welche die Klöster unbestritten

für die Mit- und Nachwelt gehabt haben. Die erhaltene kleine Klosterkirche aber hat, wie wir am Schlusse des zweiten Bandes zeigen werden, für unsern Bilderkreis hohes Interesse.

Anmerkungen zum elften Abschnitt.

1 Zu S. 298. Unser Held, Graf Albert von Hohenberg, war dreimal vermählt; seine erste Gemahlin kennt man aber weder ihrem Vor- noch Geschlechtsnamen nach; seine zweite war Margaretha, die Tochter des berühmten Grafen Heinrich von Fürstenberg, der ein Blutsverwandter und wie Albert entschiedener Anhänger des Königs Rudolf I. vom Hause Habsburg gewesen. Und man wird nicht irre gehen, wenn man annimmt, dieser werde den zweiten Ehebund seines Schwagers eingeleitet haben. Man findet nämlich den König auch sonst darauf bedacht, auf diesem Wege theils den Kreis seiner Anhänger zu erweitern, beziehungsweise seine Partei in sich noch enger zu schließen, theils auch feindselig einander gegenüber stehende Häuser zugleich in seinem Interesse zu versöhnen.

Die Vermählung Alberts mit Margaretha fand im Jahr 1282 Statt, und dieser Ehebund unseres Helden wurde im Jahr 1296 durch Margaretha's Tod gelöst. Darauf — die Zeit weiß man indeß nicht näher — vermählte sich Albert zum dritten Mal und zwar mit Ursula, der Tochter des Grafen Ludwig von Oettingen, welcher gleichfalls zum Kreise der Anhänger des Habsburgischen Hauses gehört hat. Da dieses Ehebündniß unseres Helden aber schon im April 1298 durch seinen Tod gelöst wurde, die erste Gemahlin desselben, wie bereits bemerkt, weder dem Vor- noch Geschlechts-Namen nach bekannt ist, so dürfte es vollkommen gerechtfertigt erscheinen, wenn wir in unserem kulturhistorischen Bilder-Cyklus nur Margaretha von Fürstenberg als Gemahlin unseres Helden auftreten lassen. Dabei dürfte, von anderem abgesehen, der Umstand, daß Albert seinem Willen gemäß eben an Margaretha's Seite im Chor der Kirche des Klosters Kirchberg bei Haigerloch beigesetzt wurde, zu der Annahme berechtigen, daß die Ehe zwischen Margaretha und Albert eine besonders glückliche gewesen seie. Und nichts hindert, anzunehmen, Albert habe, eingeführt von seinem Schwager, schon in jüngeren Jahren einmal als Gast auf der Burg Fürstenberg im Kreise der Familie seiner nachmaligen Gemahlin einige Zeit verweilt.

Bei Entwerfung dieses Abschnittes hatten wir in erster Linie Folgendes im Auge: In unserem Bilderkreise, dessen Hauptfigur ein edler ritterlicher Held und Sänger ist, der sich als großer Verehrer der Frauen kund gegeben, darf „Frau Minne" nicht fehlen. Sie führt unsern Helden als jungen Ritter an den Fürstenberger Hof, wo er des Grafen Heinrich Tochter Margaretha kennen lernt, facht in beider Herzen das Feuer reiner Liebe an und schlingt zu ihrem Heile um sie Hymens zartes Band. Für's Zweite glaubten wir unsere Leser auch in die Heimat Margaretha's, der Gemahlin unseres Helden, einführen zu sollen und dies um so mehr, als es uns dadurch möglich geworden, das in seinen Bewohnern noch heutzutage ureigene, dabei an landschaftlichen Reizen so reiche

alemannische Land der Baar auch zum Schauplatz unseres Bilderkreises zu machen, und so diesen mit manchem eigenthümlichen kulturgeschichtlichen Bildchen auszustaffiren, da wir wohl annehmen dürfen, Sitten, Gebräuche, Trachten, wie sie bis in unser Jahrhundert herein bestanden, seien im Mittelalter in der Hauptsache dort dieselben gewesen. —

Quellen und Hilfsmittel zum elften Abschnitt. Fürstenbergisches Urkundenbuch 1876 hrsg. von Archivrath Dr. Riezler in Donaueschingen Bd. I. — Urkunden des Klosters Mariahof bei Neidingen, herausgegeben von demselben, dessen Güte wir auch einige urkundliche Notizen über die bei dem Speerstechen auftretenden Ritter verdanken. — Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte von Donaueschingen Heft 2. 1872. — Baders Badenia. — L. Reich, Hieronymus. Lebensbilder von der Baar und dem angrenzenden Schwarzwald. — Fauna vom Ursprung der Donau, Handschrift in der Fürstl. Hofbibliothek zu Donaueschingen. — K. Engesser, Flora des südöstlichen Schwarzwaldes, der Baar, Wutach u. s. w. — A. Schnezler, badisches Sagenbuch. — Vorstehende Schriften wurden dem Verfasser von der Fürstlich-Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen gütigst mitgetheilt. — Lage und Ruinen der vormaligen Burgen Blumeneck und Zindelstein haben wir an Ort und Stelle eingesehen, wie auch den Fürstenberg, auf dem indeß nur wenige Reste der ehemaligen Grafenburg zu sehen sind, erstiegen. Doch konnten wir uns ein allgemeines Bild von derselben machen.

2 Zu S. 299. Nach dem heutigen Pfarrdorf Weitingen zwischen Horb und Rotenburg, auf der Höhe links über dem Neckar, schrieb sich ein Rittergeschlecht, welches zuerst (im zwölften Jahrh.) unter den Dienstmannen der Pfalzgrafen von Tübingen später (von der zweiten Hälfte des dreizehnten an) unter denen der Grafen von Hohenberg (Rotenburg) genannt wird. Es ist wie das der Ehinger ohne Zweifel durch die Vermählung Graf Burkards III. mit der Pfalzgräfin Mechtilde an dessen Haus gekommen. Der älteste Sitz der Weitinger war sehr wahrscheinlich das später unter dem Namen Weitenburg vorkommende, in der neuesten Zeit stattlich hergestellte Schloß links über dem Neckar zwischen Börstingen und Bieringen. In der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts werden die Ritter von W. auch als auf der Urnburg (in einem linken Seitenthälchen des Neckars) seßhaft aufgeführt. Sie führten in alter Zeit meist den Beinamen das „Lamp" (Lamm), hatten im Obertheil ihres roth und weiß quergetheilten Schildes einen liegenden Arm, auf dem Helm als Kleinod ein Lamm. So wird schon im Jahr 1244 ein Ritter Konrad von Weitingen, genannt das Lamm („agnus"), in einer Urkunde, indeß noch als Dienstmann des Pfalzgrafen Rudolf von Tübingen aufgeführt, welcher bald nach 1247 gestorben und der mütterliche Großvater unseres Helden gewesen. Im letzten Abschnitt des zweiten Bandes müssen wir die Weitinger Ritter indeß nicht in ehrenvoller Weise auftreten lassen.

3 Zu S. 299. Rudolf von Habsburg und Heinrich von Fürstenberg waren nicht bloß gemeinhin Vetter, sondern wirklich Blutsverwandte, denn Rudolf spricht in einer Urkunde vom Jahr 1274 (April 28) von unserem Fürstenberger Grafen als „consanguineo nostro" und in einer andern von 1276 (Juli 21) bezeichnet er

denselben als „consanguineus noster, os ex ossibus nostris et caro de carne.“ Fürstenbergisches Urkundenbuch Nr. 493 hrsg. von Archivrath Dr. Riezler und Gerbert cod. epistol. Rudolfi S. 112. Und zwar hatten der König und der Graf gemeinschaftliche Urgroßeltern.

[4] Zu S. 300. 1175. „Bellum inter ducem Bertoldum (von Zähringen) et Zolrenses (comites). Dux occupavit Furstenberc“ Exc. Chronic. S. Georg. bei Ussermann Prodrom. II. 445. — K. Rudolf I. bestätigt 1278 dem Gr. Heinrich von Fürstenberg für seine Städte (oppida“) Villingen, Fürstenberg, Haslach und Dornstetten die Freiheit von auswärtigen Gerichten. Fürstenb. Urkundenb. I. Nr. 525. Noch in unserem Jahrh. nahm das Städtchen F. den östlichen bei Weitem größten Theil der 20 Morgen großen Fläche auf dem Fürstenberge ein.

[5] Zu S. 300. Graf Heinrich von Fürstenberg, Margarethens Vater, schenkte der Kirche zu Villingen in späterer Zeit einen goldenen Kelch, dessen kreisrunder Fuß wie auch der Knopf unterhalb der ziemlich flachen Schale reich mit Perlen, halb geschliffenen, bez. nur polirten Edelsteinen und einer antiken Gemme geziert ist. Derselbe ist gegenwärtig im Besitz der Gemeinde Villingen, wird auf dem dortigen Rathhaus verwahrt, und hat am Rande des Fußes die Inschrift: ICH · KELCH · BIN · GEIBEN · DVRCH · GRAVE · H · VON · FIVSTENBEG · (sic) VND · DVRCH · ANGNESEN · SIN · WIP · VND · DVRCH · IR · KINDE · SIBENIV. Vergl. auch das Fürstenbergische Urkundenbuch Bd. I. Nr. 540.

[6] Zu S. 302. Des steirischen Ritters Ulrich von Lichtenstein (kommt von 1239 bis 1274 in der Geschichte vor) Frauendienst Seite 436. Ausgabe von Lachmann.

[7] Zu S. 304. Carolus Crassus mortuus est in villa Alemannie prope Nidingam. Kronik Hermanns des Lahmen. Soll vergiftet worden sein. Noch steht ganz nahe bei Pfohren, auf sumpfigem Wiesengrunde, ein ehemaliges Jagdschloß, die Entenburg genannt, wenigstens in seiner Umfangmauer ziemlich erhalten. Dasselbe zeigt auf jeder der vier Ecken ansehnliche Reste von halbrunden Thürmen, und ein hohes, rundbogiges Portal; was noch steht, ist überdacht und der eingeschlossene Raum dient als Scheune. K. Maximilian I. nahm einst, als er Gast des Fürstenbergischen Grafenhofes war und der Jagd nachgieng, dort Herberge.

[8] Zu S. 305. A. Schnezler, badisches Sagenbuch I. S. 454 ff.

[9] Zu S. 306. „Ich zôg mir einen valken
mere danne ein jâr.
dô ich in gezamete
als ich in wolte hân. —
— — — — — — — —
Sît (nachher) sach ich den valken schône vliegen:
er fuorte an sînem fuoze sîdîne riemen.“

(Der Dichter — von Kürenberc — läßt also bildlich eine Frau von ihrem untreu gewordenen Geliebten sprechen). K. Bartsch, deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrh. S. 2. V. 35 ff.

Diesen Dichter (des 12. Jahrh.) nachahmend läßt Heinrich von Muglin (vom 14. Jahrh.) eine Frau klagen:

— — mîn falke ist mir enphlogen
sô wît in fremde lant:
— — — — — — — —
Wann er vorlûst die schell und das gefider
bricht und die winterzît
Im drouwet und die beize
vorgat — — — —
sô swinget er dann wider in sînen weize u. s. w.
K. Bartsch a. a. O. S. 283. V. 37 ff.

[10] Zu S. 311. Zeugen einer Verhandlung in Sachen des Klosters St. Gallen zu Villingen 1244: Cunradus senior de Wartinberc et Hainricus filius ejus. Noch 1267 nobilis vir dominus Cunradus de Wartinberc. Mone, Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins III. S. 468. 479. —

[11] Zu S. 314. Urkunde der Gräfin Adelheid von Freiburg (Wittwe) vom 1. März 1239. „Acta sunt hec in Sindelstain Presentibus — — Rudolfo de Bondorf, quitunc in custodia habuit castrum de Sindelstain.“ Derselbe kommt auch 1244 mit Graf Heinrich von Freiburg (später Fürstenberg) als Zeuge vor. Fürstenberg. Urkundenbuch Nr. 400 u. 411.

[12] Zu S. 329. Siehe die 28te Anmerkung zum dritten Abschnitt.

[13] Zu S. 329. Des Regensburger Domherrn Konrad von Megenberg „Buch der Natur,“ mit Benützung älterer Schriften geschrieben um 1350. Herausgegeben 1861 von Franz Pfeiffer S. 326.

[14] Zu S. 330. „Das Fürstenbergische Wappen“ von Fürst K. Fr. von Hohenlohe S. 24. 1860. Als Manuscript gedruckt.

[15] Zu S. 336. Die Minnelieder von Hiltebold von Schwangau (sang um 1220) Nr. II. Hrsg. von Joh. Schrott 1871.

[16] Zu S. 336. Die gleichzeitige Chronik von Kolmar in deutscher Ausgabe von Dr. H. Pabst. Seite 130.

[17] Zu S. 336. „Die Veste Habsburg“ untersucht und beschrieben von G. H. Krieg von Hochfelden. Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich Bd. XI. Heft 5. — Ausgedehnter und fester als die Habsburg war die Kyburg, welche Rudolf im Jahr 1264 von einer Linie seines Hauses an sich gebracht, daher er und seine nächsten Nachkommen mehr auf letzterer gewohnt haben.

[18] Zu S. 340. Das Vorstehende über das angebliche Herkommen der Habsburger und den Bau der Habsburg nach der „Klingenberger Chronik“ aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, herausgegeben 1861 von Dr. Anton Henne. — Ueber den Bau der Burg und die Betheiligung eines Bischofs von Straßburg vom Geschlechte der Habsburger findet sich bei Herrgott Genealogia Aug. gentis Habsburgicae Tom. II, 107 folgende urkundliche Aufzeichnung: Anno 1027. „Ego Wernherus Strasburgensis Episcopus et castri quod dicitur Habesburg fundator, monasterium in patrimonio meo in loco qui Mure dicitur . . . construxi, cui predia . . . per manum germani fratris mei Lancelini, qui utpote milicie cingulo preditus defensor patrimonii mei extiterat, ... contradidi.“ —

Anmerkungen zum zwölften Abschnitt.

[1] Zu S. 341. „Anno domini MCCLIII comes Burkardus antiquus de Hohenberg fulmine interijt in crastino sancte Margarete, dum equitaret in campo.“ Martinus (Hermannus) Minorita. Handschrift der Stuttgarter öffentlichen Bibliothek Nr. 270. Fol. 59 b. Nach Crusius (Schwäbische Chronik III. 84) ereignete es sich bei Deckenpfronn (Oberamts Calw).

[2] Zu S. 341. Ein Baldwin von Giltelingen mit dem Prädikat nobilis, woraus indessen durchaus nicht auf einen Freiherrn im alten Sinne des Worts zu schließen ist, kommt am 20. Mai 1286 als Zeuge bei Graf Burkard von Hohenberg, dem Sohne des vom Blitze Erschlagenen, zu Bulach vor. Der Ort Gültlingen gehörte zur Hohenbergischen Herrschaft Wildberg. Siehe unsere Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg S. 576 und die Monumenta Hohenbergica zu obigem Jahr und Datum.

[3] Zu S. 341. Das Wappen des noch blühenden Geschlechts der Freiherren von Gültlingen.

[4] Zu S. 342. Zimmerische Chronik III. S. 355.

[5] Zu S. 342. Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben I. S. 148. E. Meier, deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche S. 261.

[6] Zu S. 343. Birlinger a. a. O. I. 195.

[7] Zu S. 344. Dieser von uns wiederholt eingeführte H. v. O. sowie der von uns sonst genannte Volkard von Owe sind unzweifelhaft Ahnherren des jetzt noch in Württemberg und Baiern blühenden Adelsgeschlechts „von Ow“, dessen Vorfahren im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert mit anderen ritterlichen Dienstmannen im Gefolge der Grafen von Hohenberg insbesondere unseres Helden und dessen Vaters und sonst als „Diener“ des Grafenhauses in geachteter Stellung wiederholt urkundlich genannt werden. Im Jahr 1681 wurden aber die Häupter der damals blühenden Linien des Hauses von Kaiser Leopold in den Reichsfreiherren-Stand erhoben. Die Stammburg des Geschlechts, von welcher noch ein ziemlich gut erhaltener runder Thurm, das ehemalige Ritterhaus, allerdings in moderner Gestalt, und einige Mauerreste vorhanden sind, stand in dem heutigen, ehedem befestigten Dorfe Obernau („obern Owe“), ganz in der Nähe von der alten Rotenburg, ist aber wie auch der Ort längst nicht mehr im Besitze der Herren von Ow. Obernau gehörte noch 1381 urkundlich zur Grafschaft Hohenberg, denn es wird in der Urkunde von dem genannten Jahr, mit welcher dieselbe an das Erzhaus Oestreich verkauft worden, mit anderen veräußerten Städten und Burgen als „Stättlin“ (d. h. befestigter Ort) zwischen Horb und Rotenburg aufgeführt, woraus denn unzweifelhaft hervorgeht, daß die Grafen von Hohenberg und ihre Rechtsnachfolger jedenfalls die Hauptbesitzer und eigentlichen Landesherren des Orts gewesen. Und nach der „Jurisdictions-Tabelle“ der vorderöstreichischen Grafschaft Hohenberg vom Jahr 1804 war noch damals „die feste Burg und das Schloß Obernau mit hoher Obrigkeit und übrigen Zugehörungen“ unbestritten österreichisches Lehen, insbesondere die Landeshoheit ein Mannlehen, welches der damalige Besitzer von Obernau, Freiherr von Raßler,

getragen, dessen Nachkommen noch im Besitze der Grundherrschaft sind. — Zu dem alten Stamme unserer schwäbischen Ritter von Owe gehörte sehr wahrscheinlich der Minnesänger Hartmann von Aue (todt um 1220), welcher sich im Gegensatz zu einem damals ausgestorbenen Freiherren-Geschlecht von Owe selbst als „einen Dienstmann von (ze) Ouwe" aufführt. Hierüber sowie über die Stellung der Ahnen der jetzigen Freiherren von Ow zu den Grafen von Hohenberg gibt, gestützt auf urkundliche Belege, unsere Schrift: „des Minnesängers Hartmann von Aue Stand, Heimat und Geschlecht (Tübingen, Fues 1874) S. 85—117 und 180—191 nähere Nachweise. Man vergleiche Bd. II. Abschn. 7.

[8] Zu S. 345 1377. „Vier juchart aggers die gehörent in den kilchensatz der kilchen zu Sulchen gelegen — obertalb an den toten weg." Mon. Hoh. nr. 640.

[9] Zu S. 347. Wir erinnern hiebei an die Stellung und das nicht selten ganz intime Verhältniß der Dienstmannen zu der Familie ihrer Herren, wie es Hartmann von Aue im Gregorjus V. 17—60 schildert. S. auch im ersten Abschnitt Bd. II. die Stellung der Hofbeamten zu der Herrenfamilie.

[10] Zu S. 350. Quellen und Hilfsmittel: Nibelungenlied: XVII. Aventiure. „Wie Kriemhilt ir man klagte unt wie man in begruop." — Probst, die Exequien. Nickel, römisches Brevier. Rituale Romanum. Breviarium Romanum. Moufang, officium divinum. Binterim, Denkwürdigkeiten der Christ-katholischen Kirche. Augusti, Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie. Rippel, die Schönheit der katholischen Kirche. Bock, Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters. „Carl Ferdinand Jungens hoch-fürstl. Brandenburg-Anolsbachischen Hoff- u. Regierungs- auch Consistorial-Raths und geheimen Archivarii Miscellaneen." Darin (Tom. I. S. 312 ff.) die Beschreibung der „Begencnüß" der Markgrafen von Brandenburg Friedrich I. († 1440), Johann († 1464), Friedrich II. († 1471) und Albrecht Achilles († 1486) ohne Zweifel auf Grund der Berichte von Zeitgenossen. Auch hatte Herr Repetent Dr. Zeller am hiesigen K. Wilhelmsstift, jetzt Pfarrer in Roggenzell, die Gefälligkeit, den Verfasser in Anstandsfällen zu berathen.

[11] Zu S. 351. Ir(en) töten truogen si hin
ze münster, dâ manz ambet (die Messe) tete
mit almuosen unde mit gebete.
dar nâch truogen si in ze grabe."
Hartmanns von Aue Ritter-Roman Iwein. Ausgabe von Fedor Bach S. 51. V. 1408 ff.

[12] Zu S. 352. Ein uralter Brauch.

[13] Zu S. 352. Die längst abgeschafften eigentlichen Vigilien. Vergl. die XVII. Aventiure des Nibelungenlieds.

[14] Zu S. 352. Von Venantius Fortunatus, Bischof von Poitiers † um 610. Aus dem Lateinischen verdeutschet.

[15] Zu S. 354. Dieser Graf Rudolf von Urach kommt von 1228—1246 in Urkunden vor. Er war wegen seiner Parteinahme für den Kaiser Friedrich II. in Bann gethan worden, 1241 aber gegen das Versprechen, er wolle von der kaiserlichen Partei ablassen, davon losgesprochen worden, hatte auch Geld erhalten. 1254 forderte ihn, „den Mönch Rudolf von Bebenhausen", Pabst Innocenz IV.

auf, die von seinem berühmten, aber damals längst gestorbenen Bruder Kuno, Kardinal-Bischof von Porto, beabsichtigte Stiftung eines Cisterzienser-Klosters in Güterstein bei Urach auszuführen. Vergl. Stälin, wirtemberg. Geschichte II. §. 26.

16 Zu S. 354. Noch unter des 1253 verstorbenen Grafen Burkards Sohne Albert, dem Helden unseres Bilderkreises, entzweiten Besitzstreitigkeiten (höchstwahrscheinlich wegen Haigerloch) die beiden Linien Zollern und Hohenberg. Siehe den ersten Abschnitt S. 4.

17 Zu S. 355. Die älteste auf uns gekommene urkundliche Nachricht von der Rotenburger Urbans-Gesellschaft ist allerdings erst vom Jahr 1438. Die Urkunde ist im Privatbesitz des resignirten Stadtschultheißen Orgeldinger in Rotenburg.

18 Zu S. 356. „Mit ûf kerter spitze
(die Spitze des Schildes nach Oben gekehrt):
daz lêrte in jâmmers witze
(daraus ersah er, daß der also daher Reitende in Trauer war).
diu wapen er rekande (erkannte)."

Wolframs von Eschenbach Parzival Ausgabe von K. Bartsch I. S. 90. V. 643 ff. So wurde noch bei dem Leichenbegängniß des Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg († 1486) dessen schwarzweiß quadrirter Zollerschild getragen. In Jungs Miscellaneen a. a. O. I. S. 339.

19 Zu S. 356. „Turnûs der wigant (Held)
ein kerzen truch (h)er an der hant,
ein wol brinnendez lieht,
— — — — — — —
Arme unde riche,
Die dâ mit im wâren
si giengen mit der bâren
und trugen an den handen
kerzen, die lieht branden."

Der Kamilla feierliches Begräbniß in Heinrichs von Veldecke Eneide (gedichtet im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts). Ausgabe von L. Ettmüller S. 250. V. 33 ff.

20 Zu S. 357. Dieselbe soll im Jahr 1220, nach andern 1250 gedichtet worden sein.

21 Zu S. 358. Epheukränze in den Sarg legen, das Grab mit Wein begießen und mit Blumen bestreuen, sind, wie in Beziehung auf erstere bereits bemerkt, alte Gebräuche; das Begießen mit Wein ist indeß schon im vierzehnten Jahrhundert abgekommen.

22 Zu S. 358. „Ein kriuze nach der marter site,
als uns Kristes tôt lôste,
liez man stôzen ime ze trôste
ze scherm der sêle überz grap."
— — — — — — —

In sinen helm, den adamas
ein epitafum ergraben was,
versigelt (befestigt) ufz kriuz obeme grabe."

Also thaten nach der Schilderung des fränkischen Minnesängers Wolfram von Eschenbach (Ende des zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrh.) die Waffengefährten eines gefallenen ritterlichen Helden. Ausgabe von K. Bartsch. Erster Theil S. 117.

[23] Zu S. 359. Unter den Wohlthätern des Klosters Bebenhausen wird auch „Domina Mechtilda comitissa de Rotenburg", die Gemahlin unseres 1253 gestorbenen Grafen Burkard, aufgeführt.

[24] Zu S. 359. Der schwäbische Graf Gotfried von Zimmern († 1554) verordnete vor seinem Abscheiden, daß die „in funere virorum illustrium gebreuchlichen convivia oder Banketten" nach seinem Tode nicht gehalten werden sollten „insonderheit damit sich weder priester noch andere seins absterbens von wegen des az (der Mahlzeit) erfrewen mögten." Zimmerische Chronik IV. S. 265.

[25] Zu S. 359. Beim Todtenmahl des ebengenannten Grafen von Zimmern, welches troz dessen Verbots doch abgehalten worden, gieng es nicht so anständig her, und auf dem Heimweg machte ein Theil der Gesellschaft einen gewaltigen Spektakel. Ein „Pfaffe" und ein reisiger Knecht eines der Herren geriethen so scharf an einander, daß jener von diesem „durch das maul gehauen und gestochen" wurde und in Folge hievon „hinfüro nit mer celebriren" konnte. Zimmerische Chronik IV. S. 266.

Personen-, Orts- und Sach-Register.

Abkürzungen: S. (Seite), G. B. (Großherzogthum Baden), K. W. O.A. (Königl. Württ. Oberamt), K. Pr. (Königlich-Preußisch).

A.

B.

C.

D.

T.

U.

V.

W.

Z.



